This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Sci 85.49

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
13 Sept., 1878.

Anal.

Deutsche

Zeit- und Streit-Fragen.

In Verbindung mit

Prof. Dr. **Klnckhohn**, Redacteur **A. Lammers**,
Prof. Dr. **J. B. Meyer** und Prof. Dr. **Paul Schmidt**

herausgegeben von

Franz von Holtzendorff.

Jahrgang VI.
Heft 81—96.

Berlin SW. 1877.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

~~Smith~~
Sci 85.49

1878. Sept. 13.
Minot Lund.

Inhalts-Verzeichniss des VI. Jahrganges.

Heft		Seite
81.	Kaufmann, Georg, Der Kampf der französischen und deutschen Schulorganisation und seine neueste Phase in Elsaß-Lothringen	1— 48
82.	Naumann, Emil, Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft	49— 84
83/84.	Charikles, Türkische Skizzen in Briefen an eine Freundin 1876	85—154
85.	Baron, J., Angriffe auf das Erbrecht	155—194
86/87.	Fischer, Karl, Volks-Gesundheitspflege und Schule	195—258
88.	Hönes, Christian, Die Reformbewegung des Brahmosomadsch in Indien als Schranke des Missionswesens	259—290
89.	Schneider, Joh. Phil., Zur Währungsfrage. Eine Entgegnung auf das Buch des Herrn Dr. Theodor Hertzka „Währung und Handel"	291—342
90.	Grimm, Eduard, Die Lehre über Buddha und das Dogma von Jesus Christus	343—374
91.	Conrad, J., Ueber das Steigen der Lebensansprüche	375—410
92.	Kirchner, Friedrich, Der Mangel eines allgemeinen Moralprinzips in unserer Zeit	411—466
93.	Wernich, A., Ueber Ausbreitung und Bedeutung der neuen Culturbestrebungen in Japan	467—498

Heft		Seite
	94. Heinze, Kanäle und Sammelbecken	499—530
	95. Wagner, Adolph, Unsere Münzreform	531—562
	96. Scheel, v. H., Eigenthum und Erbrecht	563—594

Ich bitte zu beachten, daß die Seiten der Hefte eine doppelte Paginirung haben: oben die Seitenzahl des einzelnen Heftes, unten — und zwar eingeklammert — die fortlaufende Seitenzahl des Jahrganges.

Der Kampf

der

französischen und deutschen Schulorganisation

und

seine neueste Phase in Elsaß-Lothringen

von

Dr. Georg Kaufmann,
Oberlehrer am kaiserl. Lyceum zu Straßburg im Elsaß.

Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Die heutige französische Schule ruht auf einer Stiftung Napoleons I, der sie nach den Experimenten der Revolution in einem unendlichen Chaos vorfand. Er schuf die Universität, eine Corporation, welche das ganze Gebiet des öffentlichen Unterrichtswesen umfassen und im Auftrag des Staats beherrschen sollte. Diese Corporation ist also ganz verschieden von dem, was wir eine Universität nennen, sie ist eine Nachbildung der pädagogischen Herrschaft des Jesuitenordens. „Se. Majestät," ließ Napoleon verkünden, „hat die Universität als Corporation gestiftet, weil eine Corporation nie ausstirbt, weil in ihr die Organisation und der Geist sich fortpflanzen." . . „Se. Majestät wollte in einem Staate von 40 Millionen ausführen, was Sparta und Athen besessen haben, was die religiösen Orden versucht, aber nur unvollkommen erreicht haben." Der Orden, an den hier vorzugsweise zu denken ist, ist der Jesuitenorden, der nach langem Kampfe die Schule Frankreichs in seine Gewalt bekam und ihr die Spuren seiner Herrschaft für immer eingedrückt hat. Fr. Thiersch, einer der besten Kenner, nennt deshalb die Universität Napoleons „die Entwicklung des jesuitischen Princips, des einzigen, das Frankreich noch kannte." Dies ist nicht so zu verstehen, daß die Lehrbücher und der Lehrplan ganz die gleichen wären wie einst in den Jesuitenschulen — diese hatten nicht einmal aller Orten und zu allen Zeiten die gleiche Einrichtung. Das Collége Louis le Grand war weit verschieden von der Masse elender Anstalten, die nach

Jacobi Gretseri institutiones lehrten[1]), daß im Griechischen auch Verba einen Comparativ und Superlativ hätten wie δεύω relinquo, δεύτερος, δεύτατος. Auf den Lehrplan der heutigen französischen Schule haben, abgesehen von der alten mittelalterlichen Schule, außer den Jesuiten auch ihre Gegner von Port Royal, dann der ehrwürdige Rollin und endlich die Bedürfnisse der Gesellschaft und des Staates der letzten beiden Jahrhunderte eingewirkt. Die Aehnlichkeit mit der Jesuitenschule ist vorzugsweise in dem Grundsatz zu suchen, daß die Lehrer völlig abhängig sind, daß sie nichts als Werkzeuge sind dort des Staats, hier des Ordens.

An der Spitze der Anstalt steht der Proviseur mit einem Stellvertreter, dem Censeur. Der Proviseur allein hat die Stellung zu den Schülern, die wir Deutschen jedem Lehrer geben. Er allein hat die Gewalt und die Disciplin, die er durch seinen Stellvertreter, den Censeur, ausübt: aber er unterrichtet nicht. Den Unterricht haben die Professeurs und die maîtres d'études, d. h. die Aufseher der regelmäßig mit den Anstalten verbundenen Internate, welche die in der Classe aufgegebenen Pensa mit den Schülern in den Arbeitsstunden durchgehen, das Gelernte überhören und in das dazu bestimmte Heft die Note einschreiben. Denn die meisten Schüler leben in den Internaten oder den ähnlich eingerichteten Privatpensionaten — wie einst hinter den Klostermauern der geistlichen Orden — wo sie zunächst und vorzugsweise unter dem Einflusse der maîtres d'études stehen, welche jedoch zu einer einfachen Polizeirolle verurtheilt sind. An den französischen Anstalten herrscht deshalb äußerliche Ordnung, kleinliche Beaufsichtigung. Die besten Triebfedern sind gelähmt, so mußte man künstliche schaffen, und die Jesuiten wie die Franzosen haben sie in dem übertriebenen Ehrgeiz gefunden, der schon die Jugend zum Schauspieler macht. Das System gipfelt in der großen Preisvertheilung in Paris, die schon lange von den erleuchtetsten Franzosen für einen Krebsschaden der Schule erklärt ist, die aber nicht abgeschafft werden konnte, weil sie zu eng mit dem System zusam-

menhängt. Der Wetteifer der Schulen im Concours zu siegen führt zur einseitigen Ausbildung der für ein Fach besonders begabten Schüler und zur Ueberarbeitung der Unglücklichen, zugleich zur Vernachlässigung der großen Masse, der queue, die nur weitergeschoben wird. Aber der Concours ist nur ein Symptom des Uebels, nicht seine Quelle — die Quelle ist die falsche Stellung der Lehrer, und die Lüge, die darin liegt, daß man die Mittheilung von Geist und Leben reguliren will wie die Vertheilung von todtem Stoff.

Wie die Lehrer nur Lehrgehülfen des Proviseur, so ist dieser wieder völlig abhängig von der Centralbehörde.

Nun haben an der Spitze derselben vielfach die ausgezeichnetsten Männer gestanden und doch, was war das Ergebnis?

Ich will Thiersch sprechen lassen. Seine Beobachtungen und Schilderungen sind zwar schon fast 40 Jahre alt (Ueber den gegenwärtigen Stand des öffentlichen Unterrichts. 3 Bd. 1838), aber die Einrichtungen sind seitdem nicht wesentlich geändert, und auf sein Urtheil ist ein vorzüglicher Werth zu legen, denn Thiersch war ein Mann der schärfsten Beobachtungsgabe und des sicheren Urtheils, dabei im vollen Besitz des Materials.

In Paris verkehrte er mit Guizot und dessen Freunden, als dort die Unterrichtsfrage Tagesfrage war, und in den Kammern, in der Presse, im Gespräch alle Licht- und Schattenseiten des herrschenden Systems aufgesucht und beurtheilt wurden. Thiersch hat ferner einzelne Anstalten besucht, und sein Buch zeigt, wie er sich mit dem Größten und Kleinsten bekannt machte. Sein Urtheil ist dabei ganz unbefangen, aber es ist so hart wie möglich. Er sagt: „Durch das künstlich in Stockwerken übereinander gethürmte Druckwerk der Universität" wird jede freie Geistesthätigkeit ertödtet. „Es ließe sich erwarten, daß bessere Lehrer diese Schranken durchbrächen . . . indes einem solchen Beginnen widerstrebt die Unterordnung jeder Anstalt unter den allgemeinen Schematismus des öffentlichen Unterrichts in den Colleges" . . . . Dazu bewirkt

die unsichere Lage der Lehrer, daß „wenig auf die Zeitigung der Talente, welche so gestellt und behandelt werden, und auf ihren Eifer und Widmung zu rechnen ist." S. 93.

Aehnlich urtheilt L. Hahn, der 10 Jahre später bei einem mehrjährigen Aufenthalt in Paris das französische Schulwesen in einem ausführlichen Werke beschrieb, das nach Michel Bréal[2]) quoique déjà ancien est encore d'une entière justesse.

Jede Seite ist ein Zeuge seines unpartheiischen, ruhig abwägenden Urtheils, aber er sieht sich durch die Thatsachen gezwungen, das Princip der französischen Schule völlig zu verwerfen. Er spricht deshalb in der Vorrede die Hoffnung aus, daß seine Schilderung „durch den Aufschluß über die darin schon zu Tage liegenden Resultate mancher sich in Deutschland erst versuchenden Tendenzen in Methode und Leitung des öffentlichen Unterrichts" von diesen Tendenzen abschrecken werde.

Viele tüchtige Franzosen urtheilen ebenso. Aeltere Urtheile hat Hahn angeführt und in der jüngsten Zeit ist ein wahrer Wetteifer erwacht, das höhere Unterrichtswesen zu reformiren. Die Séances et Travaux de l'Académie des sciences morales et politiques enthalten in dem einen Jahrgang 1873, den ich zufällig herausgreife, drei große Abhandlungen und ein langes Protokoll über eine lebhafte Debatte der Academie über pädagogische Fragen, dazu noch mehrere kürzere Erwähnungen von Büchern, und eine Preisaufgabe.

Ausführlich schildert der eine dieser Aufsätze von C. Hippeau[3]) die deutsche Schule und fordert völlige Aenderung des französischen Systems. Er will die Internate abschaffen und das Hauptgewicht auf den Unterricht in der Klasse legen. Er widerholt die alte Klage, daß die französischen Anstalten im besten Falle nur Kenntnisse mittheilen und Fertigkeiten, aber nicht den Trieb nach wahrer Erkenntnis wecken und keine Charaktere bilden: aber er hat auch erkannt, daß die falsche Methode und die äußerliche Disciplin nicht den Lehrern zur Last fällt, sondern ihrer Stellung.

Man hat sie zu Unteroffizieren gemacht, so müssen sie auch drillen. Darum will Hippeau die Lehrer befreien von der Bevormundung der Behörden und ihnen durch Conferenzen nach deutschem Muster Antheil an der Leitung der Anstalt gewähren à augmenter leur indépendance et à éveiller chez eux l'esprit d'initiative que jusqu'à présent l'administration centrale semblait avoir pris à tâche d'étouffer. T. 100 p. 127 Note.

Die deutsche Schule ist ihrer Geschichte wie ihrem Wesen nach der Gegensatz dieser französischen Schule.

Einmal ist sie ein Kind des protestantischen Geistes der selbstständigen Forschung und zweitens nicht eine Schöpfung aus einer Hand. Im Reformationszeitalter war das Bedürfnis erwacht, einen möglichst großen Theil der Bevölkerung zu befähigen, den religiösen Kampf zu verstehen und ihre Ueberzeugung zu vertheidigen. So entstanden aller Orten Lateinschulen, in manchen Gegenden in Ueberzahl. In dem alten Herzogthum Würtemberg, etwas mehr als ein Drittel des heutigen Königreichs, waren 72 — jeder Ort, der sich über das Dorf erhob, hatte eine solche. Knaben mit nackten Füßen lasen den Caesar. Im Laufe des vorigen und vor allem dieses Jahrhunderts hat dann die Oberaufsicht des Staates diese mannigfaltigen Anstalten einander je mehr und mehr gleich gemacht. In Preußen ist der berühmte Normalplan geschaffen, es sind die Instruktionen für die Directoren ausgearbeitet, die Directorenconferenzen eingeführt, Lehrbücher verbannt, empfohlen, octroyirt: Strafmittel, Ferienordnung nichts ist von dieser Aufsicht unberührt geblieben.

Die Mannigfaltigkeit der Vorzeit war vielfach in Unordnung und Elend ausgeartet — die Reform war nothwendig und segensreich. So hatte der Geschichtslehrer in Pforta 1809 die Geschichte des Orient sbegonnen und war langsam weitergehend durch die alte Geschichte zum Mittelalter 1820 erst bis zu Heinrich II gekommen.

Aber in der Regellosigkeit war ein hohes Gut erwachsen, mit den Mängeln derselben gewissermaßen erkauft: die Vorstellung, daß jede Schule ein eigenartiges Ganze sei, ein selbständiges Leben in sich erzeugen und leben müsse.

Der echte Büreaukrat wird vielleicht lächeln über diesen unbestimmten Begriff, mit dem er keine Vorstellung zu verbinden weiß, aber das liegt nur an dem engen Kreise seiner Vorstellungen. Wie lebendig weht der Geist der alten Pforta noch in den Rückerinnerungen, die Ranke 50 Jahre nach seiner Schülerzeit niederschrieb!

Die Reformen des Staates haben diese Vorstellung von der Schule nicht stören wollen. Sie sollte das Ideal bleiben und sie ist es geblieben. In der Generation von Schulmännern, der ich angehöre, lebt es noch. Es lebt auch noch in den Erlassen, welche gegenwärtig die gesetzliche Grundlage des Schulwesens vertreten. „Ich will keine uniformirten Schulen," sagte der Minister von Altenstein 1832 zu Ranke, zur Zeit da sich die jetzt geltenden Ordnungen durchsetzten, und in den Betrachtungen, welche Wiese seiner officiellen Sammlung jener Verordnungen und Gesetze[4]) vorausschickt und in welchen er den Geist derselben zu charakterisiren sucht, sagt er: „Gewiß, das Beste in der Schule geschieht ohne gesetzliche Vorschrift; auch weist in Wirklichkeit die Mehrzahl der erlassenen Verfügungen vielmehr auf Ziele und Schranken hin, als daß sie das Thun des Lehrers innerhalb dieser und für den Weg zum Ziel im einzelnen zu normiren beabsichtigen." „Lehren bleibt eine freie Kunst, und Erziehen eine Bethätigung von Liebe und Weisheit: für das eine wie für das andere hat Gott dem deutschen Volke besondere Gaben verliehen. Das Schulregiment kann ihre Entfaltung zu freier Wirksamkeit nicht verkümmern wollen. Wer näher zusieht wird finden: es ist kein Director in Preußen, wenn er anders nach pädagogischem Beruf und wissenschaftlichem Geist wirklich ein Director ist, der durch die bestehenden Anordnungen und Gesetze oder durch die Aufsichtsbehörden ver-

hindert wäre, aus der ihm anvertrauten Schule, falls sonst alle Bedingungen vorhanden sind, das zu machen, was sie ihrer Idee nach sein soll."

Das sind vortreffliche Worte und unzweideutig. Sie sind von dem Manne gesprochen, in dessen Hand lange Jahre und bis in die neueste Zeit die eigentliche Leitung des höheren Schulwesens in Preußen lag, und sie sind an der wichtigsten Stelle gesprochen, in den einleitenden Worten, welche den Leser vorbereiten sollen zum richtigen Verständnis der geltenden Gesetze und Verordnungen. Im Zweifel muß man also die Worte dieser Gesetze und Verordnungen nach jenen Grundsätzen erläutern.

Allein eine Idee ist eine zarte Sache, und der aufgeklärte, oder je nach dem Wechsel der Zeit auch nicht aufgeklärte Despotismus hat eine rücksichtslose Hand. Und der Despotismus hat diese Reformen vollzogen und herrscht noch auf dem Gebiete des Schulwesens — der Constitutionalismus hat seine schützende Hand noch nicht bis dahin erstreckt. Wir haben noch kein Unterrichtsgesetz. Jeder Schulrath, resp. jeder Minister erläßt Verordnungen, welche die Befugnisse und die Stellung der Lehrer wie die Einrichtungen der Schule wesentlich ändern. Ich werde zu erzählen haben, wie gewaltthätig bisweilen mit der Schule experimentirt ist, doch werde ich zunächst den thatsächlichen Zustand auseinander setzen und zwar mit der Beschränkung auf Preußen, da die preußischen Einrichtungen in letzter Zeit auch für die anderen Staaten mehr oder weniger maßgebend sind oder werden.

Die Selbständigkeit der Schule muß nach zwei Seiten hin zum Ausdruck kommen: in der Stellung des Directors zur Oberbehörde, und in der Stellung der Lehrer zum Director. „Der Director ist für die Gesammtwohlfahrt der ihm anvertrauten Anstalt verantwortlich. Er hat daher die Verpflichtung, allen Schaden von derselben abzuwenden, Vortheil derselben zuzuwenden oder doch die Aufmerksamkeit der Behörde darauf zu richten." So be-

schreibt die Instruction für Westphalen vom 26. Juli 1856 die Stellung des Directors und in ähnlicher Weise die Instructionen für die anderen Provinzen. Sie unterscheiden in dem Directorat eine zweifache Function. Einmal ist er das Organ der Staatsregierung und zweitens erstes und vorsitzendes Mitglied des Lehrercollegiums und damit Repräsentant der Schule gegenüber der Regierung. In mannigfachen Wendungen sagen die Instructionen, daß der Director die Anstalt mit seinem Geist erfüllen soll, oder wie Wiese sich ausdrückt, aus der ihm anvertrauten Schule das machen, was sie ihrer Idee nach sein soll. Er hat deshalb die Lehrpläne zu entwerfen, die Lehrkräfte zu vertheilen u. s. f. Seine wichtigste Thätigkeit aber bleibt, durch seine Persönlichkeit die Lehrer zu einem kräftigen Zusammenwirken anzuregen. Man sieht, es wird von dem Director erwartet, daß er nicht blos Organ der Regierung ist, als „Organ" kann er seine wichtigste Aufgabe nicht erfüllen, nur als Mann und Charakter. Als „Organ" kann er die Schule nicht mit seinem „Geist" erfüllen, sondern höchstens mit der befohlenen Phrase. Und mit der lassen sich nur die leeren, oder die schändlich klugen Geister des Collegiums erfüllen. Ich erinnere an Döderlein, Thiersch, Roth, oder um jeden Verdacht eines Mangels an preußischer Subordination auszuschließen an zwei Hauptvertreter der modernen preußischen Schule, an Spilleke und Heiland; wie selbstständig und persönlich faßten sie ihre Aufgabe, wie unmöglich ist es, ihre Thätigkeit mit dem Begriff eines Organs der vorgesetzten Behörde zu umspannen. „Die Aufgabe der Direktion eines Gymnasiums," sagt deshalb auch L. Wiese in seinem Leben Spilleke's S. 67, „kann in ihrer Idee nur Eine und dieselbe sein; ihre Verwirklichung wird aber überall die Persönlichkeit des Leitenden wiederspiegeln und durch sie erst individuelle und wirksame Lebenskraft gewinnen. Die Unselbstständigkeit, bei der der Director nichts ist oder sein will, als ein Organ der höheren Behörde und ein Repräsentant des Gesetzes, ist für keine Schule ein Glück."

So hoch stellt die Tradition der deutschen Schule und stellen die in Preußen geltenden Instructionen den Director.

Aber freilich ist diese seine Stellung schlecht geschützt. Den Eingriffen der vorgesetzten Behörde steht Thor und Thür offen. Zu dem Verbot von Misbräuchen gesellt sich leicht das Gebot der dem Schulrath persönlich zusagenden Methode, die Aufsicht wird zur Leitung.

Es liegt nun einmal im Wesen der Gewalt, daß sie ihre Grenzen zu erweitern sucht. Und damit die Herrschsucht keine Gewissensbisse empfinde, darf sie sich hier in das Gewand der Pflicht kleiden.

Dazu kommt noch ein anderes Motiv. Wer sind die Schulräthe? Ehemalige Lehrer und Directoren und regelmäßig solche, die als Lehrer sich in gewisser Weise auszeichneten, die mit Lust und Liebe unterrichteten. Aus dieser Thätigkeit, welche sie täglich in erfrischende Wechselwirkung setzte mit werdenden Geistern, die ihre ersten Flügelschläge wagen, mit Gemüthern, die ihre Ideale noch in tausend Größen verkörpert sehen und so den Mann stärken, der sie nur festhält mit „der gewissen Zuversicht des das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht sieht" — aus dieser Thätigkeit heraus sind sie unter die Acten gesetzt, in den Kampf der gegründeten und nicht gegründeten Ansprüche, in die Verleumdungen und Vertheidigungen. — Nun kommen sie bei der Revision in eine Schule, sehen Mängel, wissen daß sie es besser machen können — da erwacht in ihnen die alte Liebe, sie vergessen, daß sie der Natur der Sache nach bei ihren kurzen und seltenen Besuchen nur die Befolgung der allgemeinsten Vorschriften und Grundsätze beaufsichtigen, daß sie aber den Lehrern ihre Methode nicht geben können und daß ihre Beobachtungen zu kurz sind, um sicher zu sein.[5])

So wirkt mancherlei zusammen, daß gerade die tüchtigsten und eifrigsten Schulräthe leicht der Versuchung erliegen zu leiten, statt zu beaufsichtigen. Und das wird so bleiben, bis ihrer Ein-

mischung für eine ganze Reihe von Punkten durch das Gesetz dauernde Schranken gezogen und so die Rechte der Directoren, beziehungsweise der Lehrerconferenzen gesichert sind.

Gegenwärtig ist deshalb die Selbständigkeit der Directoren thatsächlich eine sehr verschiedene.

Schroffe Charaktere, zumal wenn sie Directoren altberühmter, durch Stiftungen und reiche Gemeinden wirthschaftlich vom Staat unabhängig gestellter Anstalten sind, deren Tradition noch von einer viel größeren Unabhängigkeit erzählt, haben immer noch die Leitung der Anstalt selbst in der Hand gehabt und die Aufsicht des Schulraths nicht mehr werden lassen, als sie sein soll. Aber es muß ein ganzer Mann sein, der das fertig bringt. Da werden ihm Lehrer geschickt, die er nicht wollte, Lehrer wegberufen, die er nicht entbehren konnte, Lehrer durch Zurücksetzung verbittert, Lehrbücher, Aenderungen im Lehrplan, Grundsätze über Strafen und Disciplin octroyirt, die Feier von Festen verboten oder befohlen 2c. Neuerdings sind die Directorenconferenzen eingerichtet, zu denen sich die Directoren aller Gymnasien und Realschulen einer Provinz von 3 zu 3 Jahren versammeln. Ihre Beschlüsse haben keine Gesetzeskraft, aber doch ein großes Gewicht und sie bilden eine wichtige Stütze der Selbständigkeit der Directoren, gegenüber der Provincialverwaltung, so lange wenigstens der preußische Grundsatz bestehen bleibt, daß ein Director nur auf Grund eines förmlichen Disciplinarverfahrens entlassen und nicht ad nutum des Ober-Präsidenten resp. des Schulraths auf Wartegeld gesetzt werden kann.

Am längsten bestehen die Versammlungen in Westfalen, wo sie seit dem Jahre 1823 ziemlich regelmäßig alle drei Jahre zusammengetreten sind, in den anderen Provinzen sind sie nur einzeln gehalten, bis neuerdings auch hier Regelmäßigkeit eingeführt ist. Die Conferenzen haben alle Zweige des Schulwesens behandelt, darunter auch die rechtliche Stellung der Directoren und Lehrer. Es geschah dies auf der 12. (1854) und 13. (1857) westfälischen

Conferenz[6]). Die Beschlüsse sind der Regierung eingereicht, und diese hat darauf die Instruction für die Directoren der Provinz vom 26. Juli 1856 (Wiese II, 158) und viele Jahre später 1863 und 1868 die für die Ordinarien und Lehrer erlassen. In wie weit dabei die Beschlüsse der Conferenz berücksichtigt sind, läßt sich nicht sagen, da man nicht für thunlich gehalten hat, die Protocolle über die Berathung abzudrucken, aber es ist schon wichtig, daß ein Organ geschaffen ist, durch das die Lehrer amtlich ihre Meinung über Organisationsfragen vortragen können.

Eine große Gefahr erwächst dagegen der Selbständigkeit des Directors in neuester Zeit aus einer scheinbaren Steigerung seiner Gewalt. Diese Steigerung wird versucht auf Kosten der Selbständigkeit der Lehrer, deren Verhältnis zu dem Director von den geltenden Instructionen folgendermaßen normirt wird.

Die Instruction für die Directoren in Schlesien vom Jahre 1867 sagt: „Der Direktor ist erstes und vorsitzendes Mitglied des Lehrercollegiums" Wiese II, 148. Ebenso die Instruction für Westfalen von 1856 Wiese II, 159. Aehnlich sagt die Instruction für die Rheinprovinz von 1867 Wiese II, 169: „Er, (der Director) ist Vorsteher des Lehrercollegiums und Vorgesetzter jedes einzelnen Lehrers". Die für Hannover von 1873 sagt: „Der Director ist vorsitzendes Mitglied des Lehrercollegiums und der nächste Dienstvorgesetzte sämmtlicher an der Anstalt unterrichtenden Lehrer". Wiese II, 176.

Aus dieser Stellung des Directors ergiebt sich, daß die Verantwortlichkeit für die Schule, welche ihm die Instructionen zuschreiben, auch nur die Verantwortlichkeit des Leiters und nicht die des Commandirenden ist.

Besonders scharf tritt das dadurch hervor, daß einige Instructionen mit dieser Verantwortlichkeit des Directors für die ganze Schule, die des Klassenlehrers für seine Klasse vergleichen. „Was der Director für die ganze Anstalt, soll der Ordinarius für die seiner besonderen Obhut und Leitung anvertraute Klasse sein".

Instruction für Posen 1868 Wiese II, 203. Aehnlich die für Preußen von 1867. Die für Sachsen von 1867 Wiese II, 209 sagt: Der Ordinarius ist „für den sittlichen Geist und den wissenschaftlichen Standpunkt seiner Klasse zunächst verantwortlich". Nun ist der Ordinarius in keiner Weise der Vorgesetzte der anderen Lehrer seiner Klasse; er kann sogar an Dienstjahren und Rang unter einigen derselben stehn.

Wenn die Instructionen trotzdem seine Verantwortung für die Klasse mit der Verantwortung des Directors für die Anstalt vergleichen, so bekunden sie deutlich, daß sie diese Verantwortung des Directors nicht aus seiner dienstlich höheren Stellung ableiten. Sie bekunden, daß die Verantwortung des Directors die Verantwortlichkeit der Lehrer nicht aufhebt, sondern sie einschließt. In der Instruction über die Schülerbibliotheken heißt es auch geradezu: „das Lehrercollegium trägt die Verantwortlichkeit" Wiese I, 173.

Ich vermeide es absichtlich, daran zu erinnern, daß die Natur der Sache eine andere Verantwortlichkeit verbietet.

Freilich ist es richtig, daß der Director regelmäßig nicht einmal im Stande sein wird, die Methode und die Leistungen aller seiner Lehrer zu beurtheilen, geschweige denn sie zu bessern und anzuleiten. Gute Griechen werden nur ausnahmsweise zugleich auch gute Mathematiker sein. Aber die Natur der Sache ist kein Grund für das gesetzliche Bestehen einer Ordnung. Die Natur der Sache ist den maßgebenden Personen oft ganz fremd.

Darin liegt ja das Geheimnis für die Kaltblütigkeit eines büreaukratischen Regiments.

Aber folgendes ist zu beachten. Mittelmäßige Leistungen der Schüler nehmen die Directoren gewiß nicht auf sich, wenn sie wissen, daß die und die Lehrer die Schuld tragen, welche sie nicht berufen haben und welche doch auch nicht gerade so grobe Verstöße machten, daß der Director zu einem Antrag auf Abhülfe berechtigt oder verpflichtet gewesen wäre. Der Director kann viel

thun durch Beispiel, Anregung, kluge Benutzung der Lehrkräfte — aber das hat seine Grenzen.

Es ergiebt sich: Nimmt man die Verantwortung von dem Lehrercollegium, um sie dem Director allein zuzuweisen, so fällt sie auch weiter zurück auf den Schulrath, der ihm die Lehrer schickte, und wird dadurch inhaltlos.

Praktische Anwendung findet diese Auffassung der Verantwortlichkeit des Directors in der bestehenden Einrichtung der Lehrerconferenzen und den geltenden Instructionen über dieselben. Gewisse Zweige der Schulverwaltung werden der Natur der Sache und den geltenden Bestimmungen gemäß von dem Director allein geregelt, darunter auch die für die Lehrer höchst wichtige Bestimmung der Vertheilung des Lehrplans und der Lehrstunden. Ob ein Lehrer das Latein in der Prima oder Sexta, ob er das Maximum der Stunden zu geben hat oder weniger und zu welcher Zeit, das bestimmt der Diretcor unter Berücksichtigung der Verhältnisse und der Wünsche, aber die Disziplin, die Versetzung der Schüler und die Verleihung der Zeugnisse unterliegen der Conferenz. Sie ist der Souverän, der Director ihr Repräsentant — die Conferenz kann nichts ohne den Director, und der Director nichts ohne die Conferenz. Es ist der alte Grundsatz der deutschen Monarchie, der hier wieder zum Ausdruck gekommen ist. Die Instructionen der verschiedenen Provinzen sind darin einig. Sie drücken es verschieden aus, sachlich aber ist kein Unterschied. Genau wird bestimmt, daß alle ordentlichen Lehrer Stimme haben, die Probecandidaten 2c. nur in gewissen Fällen, genau ist bestimmt, daß der dem Rang nach jüngste Lehrer zuerst, der älteste, resp. der Director zuletzt stimmen soll, genau ist bestimmt, daß bei Stimmengleichheit der Director die Entscheidung hat: „falls der Director von einem Beschluß der Mehrheit einen wesentlichen Nachtheil besorgt, so ist er befugt, die Ausführung dieses Beschlusses bis nach eingegangener Entscheidung des k. Provincial-Schulcollegiums auszusetzen, an welches er sofort unter Einreichung des Protokolls

zu berichten hat". So die Instruction für Preußen von 1867, Wiese II, 119, so die für Brandenburg von 1868, die für Pommern von 1867, für Posen von 1868, für Sachsen von 1867, für Hannover von 1873, für Westfalen von 1856, und die von dem Provinzial-Schulcollegium zu Kiel erlassene Conferenzordnung vom 12. Februar 1872. Abweichend ist nur die Instruction für die Directoren der Rheinprovinz, Wiese II, 169: „Ueber die Verhandlungen in den allgemeinen und den Specialconferenzen ist ein Protokoll zu führen. Den Protokollführer bestimmt der Director, sofern er nicht vorzieht, dasselbe ganz oder theilweise dem jüngsten Lehrer zu dictiren. Das Protokoll wird von sämmtlichen in der Conferenz anwesenden Lehrern unterschrieben. Die Entscheidung über die nach Berathung in den Conferenzen zu treffenden Anordnungen steht dem Director zu, welcher die Conferenz von derselben in Kenntniß setzt. Ist die Mehrheit der ordentlichen Lehrer wegen einer solchen Anordnung anderer Ansicht als der Director, so hat er ihr zu gestatten, diese Ansicht im Protokoll auszusprechen und zu begründen, und wenn die Mehrheit es verlangt, den betreffenden Theil des Protokolls mit seinem Bericht dem K. Provinzial-Schulcollegium vorzulegen und bis zu dessen Entscheidung der zu treffenden Anordnung Anstand zu geben. Diese Entscheidung hat er jedesmal einzuholen, wenn er wegen Ausschließung eines Schülers entgegengesetzter Ansicht mit der Mehrheit der ordentlichen Lehrer ist".

Diese Conferenzordnung steht im Widerspruch mit allen anderen, im Widerspruch auch mit der für die Rheinprovinz erlassenen und bisher durch keine andere ersetzten, also noch heute gültigen Verordnung vom 12. Januar 1836, welche bestimmt, daß das consilium abeundi (die stille Entfernung) sowie die Ausstoßung eines Schülers aus der Anstalt von der Lehrerconferenz beschlossen werden muß und daß „der Director den Angehörigen den desfallsigen Conferenzbeschluß mittheilt", Wiese I. 166. Jene Conferenzordnung von 1867 ist denn auch auf dem Papier stehen geblieben.

In den Schulen zu Cöln, Coblenz, Bonn, Münstereifel, Barmen, Elberfeld, Duisburg, Ruhrort, kurz an allen rheinischen Anstalten, über welche ich Nachrichten erhalten konnte, sind nach wie vor Conferenzbeschlüsse gefaßt. Sie ist auch von den später erlassenen Instruktionen für Posen, Schleswig-Holstein und Hannover ignorirt und endlich durch die für ganz Preußen erlassene Militär-Ersatzinstruction vom 26. März 1868 sowie durch die Verfügung des Preußischen Ministeriums vom 8. Januar 1875 Wiese I, 225 auch im Princip aufgehoben. Jene Instruction fordert nämlich: „Die Zeugnisse hierüber (über den erfolgreichen Besuch der Secunda) müssen von der Lehrerconferenz ausgestellt sein". Es heißt hier nicht „in" der Lehrerconferenz, das könnte man allenfalls so auslegen, als habe sie nur eine berathende Stimme, es heißt ausdrücklich „von" der Lehrerconferenz. Dem entspricht, daß die Unterschrift lauten muß: „Director und Lehrercollegium". Darunter dann die Namen des Directors und des Ordinarius der Klasse, welche den Beschluß der Lehrerconferenz vollziehen. Wiese I, 236.

Gleich unzweideutig ist die angezogene Ministerialverfügung vom 8. Januar 1875. Sie fordert, daß in allen Fällen, wo das Abgangszeugniß dem betreffenden Schüler zugleich die Reife für eine höhere Klasse attestiren soll, nicht der Director oder Klassen-Ordinarius das Zeugniß ausstellen darf, sondern die Lehrerconferenz. Maßgebend soll sein § 19 der Directoreninstruction vom 22. Januar 1868 für Brandenburg: „Die Versetzung selbst wird in der Conferenz festgestellt und steht für dieselbe jedem stimmberechtigten Lehrer der Klasse ein Votum zu — jedoch gebührt dem Director in zweifelhaften Fällen auf seine Verantwortlichkeit die Entscheidung".

Nach diesem Paragraphen muß in allen Schulen Preußens und also auch im Rheinlande verfahren werden.

Kurz, die Verordnung von 1867 hat den rheinischen Schulen das Beschlußrecht der Lehrerconferenz nicht nehmen können; es besteht nach wie vor.

Im Vorstehenden ist zur Genüge erwiesen, daß die Ausstellung der Zeugnisse und die Versetzung in die höhere Klasse in ganz Preußen durch Beschluß der Conferenz erfolgt: es erübrigt noch weitere Belege für die Disciplinargewalt der Conferenz zu bringen. Sie finden sich theils in den Dienstinstructionen der Directoren, theils in besonderen Verordnungen der Ministerien oder der Provincialschulcollegien über die Disciplin bei Wiese I, 149—171. In manchen Dingen herrscht an verschiedenen Schulen verschiedener Brauch, wie denn z. B. die Verordnung des K. Provincial-Schulcollegiums zu Magdeburg vom 11. Februar 1875 Wiese I, 154 von der Beaufsichtigung der Schüler außer der Schule ausdrücklich sagt: „Die näheren Modalitäten dieser Beaufsichtigung mögen dem nach localen Verhältnissen verschiedener Erwägung Raum gebenden Beschluß eines jeden Collegiums überlassen bleiben". Das Lehrercollegium, nicht der Director allein, soll ferner bestimmen, ob gewisse Trachten 2c. den Schülern zu untersagen sind, ob sie Bälle, Theater, öffentliche Vergnügungen besuchen dürfen. Wiese I, 154, 3 a und d.

Ebenso stellt das K. Provinzial-Schulcollegium zu Kiel den Grundsatz auf: „die Freiheit der Lehrercollegien und der einzelnen Lehrer (in Bezug auf ihre Strafgewalt) so wenig als möglich einzuengen". 3. Mai 1872, Wiese I, 168.

Allgemein aber gilt die Bestimmung, daß die Relegation von der Anstalt nur auf Beschluß der Lehrerconferenz erfolgen darf. So z. B. die Verordnung des rheinischen Provinzial-Schulcollegiums vom 22. Januar 1836 § 2, die der Provinz Sachsen vom 2. Mai 1867, die für Brandenburg vom 28. April 1866, die für Hannover vom 6. April 1873, die für Schleswig-Holstein vom 3. Mai 1872. Ebenso die preußische und andere Directoreninstructionen. Vergleicht man die verschiedenen Verordnungen, so ergiebt sich folgende Regel: Die gewöhnlichen Strafen verhängt der Lehrer gemäß der von den Conferenzen, auf Grund der von den Verordnungen gegebenen allgemeinen Bestimmungen, festgesetzten Straf-

ordnung. Bei stärkeren Strafen soll vorher der Klassenlehrer und der Director, bei den stärksten die Conferenz gefragt werden.

Es hat sich ergeben, daß außer den Versetzungen und Zeugnissen auch die Disciplin in der Gewalt der Conferenz steht, nicht in der Gewalt des Directors allein.

Am eingehendsten hat sich das Provinzial-Schulcollegium zu Kiel mit der Lehre von der Conferenz beschäftigt und hat am 12. Februar 1872 eine ausführliche Conferenzordnung erlassen, welche Wiese II, 186 abgedruckt ist. „Der Zweck der Conferenzen", heißt es in § 1, „besteht darin, die Aufgaben und das Ziel der Schule zum Gegenstande der allgemeinen Kenntnis und Berathung des Lehrercollegs zu machen, in die Methodik des Unterrichts und der Erziehung an jeder Anstalt Einheit und Uebereinstimmung zu bringen und dahin zu wirken, daß jeder Einzelne im Organismus der Schule an der rechten Stelle sich einordne und dem Wohle des Ganzen sich unterordne". 6. „Der Conferenz liegt die Feststellung der Zeugnisse und die Versetzung ob". 7. „Sie hat über schwere Disciplinarfälle zu entscheiden, namentlich steht ihr ausschließlich die Verweisung eines Schülers zu". Die §§ 8, 9, 10 handeln von der Eintheilung der Conferenzen, von der Theilnahme und dem Stimmrecht der Lehrer. § 11 von der Berufung: „Die Conferenzen werden durch den Director berufen, doch kann von jedem ordentlichen Lehrer die Berufung einer Conferenz unter Angabe des Gegenstandes der Berathung beantragt werden. In diesem Falle steht es dem Director zu, dem Antrage entweder ohne weiteres Folge zu geben, oder die Berufung von der Zustimmung mindestens der Hälfte aller stimmberechtigten Mitglieder abhängig zu machen". § 12. „Der Director hat in allen Conferenzen den Vorsitz; er leitet die Verhandlung und die Abstimmung. Der letzte ordentliche Lehrer, oder in dem oben (§ 10) angegebenen Falle, der jüngste Probecandidat stimmt zuerst, der Director zuletzt. § 13. Zur Gültigkeit eines Beschlusses ist einfache Stimmenmehrheit erforderlich; bei Stimmengleichheit giebt

die Stimme des Directors den Ausschlag. Findet Stimmenmehrheit Statt, ehe der Director seine Stimme gegeben hat, so darf der Director seiner Stimme sich enthalten. Erachtet der Director den Beschluß des Collegiums für nachtheilig, so hat er das Recht, die Ausführung desselben zu vertagen; ist aber verpflichtet, der vorgesetzten Behörde binnen 24 Stunden Abschrift der Verhandlung zur engültigen Entscheidung der Angelegenheit vorzulegen".

Als Einzelheit, die an sich unwichtig, aber doch charakteristisch ist, erwähne ich zum Schluß, das die Conferenzen auch ein Wahlrecht für Commissionen zur Besorgung von Schulzwecken haben, und daß dies in einem bestimmten Fall durch eine Instruction anerkannt ist (Wiese I, 175 § 12).

Es hat sich ergeben: In Preußen gewähren die geltenden Instructionen der Conferenz und damit dem Lehrercollegium einen wesentlichen Antheil an der Leitung der Anstalt. Gerade bei der vollständigsten Anwendung der der Anstalt zustehenden Gewalt — Strafgewalt, Versetzung in höhere Klassen, Ausstellung der Zeugnisse, mit denen die Berechtigungen des Staats verbunden sind — hat der Director nur den unter seiner Leitung zustande gekommenen Beschluß auszuführen, nicht allein zu entscheiden.

In gleicher Weise ist es in Baiern, Würtemberg, Baden, Mecklenburg, Sachsen u. s. f.: selbst in Hessen-Darmstadt, wo die Lehrer uniformirt sind und den Degen an der Seite unterrichten, selbst da hat die Conferenz das Recht, in den bestimmten Fällen unter Leitung des Directors zu beschließen und zu entscheiden. So verschieden auch die Wege waren, auf denen die verschiedenen deutschen Staaten ihr Schulwesen zu der gegenwärtigen Verfassung führten: überall hat sich der Grundsatz herausgearbeitet, daß die Leitung nicht dem Director allein zusteht, sondern dem Director und der Conferenz.

Der Director ist der Vorgesetzte der einzelnen Lehrer und der Vorsitzende und Leiter des Lehrercollegiums, aber er ist auch Mitglied des Collegiums und wie jeder andere Lehrer den Beschlüssen der Conferenz Gehorsam schuldig. Ich sage, herausgearbeitet hat

sich dieser Grundsatz: vor 50 Jahren herrschte über vieles, was jetzt in alter Uebung steht und jedem Schulmanne zweifellos ist, eine störende Unsicherheit.

Bald wollte man den Director nur als primus inter pares fassen, dachte selbst an eine Wahl desselben durch die Collegen oder auch an einen jährlichen Wechsel[6]) wie in Heidelberg noch bis 1868, bald begeisterte man sich für schlichte Büreaukratie.[7]) In einem unbewachten Augenblicke ist der als Vater der preußischen Realschule bekannte Spilleke sogar darauf verfallen, dem Director unbeschränkte Vollmacht zu übertragen und ihn dabei durch eine jährliche Conferenz zu controlliren, welche der Regierungscommissär ohne Beisein des Directors mit den Lehrern abhalten sollte.[8])

Es ist ein starkes Zeugnis für die Kraft, mit der die deutsche Schulordnung im Leben unseres Volkes wurzelt, daß die centralisirenden Tendenzen selbst in dieser Gährungsperiode weder die Selbstständigkeit des Directors gegenüber dem Schulrath, noch die des Lehrers gegenüber dem Director haben vernichten können: denn vorhanden waren und sind diese Tendenzen.

Zeugnis dafür bieten schon die oben angeführten Aeußerungen von Hahn, Altenstein und Wiese, dann einzelne Verordnungen, wie jene rheinische Directoreninstruction. Geradezu beleidigend ist der Schluß der Verordnung vom 31. Juli 1824, erneuert 1843, über die Beaufsichtigung der fremden Schüler außerhalb der Schule: „Die Lehrer, besonders aber die Directoren, welche in dieser Aufsicht sich vortheilhaft auszeichnen, werden vom Ministerio besonders berücksichtigt werden, sowie dasselbe vernachlässigte Aufsicht nachdrücklich rügen wird". Wiese I, 157. Wie tief stellt man den, den man so ermahnt, bei einer so wichtigen Pflicht wie Erziehung und Unterricht!

Freilich war die gesellschaftliche Stellung der meisten Lehrer so schlecht, ihr Gehalt so kümmerlich, daß man die ideale Seite ihres Berufs leicht vergessen konnte und oft vergessen hat. Gegen einzelne Lehrer verfuhr selbst der vielgepriesene Kohlrausch in dem Lande Hannover, das doch den Ruhm hat, die Selbständig-

keit der Schulen besonders treu gewahrt zu haben, mit großer Rücksichtslosigkeit. Um so bedeutsamer ist, daß die Selbständigkeit der Schule sich trotzdem erhalten hat.

Jene Tendenzen der Centralisation fanden sich in allen deutschen Staaten — besonders freien Spielraum hatten sie jedoch in Bayern, wo der ehrwürdige Carl Ludwig Roth, der von 1821 bis 1843 Rector des Gymnasiums in Nürnberg war, in diesen 22 Jahren unablässig gegen solche Tyrannei ankämpfen mußte. Roth zählt zu den ausgezeichnetsten Pädagogen dieses Jahrhunderts. Nägelsbach nennt ihn sein Vorbild,[9]) und seine Pädagogik ist anerkannt eins der besten Werke auf diesem Gebiete. So wird man seiner Stimme auch in dieser Frage Gewicht beilegen müssen. So lange er im bayrischen Dienste war, mußte er schweigen: was er zu sagen hatte, konnte ihm nicht verziehen werden: sobald er aber nach Würtemberg berufen war, hielt er es für Pflicht zu erzählen, was geschehen sei. Diese Erzählung, begleitet von einigen Betrachtungen, füllt die kleine Schrift: „Das Gymnasial-Schulwesen in Bayern. Stuttgart, 1845". Die ersten Abschnitte zählen eine lange Reihe von Verordnungen auf, welche das Schulregiment, die Besoldungen und die rechtliche Stellung der Lehrer, die äußere Einrichtung der Anstalten sowie den Lehrplan auf das Willkürlichste verändern, je nachdem die eine oder die andere Meinung bei der Regierung die Herrschaft hatte. 1824, 1829, 1830, 1834 und 1837 sind Bestimmungen über Stundenzahl, häusliche Arbeit, Klasseneintheilung erlassen, welche von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen, und der Lehrer wurde genöthigt, bald die eine, bald die andere Meinung als hohe Weisheit zu verehren. „Wenn z. B. das eine Mal befohlen wird, man solle alle Woche in der lateinischen Schule Probearbeiten zur Lokation machen lassen, das andere Mal dies gemißbilligt wird; wenn im September befohlen wird, das Griechische in einer gewissen Klasse nicht anzufangen, etliche Wochen nach dem Beginne des Schuljahres aber der Anfang des Griechischen in derselben Klasse für das laufende Jahr gutgeheißen wird; wenn jetzt befohlen wird, Lokationen auch in der

Religion zu veranstalten und in die allgemeine Lokation mit Angabe im Jahresbericht einzurechnen, und später erklärt wird, das tauge nichts, weil die Ziffer nicht zur Religion passe; wenn gymnastische Uebungen das eine Mal gestattet werden mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß sie unter diesem Namen, nicht aber unter einem anderen zu betreiben seien, und dann später ein Rescript rügt, daß sie bei etlichen Anstalten noch gymnastische Uebungen heißen, und befiehlt, sie Turnen zu nennen — was hat dann ein Schulvorsteher in solchen Fällen zu thun? Ist er gehorsam oder ungehorsam gewesen, wenn er das Turnen immer hat das Turnen nennen lassen, wenn er niemals eine Lokation in der Religion, und die in Sprachen nur acht- bis neunmal im Jahr vorgenommen hat?" Roth S. 118. Besonders rücksichtslos und verletzend war eine Verfügung vom 3. Februar 1834, welche das Rectorat (Directorat der Gymnasien) und das Subrectorat (Rectorat der Lateinschulen, etwa gleich den Progymnasien) als eine widerrufliche Funktion erklärte. Zugleich wies sie den Regierungspräsidenten an, „mit den Kreisschulreferenten, den Kreisscholarchaten und den Regierungskommissären in genaue Erörterung der Frage einzugehen, ob und inwiefern jeder einzelne Gymnasialrector seiner Aufgabe vollständig und in jeder Beziehung entspreche. Die Ehre der Vorstandschaft sollte vorzugsweise dem Stande der Professoren zugewendet werden. Wo aber der Rector nicht qualifizirt sei, und keiner der Professoren an seine Stelle gesetzt werden könne, da sollten die zur Prüfung der Qualifikation des Rectors berufenen Beamten „erwägen, ob eine vollständige, in jeder Beziehung entsprechende Ersetzung des betreffenden Rectorates durch Uebertragung desselben an einen in dem Orte befindlichen, durch akademische Studien, tiefes Wissen und würdige, kräftige Haltung empfehlenswerthen höheren Staats- oder höheren Kirchenbeamten des Orts, insbesondere in Universitätsstädten an einen bewährten Universitätsprofessor, in andern Städten an einen ehemals in dem höheren Lehramte gestandenen Seelsorger u. s. w. stattzufinden habe." Roth S. 35. Es wurden auch wirklich

3 Subrectoren abgesetzt und die anderen fortan als auf Widerruf angestellt betrachtet. Es half nichts, daß Roth sein Recht betonte — man sagte ihm Lobsprüche, aber nahm ihm sein Recht wie den Andern.

Fast noch ärger ist die Geschichte der Schulbücherdecrete. Nach manchen anderen Erlassen wurde am 10. Febr. 1837 befohlen, in allen Schulen des Reichs die von dem königlichen Central-Schul-Bücherverlag (C. V.) verlegten Schulbücher und Ausgaben der Klassiker einzuführen.

Als Motiv war dabei vorzugsweise geltend gemacht, daß Schulbücher guten Druck und gutes Papier haben müßten, um die Augen der Schüler nicht zu verderben, und daß sie billig sein müßten. Die Directoren fragten an, ob sie nicht denjenigen Schülern, welche gute Ausgaben von Klassikern auf gutem Papier und von gutem Druck besäßen, und ferner den armen Schülern gestatten dürften, ihre bisherigen Ausgaben zu behalten. Darauf kam die Antwort, „alle anderen Editionen auszuschließen, da bei keiner derselben die pädagogischen Rücksichten beobachtet seien, welche Seine Königliche Majestät in väterlicher Vorsorge für das sittliche und physische Wohl der bayerischen Jugend beachtet wissen wollen"; ferner die Ausgaben der Klassiker nur von den Filialverlegern des C. V. und allenfalls von den Antiquaren und von den übrigen Buchhandlungen nur in sofern zu beziehen, als dieselben Filialverlage seien.

Nun war aber der C. V. schlecht verwaltet und obwohl der Rector von Nürnberg 2 Monate vor Beginn des Schuljahres 100 Exemplare der lateinischen Grammatik und 40 Exemplare von dem Rechenbuch bestellt hatte, so war doch bei Beginn der Schule weder das eine noch das andere nach Nürnberg geschickt.

Eine volle Woche nach Beginn des Unterrichts kam endlich das Rechenbuch an, die neue lateinische Grammatik kam aber gar nicht. Da bat der Rector, das alte Buch gebrauchen zu dürfen — aber das Ministerium drängte nur den C. V., die Lieferung zu beschleunigen. Es half aber nichts, und so nahm der Rector

auf eigene Hand das alte Buch. Ob er es wagte, die neu eintretenden Schüler zu nöthigen, das alte Buch zu kaufen — erzählt er nicht. Aehnlich ging es mit andern Büchern, und da die Behörde durch Vergleichung der Schülerzahlen mit den Zahlen der verkauften Bücher sah, daß noch nicht alle Schüler der kgl. Buchhandlung ihren Tribut bezahlt hatten, so erließ sie 1839 11. April kurzer Hand einen Tadel an die Rectorate von Nürnberg und Erlangen. Sie hätten die vorgeschriebenen Bücher aus Gründen nicht eingeführt, „welche als haltbar durchaus nicht anerkannt werden können." Im Januar 1840 bedrohte sie dieselben gar mit einer „Geldstrafe von 50 bis 100 Gulden", und sie wußte doch, daß die Schuld an dem königlichen C. V. lag.

Aus dem Horaz dieser Ausgaben war unter vielen andern auch Integer vitae gestrichen!

Ein anderes Beispiel. Die bayerische Regierung wollte damals möglichst rasch und zugleich möglichst billig Gewerbeschulen aller Art herstellen und ihre Leistungen steigern. So decretirte sie denn, daß die Gymnasien den Unterricht in den Realfächern und der Religion in solche Stunden legen sollten, in denen auch die Schüler der Gewerbeschulen, die Lehrlinge und Gesellen daran Theil nehmen könnten. Es half nichts, daß die Gymnasien erklärten, ihre Anstalten würden ruinirt, wenn sie Schüler von so ungenügender Vorbildung mit den Gymnasiasten vereinigen und den Unterricht auf 7 Uhr Abends legen sollten — aber die Rescripte der Regierung halfen auch nichts, denn es meldeten sich keine oder fast keine Gewerbeschüler bei den Gymnasien. Darnach urtheile man über folgenden Triumphgesang in der Verordnung vom 4. April 1836: „Als Seine Majestät durch Allerhöchste Verfügung vom 16. Februar 1833 den gesammt-technischen Unterricht nach einem umfassenden Systeme zu reorganisiren und auf der breiten Grundlage wohlbemessenen Ineinandergreifens aller verwandten, mit den übrigen Bildungsanstalten der Monarchie in entsprechende Wechselwirkung zu setzen geruhten, konnte es den so wohlmeinenden königl. Befehlen an freudigem Entgegenkommen

nicht fehlen. Und in der That, kaum war der großartige Gedanke des erhabenen Monarchen durch die Vollzugsvorschrift ... durch die Erläuterungen ... dann durch die generalisirten Weisungen ... Verwaltenden und Verwalteten in seinem vollen Umfange klar geworden, so reiften auch allenthalben seine Folgen zur segensvollen Frucht. Die kurze Frist zweier Jahre reichte hin, ohne Erhöhung der öffentlichen Auflagen, ohne Inanspruchnahme des Reichsreservefonds, auf dem einfachen Wege möglichst zweckmäßiger Verwendung der verfügbaren Mittel eine Schöpfung hervorzurufen, deren sich in gleicher Vollständigkeit kaum ein anderer deutscher Staat erfreuen möchte. Stolz und Dankgefühl erfüllen jede Bayerbrust bei dem Anblicke solcher Ergebnisse." Ebenso heißt es am Ende genannter Verordnung: „Der durch die Allerhöchste Verordnung vom 16. Februar 1833 und durch gegenwärtige Vollzugsweisung vollständig geregelte technische Unterricht zählt würdig unter die vielen unschätzbaren Wohlthaten, welche der erhabene Geist des edlen Monarchen der bayerischen Nation zugewendet hat. Der ureigensten Idee Seiner Majestät des Königs entsprossen, und durch Ihn bis in die Einzelheiten des Vollzugs entwickelt, eröffnet er dem Talente bisher kaum geahnte Bahnen, und gewährt dem bayerischen Volke als Ausfluß freien Herrscher-Entschlusses in dem großartigsten Maße, was in so vielen Ländern noch immer Gegenstand unerreichbar geglaubter Wünsche ist."[10]).

Gleich verderblich wirkte ein Rescript vom 6. Juni 1841, daß kein Schüler in eine höhere Klasse versetzt werden dürfe, der nicht in der Religion das Prädicat „vollkommen gut" habe. Die Directoren wurden vorstellig, daß sie entweder jenes Prädciat gewissenlos ertheilen oder Schüler zurückhalten müßten, die durchaus reif seien in eine höhere Klasse überzugehen. Die Behörde aber erneuerte einfach den Befehl Januar 1842. Roth, 83 ff.

In demselben Jahre ward das Gymnasium zu Nürnberg erst ausdrücklich für eine rein protestantische Anstalt erklärt, und dann der Religionsunterricht aus Gedankenlosigkeit unter die Aufsicht des katholischen Bischofs gestellt.

Und dabei die abscheuliche Unsitte, in alles den Namen des Königs hineinzuziehen, jede Bestimmung ihm zum Ruhme anzurechnen, ohne zu bedenken, daß er dadurch auch jedem Tadel preisgegeben wird.

So schlimm ist es in Preußen nie hergegangen, wie denn überhaupt der Despotismus seine Orgien in den kleinen Staaten am ausgelassensten gefeiert hat. Der alte Name so mancher preußischen Schule, der persönliche Einfluß bedeutender Directoren und Lehrer, die Mahnungen der pädagogischen Litteratur und zuletzt, aber nicht zum wenigsten, der wissenschaftliche Sinn der preußischen Cultusminister von Altenstein bis Mühler und ihrer Räthe, sowie die Ehrfurcht, welche sie vor ihren Jugenderinnerungen hatten: das waren die Waffen, mit denen sich die Schule der Angriffe der Centralisation erwehrt hat. Und hier gebührt dem letzten Leiter des preußischen Schulwesens, Dr. Wiese, wenigstens nach einer Seite unstreitig ein großes Verdienst. Die Schule könnte sich glücklich schätzen, wenn die unter seinem Regiment erlassenen Verordnungen in dem Geiste gehandhabt würden, den er in seiner Einleitung und in seinen sonstigen Schriften fordert, und wenn dieser Geist durch das Unterrichtsgesetz zur dauernden Herrschaft käme. Aber was in Bayern geschah, waren doch auch nur Ausartungen von Tendenzen, die in ganz Deutschland verbreitet waren. Die badische Schulordnung aus dem Anfang der dreißiger Jahre trägt ihre deutlichen Spuren[11]), und daß in Preußen Vieles geschah, was mit dem freien Geiste der Verfügungen in vollem Widerspruch stand, ist bereits oben gezeigt. In dem letzten Jahrzehnt haben aber diese Tendenzen der Centralisation eine erschreckende Stärke gewonnen.

Es entspricht das der allgemeinen Bewegung der Geister.

Schon die natürliche Reaction auf die vielfach unklare Freiheitsschwärmerei der vierziger Jahre drängte dazu, noch stärker wirkten und wirken die ungeheueren Erfolge der straffen Heeresordnung. Sie verlocken zu dem Glauben, als könne auf allen Gebieten die ähnliche Ordnung ähnliche Erfolge erzielen. Dem

kommt die weite Verbreitung einer oberflächlich mechanischen Weltanschauung entgegen. Es gilt als antiquirter Idealismus, daß die Erziehung der Jugend nicht mittelst eines geordneten Mechanismus zu bewältigen sei. Ein liberaler Abgeordneter aus Hannover wollte kürzlich die Schulstunden wie Bureaustunden behandeln und von diesem Grundsatz aus die Zahl der Stunden der Lehrer vermehren. So glaubte er die Lösung der schweren Frage gefunden zu haben, wie die Städte dem Normaletat genügen könnten, ohne ihr Budget zu sehr zu belasten.

In Regierungskreisen fehlt es nicht an ähnlichen Vorstellungen. Diese Oberflächlichkeit ist der schlimmste Gegner der von der freien Schule getragenen freien Bildung.

So hat der aufgeklärte Despotismus auf verschiedenen Wegen zahlreiche Parteigänger gewonnen und viele, die ihn als System verwerfen, huldigen ihm im einzelnen Falle. Besonders für kraftvolle Naturen hat er einen starken Reiz, und so sind nicht nur eigenwillige Directoren und Schulräthe und „brauchbare" Lehrer, „die es werden wollen", von dieser Strömung erfaßt, sondern viele sehr tüchtige Männer.

Wir sind ja nicht die Schöpfer und Herren unserer Ueberzeugungen, wir gewinnen sie aus unseren Erfahrungen und Schicksalen.

Wem es beschieden war, mit ausgedehnten Vollmachten verrotteten Zuständen ein Ende zu machen, wird über die Selbstständigkeit der kleineren Kreise und der Einzelnen anders denken, als wer wie Roth das Recht und die Ordnung gegen die Willkür und Unvernunft vertheidigen mußte.

Glänzend sind die Früchte des aufgeklärten Despotismus, aber sie können nur in einer Wüste errungen werden — man versuche es mit ihm auf einem Gebiete voll selbstständigen Lebens, und man wird eine Wüste machen.

Von diesem Kampf um die alte Selbstständigkeit der Schule ist in weitere Kreise nur wenig gedrungen, denn dergleichen Vorgänge lassen sich nur schwer zur Sprache bringen, ohne sich einem

unberechenbaren Disciplinarverfahren auszusetzen, oder doch ohne sich die Carriere zu verderben.

Im engeren Kreise, vor allem, wenn die gesellige Tafel eine Anzahl von Genossen vereint — da hört man Klagen über unerträgliche Bevormundung, über rechtlose Stellung, über Mignonwirthschaft. Die Klagen sind nicht selten ungerecht, sie sind bittrer und rücksichtsloser, — weil sie im Geheimen ausgesprochen werden, ohne das Gefühl der Verantwortlichkeit — aber es bleibt noch genug übrig, was schwer zu bedauern ist und die größte Gefahr für die Zukunft in sich birgt.

Ein Mann, der jetzt eine der einflußreichsten Stellungen in der Schulverwaltung bekleidet, hat als Director Stöße von Papier beschreiben müssen, um seine Selbstständigkeit gegen den Schulrath zu wahren, obwohl er gewiß zu den tüchtigsten Directoren gerechnet ward.

Ein anderer, der jetzt mit einem Vertrauensposten beehrt ist als Director einer etwas verwilderten Anstalt, sah sich vor etwa 10 Jahren gezwungen, seinem Director zu erklären, daß er und seine Collegen sich eine derartige Behandlung nicht ferner gefallen ließen, und zwar wurde die Erklärung formell, im Beisein von ad hoc deputirten Collegen abgegeben. Der Lehrer, der diesen mit der Disciplin einer Anstalt kaum mehr verträglichen Schritt thun mußte, ist ein durchaus ruhiger Mensch, der seiner Natur nach eher die Freiheit der Einzelnen als die leitende Gewalt der Behörde verkürzen möchte, und der Director ist eine der Größen unter Preußens Directoren.

Ein Director der Provinz Westfalen, dem doch durch seine Dienstinstruction vorgeschrieben ist, sich den Beschlüssen seiner Conferenz zu unterwerfen, oder „sofort" den Recurs an die Oberbehörde zu ergreifen, wagte es in Gegenwart von Lehrern seiner Anstalt den Satz aufzustellen, daß der Conferenz kein Beschlußrecht zustehe, und fand keinen Widerspruch.

Vor einigen Jahren befahl in der Provinz Preußen der Director einem Lehrer, sich nicht mehr an dem Protestantenverein

zu betheiligen. Der Lehrer bestritt ihm das Recht zu einem solchen Befehl, es kam an die Oberbehörde und dem Director ward Recht gegeben.

Der als Muster-Pädagog gepriesene Schulrath Heiland hatte einst der deutsch-katholischen Bewegung zugejubelt, später dann für andere kirchliche und politische Parteien mit Leidenschaft und Erfolg gestritten: und sein unter den preußischen Schulmännern ebenfalls hoch angesehener Biograph Herbst lobt ihn, daß er es für Pflicht des Lehrers hielt, für oder gegen die Strömungen der Zeit zu kämpfen. — Gereicht uns das jetzt zur Schande, oder sollen wir die Wärme der Sprache, die wir im Verkehr mit der Jugend gewinnen, kurzer Hand in den Dienst der jeweilig herrschenden Strömung stellen, um „vom Ministerio besonders berücksichtigt zu werden"?

Recht bezeichnend ist nun noch, daß in der Stille auch der Director einen Tadel erhalten haben soll, daß er dergleichen aufgerührt. Kann man wirklich einem Lehrer in solchem Conflict nicht auch öffentlich Recht und Schutz gewähren?

Lebhaft ist mir auch folgender Vorfall in der Erinnerung. Auf der Leipziger Philologen-Versammlung 1872 traten mehrere Lehrer städtischer Anstalten zusammen, eine Petition an den Minister zu entwerfen, damit die Städte doch endlich auch die Gehalte auf den Normaletat brächten. Während der Verhandlung trat ein Lehrer voll Sorge herein und verkündete, ein Schulrath habe ihm gesagt, eine solche Petition dürften wir nicht erlassen. Es wurde natürlich nicht beachtet, — aber die Aeußerung zeigt, was manche Lehrer von ihrer Stellung halten.

Und das Schlimmste ist: die Lehrer selbst sind getheilt durch den doppelten Angriffspunkt jener Tendenz. Gar viele energische Directoren glauben den Kampf für die Selbstständigkeit der Schule am besten so zu führen, daß sie die Stellung des Directors nach allen Seiten hin verstärken, und am leichtesten gelingt das auf Kosten der Lehrer. Dabei kommt ihnen der Schulrath zu Hülfe — aber sie merken es nicht, daß sie dabei nur das Pferd sind

in der Fabel von Mensch und Hirsch. Sie merken weiter nicht, daß sie sich selbst erniedrigen, wenn sie die herabdrücken, denen sie vorgesetzt sind.

Was ist ein französischer Proviseur neben einem deutschen Director im echten Sinne des Worts? Erreichten jene Directoren ihr Ziel, so hätte auch ihr Kampf gegen die Bevormundung von Oben ein Ende. Schon sind die Zeichen deutlich. Die ältere Generation von Schulmännern wußte nichts von dieser Fertigkeit einer Masse jüngerer Lehrer, bei Regierungsräthen und Ministern zu antichambriren — man schämte sich einen Streit mit dem Director bei der Behörde zum Austrag zu bringen. Ich erinnere mich noch lebhaft, welche Befremdung, ja welche Entrüstung es in einer Anstalt alter Tradition erregte, als die Behörde in eine innere Angelegenheit hineingezogen wurde. Aber eine jüngere Schaar beginnt schon den Director als den höheren Briefträger anzusehen, der nichts selbst entscheiden kann, der froh ist, wenn man ihm keine Verlegenheit bereitet. Mir graut vor der Zeit, wenn dies Geschlecht die leitenden Stellungen einnimmt.

Zum völligen Siege scheinen nun diese Tendenzen in und durch die Colonie zu kommen, welche die deutsche Schule auf dem mit der französischen Tradition getränkten Boden Elsaß-Lothringens gegründet hat.

Die deutsche Regierung hatte seit Beginn ihrer Verwaltung den Versuch gemacht, das vorgefundene höhere Schulwesen in Elsaß-Lothringen zu erhalten. Es ist ein ehrenwerthes Zeichen für den französischen Lehrerstand, daß ihr das nicht gelang. Die meisten Lehrer stammten aus Frankreich und konnten nicht bleiben, wenn sie sich nicht durch den Traum einer vorübergehenden Occupation täuschen wollten. Anders war es mit den geborenen Elsässern, mit denen wenigstens, welche zu der Elsaßpartei gehörten. Sie mußten bleiben, um ihrer Ueberzeugung zu folgen. Es entschlossen sich etwa 40 dazu. So lösten sich denn alle staatlichen und städtischen höheren Lehranstalten von selbst auf. Geschlossen wurden zwei, welche die deutsche Regierung durch Demon-

strationen dazu zwangen. Im Gange blieb nur Sturms altberühmte Schule, das Protestantische Gymnasium in Straßburg, die Gewerbeschule in Mühlhausen und drei von den acht geistlichen Privatanstalten.

Mit großer Energie und rücksichtslosen Geldopfern hat die deutsche Regierung in 19 Orten an Stelle der eingegangenen neue Schulen zu gründen gesucht und später auch noch an einigen anderen. Es schien das ein sehr gewagter Versuch, denn an vielen Orten versicherte man, Niemand werde seine Kinder zu den Preußen schicken, und wirklich sind auch noch jetzt weit über 1000 Kinder aus dem Reichsland in französischen Anstalten, welche zum Theil erst zu diesem Zweck an der Grenze gegründet sind. Aber trotz alledem ist der Versuch geglückt. Gegenwärtig bestehen laut dem Bericht des Schulrath Dr. Baumeister in der Zeitschrift für Gymnasialwesen 1876 3./4. Heft 25 höhere Lehranstalten im Reichsland, darunter 11 Gymnasien und 10 Realgymnasien (Realschulen I. Ordnung), 9 Realschulen ohne Latein und die Gewerbeschule in Mühlhausen. Einige dieser Anstalten stehen unter gemeinsamer Direction und Verwaltung, so in Metz das Gymnasium, das Realgymnasium und die Realschule unter dem Gesammtnamen Lyceum. Die geringste Schülerzahl hatte im November 1875 das Collegium in Pfalzburg, nämlich 70, die größte das protestantische Gymnasium in Straßburg, nämlich 631. Im Ganzen waren damals 5392 Schüler, darunter 3554 Eingeborene. Es ist das ein Erfolg, wie er kaum zu hoffen war — und wenn die Frequenz noch nicht genügt, um die nöthige Zahl von Abiturienten zu liefern für das Bedürfniß des Landes an akademisch gebildeten Personen — so ist das eine Klage, die sich in einem Lande mit hochentwickelter Industrie immer wiederholen wird. Es wäre interessant zu vergleichen, in welchem Verhältniß die Wahl der Universitätsstudien zu der industriellen Entwickelung der Provinzen und Städte im übrigen Deutschland steht. Von den fast 5000 Schülern, die nach Abzug der 480 Israeliten bleiben, sind etwa 2000 katholisch und 3000 protestantisch, obwohl das Land zu $^4/_5$

katholisch ist. Rechnet man auch die 500 Schüler hinzu, welche die drei geistlichen Privatanstalten besuchen, so bleibt die Zurückhaltung der katholischen Bevölkerung doch bemerkenswerth und wird die Verwaltung des Landes immer mehr in protestantische Hände führen. Von den 310 Lehrern sind 195 protestantisch, also dem Verhältniß der Schülerzahl entsprechend. Diese Vertheilung der Lehrer nach Kopfzahl der Confessionen ist an sich ein fremder und falscher Gesichtspunkt, aber sehr nothwendig, wo es wie hier im Elsaß gilt, Leidenschaften zu beschwichtigen und Befürchtungen zu beruhigen, die auch der Entwickelung der Schule verderblich werden könnten.

Der freiwillige Fortgang der französischen Lehrer war ein großes Glück, denn nun wurden die Anstalten ganz von selbst nach deutschem Muster eingerichtet, und die beiden Anstalten, welche aus französischer Zeit übrig waren, haben sich germanisirt, und die drei geistlichen Privatanstalten haben den Anfang dazu gemacht.

Diese deutsche Organisation der Schulen wurde bestätigt durch das am 10. Juli 1873 vom Reichskanzler erlassene Regulativ für die höheren Lehranstalten in Elsaß-Lothringen. Diese Verordnung zeigt unsere Schulen in gleicher Ordnung und Ausbildung wie die einer jeden preußischen Provinz, und wir nehmen Theil an allen „Fragen", die das deutsche Schulwesen bewegen. Es ist bezeichnend, daß der angezogene Bericht, der sich abgesehen von den einleitenden Worten fast ganz auf statistische Angaben beschränkt, sofort in den Kampf über das Latein in den Realschulen I. Ordnung eintritt. Auch sonst bezeugt dieser Bericht wiederholt ausdrücklich, daß die Schulen des Reichslandes in jeder Beziehung deutsche Schulen sind und sein wollen im Gegensatz zu der glücklich beseitigten französischen Schule. Die elsässische Jugend kommt der deutschen Lehr- und Erziehungsweise mit Freuden entgegen. Es sind nicht gerade hochfliegende Geister, aber sie zeigen eine vortreffliche Portion gesunden Menschenverstandes. An dem Straßburger Lyceum haben wir unter den Elsässern der Mehrzahl nach gute und viele vortreffliche Schüler gehabt. Und nun

25 Anstalten mit mehr als 5000 Schülern in dieser deutschen Ordnung unterrichtend, erziehend, lebend! Wie wird der stattliche Baum seine Wurzeln senken in das Gemeindeleben des Landes und in die Herzen der Bewohner! Wahrlich, dieser Bericht müßte alle Lehrer des Reichslands mit hoher Freude und frischem Muthe erfüllen. Aber die Freude ist uns vergällt. Wir sehen dem Baum schon die Axt an die Wurzel gelegt, und angelegt von derselben Regierung, unter deren Auspicien er gepflanzt und gepflegt wurde, wir sehen die Thüre geöffnet, durch welche der Geist der französisch-jesuitischen Schule in das so sorgfältig gegründete deutsche Gebäude einzieht. Es ließ sich von vornherein erwarten, daß die in Deutschland vorhandenen Centralisationstendenzen in Elsaß-Lothringen eine neue und bedeutende Verstärkung finden würden. Der Boden bewahrte noch die Erinnerung an die französischen Einrichtungen. Dazu fehlte allen Schulen die Tradition, die wichtigste Stütze selbstständigen Lebens. Jeder Lehrer war von dem Schulrath berufen, hatte von ihm Auftrag und Anweisung empfangen, und es war natürlich, daß sich die Beaufsichtigung vielfach in Leitung verwandelte. Die Zustände mancher Anstalten, die Anfragen mancher Lehrer forderten von selbst dazu auf.

Lange Zeit waren auch die Anstellungen nur provisorisch und als sie definitiv wurden, mußten die Diäten des letzten Halbjahrs zurückgezahlt werden. Dazu die unbestimmte Vorstellung, die man mit der Dictatur des Ober-Präsidenten verband. Alles dies, zusammen mit verschiedenen localen und persönlichen Erfahrungen, erzeugte ein Gefühl der Rechtsunsicherheit. Charakteristisch dafür ist die Auffassung, welche die Bestimmung des § 23 des Gesetzes vom 23. März 1873 über die Versetzung im Interesse des Dienstes, fand. In Preußen besteht die Bestimmung auch (Wiese II, 266 § 87), aber die meisten Lehrer wissen es gar nicht; hier im Reichsland ist sie mir dagegen oft von Collegen angeführt und immer in der Auffassung, daß der Paragraph dazu diene, jeden misliebigen Schritt eines Lehrers stillschweigend strafen zu können. Meines Wissens ist das nie vorgekommen, um so bezeichnender ist jene Auf-

fassung für das Gefühl der Unsicherheit der Stellung und Rechte unseres Amtes. Bei den Lehrern des Straßburger Lyceums wurde dies Gefühl bedeutend verstärkt durch den Verlauf des Kampfes, den wir 1872 und 1873 gegen die Verfügungen führten, welche uns zwangen, an der Aufsicht im Internat theilzunehmen. In unserer Vocation stand nichts davon und es erschien uns um so unbilliger, als wir die Art und Weise, in welcher wir mitwirken sollten, für nutzlos hielten. Unsere Eingaben waren vergeblich, und wir gewannen die Ueberzeugung, daß der Kreis und das Maß unserer Pflichten lediglich von den Anordnungen der Regierung abhängig sei. In einige spätere Vocationen ist denn auch eine derartige Bestimmung aufgenommen,

So stand die Sache, als das Gesetz vom 23. December 1873 erschien, dessen Artikel 2 bestimmt, daß „die Directoren der öffentlichen höheren und die Lehrer an öffentlichen niederen Schulen" durch Verfügung des Ober-Präsidenten jederzeit mit Gewährung des gesetzlichen Wartegeldes einstweilig in den Ruhestand versetzt werden können. Der Artikel zählt außerdem eine Reihe von Beamten auf — die Präsidenten, den Steuerdirector, die Ober-Regierungsräthe, die Landforstmeister, Oberforstmeister, Polizeidirectoren, Kreisdirectoren, Beamten der Staatsanwaltschaft, Kreisschulinspectoren —, welche durch Kaiserliche Verfügung auf Wartegeld gesetzt werden können.

Abgesehen von dem Rangunterschied, der dabei zum Ausdruck kommt, wird durch dies Gesetz der Director eines Gymnasiums characterisirt als ein Beamter, der nichts ist als das Organ der Regierung.

Die Schule ist gleich einem Wald oder Landbezirk. Man ignorirt, daß jede Schule bisher als ein Wesen gegolten hat, das eine Geschichte hat, eine selbstständige Bedeutung, ähnlich den städtischen Gemeinden und den Universitäten. In diesem Wechsel der Auffassung liegt der Hauptschade, den die Schule durch das Gesetz empfangen, nicht in der Einschüchterung der Directoren. Im gewöhnlichen Gang der Dinge wird ein Director nicht die

geringste Besorgnis empfinden, daß er plötzlich auf Wartegeld gesetzt werden könnte, und wenn es die Art seines Amtes nöthig machte, so würde man eben von ihm fordern müssen, daß er in den seltenen Fällen wichtiger Entscheidung den Muth fände, seine Stellung zu wagen. Allein, die Art seines Amtes ist die, daß er nicht blos Organ der Regierung ist, durch das Gesetz ist er dazu gemacht. Dies Gesetz steht auf dem Standpunkt der französischen Universität und der Ordensschule, es wiederholt die baierische Verordnung von 1834. Es hindert gar nichts mehr, daß eine despotische Regierung von den Directoren fordert, ihr Amt zu misbrauchen im Dienste einer bestimmten kirchlichen oder politischen Richtung, wie Napoleon seine Universität. Ist dergleichen doch selbst an der deutschen Schule versucht. In den Jahren der Demagogenangst hat die preußische Regierung sogar den bewunderten Kohlrausch genöthigt, seine deutsche Geschichte umzuarbeiten und von „demagogischem Geiste" zu reinigen. Bis dahin durfte sie nicht gebraucht werden. Es ist dasselbe, wenn im letzten Sommer die baierische Regierung Daniel's Lehrbuch der Geographie verboten hat. In dem einen wie in dem andern Fall hat sich der Staat mit seinen Empfindlichkeiten in den Unterricht gemischt, hat gefordert, daß man die Launen und Stimmungen der regierenden Räthe schone — denn daß in Kohlrausch Geschichte von Jugend vergiftender Demagogie nichts zu finden war — ist selbstverständlich. Aber wir befehlen, und der Lehrer hat nun dem Befehl gemäß jetzt christlich-germanisch Begeisterung zu wecken, jetzt absolutistische, jetzt national-liberale Gesinnungen zu verbreiten!

Wenn das geschehen konnte, während man die Selbständigkeit der Schulen principiell noch anerkannte, was soll werden, wenn auch diese Schutzwehr gefallen ist? Wer schützt uns, daß jener von der Angst dictirte Misbrauch nicht zur Regel werde? Etwa die humanen Gesinnungen dieser und jener maßgebenden Person? Personen wechseln, und auch die glänzendsten Geister können nicht helfen, wenn die Schule erst einmal zu einem einfachen Verwaltungsgebiet erniedrigt ist. Den Beweis liefert, was oben von

Baiern mitgetheilt ist, denn das ist geschehen, während Fr. Thiersch in München lebte und wirkte. Wie selten sind Männer wie dieser Feuergeist, und wie viel seltener noch vereinigen sich diese Gaben mit so mannigfaltigen Beziehungen, so weitem Einfluß!

Als Gelehrter wie als Schulmann galt er als erste Autorität, dabei hatte er zu der königlichen Familie sehr nahe Beziehungen, aber trotzdem hat er nicht hindern können, daß die Büreaukratie Zug um Zug das Werk zerstörte, das er geschaffen.

So können wir uns auch im Elsaß nicht mit Personen trösten, wenn die Einrichtungen zerstört sind.

Es ist eine natürliche Folge dieser Schwächung des Directorats, daß nicht nur Lehrer aller Grade ihre Wünsche und Klagen über den Kreis des Collegiums hinaus an die Regierungsräthe oder an den Ober-Präsidenten bringen, sondern auch das Publikum den Director nur als Zwischenbehörde zu betrachten beginnt.

Behandelt ein Lehrer den Sohn zu strenge oder versetzt ihn nicht, oder ist der Stundenplan nicht nach Geschmack oder sonst etwas — so halten es bereits viele für unnöthig an den Director zu gehn, geschweige denn, daß sie sich mit seiner Entscheidung beruhigen.

So ist die eine Säule, auf der die alte deutsche Schulordnung ruhte, hier im Reichsland durch ein Gesetz umgestürzt, und die zweite, die noch übrig war, das Beschlußrecht der Lehrerconferenz, ist am 7. April 1876 durch eine „gelegentlich" erlassene Verordnung beseitigt. Seit Gründung der Schulen, also 5 Jahre lang, war die Disciplin, die Versetzung, die Ertheilung von Schul- und Militärzeugnissen in der Hand der Conferenz, gemäß den Regeln und Beschränkungen der preußischen Tradition und den in Wiese's Sammlung vereinigten Instructionen. Das verheißene Schul-Gesetz war zwar nicht erschienen und es ruhte daher diese Organisation nur auf der thatsächlichen Einführung und den zu dem Zwecke erlassenen Instructionen des Ober-Präsidenten, der zugleich die Functionen eines Cultusministers hat: — aber so war es ja in Preußen auch. Es schien natürlich, daß man im Reichs-

land den Erlaß des preußischen Unterrichtsgesetzes abwarten wolle. Zudem war das Fundament der inneren Organisation, das Beschlußrecht der Lehrerconferenz, in zwei Verordnungen des Ober-Präsidenten unzweideutig anerkannt und außerdem durch die auch für das Reichsland gültige Militär-Ersatz-Instruction gesichert.

Nun herrscht an den preußischen Schulen verschiedener Gebrauch in Bezug auf das Stimmrecht der nicht academisch gebildeten Lehrer. An vielen Schulen haben sie nur Stimmrecht in Angelegenheiten ihrer Classen, an anderen auch in allgemeinen Fragen. Die Lehrer des Straßburger Lyceums hatten theils diese, theils jene Tradition, und so erbat der Director eine Entscheidung der Oberbehörde. In der darauf erlassenen Verordnung erklärte der Ober-Präsident, daß den Lehrern überhaupt keine beschließende Stimme zustehe, sondern nur eine Meinungsäußerung. Darauf wandten sich 13 Oberlehrer und ordentliche Lehrer des Lyceums mit einer Petition an S. Excellenz, die deutsche Schulordnung bestehen zu lassen. Allein sie erhielten die Antwort, daß jene Verordnung nichts Bestehendes ändere, sondern nur die Folgerungen ziehe aus einem „von jeher hier geltenden Rechtszustand". Damit war es ausgesprochen, daß für das Verhältnis von Director und Lehrer die französische Tradition maßgebend sei und nicht die deutsche. Wir hielten uns verpflichtet, die uns anvertraute Anstalt mit allen gesetzlichen Mitteln zu vertheidigen und sandten eine ausführliche Eingabe an den Fürsten Reichskanzler. Wir setzten darin auseinander, daß die Schulen von Elsaß-Lothringen deutsche Organisation haben, daß also doch unmöglich für das Verhältnis von Lehrer und Director die französische Organisation maßgebend sein könne. Wir zeigten ferner, wie diese scheinbar unwesentliche Aenderung den Kern berühre, wie die Disciplin und die Lehrmethode der deutschen Schule bedingt sei durch die alte Stellung der Lehrer zur Anstalt und wie diese Stellung in dem Rechte der Conferenz ihren wesentlichen Ausdruck finde, auf diesem Rechte beruhe. „Die Schüler haben ein scharfes Verständnis dafür, ob der Lehrer selbst etwas vermag, oder nur die Befugnis hat,

die ihm der Director leiht. Die rechte Autorität gewähren sie keinem, der nicht selbst Gewalt hat, und bei dem geringsten Anlaß zeigen sie ihm, daß sie nicht seine Schüler sind, sondern nur die Schüler des Directors. Die Folge ist, daß an Schulen mit solcher Organisation an die Stelle der echten Disciplin, die ein Zusammenleben und Zusammenwirken von Lehrern und Schülern darstellt, die rein äußerliche Ordnung treten muß, welche durch kleinliche Beaufsichtigung den freien Gehorsam ersetzt, der die Freude des deutschen Lehrers ist. Und ihr folgen denn auch bald die entsprechenden Lehrmethoden: das Auswendiglernen und Abrichten. — Das große Muster dieser Schule ist die Schule der Jesuiten — ihr entspricht im Ganzen die französische Schule — ihr Gegensatz ist die deutsche Schule. Nimmt man dieser aber die collegialische Organisation, so entsteht ein Mittelding, das den Widerspruch in sich trägt und sich der von den ersten Pädagogen Deutschlands, ja Frankreichs selbst, verurtheilten französischen Schule stetig nähern wird".

Die Antwort vom 14. Juni 1876 erwähnte nichts von der französischen Tradition, gab uns also in so fern Recht, indem sie anerkannte, daß nur die preußisch-deutsche Tradition maßgebend sein könne. In der Sache dagegen wurden wir abschläglich beschieden, denn der Umstand, daß „etwa an einzelnen preußischen Anstalten" der Conferenz ein Beschlußrecht zustehe, könne unsere Ansicht nicht begründen.

Oben ist gezeigt, daß dieses Recht der Conferenz durch die maßgebenden Instructionen aller preußischen Provinzen, mit einziger Ausnahme der Rheinprovinz, verbürgt ist, und zwar nicht blos so allgemein, sondern mit genauer Bestimmung der Art wie es geübt werden soll. Es ist gezeigt, daß jene willkürliche Abweichung der rheinischen Instruction vom Jahre 1867 auf dem Papier geblieben ist und daß nach anderen in voller Kraft und beständiger Uebung stehenden Verordnungen die schwersten Strafen, die Versetzung in eine höhere Klasse und die Ausstellung der Zeugnisse auch in der

Rheinprovinz durch Beschluß der Lehrerconferenz vollzogen werden und vollzogen werden müssen.

Thatsächlich ist es denn auch im Reichslande ebenso: die Conferenzen müssen nach wie vor Beschlüsse fassen, um den Forderungen des Staats zu genügen. Noch gestern mußte ich in das Zeugnis eines auf eine preußische Anstalt übergehenden Schülers die, durch Verfügung des Preußischen Ministeriums vom 8. Januar 1875 geforderte Bemerkung eintragen: „Durch Conferenzbeschluß vom 4. August versetzt nach Prima" und das Gleiche wiederholt sich bei den Militärzeugnissen.

Die Antwort ist deshalb nur ein Zeichen, daß auch in Berlin die centralisirenden Ideen den Sieg gewonnen haben.

Und das in dem Augenblick, wo man das Unterrichtsgesetz erwartet? O, käme es nur bald, damit der Zustand der Rechtlosigkeit aufhört, der da gestattet, Verordnungen zu erlassen, die im Widerspruch stehen mit allem, was bisher für Recht galt, mit dem thatsächlichen Zustand, mit der Geschichte und dem Geist der deutschen Schule. Jedes Gesetz ist besser, als diese Gesetzlosigkeit.

Ein Gesetz wird reiflich erwogen, eine Verordnung oft genug über das Knie gebrochen, denn sie müssen dutzendweise erlassen werden. Ein Gesetz regelt nur die allgemeinsten Verhältnisse, die Verordnungsgewalt greift in das Innerste und Einzelnste hinein. Das Gesetz legt Pflichten auf, denn es gewährt Rechte — die Verordnung macht gleichgültig, denn sie macht rechtlos. Oder ist es anders zu erklären, daß man so oft den thörichten Satz hören kann, jeder Schulrath sei von Uebel? Es ist ein thörichter Satz; ohne die Schulräthe, d. h. ohne die Bestellung von Referenten aus den Kreisen der Schule selbst, hätten wir längst jene baierische Wirthschaft, und ohne ihre Aufsicht würde gar manche Anstalt verkommen sein. Und doch hört man jenen thörichten Satz oft von alterfahrenen, völlig ruhigen und tüchtigen Schulmännern. Es ist der Satz aber nur eine persönlich zugespitzte Form für die Klage über das unerträgliche Verordnungswesen. Also noch einmal, jedes Gesetz ist besser als diese Gesetzlosigkeit.

Auch hege ich die Ueberzeugung, daß das Gesetz keinen Bruch mit der Vergangenheit vollziehn kann.

Zu frisch ist gegenwärtig noch die Erinnerung, zu kräftig ist noch das Leben der deutschen Schule. Zu ernst ist endlich die Mahnung, welche in dem Kampfe mit der päpstlichen Hierarchie liegt. Freilich ist ja deutlich, daß viele eifrige Culturkämpfer nur Soldknechte sind eines gleich unbedingten Systems und es für Gewinn achten, die Schule zu einem Zerrbilde der Jesuitenschule, zu einem Werkzeuge der herrschenden Partei zu erniedrigen. Aber bei der Berathung des Gesetzes werden sie wohl zur Besinnung kommen. Und wenn es dennoch geschähe, so würde der Sieg der Centralisation nur ein vorübergehender sein. Denn dieser Sieg bliebe nur ein halber: die Vorkämpfer der Centralisation wollen das deutsche Bildungsideal: die Forderung, daß die Schule Menschen bilde, nicht blos Beamte, daß sie erkennen lehre, nicht blos Kenntnisse mittheile — dies Bildungsideal wollen auch die Vorkämpfer der Centralisation nicht fallen lassen. Dies Bildungsideal ist aber der lebendige Widerspruch gegen die französisch-jesuitische Schule und führt mit Nothwendigkeit zurück zu der deutschen Organisation. So traurig die Resultate der französischen Schule sind, in Deutschland würden sie noch viel trauriger sein, denn Frankreich hat eine hoch entwickelte Gesellschaft, eine ungleich größere Theilnahme des Publikums an Geschichte und Literatur des Volkes. Das macht manches wieder gut. In Deutschland ruht die Bildung viel ausschließlicher auf der Schule. Gelänge es der Büreaukratie, die deutsche Schule nach französischem Muster zu fesseln und zu unterbinden — schon nach 10—20 Jahren würden sie erschrecken vor ihrem eignen Werk.

Doch ich höre schon die Stimme der Pessimisten, welche prophezeien, daß unser Volk sich zu wandeln beginne, daß es seinen alten Idealismus, sein Suchen nach Wahrheit, sein Verlangen nach Ausbildung der Individualität vertauscht habe — mit der Fähigkeit des Parteimannes, mit der Oberflächlichkeit des Utilitarismus.

Die Umgestaltung der Schule wird ihnen ein neuer Beweis sein.

Aber sie haben Unrecht mit ihrer Prophezeiung, und so gewiß sie Unrecht haben, so gewiß wird auch die deutsche Schule triumphirend hervorgehn aus diesen Anfechtungen. Von Herzen aber ist zu wünschen, daß dieser Sieg schon durch das Unterrichtsgesetz komme, sonst wird das nächste Decennium für uns Lehrer eine traurige Zeit kleinlichen Kampfes werden.

Und noch ist Hoffnung dazu vorhanden, denn der Sieg ist gewonnen, wenn das Gesetz diejenigen Grundsätze rechtlich sichert, welche in den bestehenden Einrichtungen und den bisher an Stelle des Gesetzes geltenden Instructionen beobachtet sind. Ich fasse sie noch einmal zusammen.

Erstens ist unzweideutig auszusprechen, daß der Director nicht blos Organ der Regierung ist, sondern auch Vertreter der bestimmten Anstalt, daß er demnach nicht gegen seinen Willen an eine beliebige andere Anstalt versetzt und, ausgenommen den Fall der Auflösung der Schule, nicht ohne Disciplinarverfahren auf Wartegeld gesetzt werden kann. Ferner muß unzweideutig ausgesprochen werden, daß der Director die Anstalt leitet, die Provinzialbehörde nur die Aufsicht führt. Diese Unterscheidung ist für einzelne Fälle näher zu bestimmen, namentlich ist zu bestimmen, daß für die Wahl der Lehrbücher und der Lectüre resp. der Classikerausgaben den Schulen die bisherigen Rechte bleiben, daß der Schulrath sie nicht zu bestimmen, sondern nur zu beaufsichtigen hat.

Wünschenswerth wäre ferner, daß man allen Directoren eine Mitwirkung bei der Besetzung vacanter Stellen ihrer Anstalten sicherte, wie es denn die Directoren der städtischen Anstalten schon immer besaßen.

Zweitens ist die Stellung der Lehrer zu sichern durch gesetzliche Bestätigung der bestehenden Conferenzordnung. Das ist das Fundament für die Auffassung der Pflicht, für die Art der Disciplin und Methode. Sodann ist die Versetzung im Interesse des Dienstes zu beseitigen, so gut wie sie für die Professoren der

Universität in Preußen und im Reichsland beseitigt ist, während sie in Bayern und Würtemberg noch besteht. Noch ist ja in frischer Erinnerung, wie Professor Pauli wegen eines Artikels in den Preußischen Jahrbüchern von der hohen Schule in Tübingen an eine andere „höhere" Schule versetzt werden sollte.

Alle nöthigen Versetzungen lassen sich auch ohne diesen Paragraphen erreichen, wie er denn bisher so wenig angewendet wurde, daß die meisten Lehrer nicht wußten, daß er besteht. Und das unnöthige Hin- und Herversetzen, das neuerdings Mode wird, dient zwar den büreaukratischen Tendenzen vorzüglich, indem es die Vorstellung, daß jede Schule etwas für sich ist, vernichtet, — für den Unterricht aber ist es von großem Schaden.

Das preußische Unterrichtsgesetz wird dann mittelbar auch die deutsche Organisation der Schule im Reichsland sichern.

Wer nicht selbst Schulmann ist, wird vielleicht schwer begreifen, daß diese Fragen weitaus die wichtigsten sind von allen, um die es sich bei dem Unterrichtsgesetz handelt. Haben die Schulen selbständiges Leben, so werden Fehler des Lehrplanes, der Strafordnung u. s. f. zum guten Theil von selbst gebessert, oder es werden doch rechtzeitig zahlreiche Stimmen laut werden, welche auf den Mangel weisen. Wie aber, wenn die Schule nur von oben ihr Leben empfangen soll, von denen, die nicht selbst unterrichten, die also die Mängel nur mittelbar erfahren und dazu ein natürliches Interesse haben, die Organisation, an der sie wesentlich mitgearbeitet haben, nun auch so bestehen zu lassen?

Und andererseits werden tüchtige Lehrer denken, ich will schon meine alte Stellung und alte Weise bewahren, mag man verfügen was da will. Sie vergessen, daß sie die Kraft und die Kunst so zu unterrichten auf dem Boden und unter dem Schutze der alten Freiheit gewonnen haben, und daß ein Gesetz nicht die außerordentlichen, sondern die gewöhnlichen Gaben zur Voraussetzung nehmen muß.

Den Fachgenossen wie den Laien rufe ich deshalb zum Schluß

ein Wort von Carl Ludwig Roth[12]) zu, deſſen ehrwürdige Autorität ich ſchon oben aufgeboten habe: „Die menſchliche Natur iſt einmal ſo beſchaffen, daß wir je geiſtiger die Wirkſamkeit iſt, die man von uns erwartet, deſto mehr des Gefühls der Selbſtändigkeit bedürfen, oder umgewandt: je mehr ein Menſch ſich abhängig fühlt, deſto weniger iſt er dazu gemacht, mit ſeinem Geiſte auf andere Geiſter zu wirken. Wohl giebt es einzelne Naturen, deren Energie in demſelben Verhältniſſe zunimmt, in welchem der Druck von Außen anwächſt. Aber wo von einem ganzen Stande die Rede iſt, muß man nicht an außerordentliche, ſondern an die Menſchen denken, wie ſie im Durchſchnitte ſind. Dieſe bedürfen zum geiſtigen Wirken des Gefühls ihrer Selbſtändigkeit, und zur Empfindung der Selbſtändigkeit der Gewißheit ihrer Rechte."

Anmerkungen.

1) J. Kelle, die Jeſuitengymnaſien in Oeſterreich. Prag 1873 p 26ff. Aus der lateiniſchen Grammatik genüge die Regel: „für masculina werden gehalten die, ſo in männlicher Geſtalt abgemahlen werden" ib. p 17.

2) Michel Bréal. Quelques mots sur l'instruction publique en France Paris. Hachette 1872. p. 10. Note 2. Surtout L. Hahn, das Unterrichtweſen in Frankreich, Breslau, 1848. L'auteur parût avoir bien connu nos écoles et nos colléges: son livre quoique déjà assez ancien, est encore d'une entière justesse, tant les choses ont peu changé depuis vingt ans. Dieſe letzten Gedanken führt er S. 3 weiter ſo aus: Notre histoire est semée de révolutions à la surface: mais ce qui constitue le fond de la vie intellectuelle et morale s'est à peine modifié depuis deux siècles. Nos enfants font les mêmes exercises que Rollin dictait à ses élèves, et si la Révolution française a étendu à une grande partie de la nation l'éducation qui était autrefois le privilége d'un petit nombre, elle n'a pas eu la force de transformer cette éducation. Les livres que Bossuet a composés pour le Dauphin servent aujourd'hui à l'instruction des enfants de notre bourgeoisie. Il y a eu extension de l'ancienne culture française, mais elle ne s'est pas sensiblement modifiée.

3) Séances et travaux de l'Académie des sciences morales et politiques. Paris 1873 Tome 99 p 787 ff. u. Tome 100 p 107 ff. Mémoire sur l'instruction publique en Allemagne. Ueber die Internate ſagt Hippeau Tome 100 p 121: Ce n'est ni le bon vouloir ni la sagesse des instructions qui manquent aux jeunes gens chargés dans nos lycées des

pénibles fonctions de la surveillance. Il est des inconvénients inhérents à la nature même de l'internat contre lesquels, quoi qu'on dise ou quoi qu'on fasse, viennent échouer les bonnes intentions des directeurs célibataires ou mariés, laïques ou ecclésiastiques. Ces inconvénients compensent tous les avantages que l'on peut faire valoir en faveur des établissements de ce genre.

On a souvent attribué la persistance avec laquelle la France, malgré les exemples donnés par la plupart des nations civilisées, maintient l'usage de l'internat, à l'indifférence et même à l'égoisme des parents. Les Allemands ont été jusqu'à y voir une des plus fortes causes d'un prétendu relâchement des liens de la famille. Je repousse de toutes mes forces un pareil reproche: il n'y a au contraire rien de plus touchant que le spectacle des témoignages de tendresse que les pères et les mères dans leurs fréquentes visites aux jeunes prisonniers des lycées leur prodiguent. Ils sont les premiers à gémir d'un système de claustration dont les gouvernements ont pu avoir l'idée et dont la responsabilité doit peser sur eux seuls. C'est une des plus funestes institutions du premier empire contre laquelle n'ont pas manqué les protestations éloquentes, et qui nous l'espérons bien, finira par disparaître à mesure que les familles elles-mêmes prendront une part légitime à l'organisation et à la surveillance des établissements d'instruction, abandonnés encore aujourd'hui à la direction exclusive de l'État.

Ueber die Methode des Unterrichts in Deutſchland p 125:

C'est surtout pendant la classe et sous la direction des professeurs que s'exerce leur intelligence et qu'ils apprennent à travailler avec profit. Pour eux peu de leçons à apprendre et à réciter, peu de devoirs à écrire, peu de travaux solitaires. La classe est véritablement une société en participation pour le plus grand avantage des études. Élèves et maîtres y sont sans cesse en action, c'est entre eux une perpétuelle communications d'idées, un échange incessant de questions et de réponses. Le professeur peut à la lettre y prendre ce rôle d'accoucheur des esprits dont se faisait gloire le plus puissant instituteur de l'antiquité grecque. C'est la confection et non la correction du devoir qu'il importe au professeur de diriger, dit excellemment M. Bréal, qui oppose à la tâche ingrate et souvent peu fructueuse de nos professeurs dans leurs classes, celle qu'accomplissent les professeurs des gymnases.

Ueber die Freiheit der Lehrer p 126. Les professeurs des gymnases allemands, plus heureux, peuvent modifier leur enseignement et leurs méthodes avec une liberté que l'omnipotence de l'État en fait d'éducation ne laisse pas au nôtre. Le directeur d'un gymnase, qui en principe et le plus souvent est en même temps le professeur le plus distingué de l'école, doit s'entendre avec ses collaborateurs à la fin de chacun des semestres dans lesquels se divise l'année scolaire, sur l'organisation des classes pendant le semestre suivant et quelquefois pendant l'année scolaire entière. Quant à l'exécution du plan d'études, les maîtres ont la plus grande latitude, en ce qui concerne la méthode, du choix des livres, du temps donné dans la classe à chaque exercice, etc.

4) Verordnungen und Geſetze für die höheren Schulen in Preußen, herausgegeben von Dr. L. Wieſe. Zweite, bis zum Jahre 1875 fortgeführte Ausgabe. 1875, Berlin.

5) Die Schulräthe müſſen ſich raſch ein Urtheil bilden und womöglich ein durch beſtimmte Thatſachen, zu rechtfertigendes Urtheil. Sie ſuchen deshalb nach ſolchen Thatſachen und was nun zufällig recht in die Augen fällt, ſei es ein Mangel oder ein Vorzug, oft nur irgend ein pädagogiſches Kunſtſtückchen,

ein Mittelchen, wie deren jeder Lehrer verschiedene hat, das behält bei allen Urtheilen ein unverhältnißmäßiges Gewicht. Ich erinnere mich noch lebhaft der ersten Revision, die L. Wiese an dem Göttinger Gymnasium nach der Annexion vornahm. Er äußerte sich im Ganzen sehr zufrieden, im Einzelnen aber bemerkte er unter anderem, daß in einer Klasse die Sicherheit des grammatischen Wissens vernachlässigt sei. Und in dieser Klasse hatte ein Lehrer den Unterricht, der gerade in diesen Dingen als musterhaft bekannt war. Wiese war trotz seiner langjährigen Uebung und großen Beobachtungsgabe durch einige auffallende Antworten irre geführt. Besonders lehrreich ist die Schilderung, welche Ranke in seinen Rückerinnerungen von den Erfahrungen des ersten modernen Schulraths bei der Revision von Pforta macht. Es war Johannes Schulze, ein Mann von ausgezeichneter Begabung und dem besten Willen. Vierzehn Tage lang untersuchte er die eine Anstalt, ihm entging nichts, jedes Heft und jeder Winkel wie jede Lehrstunde ward revidirt und um durch persönliche Beziehungen nicht gebunden zu werden, ging er alle Abend nach Kösen zurück. Und doch hatte er über den Unterricht in den alten Sprachen, also über das A und O der damaligen Pforta, ein falsches Urtheil gewonnen. Es präsentirt sich eben alles von einer besonderen Seite bei einer so besonderen Gelegenheit und die Thätigkeit des Lehrers ist ein sehr zusammengesetztes Ding.

6) Die Directoren-Conferenzen des Preußischen Staates von Dr. W. Erler. Berlin 1876. p. 251. „Auf der 12. und 13. westfälischen Conferenz sind Dienstinstructionen zur Berathung gekommen; doch sind die darüber geführten Protokolle nicht abgedruckt worden, weil sie ohne die Instruktion, deren Mittheilung nicht wohl thunlich sei (?), nicht verständlich sein würden".

7) Cadenbach. Das Lyceum zu Heidelberg. Jahresbericht 1859. S 10. „Die Direction sollte jährlich unter dem ersten reformirten und dem ersten katholischen Lehrer wechseln". Anlaß gab die Entstehung des Lyceums durch Vereinigung einer katholischen und einer reformirten Anstalt im Jahre 1808. Drei Lehrer sollten reformirt sein, zwei katholisch, einer lutherisch. Vgl. auch Note 10.

8) So Glasewald in dem Greifswalder Programm von 1834, citirt bei Wiese, Spilleke 169 f. Spilleke sagt dazu: Freilich wer sich allein auf Amtsautorität zu stützen gedächte, dem wird überhaupt schwerlich etwas Bedeutendes gelingen: aber die Autorität der Persönlichkeit reicht oft nicht aus in einem Verhältnisse, in welchem, wie bei einem Lehrercollegio, die einzelnen Elemente oft so verschieden sind, und wo die Neigung des Einzelnen mit dem Interesse des Ganzen nicht selten in Widerspruch tritt; so daß also der Vorsteher immer in dem Fall ist, Rücksichten zu nehmen, nicht selten connivizen zu müssen, damit er nicht durch sein Verfahren bei diesem oder jenem anstoße.

Wäre dem Rector als unmittelbarem Organ der Behörden volle Gewalt übertragen, und bliebe es ihm überlassen, wie weit er bei seinen Anordnungen die einzelnen Lehrer, oder das ganze Collegium zu Rathe ziehen wolle, so müßte von Seiten der Behörde über seine ganze Amtsführung eine strenge Controlle geführt, und wenigstens jährlich einmal von Seiten des Königl. Commissarius eine bis ins Detail sich erstreckende Schulvisitation gehalten werden, bei welcher die Stunden der sämmtlichen Lehrer besucht, und eine Conferenz mit den Lehrern, ohne Beisein des Direktors, gehalten würde, in welcher jeder verpflichtet wäre, sich frei und unumwunden über alle von ihm wahrgenommenen Mängel zu äußern. Eine gleiche Conferenz würde dann mit dem Director zu halten sein, in welcher derselbe namentlich die in den monatlichen Conferenzen mit den Lehrern gepflogenen Verhandlungen summarisch vorzulegen hätte. Endlich wäre über alles dies an den Direktor und an die

Lehrer eine Verfügung zu erlassen in welcher ihnen das Resultat der Visitation mitgetheilt würde.

9) In der Vorrede zu seiner berühmten Lateinischen Stilistik 1846: „Unter Ihrem kräftigen Regimente, theuerster Roth, habe ich an dem uns beiden unvergeßlichen Nürnberger Gymnasium lehren gelernt. Sie haben mir gezeigt, was ein Lehrer sein muß, der kein Miethling ist, und was ein Rector sein kann, der sein Amt als einen Gottesdienst betrachtet und mit der Macht seines sittlichen und wissenschaftlichen Einflusses die Lehrer seiner Anstalt heranzubilden versteht, indem er ihnen vor allen Dingen das Gewissen schärft".

10) Eine ähnliche Apostrophe findet sich von Thiersch: Ueber gelehrte Schulen 1826, Vorrede p. VI. An einen Erlaß des Königs Ludwig schließt er folgende Worte an: „Ein königliches Wort, welches zu den schönsten Hoffnungen berechtigt und eben im Voraus die Gewähr jenes Guten enthält, welche diese Betrachtungen unsern Schulen zuführen und sichern möchten! Hört es, Bayern! unser hochherziger Monarch zählt die Angelegenheiten der gelehrten Schulen zu den höchst wichtigen! Einen Schulplan begehrt er, welcher aus tiefem Nachdenken entsprungen sei, und worüber? über die Bestimmung und die Bedürfnisse der Schulen, über die Stellung und Bildung des Lehrstandes". Ist Thiersch auch unter die Schmeichler gegangen? Wird er geschmacklos um schmeicheln zu können? Nein, das Pathos ist aufrichtig, aber nur zu verstehen, wenn man sich zurückdenkt in jene Lage, da Thiersch die Schule von der Herrschaft der Geistlichkeit befreien wollte. Gründe, Beredsamkeit — nichts half, die Gunst des Königs war die einzig wirksame Waffe. Ist es nicht begreiflich, daß Thiersch die Begeisterung für seine Sache auf seine Waffe überträgt?

Gar manches pathetische Wort von Schriftstellern, die heute die Masse der Gebildeten nicht nur mit sich fortreißen, sondern ihnen auch das beglückende Gefühl innerer Erhebung verleihen, wird kommenden Geschlechtern leer und vielleicht auch abgeschmackt erscheinen.

Pathos ist vorzugsweise vom Augenblicke geboren und für den Augenblick bestimmt, wenigstens nur für gleiche Lage und gleiche Stimmung verständlich.

11) Entwurf einer Verordnung, die Gelehrtenschulen im Großherzogthum Baden betreffend. Abgedruckt in Jahns Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. 3. Supplementband. Leipzig 1835. p. 485—525.

Erlassen ist die Verordnung vom Großherzog Leopold und zerfällt in 2 Theile. Der erste handelt von den Gelehrtenschulen im Allgemeinen, der zweite enthält den Lehrplan und die Schulordnung.

Die Schule umfaßt 6 Klassen, von denen die 2 untersten jährig, die 4 obersten 2jährig sind, unterscheidet sich also von dem preußischen Plan durch die 2jährige Quarta. Für Latein sind 8, für Griechisch 5, für Mathematik resp. Rechnen 4, in Tertia 3 Stunden angesetzt. In Bezug auf die Verwaltung unterscheidet sich dieser Plan von dem preußischen sehr unvortheilhaft. So urtheilte auch der Vorsitzende der 8. westfälischen Directorenconferenz 1837, der badische Entwurf binde alles zu sehr an den Buchstaben des Gesetzes, während bei uns größere Freiheit bestehe". Erler, die Directorenconferenzen p. 230.

Alles und jedes ist von der „Oberstudienbehörde" vorgeschrieben. Der Normalplan will nicht blos Vorbild sein, er soll strict befolgt werden. cf. § 54. „Von dem Lehrplan eigenmächtig in irgend einer Sache abzugehen, ist keine Lehrerconferenz befugt, sondern hierzu muß in jedem Falle die Genehmigung bei der Oberstudienbehörde nachgesucht werden". Mit dem preußischen Normalplan ist es jetzt nicht viel besser, aber ursprünglich hat er nur ein Vorbild sein sollen. Characteristisch ist, daß § 37 folgende Freiheit ausdrücklich ge-

währt. „Die Ausmittelung der Art, wie die speciellen Locationen und die Hauptlocation richtig und sicher zu bestimmen sind, wird der Einsicht und Gewissenhaftigkeit der Directionen und Lehrerconferenzen anheimg estellt, und ihnen die Führung der Certirlisten und Censurbücher überlassen".

§ 17 bestimmt: „Die Lehrbücher für die verschiedenen Unterrichtsgegenstände sind, nach vernommenem Gutachten der Direktionen und Lehrerconferenzen der Lyceen und Gymnasien, von der Oberstudienbehörde zu bestimmen und sollen ihr zur näheren Bezeichnung des Lehrstoffs und der Abstufung des Unterrichts dienen.

§ 52 Jeder Lehrer hat, auf den Grund des allgemeinen Schulplans, eine ausführliche Darstellung über den Inhalt und die Methode seines Unterrichts, in den ihm übertragenen Lehrfächern, und über die ungefähre Eintheilung des Lehrstoffs in kürzere Zeitabschnitte, der Lehrerconferenz zu übergeben, und alle wesentlichen Abänderungen, die er später hierin zu treffen für angemessen erachtet, nachzutragen, und ist verbunden, den ihm übertragenen Unterricht, nach den hierüber ertheilten Vorschriften, vollständig durchzuführen".

Diese Bureaukratie herrscht jedoch nur bis zu dem Director abwärts, die einzelne Anstalt selbst ist völlig collegialisch organisirt. Die Regierung wendet sich deshalb meist auch nicht blos an den Director, es heißt vielmehr: Direction und Lehrerconferenz. So §§ 10, 13, 15 2c. Das Nähere bestimmen die §§ 36—38 des ersten und Abschnitt VII des zweiten Theiles der Verordnung.

§ 36. „Zur Berathung ..... finden allgemeine Lehrerconferenzen statt, wozu sämmtliche Professoren und diejenigen Lehrer, welche durch besondere Verfügung der Oberstudienbehörde als Mitglieder derselben ernannt werden, sich regelmäßig nach fester Vorausbestimmung und so oft Veranlassung dazu vorhanden ist, außerordentlicher Weise versammeln.

Jede Gelehrtenschule hat einen, aus der Mitte der Lehrer ernannten, Director, der die Anstalt nach Außen repräsentirt und dem die Aufsicht im Innern übertragen ist.

§ 38. Die Stelle des Directors wird in der Regel ein Professor der Anstalt bekleiden, der an einer der beiden oberen Klassen Unterricht in den alten Sprachen ertheilt. Der Direktor behält sein Amt, so lange er sich bei ier Anstalt befindet, wofern nicht erhebliche Gründe vorhanden sind, die Direction einem andern Lehrer zu übertragen. Zu seiner Unterstützung kann ihm ein Vicedirector, unter angemessener Bestimmung über die Geschäftsabtheilung, beigegeben werden.

An den aus beiden Confessionen gemischten Anstalten können alternirende Directoren ernannt werden.

An den Pädagogien führt der Hauptlehrer der obersten Klasse die Direction".

Das Amt des Directors erscheint hier noch in den Anfängen seiner Bildung. — Dagegen stehen gewissermaßen alle Anstalten des Landes unter gemeinsamer Direction der Oberstudienbehörde.

Im Gegensatz zu dieser engherzigen Büreaukratie ist die Zartheit zu rühmen, mit welcher die sächsische Regierung in Pforta verfuhr, als eine Reform nöthig schien. Vgl. F. Ranke, Rückerinnerungen.

12) C. L. Roth, das Gymnasial-Schulwesen in Baiern. p. 120 f.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Zukunftsmusik

und

die Musik der Zukunft.

Ein Vortrag,
gehalten am 6. Januar 1877 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin

von

Dr. Emil Naumann,
Königl. Professor und Hofkirchen-Musikdirektor.

Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Carl Habel in Berlin.

Ein künstlerisches Talent, das seine Nation seit nun fast einem Menschenalter in zwei große Parteien scheidet, kann weder unbedeutend, noch gleichgültig für die Welt und den Geist unserer modernen Culturentwickelung sein. Richard Wagner aber ist der Mann, der während nunmehr 25 Jahren in der angedeuteten Weise wirkt; und wenn ich dies gleich im Eingange meiner Besprechung betone, so will ich damit vor allem der Meinung, zu welcher der Titel derselben Anlaß geben könnte, begegnen, als nähme ich die Stellung eines blinden oder vorurtheilsvollen Gegners zu dem genannten Meister ein. Das Wort „Zukunftsmusik" wählte ich nur darum zum Ausgangspunkt meiner Betrachtungen, weil dieser Ausdruck derjenige ist, mit welchem man, anknüpfend an Wagner's Abhandlung: „das Kunstwerk der Zukunft", seine Schule zu bezeichnen pflegt und weil wir dadurch ohne Umweg zu der entscheidenden Frage geführt werden, ob das, was man unter Zukunftsmusik versteht, in Wahrheit auch die Musik der Zukunft sein werde oder nicht.

Alle Erdgeborenen hoffen auf die Zukunft und erwarten mehr oder weniger von ihr eine Erfüllung ihrer Wünsche. Aber die große Mehrheit hofft im Sinne des bekannten Wahlspruches: spes et silentium; d. h. schweigend und ergeben, wie es dem Menschen geziemt, nicht vorgreifen wollend dem Geschicke und dem Urtheile der Nachwelt. Weit seltener erleben wir es, daß ein Einzelner oder eine Partei sich laut vor allem Volke als den unzweifelhaften und prädestinirten Erben kommender Zeiten gebärdet

und anpreist — ich meine in dem Sinne, als wenn diese ihr, und zwar ausschließlich ihr und den Ihren verbrieft und versichert seien. Wir begegnen solchen Ansprüchen hauptsächlich bei den Bekennern extremer politischer und kirchlicher Richtungen. In der Wissenschaft und Kunst sind sie schon seltener; in der Tonkunst vollends trat, meines Wissens, erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eine Partei mit der entschiedenen Behauptung auf, daß ihr allein die Zukunft gehöre. Einem solchen Factum gegenüber erscheint die Frage berechtigt: welche Zustände in der damaligen musikalischen Entwicklung waren es, die das Auftreten der bezeichneten Partei unter den Musikern zuerst hervorriefen?

Die größte Epoche, die nicht nur Deutschland sondern die Welt überhaupt bis dahin in der Tonkunst erlebt, lag kaum abgeschlossen hinter uns, ja sie fand in einer Reihe bedeutender Meister, wie Ludwig Spohr, Felix Mendelssohn und Robert Schumann ihre letzten hervorragenden Ausläufer im Vaterlande. Denn wenn die Genannten auch nicht an ihre gewaltigen Vorgänger hinanreichten, die das Genie in der Musik repräsentirten, so ist es doch für jedes Blüthenzeitalter einer Kunst charakteristisch, daß ihm eine Epoche der großen Talente zu folgen pflegt, zu welchen wir — seit Beethoven, dem letzten jener Gewaltigen — im vorliegenden Falle vor allen andern auch noch Carl Maria von Weber und Franz Schubert zu zählen haben.

War nun, der verschwenderischen Fülle reichster und mannigfaltigster Tonschöpfung gegenüber, durch die wir Deutschen damals eben erst zum gepriesensten Volke in der musikalischen Welt emporgestiegen waren, ein Grund vorhanden, mit Vergangenheit und Gegenwart zu brechen und seine ganze Hoffnung nur noch auf die Zukunft zu setzen? — Ich glaube antworten zu dürfen: Gewiß nicht! — Warum nun dennoch die tiefe Unzufriedenheit mit allem bisher Geleisteten, die sich damals eines Theiles der jüngeren Musiker — und zwar nicht des am wenigst strebsamen

— zu bemächtigen begann? Was auch ließ in jenen Tagen eine in der Musik zum erstenmal sich zeigende Ueberschwänglichkeit aufkommen, die (aus einer, wie sie meinte, ihr innewohnenden Faust- oder Hamletnatur heraus) mit der Welt und dem was dieselbe hochhielt glaubte hadern zu dürfen? Warum endlich steigerten sich, gerade um dieselbe Zeit, subjektive Befangenheit und Selbstüberschätzung unter den Musikern auf einen Punkt, der das Entstehen eben der Partei veranlaßte, die den absolutesten Bruch mit jener, heute noch nicht einmal zu ihrer vollen Wirkung auf die Lebenden gekommenen unvergleichlichen Vergangenheit predigte, völlig gleichgültig dagegen, daß uns die ganze Welt um dieselbe beneidete? —

Hierauf kann nur erwidert werden, daß es jene hinter uns liegende Epoche der Blüthezeit deutscher Tonkunst gerade *selber* war, welche die Veranlassung zu der von mir im Musikleben der Gegenwart hervorgehobenen Erscheinung gegeben hat und noch giebt. Wir haben es in der Entwicklungsgeschichte der Künste wiederholt erlebt — und zwar ebensowohl in der Literatur, wie in der Baukunst, Sculptur und Malerei — daß auf ein goldenes *Zeitalter* einer so classischen und verschwenderischen Productivität, wie sie Deutschland ungefähr 125 Jahre lang (etwa von 1725 bis 1850) bei sich blühen sah, eine Periode des Nachlasses der Kraft, der Abspannung und der Erschöpfung eintritt — mit anderen Worten: daß auf die *Progonen* die *Epigonen* zu folgen pflegen.

Gelänge mir aber der Nachweis, daß die Zukünftler *Epigonen* sind, so wäre damit fast auch schon die Frage entschieden, ob sie sich die kommenden Jahrhunderte zueignen dürfen; denn ihre tiefste Beziehung hatten die Epigonen zu allen Zeiten auf die *Vergangenheit*, obwohl sie sich stets der Selbsttäuschung hingaben, Ankündiger einer erst dämmernden Zukunft zu sein. Ehe ich jedoch zu einem solchen Nachweis übergehe, der hier überhaupt nur andeutungsweise erfolgen kann, erlaube ich mir

die Bemerkung, daß in der Bezeichnung eines Künstlers als eines Epigonen, oder einer Kunstepoche als eines Zeitalters der Nachgeborenen nichts liegt, was den in dieser Weise charakterisirten Einzelnen oder eine in dieser Weise gekennzeichnete Genossenschaft verunehren oder herabsetzen könnte. Der Einzelne, falls ihm eine Erkenntniß seiner kunstgeschichtlichen Stellung überhaupt möglich, wäre eher berechtigt auszurufen: „Weh' mir, daß ich ein Enkel bin!" Ueberdies bezeichnet der Begriff Epigonen, auch wenn wir ihn in seiner Loslösung von allem Persönlichen in's Auge fassen, nichts weniger als etwa nur Schwäche, Blasirtheit und Verfall im Leben der Kunst. Wir finden unter den Epigonen nicht nur hochbedeutende Talente, sondern sie haben auch wirkliche Lücken ausgefüllt und durch von ihnen ausgehende besondere Richtungen die Kunst abermals bereichert. Und wenn auch ein Zeitalter der Nachgeborenen, im Ganzen erschaut, immer eine im Rückgang begriffene Epoche kennzeichnet, so verhalten sich doch die Nachgeborenen zu den Progonen, wie die Ebbe im Weltmeere zur Fluth, oder die Nachblüthe zur Blüthe; beide sind Bedingungen im Sein der Natur.

Alles Epigonenthum in der Kunst erwächst ursprünglich aus gewissen, einer bestimmten Zeit sich bemächtigenden dunkeln Ahnungen von ihrer abnehmenden Schöpferkraft und von der Unmöglichkeit, über eine große ihr vorangegangene Vorzeit noch hinauszugehen. Aus dieser peinlichen, nur halb eingestandenen und zum Bewußtsein gelangenden Empfindung rettet sich der Einzelne, indem er das Streben der großen Vorgänger einfach negirt und der Welt eine ganz neue Kunst, mit neuen Ausgangspunkten und Zielen ankündigt. Genialität und Originalität um jeden Preis, ein über Bord Werfen der Kunstform, als einer lästigen Fessel für den sich selbst bestimmenden Genius, sowie endlich schrankenloses Walten des künstlerischen Subjects und die damit verbundene Rückkehr zu den bloßen Instincten der Natur sind einige der Kennzeichen der Kunstjünger dieser Farbe. Doch habe ich in ihnen

nur das am stärksten in den Vordergrund tretende Epigonenthum, ich meine das sich vorwaltend activ und in einem revolutionären Sinne bethätigende geschildert. Das Epigonenthum im Ganzen hat auch noch eine andere Seite, welche durch diejenigen Nachgeborenen repräsentirt wird, die sich den Altmeistern, ohne die gleiche Kraft zur Ausführung ähnlicher künstlerischer Vorwürfe zu besitzen, als bloße Nachahmer ihrer classischen Form anschließen. Auf dieser Seite haben wir die Eklektiker und Akademiker zu suchen, die, wie uns die Kunstgeschichte lehrt, in gleicher Weise wie ihre Gegner: die Kraftgenies, Naturalisten und Revolutionäre, nach jedem Blüthenzeitalter einer Kunst aufgetreten sind.

Wir haben seit dem 16. Jahrhundert, meiner Ansicht nach, vier besonders hervortretende Epigonenzeitalter zu unterscheiden. Das erste derselben betrifft die Malerei und Sculptur und wird von seiner excentrischen und naturalistischen Seite durch die Namen Bartolommeo Ammanati, Giovanni da Bologna, Baccio Bandinelli und Federigo Zuccari, an die man, wenn man will, auch noch die später auftretenden Meister Bernini, Caravaggio, Spagnoletto und Salvator Rosa anknüpfen mag, von seiner eklektischen und akademischen Seite dagegen hauptsächlich durch Giorgio Vasari und die Brüder Lodovico, Agostino und Annibale Caracci charakterisirt.

Die zweite Kunstperiode gleichgearteter Natur fällt nur um etwa ein Menschenalter später, bezieht sich auf einen besonderen Abschnitt in der Geschichte der Tonkunst und stützt sich vornehmlich auf die Namen der florentinischen und venezianischen Meister Caccini, Cavalieri, Peri, Cesti, Monteverde und Cavalli.

Das dritte Epigonenzeitalter endlich gilt namentlich unserer deutschen Literatur und umfaßt ebensowohl die Schule unserer älteren Romantiker, welche in Männern wie Tieck, Friedrich Schlegel, Zacharias Werner, Novalis, Chamisso, Amadeus Hoffmann, de la Motte Fouqué, Achim von Arnim und Clemens Bren-

tano ihre Hauptvertreter fand, als auch unſere jüngeren, ſpäter in ausgeſprochene politiſche Tendenzen umſchlagenden Romantiker und Jungdeutſchen, darunter namentlich Heine, Immermann, Gutzkow, Kühne, Laube, Herwegh, Dingelſtedt und wiederum auf der entgegengeſetzten Seite Platen, Geibel und Heyſe.

Einem vierten ausgeſprochenen Epigonenzeitalter endlich begegnen wir in dem Jungdeutſchland der Tonkunſt, welches etwa nur dreißig Jahre nach dem Emporkommen des, ihm in ſeinen Tendenzen ſo nahe verwandten literäriſchen Jungdeutſchlands zuerſt hervortrat und unter welchem ich in der Gegenwart hauptſächlich die Partei der Zukunftsmuſiker verſtehe. Das weitaus hervorragendſte Talent auf dieſer Seite, ja der Mann um den ſich die geſammte Partei als um ihren Mittelpunkt ſchaart, iſt Richard Wagner. Nächſt ihm treten Franz Liſzt, ſowie der früher ſchon in verwandter Richtung thätig geweſene Hector Berlioz hervor; in zweiter Reihe dann und mit nur theilweiſem Anſchluß an die Genannten, Talente wie Anton Rubinſtein, Joachim Raff und der Franzoſe Camille de St. Saens, während die, gleich Berlioz, bereits der jüngſten Vergangenheit angehörenden hochbedeutenden Meiſter Felix Mendelsſohn und Robert Schumann, obwohl ſie den Tendenzen des muſikaliſchen Jungdeutſchland zu ihrer Zeit mehr opponirten als Vorſchub leiſteten und überhaupt nur unter bedeutenden Einſchränkungen zu den Epigonen zu zählen ſind, dennoch gewiſſe Seiten gewahren laſſen, die mich verpflichten auch dieſe beiden Tondichter, ſowie des Letzteren talentvolle Jünger Johannes Brahms und Robert Franz hier mit anzuführen.

Für die Meiſter ſämmtlicher bezeichneter Zeitabſchnitte iſt es nun zunächſt charakteriſtiſch, daß ſie ſich unmittelbar an Vorgänger ſchließen, von denen ſie ſowohl an Genie und Schöpferkraft, wie hinſichtlich glänzender Beherrſchung und Durchgeiſtung der Kunſtform übertroffen werden, ſo daß, was ſie ſelbſt, die Nachgeborenen, geleiſtet, dagegen entweder wie ein allmäliges Verklingen der

ihnen vorangegangenen classischen Kunstperiode, oder wie ein Ausarten und Verkehren des Geistes jener Periode in das Uebertriebene, Einseitige und Paradoxe erscheint.

So gingen der bildenden Kunst Italiens, die vom Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an in ein allmäliges Sinken gerieth, Meister von der Unübertrefflichkeit des Leonardo da Vinci, Michelangelo, Tizian, Raphael und Correggio voraus. So lehnten sich die im 17. Jahrhundert in Florenz auftretenden musikalischen Epigonen, die unter den Einflüssen der sich auslebenden Renaissance standen, gegen die ihnen vorausgegangenen oder vereinzelt noch gegenüberstehenden gewaltigen italienischen Tonmeister des 16. Jahrhunderts, einen Animuccia, Zarlino, Andrea und Giovanni Gabrieli, Palestrina, Claudio Merulo, Giovanni Nanini und Felice Anerio auf. So endlich ging den Musikern der Gegenwart, und zwar ebensowohl unseren modernen Romantikern wie den Wagnerianern, jenes Blüthenzeitalter der Tonkunst voraus, das durch das Auftreten der musikalischen Heroen Deutschlands, durch einen Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven gekennzeichnet wird.

Eine andere, allen Epigonenzeitaltern gemeinsame Aehnlichkeit will mir darin entgegentreten, daß dieselben sich gewöhnlich an den letzten der ihnen vorausgegangenen Kunstheroen anlehnen, ja sich auf diesen, als auf den Mann, der schon Geist von ihrem Geist gewesen und bereits in ihrem Sinne mit der Vergangenheit gebrochen habe, berufen. Hierbei aber gerathen sie leider auf den gemeinsamen Abweg, ihr Vorbild nur von der Seite gewisser ihm zufällig angeborener persönlicher Eigenheiten oder in seinem rein äußerlichen Behaben aufzufassen, während ihnen dessen tiefer liegender idealer und formaler Gehalt total verborgen bleibt. —

Für einen solchen eigenthümlichen Zusammenhang der Nachgeborenen mit dem letzten Heroen der ihnen vorausgegangenen Epoche der Genies scheinen mir die Beweise auf der Hand zu liegen. — Michelangelo war der Kunstheros, auf den sich die Cellini, Am-

manati, Bologna, Bandinelli, Jacopo Sansovino, Venusti, Salviati, Bronzini beriefen oder den sie, gleich Bandinelli, auch gegen ihren Willen nachzuahmen gezwungen waren. Durch Michelangelo hatte die Sculptur und Malerei einen Inhalt gewonnen, der, mit dem Geiste einer früheren Zeit verglichen, in welcher der Künstler meist hinter seinem künstlerischen Vorwurf zurücktrat, dem zu behandelnden Gegenstande vorwaltend das Gepräge der gewaltigen dahinter stehenden Persönlichkeit aufdrückte. Diese in ihrer Totalität auf sich wirken zu lassen, war aber die geringer begabte Jüngerschaft nicht fähig und so bildete sie nur das nach, was auch äußerlich faßbar in den Schöpfungen ihres Vorbildes an sie herantrat. Da nun der große Florentiner nicht ganz frei zu sprechen ist von einer Hinneigung zu gewaltsamen Effecten und einer mitunter selbst gesuchten Charakteristik, so äfften seine Nachahmer die kühnen Stellungen und Bewegungen seiner Gestalten nach, ohne ihnen eine bewegende Seele einzuhauchen und prahlten mit der Hervorkehrung einer übertriebenen Muskulatur oder mit der Darstellung gewisser gewagter Verkürzungen, ohne sie, wie der große Meister, innerlich zu motiviren. Und wenn jene gelegentlichen Uebertreibungen bei Michelangelo eben nur eine Seite seines Wesens aussprachen, so sahen seine Nachbeter darin den ganzen Mann und wähnten, daß gerade in solchen Auswüchsen die Genialität ihres Vorbildes zu suchen sei.

In gleicher Weise, wie Michelangelo zu seinen Nachgeborenen in den bildenden Künsten, steht Beethoven zu einer sich ausschließlich auf ihn berufenden Jüngerschaft in der Tonkunst. Wir haben dieselbe dort, und zwar in ähnlich einseitiger Auffassung des erwählten großen Vorbildes, hauptsächlich unter den Neuromantikern und Wagnerianern zu suchen. Wie an der Größe des erhabenen Florentiners, sind auch an der Titanennatur des letzten Heroen deutscher Tonkunst unzählige kleinere Geister zerschellt und von erträumter Höhe herabgestürzt. Es war freilich eine Vermessenheit zu wähnen, Beethovens Wege gehen zu können

oder sich ihm gleich stellen zu dürfen, wenn man ebenfalls nur das, was bei dem großen Meister als künstlerischer Subjectivismus sich geltend macht, nachahmte oder bis in's Absurde steigerte. Denn auch Beethoven ist eine michelangeleske Natur und nimmt unter den Heroen classischer deutscher Tonkunst die gleiche Stelle ein, wie Michelangelo unter jenen seinen großen Landsleuten, die gemeinschaftlich mit ihm die Welt mit der modernen bildenden Kunst beschenkten. Und auch bei Beethoven interessirt uns die gewaltige Persönlichkeit des Tondichters mehr noch, als der von ihr erwählte Gegenstand, weil auch hier der Künstler, um den es sich handelt, für sich allein eine Welt bedeutet und darum das, was wir sonst „subjektiv" in der Kunst nennen, in diesem Falle unter ganz veränderten Gesichtspunkten erschaut und mit Maßstäben, die einem Riesen angepaßt sind, gemessen sein will. Jedoch auch bei unserem deutschen Altmeister ist es nicht die Totalität seiner künstlerischen Erscheinung, sondern das Zufällige und äußerlich daran zu Tage tretende, was die Epigonen reizt und zur Nachahmung antreibt. Den erhabenen Kampf dagegen, den der Meister sein Leben lang bestanden, um den Sturm seiner Seele und das ungestüm lodernde Feuer seiner Genialität durch Eindämmung in immer reinere und strengere Kunstformen zu läutern und für die Nachwelt unvergänglich festzuhalten, haben sie völlig übersehen oder nie begriffen. So nur erklärt sich die bei den Wagnerianern zum Axiom erhobene Behauptung: Beethoven habe mit der 9. Sinfonie die Form der ganzen Gattung zerschlagen und derselben somit ihr Ende decretirt. Nun hat aber Beethoven nie etwas Formvolleres und in strengerer motivischer Durcharbeitung sich Aufbauendes geschrieben, als gerade das Allegro, das Scherzo und das Andante jenes wunderbaren Werkes. Die erste Hälfte der obigen Behauptung kann also nur aus der totalen Unkenntniß der Kunstform seitens ihrer Verächter hervorgegangen sein; aber auch deren zweite Hälfte läßt sich nicht halten, denn Beethoven hat so wenig der Sinfonie ihr Ende decretiren wollen, daß er sich nicht lange vor

seinem Hingange mit dem Entwurf einer 10. Sinfonie trug. Nehmen wir nun noch hinzu, daß gewöhnlich die im Allegro der 9. Sinfonie nicht vorgeschriebene Wiederholung des ersten Theils als jener Bruch ihres Schöpfers mit der sinfonischen Form proclamirt wird, mit welchem sich unsere Modernen so viel wissen, so werden wir vollends inne, auf wie schwachen Fundamenten deren Behauptungen gegründet sind. Denn bestände hierin allein, und nicht vielmehr in der strengen Geschlossenheit des Aufbaues und der Gliederung eines Tonwerkes dessen Kunstform, so müßten Beethoven's in seiner Frühzeit componirte Cmollsonate op. 30 für Geige und Klavier, in welcher doch noch nichts vom Geiste der 9. Sinfonie wahrzunehmen ist, oder Mozart's schon 1782 componirte Dursinfonie op. 7, die an Tiefe und Bedeutung weder mit des Meisters späteren Dursinfonien, noch mit seiner Esdur-, Gmoll- und Jupitersinfonie zu vergleichen ist, ebenfalls die Form zerbrechende Titanenwerke gewesen sein, da auch in ihnen, wie in der 9. Sinfonie, die Allegrosätze keine Wiederholung ihres 1. Theils besitzen.

Wie Michelangelo zu den Epigonen der bildenden Kunst, Beethoven zu den jüngsten Schulen in der Musik, so steht Goethe zu den Epigonen der Literatur. Aber auch ihm gegenüber faßten die Nachgeborenen nur die romantische, also wiederum die vorwaltend subjective Seite ihres Vorbildes auf, während sie dasselbe in seiner Universalität nicht zu übersehen im Stande waren. Der Goethe dagegen der Sturm- und Drangperiode und alles dessen, was in ähnlichem Sinne in seinen schon in der Jugend concipirten Werken bei deren späterer Vollendung noch nachklang, war ihnen genehm. Daher auch die anfängliche Neigung der Gebrüder Schlegel und Anderer, Goethe zum Haupte ihrer Schule zu erklären und ihr Schmollen mit ihm erst dann, als der Gefeierte sich ablehnend verhielt. Daher endlich auch das Anknüpfen der neuen Schule beim Faust, als der romantischesten und subjectiv erregtesten aller Goethe'schen Dichtungen. Erinnern

wir uns nun hierbei noch, daß unsere musikalischen Jungromantiker ebenfalls bei einem solchen einzelnen Werke des letzten Heroen ihrer Kunst, und zwar gleichfalls wieder bei einer faustisch gefärbten Composition, wie es Beethovens 9. Sinfonie ist, anknüpften, die Nachahmer Michelangelo's dagegen vorzugsweise mit Neigung bei dessen „jüngstem Gerichte" verweilten, welches Werk eine ähnliche Stellung zu seiner Zeit einnimmt, wie Faust und die 9. Sinfonie zu der ihren, weil es gleich diesen das Ringen und Kämpfen einer leidenschaftlich bewegten gewaltigen Natur mit sich selbst und der Welt symbolisirt, so können wir die Geistes- und Wahlverwandtschaft, welche die Epigonen der verschiedensten Zeiten untereinander verbindet, mit Händen greifen. Jedenfalls bleibt es in dieser Beziehung höchst bemerkenswerth, daß gerade Richard Wagner einen, ausdrücklich bei Goethe's Faust anknüpfenden Commentar zu Beethoven's 9. Sinfonie geschrieben, sowie überdies selbst eine Faustouvertüre componirt hat, während man andererseits nur Pietro Aretino's Brief an Michelangelo zu lesen braucht, worin ihm jener sagt, in welcher Weise er sich das vom Meister zu malende jüngste Gericht vorstellt, um zu empfinden, wie sehr auch damals gerade der Sturm und Drang in Michelangelo's titanischem Wesen, daher wiederum das darin waltende Dämonische und Faustische, auf die Phantasie der Kraftgenies unter den Epigonen seiner Zeit einwirkte.

Ich deutete bereits an, daß das Mißverstehen großer Vorbilder die Nachgeborenen zur Manier in der Kunst führe. Unter den musikalischen Epigonen findet sie sich am ausgebildetesten bei den Copisten Beethoven's. Es tritt in der Gegenwart kaum mehr ein junger Componist auf, der nicht in seinem ersten Orchesterwerke einen mehr oder minder ausgedehnten Spaziergang durch des großen rheinischen Tondichters 9. Sinfonie machte. Und was sind die Momente, die der Nachgeborene dabei meist in's Auge faßt? Ist es etwa die geistvolle und glänzende Verwendung und Entwickelung der Themen und Motive des Altmeisters,

oder der geschlossene, wie von einer verborgenen musikalischen Logik zeugende Zusammenhang seines in Tönen zu uns redenden Gedankenganges, oder endlich das organische Fortwachsen seiner, auf kühne und ergreifende Abschlüsse sich hinsteigernden Tonsätze, von denen er sich durchdringen läßt? — Nichts weniger! Es sind einzelne hervorstechende charakteristische Momente, ich möchte sagen musikalische Interjectionen, Gedankenstriche und Fragezeichen, für die der Meister eine persönliche Vorliebe hegt, die der ihn mißverstehende Jünger für das Wesentliche im Schaffen seines Vorbildes nimmt und bis zum Ueberdrusse des Hörers wiederholt und nachbetet. Der ruhige Beobachter solcher Zeiterscheinungen kann sich kaum mehr eines Lächelns erwehren, wenn er meist gleich im Eingange der Arbeiten unserer jüngsten Musiker, entweder der geheimnißvoll erzitternden leeren Quinte begegnet, die den 1. Satz der 9. Sinfonie eröffnet, oder jener berühmten übermäßigen Quinte im Adagio derselben Sinfonie, die, über dem Dominantseptimenakkord ruhend, so schmerzlich-süß nach ihrer Auflösung drängt, oder den charakteristischen Rhythmen des Scherzo's des gleichen Werkes, den wild auffahrenden Dissonanzen die dessen Finale eröffnen, der dumpf unheimlichen Paukenstelle zum vibrirenden Streichorchester gegen Ende des Adagios, dem Basso ostinato am Schlusse des Allegros und anderen ähnlichen besonderen Ausdrucksmomenten, die doch nur in dem Zusammenhang aus dem sie hervorwuchsen ihre Berechtigung finden, während sie sich der Nachahmer gleichsam nur als Devise aufheftet, sich ihrer nur wie Visitenkarten bedient, die er zu seiner Kennzeichnung bei Publikum und Kritik abgiebt. Es ist als wenn der angehende jüngere Meister sich durch dergleichen erst beglaubigen und als ein Mitglied jener Musikergenossenschaft documentiren wolle, welcher nach seiner Meinung allein die Zukunft gehört, wobei ihm freilich ganz entgeht, daß er nur als ein aus einem Ganzen herausgerissenes Citat, nur als eine ihm geläufig gewordene Phrase her-

sagt, was aus der Seele des großen Tondichters in einem Augenblicke schmerzlichster Erregung geboren ward.

Nicht ganz so abhängig von dem erwählten Vorbilde, wie die so eben Geschilderten, erscheinen unter unsern Neueren diejenigen, die ihre Richtung, statt auf selbständige Instrumentalmusik, auf das musikalische Drama genommen haben. Hier ist der Ausschlag gebende Meister Richard Wagner und in diesem ist angeborenes Talent in so bedeutendem Maße vorhanden, daß der Tondichter wohl auch auf eigenen Füßen zu wandeln vermocht haben würde, ich meine eine Eigenart hätte entwickeln können, die nicht nothwendigerweise unter dem Banne eines großen Vorgängers hätte zu stehen brauchen. Zu andern Zeiten würde Wagner sehr wahrscheinlich, im Gefühl eigener Kraft, naiv und unabsichtlich geblieben sein; da er aber in einer Epoche musikalischen Epigonenthums auftrat, so vermochte er nicht — obwohl er seit Mendelssohn's, Schumann's und Meyerbeer's Tod als der Begabteste unter den Lebenden dasteht — sich den Nachwirkungen eines Titanen, wie es Beethoven im Reiche der Töne war, zu entziehen. Nicht, als wenn ich hiermit sagen wollte, daß irgend ein Tondichter sich solchen Einwirkungen überhaupt entziehen solle, da im Gegentheil in der Kunst jeder Meister fortzeugend auf den nächsten wirkt und Flamme sich nur an Flamme entzünden kann. Die Auffassung Beethoven's durch Wagner ist jedoch keine unbefangene und objektive, d. h. Beethoven wirkt auf ihn nicht als der gewaltige Beherrscher aller Kunstformen der Instrumentalmusik, nicht als der Erfüller dieser Formen mit einem Ideengehalt, der sich mit ihnen in einer Weise vermählt, die Form und Inhalt identisch werden läßt; der Schöpfer der 9. Sinfonie beeinflußt Wagner vielmehr, wie überhaupt die Gegenwart, von der Seite seiner am imponirendsten hervortretenden Ausdruckshöhenpunkte. Wenn uns aber eine Tonsprache, deren sich Beethoven nur in Momenten des höchsten Affectes bedient, zum alltäglichen Brode wird, so müssen ihre Wirkungen endlich völlig verloren gehen. Und so wird denn

unser Altmeister auch Wagner zu jenem mißverstandenen Vorbilde, dem wir in allen Epigonenzeiten begegnen; denn auch Wagner's Verhältniß zu Beethoven ist ein vorgefaßtes, subjektiv zurechtgelegtes und tendenziöses. Nur hieraus erklärt sich der innere Widerspruch, daß der bedeutendste musikalische Dramatiker der Gegenwart gerade bei dem, ganz dem eigenen Innenleben zugewandten Beethoven anknüpft, dessen Wesen, wie die mehrfachen Umarbeitungen des Fidelio beweisen, dem musikalischen Drama vielleicht am fernsten unter allen Musikgattungen gestanden; so auch der Umstand, daß just dem Vollender der Sonate und Sinfonie angedichtet wird, er habe diese Formen, die ewig sind, weil sie ihrer Idee nach die Versöhnung der Gegensätze des Daseins zu versinnbildlichen streben, für alle Zeiten beseitigen wollen.

Wunderbarer Weise gehört auch jenes Hindeuten auf die Zukunft, als auf die Zeit der Erfüllung für das eigene und der Mitgenossen Streben, sowie das damit verbundene Achselzucken über eine sich ausgelebt habende Vergangenheit, nicht den Zukunftsmusikern allein an, sondern zählt zu den Wahrzeichen alles Epigonenthums. Auch Caravaggio und Salvator Rosa hielten Raphael, Leonardo und Tizian für die im Bewußtsein der Lebenden überwundenen guten Alten.

Die musikalischen Florentiner des 17. Jahrhunderts waren fest überzeugt, daß mit ihnen eine neue Zeit für die Tonkunst beginne, während sie Palestrina und die beiden Gabrieli, die heute wieder in unvergänglichem Glanze strahlenden Meister einer damals noch jungen Vergangenheit, für antiquirt erklärten, wie besonders auch der Federkrieg zwischen Vincenzo Galilei und Zarlino beweist; ja sie haßten die contrapunktischen Formen in gleicher Weise und bezeichneten sie als abgethan, wie der Wagnerianismus heute die Formen der Sonate und Sinfonie für veraltet und überwunden erklärt.

Auch die im Gefolge Goethe's auftretende romantische Schule vindicirte sich die Zukunft, und bei dem Umschlage der

Neuromantiker in's Politische steigerten sich solche Wahngebilde von einer kommenden Zeit, die ihren Tendenzen und ihrem Parteiprogramme zujubeln werde, bis zu einem herablassenden Lächeln über den, wie sie meinten, zeitlebens akademisch gebliebenen Schiller und durch Alter verknöcherten Goethe. Solche Gesinnungen treten hervor, wenn Heine im Jahre 1832 einem ehemaligen Goetheaner, der sich zur Neuzeit bekehrt, zuruft:

Hast Du wirklich Dich erhoben
Aus dem müßig kalten Dunstkreis,
Womit einst der kluge Kunstgreis
Dich von Weimar aus umwoben?

G'nügt Dir nicht mehr die Bekanntschaft
Seiner Clärchen, seiner Gretchen?
Fliehst Du Serlo's keusche Mädchen
Und Ottiliens Wahlverwandtschaft?

oder wenn Herwegh, Goethe's Nachtgesang parodirend, Germania mit den Worten anfingt:

Deutschland — auf weichem Pfühle,
Mach' dir den Kopf nicht schwer!
Im irdischen Gewühle
Schlafe, was willst du mehr?

Und ob man dir Alles verböte
Doch gräme dich nicht zu sehr,
Du hast ja Schiller und Goethe:
Schlafe, was willst Du mehr?

Man erwiedere nicht, daß aus diesen Versen nur die Sehnsucht nach Freiheit und Vaterland spreche, die sich des Dichters in einer Zeit der Reaction bemächtige. Hätte sich's wirklich nur hierum gehandelt, so frage ich, was solche ganz berechtigte Empfindungen mit dem Hohn und der Ironie gegen die Heroen unserer Literatur zu thun hatten, wie sie in jenen und vielen ähnlichen Ergüssen damaliger Zeit zu Tage kommen? War dergleichen doch schon bei den Vorfahren der Jungdeutschen, bei den Romantikern,

an der Tagesordnung, wie die heftigen Angriffe der Gebrüder Schlegel auf Schiller beweisen. Es sollte beidemal dem Publikum nur dargethan werden, daß die großen Dioskuren, die die Nation als die Sonnen am Himmel deutscher Dichtung zu preisen fortfuhr, bereits antiquirt seien, dem nach ihnen emporgekommenen genialen Geschlechte dagegen die Zukunft gehöre.

Einen solchen Glauben finden wir aber nicht etwa nur auf der Seite der modernen Himmelsstürmer; das Liebäugeln mit kommenden Zeiten sitzt den Nachgeborenen so tief im Blute, daß wir dergleichen vielmehr auch auf der Seite der Epigonen der Classicität begegnen. Selbst Platen, gewiß einer der Begabtesten darunter, vermag diesem Zuge seiner Zeit nicht zu widerstehen. Er ruft den ihm indifferent erscheinenden Mitlebenden zu:

Ansprüchen entsagt gern unser Poet, Ansprüchen an euch!
An die Zukunft
Nicht völlig, und stets wird löblicher That auch löblicher
Lohn in der Zukunft!

Nichts ist nun bezeichnender dafür, wie wenig der Einzelne sich selber zu erkennen vermag, als der Umstand, daß Heinrich Heine, der doch ebenfalls überzeugt war, seine und der Seinen Zeit komme erst, das Kranke eines solchen sich Berufens auf die Zukunft in Anderen so klar erschaute, daß er dasselbe bei Platen durch die Verse geißelte:

Wahre Prinzen aus Genieland
Zahlen baar, was sie verzehrt,
Schiller, Goethe, Lessing, Wieland
Haben nie Credit begehrt.
Wollten keine Ovationen
Von dem Publikum auf Pump,
Keine Vorschußlorbeerkronen,
Rühmten nie sich keck und plump.

Und wenn ein solcher Hohn, dem edelen Platen gegenüber, auch über das Ziel hinausschießt, so erkennen wir doch, wie treffend und geistvoll derselbe ist und wie sehr sich alle Epigonenzeiten auf's

Haar gleichen, wenn wir dieſe Verſe in's Muſikaliſche überſetzen. Denn auch:

Händel, Mozart, Schubert, Weber
Haben nie Credit begehrt;
Wollten keine Ovationen,
Keine Vorſchußlorbeerkronen!

Auch in der Muſik ſtehen übrigens die Zukünftler nicht etwa nur auf der einen, ſondern (und dies dürfte kaum ſchon hervorgehoben worden ſein) auf beiden Seiten; nämlich ebenſowohl auf Seite der (um mich eines Tropus der Wagnerianer zu bedienen) „abſoluten Muſiker," durch welchen Begriff vorzugsweiſe die Schule Mendelsſohns und Schumanns bezeichnet wurde, als auf der Seite des Wagnerianismus. Ja ſelbſt ein Robert Schumann will uns ſchon einigermaßen von jenem Hange der Nachgeborenen, die Mitlebenden auf die Zukunft und die Morgenröthe einer neuen Zeit zu verweiſen, erfaßt erſcheinen, wenn er einen in ſeinem Geiſte genährten Jüngling, der vor einigen 20 Jahren zum erſtenmal von ſich reden machte, der Welt mit dem freudig-myſtiſchen Zuruf ankündigt: „Er mußte kommen!"

Am entſchiedenſten wohl tritt uns das Zukünftlerweſen (auf Seite des abſoluten Muſikerthums) unter jenen ſchon erwähnten Inſtrumentalcomponiſten entgegen, die bei der 9. Sinfonie oder Beethoven's letzten Streichquartetten anknüpfen und die, wenn ſie auch durch Werke gleicher Gattung darthun, daß ſie nicht, wie Richard Wagner, die genannte Sinfonie für die letzte wirklich berechtigte halten, dem Schöpfer des Lohengrin doch inſofern wieder die Hand reichen, als ſie, wie dieſer, überzeugt ſind, daß das genannte Meiſterwerk die Pforten zu einer erſt dämmernden Zukunft der Muſik erſchloſſen habe.

Ich könnte hier noch das, ſeit etwa 20 Jahren auch in der Malerei hervortretende Zukünftlerthum berühren. Da mich ein Eingehen hierauf jedoch zu weit führen dürfte, ſo ſei nur ein mir völlig verbürgter Vorfall erwähnt. Ein Jünger der modernen

Coloristenschule bedauerte, gelegentlich des 1869 in Dresden stattgefundenen Theaterbrandes, daß die dortige Gemäldegallerie nicht gleich mit verbrannt sei; das hätte doch einen tüchtigen Einschnitt in die lästige Vergangenheit gegeben und Platz für die lebenden und kommenden Generationen gemacht. Es stimmt dies ganz mit den Anschauungen der Heißsporne unter den Zukünftlern in der Tonkunst, von denen einer, vor mir befreundeten Personen äußerte: Haydn sei der personificirte Zopf, Mozart ein musikalischer Schablonenmaler und es wäre daher endlich wohl einmal an der Zeit, mit diesen Alten gründlich aufzuräumen. Wie weit entfernt auch die Führer der bezeichneten Parteien von solchen Bornirtheiten sein mögen, so sieht man doch, bis zu welchem Punkte sich Geist und Tendenz der von ihnen genommenen Richtung bei ihren Anhängern zuzuspitzen vermögen.

Wiederum allen Epigonenzeitaltern gemeinsam ist ihr Hang zum Weltschmerz in allen seinen Formen und Wandlungen. In der deutschen Literatur begegnen wir hierhin gehörigen Stimmungen schon im Werther. Wenn dieselben sich dort aber als durch die Kraft des Dichters überwunden und zu dessen eigener innerer Befreiung verwandt erweisen, so sprechen sie sich bei den eigentlichen Romantikern als eine Auflösung alles Gestaltvollen und Natürlichen in die verschwommenste Phantastik aus, als ein Sehnen und Träumen in das Grenzenlose, als der Versuch, die Poesie zu einer von Begriff und Vorstellung sich loslösenden Musik werden zu lassen. Darum meint auch Novalis: „Stimmungen, unbestimmte Empfindungen, nicht bestimmte Gefühle machen glücklich", und so wird ihm alles Allegorie, Symbolik und gedankliche Arabeske, seine Dichtung verflüchtigt sich zum Traum eines Traumes. Wenn sich jedoch sein und seiner Genossen Weltschmerz nur als ein dem Leben des Tages tief entfremdetes Sehnen in unbestimmte Fernen, als ein Dürsten der Seele nach unerreichbaren Idealen ausspricht, so nimmt ein solches sich nicht Genügenlassen an Welt und Dasein bei Andersgearteten verdrossenere und herbere Formen an. Gentz,

der derselben Zeit angehörte wie Friedrich von Schlegel und Tieck und gleich diesen maßlose Willkür für Freiheit nahm, schreibt an die Rahel, nachdem er alles durchgekostet: „Was ist doch das Leben für ein abgeschmacktes Ding! Ich bin durch nichts entzückt, vielmehr kalt, blasirt, höhnisch, von der Narrheit fast aller andern und meiner eigenen durchdrungen!“ In Heinrich von Kleist trat weltschmerzliches Empfinden schon als ein, das eigene Können hoch überfliegender Drang nach Größe und Ruhm auf. Bei herrlichen Anlagen führt eine derartige Leidenschaft den Dichter endlich zu jenem tragischen Ausgange, der abermals Zeugniß ablegt für die krankhafte Ueberspannung seines Innern. — Heinrich Heine's Weltschmerz nimmt schon eine andere Wendung, indem er sich häufig als eine blos gemachte Schwermuth und einen nur affectirten Lebensüberdruß ausspricht, nichtsdestoweniger aber die Zwiespältigkeit im Gemüth des Dichters offenbart. So wenn dieser, einen in der Abendsonne auf- und abgehenden Wachtposten beobachtend sagt:

Er spielt mit seiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenroth,
Er präsentirt und schultert —
Ich wollt', er schösse mich todt!

Als die Neuromantik in's Politische umschlug, dort die Befriedigung ihres ungestillten Verlangens erhoffend, schillert auch ihr Weltschmerz in veränderten Farben. Er verbirgt sich nun unter der Gestalt des Titanen, des Urmenschen, der die alte verrottete Welt zu Stücken schlägt. Als Prototyp dieses veränderten Tones können die Verse gelten:

Wenn einst erscheint der rechte Tag,
Dann sollt Ihr meine Stimme hören,
Das Donnerwort, den Wetterschlag.
Gar manche Eiche wird zersplittern
An jenem Tag der wilde Sturm,
Gar mancher Palast wird erzittern
Und stürzen mancher Kirchenthurm!

Noch zugespitztere Formen nimmt der Weltschmerz unter den Neuromantikern der Tonkunst an. Schon Moritz Hauptmann schreibt darüber an einen Freund: „So viele unserer jungen Componisten haben gar keine poetische harmlose Kindheit in ihrer Kunst gehabt, sie fangen gleich mit dem verlorenen Paradiese an; wo soll da eine Erinnerung an's unverlorene herkommen, wie wir sie bei Beethoven's allerletzten verzweifeltesten Sachen so schön und oft wiederfinden, gleich Nachklängen der „fernen Geliebten" in aller vergangenen Seligkeit. Dafür bekommen wir jetzt nur trockenen Verdruß, Ekel an aller Wirklichkeit und hochmüthig egoistisches Wesen, was eigentlich keinen Glauben an sich hat, doch aber Andere und sich selbst bereden möchte, es sei Etwas. Was nicht überspannt ist, kommt ihnen schlaff vor und unbedeutend; von Schönheit ist in ihrer Kunstlehre vollends gar nicht mehr die Rede. Das schönste Kunstmaterial, um das jede andere Kunst die Musik beneiden kann, der Klang, wird bei ihnen so zermartert und zerquetscht, daß es nur noch kreischen und winseln kann." Von mehreren seiner eigenen Schüler dieser Gattung sagt Hauptmann: „Es lernt keiner von ihnen rein schreiben; wie sollen auch unreine, ungesunde Gedanken einen reinen Ausdruck suchen und finden können? Ist es aber nicht unwahr im höchsten Grade, wenn ein dummer kleiner Junge hehre Schmerzgefühle von sich geben will, der mit dem C- und Gdur-Accord alles müßte aussprechen können, was er zu sagen die Natur hat?" — Und von Herzen stimmen wir abermals mit dem trefflichen Manne überein, wenn er ausruft: „In der Musik spricht so Vieles nichts aus, als die krankhafte Verstimmung des Componisten. Was aber in aller Welt geht die mich und die Kunst an?"

Wir dürfen es uns nicht verhehlen, daß Kunstzeitalter, in denen das Weib und seine eigenste Welt in ausgeprägterer Weise in den Vordergrund tritt und zum künstlerischen Ideal erhoben wird, als der Mann und seine Kämpfe um der Menschheit höchste Güter, ebenfalls rückschreitende Epochen bezeichnen. Ich will ge-

wiß nicht der berechtigten künſtleriſchen Verherrlichung des Frauenthums, oder den großen Talenten, durch die ſie erfolgte, zu nahe treten; es handelt ſich hier für mich nur um das Mehr oder Weniger. Ein Ueberwiegen des weiblichen Ideals finden wir nun aber in der Neuzeit ſelbſt bei einem ſo hohen, ſeltenen Talente wie Robert Schumann, deſſen Stoffwelt: z. B. Frauenliebe und Leben, der Roſe Pilgerfahrt, das Paradies und die Peri, die Oper Genovefa, Requiem für Mignon und ſo noch vieles Andere, hierfür ſchon allein beweiſend iſt. Auch ein ſolches Zufluchtſuchen des Künſtlers im Ewigweiblichen kennzeichnet mir eine Epoche des Weltſchmerzes, die, weil ihr das Ideal ſonſt überall nicht Wort gehalten, es endlich ausſchließlich im Weibe ſucht, das dem Manne ſchon durch ſeinen uralten Gegenſatz ein unerſchöpfliches und ſüßes Räthſel bleibt.

Bei dieſem Punkte ſehen wir auch Richard Wagner urſprünglich anknüpfen, deſſen für den geliebten Mann ſich opfernde Senta oder liebend verzeihende und endlich zur Fürbitterin werdende Eliſabeth die eigentlichen Heldinnen der betreffenden Opern ſind, während ſich uns deren ſcheinbare Helden als die Bedürftigen, nach Erlöſung und Rettung Begehrenden darſtellen. So erleben wir es denn, daß jene Verklärung Fauſtens durch Gretchen, die bei Goethe nur die romantiſcheſte aller ſeiner Dichtungen krönt, unter den Romantikern ſelber zu dem Punkte wird, der Alles in Bewegung ſetzt und ſich in immer anderen Umſchreibungen wiederholt. Und iſt denn jenes gegenſeitige Magnetiſirtſein der Wagner'ſchen Helden und Heldinnen, das ſich faſt in allen ſeinen Muſikdramen in dem Momente, da ſich die Liebenden das erſte Mal erblicken, einſtellt und oft ſelbſt bis an die Grenzen des Ernſthaften ſteigert, nicht ebenfalls kennzeichnend für die Neigung des Künſtlers, in Uebereinſtimmung mit der geſammten modernen Kunſt, das Weib, als das Idol der Idole, bis zu den Sternen zu erheben? Ich erinnere in dieſer Beziehung nur an das minutenlange ſtummverzückte gegenſeitige Anſtarren von Senta

und dem fliegenden Holländer oder von Stolzing und Eva, hier selbst in dem Augenblick, da Hans Sachs der letzteren Maß zu einem Paar Schuhen nimmt, sowie an das traumselige Verzücktsein der gegen alle an sie gerichteten Fragen tauben Elsa, die durch die bloße Kraft der Sehnsucht den innerlich geschauten Geliebten herbeizieht. Verweist man uns aber, solchen Zügen gegenüber, auf Wagner's *späteres* Schaffen, besonders auf *Tristan und Isolde* und seinen *Ring des Nibelungen*, in denen, an die Stelle des früheren Verlorenseins in verzückte Anschauung oder Träumerei ein *irdischeres* Bedürfen und Besitzenwollen tritt, so erwiedere ich, daß wir im zweiten Falle auch bei *Wagner* nur jenen Sprung aus den sublimsten Regionen einer sich selbst überfliegenden halb sinnlichen halb übersinnlichen Romantik in die aller Schranken spottende Losgebundenheit des Naturtriebes erleben, der in der deutschen Literatur fünfzig Jahre früher erfolgte und auch dort als letzte Folge die Forderung der sogenannten „freien Liebe" hatte. Hier waren besonders *Laube* und *Wienbarg* die wahren Vorgänger und Ebenbilder Wagner's, die, gleich ihm, das vermeintliche Philisterthum der Ehe und alle mit derselben verbundene lästige Tradition über Bord werfen und ebenfalls durch die freie Liebe ersetzen und beseitigen wollten. Ueberall also dieselben Motive und dieselben Consequenzen! Und was ist denn der, wie Wagner's Jünger verkünden, in's Künstlerische verklärte Pessimismus *Schopenhauer's*, was die Untergangsbedürftigkeit *Wotan's*, des Gottes Sehnsucht nach Auflösung seiner Herrschaft und Existenz, die endlich im berühmten Brande Walhalla's und seiner Bewohner ihren Abschluß findet, anderes, als abermals Weltschmerz, Weltschmerz in seiner höchsten Potenz; dem wir freilich mit dem Goethe'schen Ausspruch antworten: „Du halte dich an's Sein beglückt!" —

Allen Epigonen ist ferner gemeinsam der Mangel an Verständniß für Einfachheit und Größe. Denn das Ueberwürzte, dessen die Hypergenialen in ihrem Streben nach Originalität nie

genug bekommen können, hat leider das Verderbliche, daß es darauf auch dem Reinen an etwas zu fehlen scheint. Deßhalb kann uns nach einem Makart'schen Bilde mit seiner einseitigen Ueberfülle an Farben und Farbentönen, ein classisches Bild sehr wohl coloristisch unbedeutend erscheinen, obgleich Zeichnung, Disposition und Farben darin in der vollkommensten Harmonie zu einander stehen. —

Ebenso ist es in der Musik. Nach dem rastlosen Moduliren, dem wir bei einem großen Theile unserer musikalischen Jungromantiker begegnen, nach der ihnen zur anderen Natur gewordenen Ueberanhäufung üppiger Klangfarben, gleichviel, ob der musikalische Ideengang eine solche fordert oder nicht, nach der ihnen ebenfalls eigenthümlichen unaufhörlichen Nebeneinanderstellung wuchtigster Stärke und aetherischen Gesäusels, äußerster Höhe und äußerster Tiefe, blendender Tonmassen und einzelner Instrumental- und Vocalstimmen erscheint der organisch ungebrochene Fortgang und das wohlthuende einfach-schöne Klangcolorit unserer Classiker, namentlich denen, welchen jene gewürzte und parfümirte Kost zum täglichen Brod geworden ist, trivial und ungenießbar. Daher haben wir es erlebt, daß von zukünftlerischer Seite selbst Beethoven'sche Instrumentalwerke zu farblos gefunden wurden und man ihren Originalpartituren instrumentale Würzen — sei es in der Gestalt eines 3. und 4. Horn's, einer 3. und 4. Trompete, sei es durch Vertauschung der Fagotte mit Hörnern und Celli — hinzufügen für nöthig fand und dergleichen sogar ganz naiv für eine Verbesserung des Meisters erklärte. Der Kranke vermag eben den Gesunden nicht mehr zu beurtheilen und der Fiebernde hält den, dessen Puls normal geht, einer Anregung und Belebung für bedürftig. —

Geister, die an einer heimlichen Unzufriedenheit mit sich selber leiden, Naturen, die nicht zum Abschluß in ihrem Innern und mit der Welt gekommen sind, Charactere, die ein eben so grenzenloser Ehrgeiz verzehrt, als sie ein, zu ihren Anlagen außer Verhältniß

stehendes Streben erfüllt, suchen, um sich nicht eingestehen zu müssen, daß die letzte Ursache ihres Unmuthes in ihnen selber liegt, die Verantwortlichkeit hierfür, so wie für Alles, was sie sonst bedrängt, der Welt und den sie umgebenden Zuständen aufzubürden. Aus diesem Grunde ist allem nicht akademischen Epigonenthum, zu dessen wesentlichsten Zügen ja eben das Hinauswollen über das von der eignen Natur ihm gesetzte Maß und daher auch ein excentrisches und aggressives Auftreten gehört, die Neigung eingeboren, bei der Revolution anzuknüpfen. In gleicher Weise sehen wir auch Richard Wagner den Theil seiner Laufbahn, der für ihn entscheidend werden sollte, mit der, nach den Dresdener Maiaufständen publicirten Schrift eröffnen: „Die Kunst und die Revolution". Aber nicht nur bei ihm begegnen wir revolutionären Tendenzen, sie finden sich weit früher schon bei den ihm so geistesverwandten Romantikern unserer Literatur. Bei diesen begegnen wir bereits einer Selbstüberhebung, welcher keine Autorität, kein alle Wesen bindendes Gesetz mehr gilt und die darum selbst bis zur Negirung des Naturgesetzlichen fortzuschreiten wagt. Kant's kategorischer Imperativ ward schon damals bespöttelt, es sollte nur noch Rechte, keine Pflichten mehr geben, daher auch Treue, Pietät, Sitte und Scham als die Kennzeichen des Philisterthums hingestellt wurden, als Bornirtheiten, welche für das Genie keine Verbindlichkeiten mehr besitzen. So verkündet Wienbarg, daß erst Staat und Gesellschaft frei werden müßten, ehe eine neue Kunst als die naturfrische Blüthe veredelter Wirklichkeit und eines wiedergeborenen Griechenthums erstehen könne. Die strenge Verbundenheit des Entwickelungsganges der verschiedensten Künste kann uns kaum wunderbarer berühren, als indem wir wahrnehmen, daß die angeführten Sätze Wienbarg's fast haarscharf mit den Aussprüchen übereinstimmen, durch die Wagner, so viel später, in seiner Schrift: die Kunst und die Revolution, die künftigen Wege und letzten Ziele der Tonkunst bezeichnet. Es ist überhaupt beinahe unglaublich, wie völlig jene literärischen Umstürzler, die schon vor

mehr als einem halben Jahrhundert unsere Classiker Goethe und Schiller zu Gunsten der Alt- und Jungromantiker abthun wollten, in ihren letzten Beweggründen, oder hinsichtlich der neuen Stoffwelt deren man sich zu bemächtigen begann, oder endlich bezüglich der damals ausgesprochenen Tendenzen den Jungromantikern und Zukünftlern gleichen, die gegenwärtig in der Musik das Panier schwingen. Wie Wagner, erklärte auch Tieck Sage und Mährchengestalten, mit denen wir nicht mehr rechten dürfen, weil alle Voraussetzungen, die unter Menschen gelten, hier aufhören müssen, für den eigentlichen Vorwurf des Drama's. Und wenn Wagner alle Künste im Kunstwerk der Zukunft verschmelzen will, so begegnen wir ähnlichen Absichten und Aussprüchen bei Friedrich von Schlegel. Auch tritt im damaligen Drama, wie in Wagner's Musikdramen, das Wunder an die Stelle der Natur, ein somnambules Traumleben, wie wir ihm besonders in Wagner's Frauengestalten begegnen, an die Stelle der Klarheit des Tages, an die uns unsere Classiker gewöhnt hatten. Aber hiermit nicht genug, findet sich bei Brentano, Achim von Arnim, Novalis und Tieck selbst jene Neigung zu Assonanzen und Alliterationen, die für Wagner so bezeichnend ist. Auch die romantische Doctrin jener Tage glich derjenigen unserer Zukunftsmusiker auf's Haar; sie gipfelte im Betonen der absoluten Souverainität des sich selbst anbetenden Subjects. Und wenn die große Mehrzahl der Musikdramen Wagner's ein mittelalterlich-christliches Gepräge trägt und wenn ein anderes bedeutendes Talent derselben Schule, der geniale Franz Liszt, seine Laufbahn als Franziskaner beschließt, so finden wir auch diese Richtung des Zukünftlerthums unter den älteren Romantikern unserer Literatur stark vertreten. Man griff, gleich Wagner, bis in die Zeiten der Minnesänger zurück, wie denn Novalis bedeutendstes Werk der „Heinrich von Ofterdingen" ist, und feierte daneben den Bund der Kirche mit den Künsten oder trat selbst, wie Liszt, in deren unmittelbaren Dienst. Der ältere Schlegel bezeichnet sogar, in ähnlicher Weise wie es Wagner und

seine Partei gethan, sich und die Seinen als die Männer der Zukunft, wenn er sagt: „Meine Freunde und ich selbst haben den Anfang einer neuen Zeit in Poesie und Prosa verkündigt."

Aber auch hiermit ist die Aehnlichkeit jener und unserer Tage im Felde der Künste noch nicht erschöpft. Wagner vermag in seinen Meistersingern die Widersacher der von ihm gepredigten Kunstlehre durch keinen anderen Typus zu personificiren, als durch den fratzenhaften, zur Caricatur aller Wirklichkeit entstellten Beckmesser und ist dabei so objectiv und leidenschaftslos in der Beurtheilung der freien Ueberzeugung Anderer, daß er alle, die nicht auf ihn schwören, dem Publikum als ein von Handwerksneid erfülltes Spießbürgerthum in der Kunst denuncirt, dessen Ausdruck eben wieder jener Beckmesser sein soll. Und nachdem auf diese Weise diejenigen, die nicht der Fahne Wagner blindlings folgen, unter der Maske eines verschrobenen boshaften Einfaltspinsels der Menge vorgeführt worden, wird denn auch dafür gesorgt, daß diese Mißgeburt reichlichst mit Spott, Hohn und Prügel zugedeckt werde; eine Behandlung der Gegner, die im Leben mitunter schon aus der Symbolik in's Thatsächliche umgesprungen sein soll. Ganz ähnlich nun stellt sich 50 Jahre früher der talentvolle aber extravagante Amadeus Hoffmann zu allem, was an seiner und der Seinen abstrusen Genialität keinen Gefallen fand. Auch bei ihm werden die Gegner als Fratzen gezeichnet, erhalten den gemeinsamen Namen Philister und werden an allen Ecken geängstigt, erschreckt und gezüchtigt. —

Unsere musikalischen Jungromantiker wissen sich viel damit, daß durch Wagner eine Einkehr der Tonkunst in das Vaterländische erfolgt sei. Einer der Adepten der Partei ließ ganz treuherzig drucken: Wagner habe mächtig mit dazu beigetragen, daß wir uns wieder als Deutsche empfänden und diesem, durch den Tondichter neuerweckten und gestärkten Bewußtsein hätten wir zum Theil auch die Ueberwindung des Erbfeindes auf den Schlachtfeldern jenseits der Vogesen zu verdanken. Aber auch hierin fand Wagner seine Vorgänger; unsere literärischen Romantiker nah-

men ebenfalls sehr bald eine Wendung auf das Vaterländische, die übrigens auch schon durch die, den beiden so weit auseinanderliegenden Schulen in gleicher Weise eingeborene Vorliebe für christlich-germanische oder heidnisch-germanische Stoffe hinlänglich vorbereitet war. Und hier dürfte denn auch dem Befangensten das geistige Band sichtbar werden, welches das Damals mit dem Jetzt verbindet. Wagner griff, um das nationale Kunstwerk zu schaffen, zur Edda und der nordischen Siegfried-Sage, und auch de la Motte Fouqué, der überhaupt eine tiefe Gefühlsverwandtschaft mit Wagner verräth, vollzieht vor 70 Jahren seine Einkehr in das Germanenthum durch die Dramatisirung der Siegfriedsage nach der Edda! Daß ich Wagner, wenn ich ihn auch für reicher begabt halte wie Fouqué, doch keineswegs unterschätze, wenn ich ihn mit dem Dichter des Sigurd nach gewissen Richtungen hin vergleiche, mag auch daraus hervorgehen, daß Fouqué's reizende Undine heute noch, d. h. 66 Jahre nach ihrem Erscheinen, in unverwelklicher Jugend unter uns fortlebt. Auch die Undine beweist übrigens, wie gemäß dem dichtenden und tondichtenden Romantiker dieselbe Stoffwelt war, denn der Lohengrin, in der Gestalt in der ihn Wagner dramatisirte, ist eigentlich nur die in das Männliche erhöhte Undine oder Melusine. Noch ersichtlicher wird eine solche Uebereinstimmung, wenn ich hinzufüge, daß Fouqué auch, wie Wagner, einen „Sängerkrieg auf der Wartburg" dichtete.

Ich glaube, daß die bisher, wenn auch nur in gedrängtester Kürze gegebenen Andeutungen über die allen Epigonenzeitaltern gemeinsamen Kennzeichen hinreichen dürften, um uns davon zu überzeugen, daß auch in der Musik die Jungromantiker ein Epigonenzeitalter repräsentiren. Wo wir aber in der Kunstgeschichte gleichen Ursachen und gleichen Wirkungen, gleichen Anfängen und gleichen Zielen, denselben Neigungen und derselben Stoffwelt, übereinstimmenden Fehlern und Vorzügen, Stimmungen und Weltanschauungen, Verirrungen und Verdiensten begegnen, müßten wir ja mit Blindheit geschlagen sein, wenn wir nicht

auf identische Kunstepochen schließen oder zu leugnen versuchen wollten, daß solche Epochen auch von einem verwandten Geistesinhalte erfüllt und die darin wirkenden Künstler-Naturen gleichen Schlages gewesen sein müßten. Da nun die in der Gegenwart am stärksten hervortretenden musikalischen Parteien, gleichviel ob sie Brahms oder Wagner für einen Beethoven redivivus erklären, alle Kennzeichen der Nachfahrer tragen, welche einer Epoche solch unvergleichlicher Kunstblüthe zu folgen pflegen, wie sie Deutschland in den vorhergehenden anderthalb Jahrhunderten in der Tonkunst erlebte, so würde eine solche Wahrnehmung uns schon zu der Behauptung berechtigen, daß die heutige Zukunftsmusik, mag sie nun als ein kampfesfroher Wagnerianismus oder als ein weichgestimmtes Brahmanenthum an uns herantreten, nicht an ihre Adresse gelangen wird. Wenigstens in dem Sinne nicht, wie dies die Bekenner beider Richtungen voraussetzen, nämlich mit einer unverkürzten Wirkung bis auf die fernsten Zeiten hin.

Eine solche Voraussetzung wird zur Gewißheit, wenn wir der Verachtung gedenken, welche die Zukünftler (und hier wiederum vorzugsweise diejenigen der Wagnerschen Seite) der in sich geschlossenen Kunstform angedeihen lassen. Noch niemals hat eine Schule, die eine im Laufe von Jahrhunderten durch die verschiedensten Völker organisch entwickelte und ausgebildete Kunstform für etwas Traditionelles und Zufälliges nahm und ihrer deshalb entbehren zu können glaubte, Werke geschaffen, die unsterblich geworden sind; nur Schöpfungen, in denen Inhalt und Form einander völlig deckten, haben alle Zeiten überdauert.

Hört man freilich die jüngsten Doctrinäre der genannten Schule, so sind sie ebensowenig jemals Verächter der Form gewesen, als es ihrem Führer Richard Wagner an Kunstform fehlt, für deren Verständniß nur die Mitlebenden noch nicht reif sind, weil sie eine neue und andere ist, als die überlieferte conventionelle. Es verhält sich jedoch mit diesen Behauptungen ungefähr wie mit der sogenannten „ewigen Melodie", die auch

keine ist, schon darum nicht, weil sie vom Volke, dem eigentlichen Richter über das, was melodisch ist, nicht nachgesungen zu werden vermag; oder wie mit der Behauptung, daß Niemand seine großen Vorgänger, Bach, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven mehr gewürdigt habe als Wagner. Man sehe sich diese Würdigung nur in der Nähe an, wenn man wissen will, was es damit auf sich hat. Wagner sind die genannten die noch unerlösten, in der Tradition und im Handwerk befangenen Altmeister, die unter dem Banne seufzten, unter welchem die Musik selbst so lange seufzen und leiden mußte, als sie etwas für sich allein, als Einzel-Kunst, bedeuten wollte. Sie haben für ihn nur insofern eine Bedeutung, als sie mehr und mehr jenen auf ihnen lastenden Druck empfinden und den da kommenden Befreier und Erlöser, der die Kunst von ihrem Elend erretten wird, zu ahnen beginnen. Als diesen rettenden Genius aber bezeichnet der Schöpfer des Nibelungenringes sich selber und gestattet uns sogar, Beethoven als den Meister anzusehen, der ihm unter unsern großen Tondichtern am nächsten gekommen und ihn am wirksamsten vorbereitet habe. Immer aber nur vorbereitet, denn auch Beethoven ist nur ein Ankündiger des in Wagner erst erstandenen Erfüllers des gesammten Werdens der Musik. —

Doch selbst wenn wir uns mit Wagner einen Augenblick lang auf diesen seinen Standpunkt stellen wollten, müßte es uns mit Staunen erfüllen, daß er Joseph Haydn, den bis in das höchste Alter jugendfrisch gebliebenen Meister, der noch im 70. Jahre den eigenen Frühling in den Frühling seiner Jahreszeiten ausströmte, einen „geborenen Greis" nennt — ihn, der heute noch, wie kaum ein Anderer, (man sehe sich in dieser Beziehung nur in unsern sinfonischen Volksconzerten um) die Menschen zum lautesten Jubel mit sich fortreißt! Oder wenn er von demselben Haydn, der den Mächtigen dieser Erde bittere Wahrheiten über ihre Vernachlässigung Mozarts zu hören gab, sagt: „Haydn war und blieb ein fürstlicher Bedienter," obwohl das Verhältniß Haydn's zum

Esterhazy'schen Hause ein so ideales war, daß es sich nur demjenigen Goethes und Schillers zu Karl August vergleichen läßt. Zu den angeführten Aussprüchen stimmt es freilich völlig, wenn ein anderer der Koryphäen der Partei den Schöpfer des Messias und des Samson „den elephantenfüßigen Händel" nennt; oder wenn die Journale der Schule an ihrem Abgotte Wagner preisen, daß er rund herausgesagt: Mozart sei für die Geschichte der Oper von nur untergeordneter Bedeutung gewesen — da ein solcher Ausspruch, in einer Zeit, in der die Kritik den Don Juan gelegentlich noch als das erste aller musikalischen Dramen preise, durchaus nöthig sei und überdies Don Juan gerade vom Wagner'schen Standpunkte aus als ein sehr mangelhaftes Musikdrama erscheine. — Wenn nun vollends Wagner selbst von Mozart und Haydn sagt: „Flüchtigkeit in der Conception und in der Ausführung nach angeeigneter Routine wird der Haupterklärungsgrund für den Charakter ihrer Werke;" so haben wir in diesen Worten allein schon einen Beweis dafür, wie fern und fremd Wagner dem Begriffe und dem Wesen aller Kunstform von jeher gestanden. Denn die letztere hat nur noch in Beethoven in gleich herrlicher Weise geblüht und ist nur von diesem mit ebenbürtiger Genialität für die Sinfonie und Sonate entwickelt worden, wie dies in jenen vorgeblich „flüchtig ausgeführten und concipirten Erzeugnissen einer bloßen Routine" Mozart's und Haydn's geschehn. —

Am schlagendsten werden wir vielleicht über das, was sich Wagner unter den Aufgaben einer Kunst denkt und daher auch über sein Verhältniß zu den Formen, deren sich dieselbe zu bedienen hat, belehrt, wenn wir einen Blick auf seine ästhetischen Excursionen werfen. Er muthet darin dem Architekten, Bildhauer und Maler in vollem Ernste zu, die Vorwürfe ihrer Kunst in Rissen von Bauplänen, in der Anfertigung von Friesen und Ornamenten und in der Ausführung von Decorationen für die künftigen Wagner-Theater zu suchen, oder ihre Aufgabe auf Gruppirung und Costümirung der Personen seiner Dramen zu beschränken.

Es ist bezeichnend, daß ebensowohl die Maler, Bildhauer und Architekten (insoweit unter ihnen von selbstständigen Künstlern die Rede ist), als auch die Kunsthistoriker und Aesthetiker einer solchen grenzenlosen Naivetät bisher keine ernsthafte Erwiederung zu Theil werden ließen. Ich thue daher wohl am besten, wenn ich ihrem Beispiele folge und zwar um so mehr, als ich kein Kunstwerk der Zukunft, in das alle Künste aufzugehen haben, anerkenne, wohl aber eine einheitliche untheilbare Kunst, die durch ihre Töchter, die Einzelkünste, in verschiedenen und doch im Grunde dasselbe besagenden Sprachen zu uns redet, ihre Kinder wohl auch zu einem gelegentlichen Zusammenwirken veranlaßt, denselben im Uebrigen aber ihre volle Freiheit und Selbstständigkeit wahrt. Den Zusammenhang der Künste erkennen ist allerdings das Höchste, derselbe ist aber ein ideeller, kein in ein und demselben Kunstwerk zur Erscheinung gelangender, schon darum nicht, weil keine Kunst, bei einem völlig gleichgewichtigen Zusammenwirken aller, zu ihrem vornehmsten Ausdruck zu gelangen vermag, sondern Einbußen an ihrem eigentlichsten Sein erleidet, wie wir dies gerade nirgends deutlicher als im Bayreuther Bühnenfestspiel erfahren konnten. Die Einheit der Künste recht erfassen, heißt daher auch die Grenzen wahrnehmen, welche die eine Kunst von der andern, bezüglich ihrer Ausdrucksmittel oder der ihr zugänglichen Stoffwelt scheiden. Ganz etwas anderes dagegen ist die ideelle Einheit aller Künste; diese ist keine bedingte oder eingeschränkte mehr, sondern eine absolute und unterschiedslose und zeigt sich in der völligen Uebereinstimmung ihrer elementaren Grundbedingungen, ihrer Schönheits-Normen, ihrer Ausdehnungs-Formen und ihrer Stylgesetze.

Ich bin wahrlich nicht blind für das, was die Schule Wagner an Talenten und Verdiensten besitzt. Die Zukunftspartei zählt, nach meiner Meinung, nicht nur den eminentesten Tondichter unserer Tage in ihren Reihen, die Partei selber auch, wenn ich von ihrem nur Staub aufwirbelnden Anhang bloßer Nachbeter

und blinder Götzendiener absehe, deren gepriesene Freiheit darin besteht, jede mit der ihrigen nicht übereinstimmende Ueberzeugung zu verdächtigen oder auf persönliche Beweggründe zurückzuführen, ist weit respectabler, als manche andere der in der Musik leider heut vorhandenen Coterien. Die Zukunftspartei diente von jeher doch einer Idee, und zwar einer Idee, von deren Berechtigung ihre tüchtigeren Mitglieder so völlig überzeugt sind, daß sie mit Fanatismus dafür eintreten und kämpfen. Und wenn sie auch die Ihrigen zu protegiren und vorwärts zu bringen bemüht ist, so thut sie dies doch nur in der Meinung, in diesen Schützlingen tüchtige neue Kämpfer für ihre Ideale gewonnen zu haben. Im Gegensatze hierzu sehen wir bei verschiedenen andern Parteien meist nur den ideenlosesten Nepotismus walten, der nach dem Grundsatze manus manum lavat vorgeht, sowie in dem Gefühle, daß der Einzelne zu dürftig angelegt sei, um anders, als in Verschränkung der Arme mit den Nachbarn zur Geltung zu kommen. Es ist endlich auch nicht zu leugnen, daß die Zukünftler die Tonkunst nach gewissen Seiten hin erweitert und bereichert haben. Niemand hat in gleich treffender Weise wie Wagner Stimmung und Ton des christlich-germanischen Mittelalters, unserer heimischen Sage und der deutschen Minnesängerzeit getroffen. Der fliegende Holländer, Tannhäuser und Lohengrin werden darum ihren Schöpfer am längsten überleben, wie sie denn gegenwärtig schon unserer nationalen Habe im musikalischen Felde zugezählt werden müssen.

Das Hauptverdienst der Schule Wagner besteht jedoch, wie das aller activ und aggressiv vorgehenden Epigonen, in der Negation. Wie die am Arno im 17. Jahrhundert auftretenden aristokratischen Musikdilettanten durch ihre Verneinung der classischen polyphonen Schulen Italiens die ersten Anfänge der Oper hervorriefen, wie die Epigonen Michelangelo's und eine Reihe ihnen sich später anschließende Künstler, durch ihre Betonung des Naturwüchsigen und Individuellen, die Versiegung der Kunst im Akademischen und in einer herzlosen Glätte verhüteten, wie die

Epigonen Goethes eine Rückkehr ihrer Zeit zu der richtigen Schätzung der Geistescultur des Mittelalters und unserer nationalen Sage und Mythe bewirkten, so haben auch die Epigonen Beethoven's, unter ihnen vor allen Berlioz, Wagner und Liszt, den Bruch mit der, zur Zeit ihres Hervortretens verbreiteten sogenannten „Capellmeistermusik" herbeigeführt; d. h. den Bruch mit jener geistlosen Mache, durch welche das Nichttalent und trockenes Handwerkerthum die Kunstform, weil sie sie nur äußerlich erlernten und begriffen, zur Schablone herabwürdigten. Eine bloße Capellmeistermusik ist nach Wagner nicht mehr möglich! —

In meinen Augen nimmt Wagner überhaupt die Stellung ein, die Claudio Monteverde, der bedeutendste unter den im 17. Jahrhundert in Oberitalien auftretenden Wagnerianern, zu seiner Zeit behauptete. Denn auch Monteverde trat als Aufsehn erregender Revolutionär und mit der Absicht, die ganze Kunst umzuwälzen unter seine italienischen Landsleute; auch ihm gelang es, seine Nation ein Menschenalter hindurch in Athem zu erhalten und durch das ungewöhnlich Neue, noch nie Gehörte, was seine Musikdramen enthielten, Italien in zwei große Lager zu spalten; auch er hat, wie Wagner, neben seinen negativen, höchst positive Verdienste, die nicht mit ihm und seiner Zeit untergegangen sind. Wie man sich stets erinnern wird was die Saiteninstrumente, namentlich die Geige und ihre Familie, bezüglich neuer charakteristischer und von Niemand vorher angewandter Effecte Monteverde verdankt, so wird man auch stets der Bereicherung eingedenk bleiben, die das Orchester Wagner, als dem hervorragendsten musikalischen Coloristen der Gegenwart, verdankt. Und doch ist Monteverde's Bedeutung heute mehr eine kunsthistorische geworden, als daß seine, zu ihrer Zeit ein namenloses Aufsehn erregenden Werke noch lebendig unter uns fortlebten. Wenn nun auch die Kunst nicht nach Jahrzehnten zählt und daher volle Aussicht vorhanden ist, daß wir uns noch viele Jahre an denjenigen Schöpfungen Wagners erfreuen werden, die durch das, was ihnen noch an Kunstform

übrig blieb, einer längeren Dauer gewiß sind, so möchte ich doch bezweifeln, daß unseres Meisters Arbeiten, sollten sie erst einmal, wie diejenigen Bachs oder Glucks, für ein ganzes Menschenalter von der Bühne der Zeit verschwunden sein, eine ähnliche Wiederauferstehung erleben dürften, wie die Schöpfungen der genannten musikalischen Heroen! Ist doch auch das literarische Jungdeutschland in der Gegenwart ein Altdeutschland, das Geschlecht der damaligen Alten dagegen wieder jung geworden!

So problematisch es mir daher erscheint, ob in fernen kommenden Zeiten das auf seiner Höhe über Bayreuth gelegene Theater noch ein anderes, als ein cultur- und kunsthistorisches Interesse bewahren wird, so gewiß bin ich dagegen, daß auch dann noch hier in diesem Saale die Matthäuspassion ertönen wird, wie sie vor bald 150 Jahren unter des gewaltigen Leipziger Cantors eigener Leitung erscholl; so zweifellos ist es mir, daß dann, wie heute, in jenem säulengeschmückten Tempel, von dem uns der Opernhausplatz trennt, Armide, Don Juan und Fidelio die Menschen erschüttern und entzücken werden und daß, in dem uns zugewandten Concertsaal desselben Gebäudes, die Sinfonien Haydn's, Mozart's und Beethoven's in unverwelklicher Jugend an künftigen Geschlechtern vorüberziehen werden. Eine noch nicht geborene Generation wird dann, gleich uns, erfahren haben, daß die Heroen unserer nationalen Tonkunst jede ihnen durch entgegengesetzte Zeitströmungen scheinbar bereitete Krise zu überwinden vermögen, daß sie die unvergänglichen Meister geblieben sind, als welche wir sie bereits, und Hunderttausende vor uns, kannten und daß wir in ihren Schöpfungen, wenn auch keine Zukunftsmusik, so doch die wahre Musik der Zukunft besitzen!

Vergebens werden ungebund'ne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Türkische Skizzen

in

Briefen an eine Freundin.

1876.

Von

Charikles.

Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Der pseudonyme Verfasser der „türkischen Skizzen" ist ein Mann, der in seiner Person die Bildung des Abendlandes mit der genauesten Kenntniß des Orients verschmilzt. An Stelle rein theoretischer Erörterungen wählt er für die Darlegung seiner politischen Auffassungen die leichte und gefällige Form von Briefen. Daß die „türkischen Skizzen" sowohl mit Rücksicht auf die Person des Verfassers als auch wegen der Bedeutung der orientalischen Frage, deren Rückwirkung auf Deutschland nur dem Unkundigen entgehen könnte, einen Platz auch unter dem anscheinend entlegenen Titel der „Deutschen Zeit- und Streitfragen" verdienen, schien dem Herausgeber nicht zweifelhaft.

1.

Wien, den 29. Mai 1876.

Sie haben mir, liebste Freundin, den Wunsch geäußert, Ihnen ausführlich meine Reise-Erlebnisse mitzutheilen.

Es ist mir selber Bedürfniß und recht gerne folge ich der freundlichen Aufforderung; der geistige Verkehr soll uns ja einen tröstenden Ersatz für die Trennung bieten.

Und nun lassen Sie mich vor Allem sagen, daß ich wie betäubt die Reise angetreten habe. Das fürchterliche Stoßen und Schütteln der Eisenbahn vertrieb mir den wohlthätigen Schlaf. Körperliches Unbehagen gesellte sich bald zu geistiger Aufregung und mit offenen Augen brachte ich die lange Nacht zu. Nicht ohne Besorgniß dachte ich dabei an die Zurückgebliebenen.

Bei meiner Ankunft in Wien wurde ich freudig durch Ihre Botschaft überrascht. Es thut der Seele wohl, sich in der Fern von den Lieben verfolgt zu wissen. Herzlichen Dank dafür, sowie für alles Gute und Schöne, was Sie mir wünschen. Aber ängstigen Sie sich nicht. Es ist wahrlich keine Gefahr vorhanden und am Ende kommt doch Alles anders als man denkt.

Welches Ereigniß die Entthronung des Sultans am goldenen Horn! Soeben meldet sie der Telegraph der unruhigen Welt. Es klingt fast unglaublich; wie ein Donnerschlag berührt die Kunde die Gemüther.

Unglückseliger Abdul-Azis! Er hat sechszehn Jahre lang regiert. Verleitet, hintergangen, gefürchtet und umschmeichelt, vergaß er die irdischen Fesseln. Er wähnte sich allmächtig, vergöttert und nun wird er wie ein gewöhnlicher Beamter abgesetzt!

Keine Seele tritt für ihn ein; kein Wesen steht ihm im Unglück bei! Dieser Umstand allein kennzeichnet die psychologische Lage der Türkei.

Alles Unheil wird nun dem ohnmächtigen Herrscher zugeschrieben; unbarmherzig verdammt ihn die Welt. Freilich hat er viel an dem Verderben des Landes verschuldet. Haben aber die Herren Minister nicht auch nach Kräften dazu beigetragen? Haben sie nicht seine Launen erfüllt und ihn darin bestärkt?

Unberechenbar erscheint mir die Umwälzung am Bosporus. Vielleicht könnte sich noch die Türkei retten, wenn die Machthaber die Situation richtig auffaßten und eine gesunde Verwaltung einführten.

Damit eilt es aber; bald wird es sich zeigen, ob nicht wiederum persönliche Zwecke im Spiele sind.

Das officielle Telegramm betont die Einmüthigkeit der ganzen Bevölkerung. Mir däucht, daß ein Paar Minister das Werk im Dunkel vollbrachten. Die ganze Sache wäre eine Perfidie, sollte sich die Zeitungsnachricht von der Erdrosselung des Sultans bewahrheiten.

Merkwürdig bleibt es immerhin, daß der Großvezir sich an dem Komplot betheiligte: Mehemed Ruschdi Pascha, der muhamedanische Konservative par excellence, den die Sultanin-Walide als Retter anrief.

Durch seine Regierungsweise hat Machmud Pascha die Katastrophe herbeigeführt; an Parasiten und Mithelfern mangelte es ihm nicht. Indessen begrüßen die Engländer die Entthronung als Rettungsboten; andere wieder versprechen sich mehr oder we-

niger davon. Verwirrung und Anarchie werden wohl die unmittelbaren Folgen sein.

Ich fürchte Ihre Geduld zu sehr in Anspruch genommen zu haben. Aber das Tagesgespräch beschäftigt hier Groß und Klein; mit dem besten Willen kann man nicht unbeeinflußt bleiben.

2.

Den 30. Mai Morgens.

Wien verschönert sich sichtlich mit jedem Tage und wird bald, nach Paris, den ersten Rang in der Reihe der Hauptstädte Europa's beanspruchen.

Meiner alten Sitte getreu, wanderte ich gestern Abend, ohne bestimmtes Ziel, durch die belebten Straßen. Unbewußt kam ich in die Nähe des Volksgartens. Strauß producirte seine anziehenden Walzer vor einem vergnügten Publikum, darunter viele Bekannte.

Ich nahm Platz an einer einsamen Ecke dieses hübschen Gartens und hörte den belustigenden Tönen zu. Zwei Nachbarn knüpften ein eifriges Gespräch an über die Umgestaltung der kaiserlichen Residenz. Der eine vermißte schmerzlich die alte Bastei; der andere verherrlichte den neuen Ring.

Meine Gemüthsstimmung war Ersterem hold. Mit ihm betrauerte ich manchen verlorenen Genuß.

3.

Budapeſt, den 31. Mai.

Eine alte Vorliebe für das Waſſer hat bald den Sieg davongetragen. Die angenehme Dampfſchifffahrt wurde der proſaiſchen Eiſenbahn vorgezogen.

Von dem Verdecke des reinlichen Bootes aus genoß ich ungeſtört die lieblichen Ufer der Donau. Mild und klar war die Luft.

Die Fahrt vergegenwärtigte mir manche ſorglos verlebte Stunde der erſten Jugend. Freudig erblickte ich, nach langer Zeit wieder das auf einer ſchönen Ebene ausgebreitete Großwardein, das anmuthige Schloß Theben und die alte Krönungsſtadt mit der mächtigen Ruine auf dem Haupte.

Als die ungariſche Diät in Preßburg tagte, verlieh das Magyarenthum der Stadt einen eigenthümlichen Charakter. Spurlos verſchwand es mit dem Landtage, um dem ſtillen deutſchen Leben Platz zu machen.

Den Mittelpunkt des geiſtigen Verkehrs bildete das Haus des Profeſſors Schröer, der die deutſche Litteratur mit verſchiedenartigen Werken unter dem bei uns beliebten Namen Oeſer bereicherte.

Sie werden es kaum glauben: der äſthetiſch gebildete und fein fühlende Profeſſor hatte zur Lebensgefährtin eine Frau, die mit vollem Erfolg alles Groteske in ihrem Weſen zu vereinigen wußte. Noch heute ſchwebt mir die Salontoilette der orientaliſch bemalten Dame wie ein Geſpenſt vor, gerade nach einem ſinnreichen Vortrag ihres Mannes über die wahre Schönheit des weiblichen Anzuges.

Ja, verehrte Freundin, zur Schadenfreude des böſen Dämons, begegnen ſich überall auf Erden die ſeltſamſten Kontraſte!

Unweit von Preßburg fangen schon die Ufer an flach und einförmig zu werden. Nur die Fruchtbarkeit des Bodens und der gesittete Wohlstand vermögen noch die Augen des Wanderers bis zu Budapest zu fesseln.

Spät Abends ankerten wir gegenüber dem auffallenden Schlosse Buda's, vor dem breiten Quai, der mit guter Beleuchtung, stattlichen Gebäuden und hübschen Anlagen versehen ist.

Es herrschte große Bewegung. Bunte Trachten und geräuschvolles Treiben bekundeten die Nähe des Orients.

In einem ansehnlichen Restaurant ertönten unter freiem Himmel die ungarischen Nationalklänge, die so angenehm melancholisch von den Zigeunern gespielt werden. Bei einem schmackhaften Schnitzel und einem Glase guten Bieres gedachte ich jener entzückenden Rhapsodien, durch welche Liszt die magyarische Musik zur Geltung brachte.

Glücklich das Volk, das solchen Meister zur Uebertragung seiner Urgefühle trifft! Mit diesem Schlummerliede begab ich mich zur Ruhe.

4.

Pest, den 1. Juni.

Heute, in früher Stunde, entfaltete sich in Budapest außerordentliches Leben. Die Delegationen sind hier versammelt und Angesichts der mysteriösen Vorgänge in Konstantinopel ist man sehr gespannt auf die Aufklärungen des Grafen Andrassy.

Oesterreich-Ungarn wurde von dem Wirrwarr auf der Bal-

kanhalbinsel unmittelbar betroffen. Die Slaven regten sich und gleich am Anfange des herzegowinischen Aufstandes mußte der galante Leiter des Dualismus in erster Linie auftreten.

Vielleicht hätte die Türkei klüger gehandelt, sich ohne Zeitverlust mit Wien über die Pacificationsmittel zu verständigen. Aber dem damaligen Großvezir Essad Pascha fehlte jede politische Einsicht; sein ungebildeter Nachfolger war das Werkzeug eigener Vortheile und fremden Einflusses und die improvisirten, rasch hintereinander folgenden osmanischen Vertreter in Wien begnügten sich mit einer Kißmet-Diplomatie. Ebenso gemüthlich bezogen sie ihre Gehälter.

Die Note Andrassy's hatte kein Glück. Sie belehrte nur den Sultan, daß der Aufruhr fortdauerte und tausende von seinen Unterthanen sich nach Oesterreich flüchteten.

In seinem Wahne getäuscht, gerieth der Sultan in die größte Aufregung. Der Großvezir fiel in Ungnade und hütete während sechsunddreißig Stunden das Haus. Aber General Ignatieff ließ den englischen Botschafter vermitteln und Machmudow (so nannte ihn scherzhaft sein hoher Gebieter) verblieb auf seinem Posten, um das heroische Werk der Repudiation zu vollziehen.

Sie erinnern sich, wie diese bodenlose Maßregel die öffentliche Meinung Europa's umwandelte. Der beschädigte Gewinn der Einzelnen wirkte zauberhaft auf die Haltung der Regierungen. Wie aus einem schweren Schlaf erwacht, verdammte die ganze civilisirte Welt die türkische Wirthschaft.

Dazwischen kamen unter großen Hoffnungen die berliner Konferenzen zu Stande und, eigenthümlicher Weise, fand gerade zu der Zeit ein Wechsel in der Person des türkischen Botschafters in Berlin statt.

Die eingelaufene Nachricht von der schauderhaften Ermordung der Konsuln rührte die Herzen der Berathenden.

Das daraus entsprungene Memorandum mußte die Vermuthungen über die Zersprengung des Dreikaiserbündnisses und die Illusionen der hohen Pforte vertreiben. Aber siehe da! Der Prophet kommt wieder den Osmanen zu Hülfe. Ein Fetwa erklärt den Khalifen und Sultan seiner Würde und Macht verlustig! Mit dem Beistand der englischen Flotte in der Besikabay macht er auch einen Querstrich durch die langersonnene Arbeit!

Unstreitig befindet sich Graf Andrassy in einer kritischen Lage. Es gehört große Ausdauer und ungewöhnliche Geschicklichkeit dazu, um die Wage zu halten zwischen den slavischen Bestrebungen der Monarchie und den magyarischen Antipathien. Aber sollten nicht endlich die Verhältnisse der österreichisch-ungarischen Regierung eine wirksame Politik, mit oder ohne Rußland aufdrängen?

Fürst Bismarck sorgt dafür, daß die Harmonie der beiden Nachbarstaaten nicht gestört werde. Er wird sie mit Rath und That unterstützen, solange ihm die Eventualität eines französisch-russischen Bündnisses vorschwebt.

Mit dem Jahre 1870 hat die preußische Politik aufgehört ein Räthsel zu sein. Deutschland ist dem Weltfrieden günstig. Den positiven Reichskanzler reizt gelegentlich die Orientfrage als brauchbares Gegenstück zu occidentalischen Konstellationen. Gerne würde er der Verlegenheit ausweichen, eine Wahl zu treffen zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn.

5.

Denselben, Abends.

Nun von meinem Ausflug nach der Insel, die den holden Namen Margareta führt.

Der Tag wurde mir lang in Pest; man fühlt sich so fremd in einer großen Stadt, wo man keine bekannten Gesichter erblickt. Hitze, Wind und Staub vermehrten diese unheimliche Stimmung. Auf dem willkommenen Rath eines Mitgastes fuhr ich per Dampfschiff nach der kleinen Insel, welche unweit von Budapest mitten in dem Strome liegt.

Sie gehört dem Erzherzoge Ludwig, der aus dem sandigen Kurorte durch Baum-Anpflanzungen bequeme Sommerwohnungen und prachtvolles Badehaus, eine Oase gemacht hat. Sogar für eine Pferdeeisenbahn ist gesorgt. Leider verschonte die letzte Ueberschwemmung nicht die Anlagen und nun müssen Menschenkräfte tüchtig an der Beseitigung des Zerstörungswerkes arbeiten.

Auf den heitersten Punkt der Insel bewirthet ein Mann en famille mit Weib und Kindern aufmerksam den Fremden. Dort nahm ich ein frugales Mahl und verweilte bis zur Abfahrt der Eisenbahn nach Baziás. Morgen Mittag findet die Einschiffung statt.

Sonderbare Gefühle regen sich in mir. Staunen Sie nicht, denn „ich reit' ins finstere Land hinein".

Gedenken Sie meiner freundlich.

6.

Ruschtzuk, den 2. Juni.

Nach zwölfstündiger ermüdender Fahrt erreichten wir Baziás ohne Zwischenfall.

Den Kapitän kannte ich aus früherer Zeit. Er begegnete mir mit allen den Artigkeiten, welche den Aufenthalt am Bord

eines Schiffes so angenehm machen. Bald wurde die eigene Kabine nach Bedürfniß eingerichtet, manches zum Komfort ausgepackt, kalt gebadet und warm gefrühstückt.

Die geringe Zahl der Passagiere gewährte mir einen ungestörten Genuß der Unterdonau, wo das Liebliche mit dem Großartigen abwechselt.

Hier eine üppige, belebte Ebene, dort die längs dem Ufer sich schlängelnde Landstraße des Patrioten Scereny, in der Trajansbrücke endigend. Daneben das eiserne Thor, wo der Adler haust; durch dumpfes Getose meldet es sich von Weitem. Rechts die spärlich bewohnte Bergkette Serbiens, das sich seit einiger Zeit so emsig rührt, und links Rumänien, welches, Dank der geographischen Lage und der Rivalität der Nachbarn, ohne große Opfer seine Selbstständigkeit errungen hat.

Bei der Betrachtung des mächtigen Stromes und seiner verschiedenen Natur- und Kulturscenen ließ ich mich von meiner träumerischen Neigung hinreißen.

Sie wissen, liebste Freundin, welchen Einfluß stets das Wasser auf mein Gemüth ausübt. Ich empfinde den unwiderstehlichen Reiz, den Goethe so wunderbar in seinem „Fischer" schildert.

7.

Denselben, gegen Abend.

Des kleinen Wasserstandes wegen kamen wir spät in Ruschtzuk an. Der Zug nach Varna war schon weg, das freundliche Schiff mußte weiter gehen und mir blieb nichts übrig als ein Nachtlager aufzusuchen.

Aber wie diese Aufgabe lösen? In der ganzen Stadt giebt es nur ein einziges Gasthaus, dem die verführerische Bezeichnung: Wohlthätigkeits-Asyl beigelegt ist. Mehrere geschwätzige Führer begleiteten mich hin. Kaum trat ich in das Gebäude ein, als ich schnell wieder umkehrte und noch immer verfolgt mich die Erinnerung an die darin eingeathmete Luft.

Ich entschloß mich in einem halbdeutschen Wirthshause auf dem Hügel, dicht am Bahnhofe, mein Lager aufzuschlagen. Alles eifrige Hin- und Herlaufen des gutmüthigen Wirthes vermochte mir weder genießbare Nahrung noch ein von Ungeziefern freies Bett zu verschaffen.

Ruschtzuck, die Hauptstadt von dem Tuna-Vilayet, könnte nicht den Vergleich mit der kleinsten Provinzialstadt Deutschlands aushalten. Ein trauriges Nest, wo man Elend in jeder Beziehung erblickt. Von den viel gepriesenen Vorkehrungen und Anstalten ist keine Spur da und doch verdankt Midhat Pascha seinen staatsmännischen Ruf der Verwaltung dieser Provinz und der Energie, mit welcher er damals die bulgarische Agitation im Keime erstickte.

8.

Den 3. Juni, 1 Uhr Morgens.

Zum Glück erfrischte ein schwacher Westwind den Abend. Ich benutzte die mir gebotene Gelegenheit Turnu-Severin zu besehen. Zwischen schwimmenden Büffeln, die uns angafften, fuhr mich ein robuster Dalmate bei der Abenddämmerung hindurch.

Das wallachische Städtchen ist der Lloyd-Dampfschifffahrt-Gesellschaft sein rasches Aufblühen schuldig. Es macht einen vortheilhaften Kontrast zu der gegenüberliegenden türkischen Stadt.

Gewiß hat Rumänien unter der ehrlichen Leitung des Prinzen Karl materielle Fortschritte gemacht; es scheint jedoch nicht große Lebensfähigkeit in sich zu tragen.

Unmöglich wär's nicht, wenn bei einer radikalen Regelung der orientalischen Frage, Rußland die Moldau mit Bessarabien, und Oesterreich die Wallachei mit den Donaumündungen sich aneigneten. Die Kultur hätte dabei nicht viel zu verlieren, Deutschland würde sich leicht über den Verlust einer ephemären Stellung in der Person des Prinzen Karl von Hohenzollern trösten, die Donau bliebe ein deutscher Fluß und Oesterreich fügte sich seiner natürlichen Bestimmung.

Anders, sollte man meinen, verhält es sich mit Montenegro und Serbien, nebst den Stammverwandten, den Bosniern, Herzegowinern und Bulgaren bis zum Balkan bilden diese Völkchen einen homogenen, nicht zu unterschätzenden Länderkomplex, der unter einer vernünftigen Regierung die jetzt verwüsteten Ländereien dem Wohlstand und dem Handel eröffnen könnte.

Dadurch hätte vielleicht auch Europa die so ersehnte Ruhe wieder gefunden.

Das Griechenthum, welches sich vom Balkan zum Cap Matapan erstreckt, drängt sich als ein natürliches Gegengewicht zu den Slawen auf.

Indessen rückt die Zeit der Abfahrt heran. Ein Schnellzug, den wohlweißlich die Direktion zum wahren Bummlerzuge herabsinken ließ, wird mich hoffentlich unversehrt nach Varna bringen.

Diese erste von Engländern gebaute türkische Eisenbahn verdient als Specimen erwähnt zu werden. Bevor ich aber dieselbe

betrete, rufe ich der besorgten Freundin ein herzliches Lebewohl durch die Morgenlüfte zu.

9.

Konstantinopel, den 5. Juni.

Nun bin ich am Ziele meiner Reise, und ungeduldig erwarten Sie gewiß Nachrichten aus dem unglückseligen Lande.

Windstille und klarer Himmel begünstigten die Fahrt auf dem schwarzen Meere. Seiner Kraft bewußt lief am 4. Juni mit Sonnenaufgang das große Schiff Vulkan in den schönen Bosporus ein. Unheimliche Ruhe herrschte überall; nur die Matrosen am Bord brachten Leben.

Der Kapitän ließ vor Therapia, dem Heilorte der Byzantiner, anhalten. Sogleich näherten sich mehrere Kaiks dem Schiffe. Die darin Sitzenden überbrachten die Kunde von dem Selbstmorde des Sultans Abdul-Azis.

Von dem treuen Diener begleitet, verließ ich ungern das freundliche Schiff. Erschüttert bestieg ich das Land, wo die Rechtgläubigen ihre Freude an der tragischen Episode bezeugten.

Zur rechten Zeit beglückten mich Briefe aus der Ferne. Ihr edles Herz ahnte die Katastrophe.

Trotz den Maßregeln, welche die Regierung traf, hat sich auch hier die Meinung verbreitet, daß der Monarch ermordet worden ist. On l'a suicidé sagt der witzige Franzose.

Aber warum sollte sich nicht der entthronte, verlassene, von

der Wache selbst bedrohte Herrscher entleibt haben? Konnte dem Stolzen noch das Leben irgend einen Reiz bieten? Vergebens rief er die vor dem kaiserlichen Palaste ankernde Flotte zur Rettung! Sie ist sein eigenstes Werk, für welches er mit Vorliebe so viel verschwendet hat. Gerne muthe ich dem Sultan den Selbstmord zu.

Es waltet hier ein chaotischer Zustand, der mir gefahrdrohend für die nächste Zukunft vorkommt. Leider merke ich keine ernstlichen Absichten, entsprechende Vorkehrungen zu treffen.

In Gemeinschaft mit dem Oberpriester des Islams haben drei Räthe der Krone die Entthronung geheim ersonnen, rasch und ohne jeglichen Widerstand vollbracht. Allem Anschein nach bezweckte sie das Wohlergehen der oligarchischen Herrschaft auf Kosten des ganzen Landes. Dieses Streben giebt sich kund in verwirrten Begriffen, unausführbaren Projekten, gehässigen Handlungen und antichristlichen Gefühlen.

Eine sehr beklagenswerthe Thatsache ist es, daß der Staatsstreich der einzigen wahren Autorität in der Türkei den Gnadenstoß gegeben. Hin ist das Prestige des Sultans. Die Zügel fallen allmählig aus den Händen der Regierung, der fanatisirte Pöbel bemächtigt sich ihrer und mit Riesenschritten geht das Land der Anarchie entgegen. Und welcher, allmächtiger Gott! Die jungtürkische Partei feiert ihren Sieg.

Unmittelbar nach dem Tode Aali-Pascha's fühlte sich der Sultan frei; seine Launen kannten keine Grenzen mehr. Das Heuchlersystem Machmud's setzte dem Uebelstande die Krone auf. Und der Hauptschuldige reibt sich vergnügt die Hände in dem kleinasiatischen Badeorte Tzeschme, gegenüber der Insel Chios, wo Citronen, Myrthen und Orangen blühen!

Die erprobte Thätigkeit des russischen Botschafters in Kon-

stantinopel störte weder die Ruhe seiner theuren Kollegen, noch die Apathie der hohen Pforte.

Und nun stockt alles auf einmal.

Sie können sich, liebe Freundin, die Stimmung der christlichen Bevölkerung der Türkei vorstellen. In ihrer verzweifelten Lage erwarten sie vom westlichen Himmel unmögliche Dinge, uneingedenk der eignen Ohnmacht.

Zum Heil des Landes will der neu ernannte Präsident des Staatrathes, der wieder reorganisirt werden soll, eine Konstitution ohne Konstituante im Einklange mit den Vorschriften des Korans ausarbeiten!

Was sagen Sie zu diesem merkwürdigen Programme? Mit großen Lettern hat es der Held des Tages auf seiner Fahne eingeschrieben.

Die Britten, welche den Landesgesetzen Freiheit und Reichthum verdanken, befürworten stets und überall ihre Regierungsform als die einzig heilbringende. Davon versprechen sie sich auch jetzt für die Türkei Wunder und mancher Diplomat glaubt daran.

Aber was glaubt man nicht Alles hier zu Lande! Es sieht aus wie in einer Märchenwelt.

10.

Therapia, den 8. Juni.

Aus den Zeitungen erfahren Sie die wunderlichen Scenen, welche fast täglich die Hauptstadt der neuen Khalifen überraschen.

Sehr gerne würde ich Ihnen Erbaulicheres erzählen; aber in diesen ergrimmten menschlichen Seelen schlägt keine zarte Saite.

Eine Ausnahme macht das rührende Benehmen der Lieblingsgemahlin des dahingeschiedenen Sultan. Aus Gram nahm sich die schöne, blonde Cirkassierin das Leben.

Welch freudenleeres Dasein in diesem Lande, das die Natur so verschwenderisch ausgestattet hat! Die Tage verfließen in steter Aufregung und still vergehen die Nächte. Nur die Sterne leuchten lieblich am Himmel.

Heute ist der muhamedanische Ruhetag. Reisende und Reporters aller Art eilten nach der Moschee hin, wo Murad V. das aufgedrungene Freitagsgebet verrichten sollte. Unwohlsein hielt den Sultan davon ab und unbefriedigt kehrt die neugierige Menge zurück.

Ich unternahm eine Wasserfahrt von Buyukdere nach dem Leander-Thurm. Hier pflegte der Jüngling, allnächtlich schwimmend, die verbannte Geliebte zu besuchen. Einst, bei Sturm, verließen Leander die Kräfte. Die Wellen brachten ihn todt zum Strande und die trostlose Hero versank mit dem Leichnam in dem Meere.

Gern hätte ich an Ort und Stelle die Gedichte gelesen, in denen Byron und Schiller die Sage nach ihrer schwärmerischen Natur darstellen.

Auf demselben Punkt entwickelt sich das herrlichste Panorama. Von den Sonnenstrahlen stark beleuchtet zeigt sich Stambul in seiner ganzen Scheinpracht. Schlank und stolz steigen unzählige Minarets gen Himmel; trauernd beschatten mächtige Cypressen die Ruhestätten der Todten. Im Hafen liegen dicht nebeneinander tausende von Schiffen der verschiedensten Gattungen und unter allen Flaggen. In nicht weiter Entfernung tauchen aus dem klaren Wasser des Hellespontes die reizenden Prinzen-Inseln empor

und wie ein dunkler Traum erscheint am tiefen Horizonte der thrazische Olymp.

Kräftig und gewandt leiteten drei griechische Ruderer in ihrer malerischen Tracht den langen, leichten Nachen durch die Wogen.

Das Kaikfahren verschafft mir immer einen eigenthümlichen Genuß. Nur stört ihn zu häufig der Anblick zertrümmerter Häuser, geschmackloser Holzbaracken, theilweise überschwemmter Quai's und der gänzliche Mangel an Kultur auf der schön geformten aber kahlen Hügelkette beider Ufer.

Bei Abenddämmerung oder bei Mondschein müßte man nur den von Fremden so heiß begehrten Bosporus befahren. Dann weicht alles Häßliche; eine unbeschreibliche Harmonie spricht aus „dem Auge der Natur". Man wähnt sich in einem Feenlande.

Wie anders verhält es sich aber mit der Wirklichkeit!

Nächstens davon.

11.

Bujukdere, den 11. Juni.

Die Zahlungseinstellung der türkischen Regierung brachte auf dem Geldmarkt die größte Bestürzung und fürchterlich litt das Privatvermögen darunter. Handel und Industrie liegen darnieder. Der Staatsschatz hat schon alle Einnahmequellen erschöpft; er besitzt keinen Kredit, kann nicht seinen Verpflichtungen nachkommen und die Ausgaben nehmen zu.

Seit zwölf Monaten bezieht kein Beamter mehr Gehalt und

ein Jeder sucht sich auf Rechnung die nothwendigsten Lebensmittel zu verschaffen. Das Volk kämpft um das tägliche Brod. Mit einem Worte: Sorge, Armuth und Angst belasten die Gemüther der Hauptstadt.

Die Götter wissen, wie es in den Provinzen aussieht, wo Ausschreitungen und Mißbräuche noch an der Tagesordnung sind.

Indessen theilen sich die Regierungskreise in zwei Lager. An der Spitze der erzkonservativen Partei stehen der Großvezir und der Kriegsminister. Die Apostel der sogenannten konstitutionellen Partei sind Midhat Pascha und Chalil Sherif Pascha.

Beide Parteien trachten, mit Ausbeutung des christlichen Elementes, die Prärogative des Thrones auf die hohe Pforte zu übertragen. An eine entscheidende Klärung der Lage denkt keine. Ce sera un replâtrage, soll Fürst Gortschakow in Berlin geäußert haben.

Davon scheinen auch die hiesigen Vertreter der Großmächte keinen Begriff zu haben.

Vertrauensvoll hofft der Eine auf Genesung des osmanischen Reiches. In der Verfassung erblickt er ein sicheres Heilmittel. Auch ist er von dem Charakter, der Fähigkeit und den philochristlichen Gesinnungen seines Lieblingsministers überzeugt.

Offen verspottet der Andere Menschen, Thaten und Vorsätze. Konsequent und unbeirrt geht er seinen Weg.

Sich von jeder Aktion zurückhaltend, erstaunt der Dritte über die Vorgänge und zweifelt an jeder Reform in der Türkei. Dabei vergißt er nicht die Stellung seines eigenen Landes im Falle eines europäischen Krieges.

In der Laufbahn neu, mit natürlichem Verstand begabt, sucht eifrig der Vierte seiner Regierung Verlegenheiten zu ersparen. Er findet kein geneigtes Ohr.

Intelligent und thätig bereichert der Fünfte seine Kenntnisse

durch gute Beziehungen zu den Uebrigen und beobachtet eine abwartende Haltung.

Endlich genießt der Sechste im Bunde des Rufes eines sehr verschwiegenen Mannes, der sein Herz allein dem russischen Botschafter öffnet. Jedenfalls befolgt der vorsichtige Diplomat buchstäblich die Anweisungen aus der Heimat.

Ich kann mich nicht enthalten Ihnen einen Aphorismus mitzutheilen, dessen Autor der ehrwürdige Lord Stratford de Redcliffe sein soll: Die Discretion, behauptete er, sei eine moralische Tugend und häufig das Schweigen ein organischer Fehler.

Zu erwähnen ist noch, daß sich die Organe des Dreikaiserbündnisses tagtäglich berathschlagen und identisch bei wichtigen Mittheilungen vorgehen. Nach Umständen und Gutdünken handelt jeder der Anderen für sich.

Der Sachlage wohl bewußt, verzögert die hohe Pforte die Einführung ernster Reformen. Kann man es den Türken verargen?

Dazwischen hat, in Folge der Ereignisse, General Ignatieff's Stellung gelitten und jene seines Antagonisten gewonnen. Gegenwärtig monopolisirt England den Einfluß in Konstantinopel.

Wird ihn aber Sir Henry Elliot zum allgemeinen Gedeihen zu verwenden wissen? Wer vermag den zuletzt Lachenden im Voraus zu bezeichnen? — Dem freundlich gestimmten Rußland weicht stets die Regierung des Sultans und sehr häufig vermeidet sie im eigenen Lande, was das erzürnte Rußland unangenehm berühren könnte. Diese Handlungsweise, der vielleicht der Hintergedanke nicht fern liegt, das Nachgegebene bei Gelegenheit zurückzunehmen, nennt man hier: filer la haute politique!

Wie ist es aber möglich, höre ich Sie ausrufen, daß es gerade in diesem Augenblicke mit der Diplomatie so steht?

Die Erscheinung, verehrte Freundin, erklärt sich bei näherer Untersuchung.

Ausgenommen den russischen Botschafter, führen die Vertreter der Großmächte ein zurückgezogenes Leben. Sie kennen nicht die Sprachen und Sitten des Landes; sie verkehren ausschließlich mit der machthabenden Welt. Hier aber beschränkt sich stets diese auf eine oder zwei Personen. Alles besorgen nun die Drogomane, welche nicht gerade verwickelten Zuständen abhold sind.

Diese Herren stammen, mit sehr wenigen Ausnahmen, aus jenen Familien der verschiedensten fremden Nationalitäten, die in der Levante Glück suchten, sich hier niederließen und den Namen Peroten tragen.

Uebrigens betreiben sie immer con amore und manchmal nicht ohne Stolz ihre ergiebige Arbeit. Darum wird bald dieser der kleine Palmerston, bald jener der kleine Bismarck von den Türken genannt.

12.

Stambul, den 14. Juni.

Soeben erhielt ich den erwarteten Brief.

Wie freudig Sie mich durch Ihre treffenden Bemerkungen überraschen! Wie sie mich in Erstaunen setzen mit Ihrer klaren, natürlichen Anschauung! Ja, ich habe's immer behauptet, das warme Frauenherz urtheilt in wichtigen Lagen des Lebens richtiger als der kalte Männerverstand.

Giebt es denn gar keine Rettung für das so hart geprüfte

Land? Ist denn die Diagnose des Leidens so schwer? — Sie wollen meine Gedanken darüber hören. Nun rüsten Sie sich mit nachsichtiger Geduld. Vor mir liegt ein Reformentwurf, den ich einem Freunde verdanke:

„Das Uebel liegt in der Verwaltung.

„Vor etwa vierzig Jahren wurde das Centralisirungs-System in der Türkei eingeführt. Es sollte der damaligen Anarchie Einhalt thun.

„Das wilde Gebahren der Derebeys, Raub- und Mordanfälle der Kurden, Beduinen und Drusen, Unabhängigkeits-Gelüste der Statthalter, welche gleichzeitig Pächter waren, erfolgreiche Aufstände, unglückliche Kriege hatten das osmanische Reich erschüttert.

„Aus Frankreich wurde die Centralisirung importirt; dort bewährte sie sich. In einer so seltsamen politischen Agglomeration, wie es die Türkei ist, mußte sie die kühnen Erwartungen täuschen. Bald zeigten sich ganz entgegengesetzte Wirkungen.

„Abgesehen von der Verschiedenheit der Rassen, des Glaubens, der Sitten und der Erziehung, fehlt hier zu Lande ein wirkliches Beamtenthum. Für die höchsten administrativen Stellen reicht die Gunst eines von der Laune selbst abhängigen Großvezirs aus.

„Eine ernsthafte Gesetzgebung ist nicht vorhanden. Auf den Koran gestützt, ertheilt der unbesoldete Kadi die Rechtssprüche.

„Hieraus kann man sich leicht das Loos der Provinzen vergegenwärtigen.

„In ihrem relativen Wohlstande wird am empfindlichsten die christliche Bevölkerung von der Mißwirthschaft betroffen; sie ist ja bei Weitem überwiegend in der europäischen Türkei.

„Zu der Verzweiflung gesellt sich noch der nicht unberechtigte Glaube, daß sich der Christ einzig und allein durch die Waffen Linderung seiner Leiden verschaffen kann.

„Diese chronischen Zustände kommen der fremden Propaganda sehr zu Statten. So entstehen die periodischen Peripetien, welche das Reich zum Abgrund geführt und nun den Weltfrieden bedrohen.

„Nicht in Fusions-Utopien, nicht in unausführbaren Fermans oder gar Gewaltmitteln ist das Heil zu suchen. Nur eine rasche, verständige Organisirung des Staatsdienstes würde es vielleicht noch herbeiführen.

„Die Gemeinde-Verwaltung scheint die beste Aussicht auf Erfolg zu haben und zwar in der europäischen Türkei. Sie entspricht den Traditionen und den Gebräuchen des Landes.

„In einem richtigen Verhältnisse zu den ethnischen Gruppen zusammengesetzt, würde der Gemeinderath erhebliche Dienste leisten.

„Ohne ihrer Autorität zu schaden könnte die türkische Regierung jeder Provinz, je nach Localverhältnissen, Sonderrechte verleihen, nämlich die Ausübung der Justiz, die Vertheilung und Einnahme der Steuern, die Ortspolizei.

„Eine solche Selbstverwaltung hätte den gegenwärtigen Bedürfnissen der Provinzen entsprochen, ohne die politische Einheit des Reiches zu stören. Trotz den allmählich aufgedrungenen Beschränkungen sprechen dafür Samos, der Libanon und Kreta.

„Ebenso unentbehrlich ist die redliche Anwendung der politischen Gleichstellung der Christen mit den Muhamedanern.

„Mit Ausnahme einiger untergeordneten Posten im Inneren und der Diplomatie, wo Fach- und Sprachkenntnisse erforderlich sind, haben in der Wirklichkeit nur Letztere Zutritt zu allen öffentlichen Aemtern und dies ohne irgend eine Vorbedingung. An den Christen würde die Regierung nützliche Elemente zur Verstärkung ihres Personals finden. Die höhere Bildung und Diensthätigkeit derselben hätte auch eine wohlthätige Wirkung auf die herrschende Klasse selbst.

„Durch das Monopol der Verwaltung ist der Rechtgläubige in Geistes-Lethargie versunken. Warum sollte ihn nicht die Konkurrenz wieder zum Bewußtsein bringen? Neben den guten Eigenschaften, die das türkische Volk von Natur besitzt, mangelt es ihm an Verwaltungstalent und an wahrem konservativen Sinn. Der Osmanli wußte nur zu erobern.

„Die allgemeine Wehrpflicht versteht sich nun von selbst. Das ausschließliche Recht des Muhamedaners Waffen zu tragen, läßt den Christen nicht zur Erkenntniß des Staatsbürgerstandes gelangen. Es erschöpft dabei den Bevorzugten. Ohne allgemeinen Militärdienst ist keine Gleichheit erdenklich.

„Sollten nicht endlich auch die Verschwendungsgelüste der Sultane und die Willkürgelüste der leitenden Minister in Schranken gehalten werden können? Und eignet sich nicht dazu ein in der Hauptstadt tagender, berathschlagender Körper? Nach einer zu bestimmenden Wahl-Modalität dürften die Mitglieder desselben zur Hälfte Christen und zur Hälfte Muhamedaner sein. Seine Hauptaufgabe wäre eine permanente Kontrole über das Finanzwesen und die Verwaltungs-Maßregeln auszuüben.

„Um diese ganze Umwandlung mit Erfolg durchzusetzen, wäre der thätige Beistand erprobter Männer des aufgeklärten Europa's nothwendig. Zur Organisirung der verschiedenen Ministerien besitzen die Inländer nicht die erforderlichen Kenntnisse. Ohne Wissenschaft ist aber jede Verwaltung heut' zu Tage unmöglich."

Das sind die Grundzüge dieses Entwurfes, der vor mir liegt. Meines Erachtens treffen sie den Nagel auf den Kopf.

Es ist ja Alles schön und gut, denken Sie sich wahrscheinlich nach dem Lesen dieser trockenen Epistel. Werden sich aber auch die Türken fügen?

Ja und nein, liebste Freundin.

Ja, wenn es die Großmächte ernst mit dem Wohle des Lan-

des meinen und einmüthig auf die hohe Pforte bringen. Nein, sollte es wieder ihrem guten Willen überlassen werden.

Alsdann wird ein neues Hat mit großem Aufwand vorgelesen und Alles bleibt beim Alten. Neue Insurrektionen tauchen kräftiger auf und eines Tages wird Europa das für sich thun müssen, was es für die Türkei nicht gewagt hatte.

Mit dem Erlöschen des Fanatismus verloren die Türken ihre Schrecken erregende Macht. Dagegen haben der Dampfverkehr mit dem Abendlande, Handel und Bildung in auffallender Weise die Entwickelung der morgenländischen Christen befördert.

Zerstörungsversuche helfen gegen die Christen nicht mehr. Nur von einer gerechten Betheiligung des christlichen Elementes in der Regierung des Landes wäre noch die Aufrechthaltung des osmanischen Reiches zu erwarten.

Sie werden mir sagen, ob ich mich irre.

Eine naturmäßige, friedliche Lösung des orientalischen Problemes ist allgemein erwünscht. Dies vermögen aber nur solche Institutionen, welche der Eigenthümlichkeit des Landes Genüge leisten und zugleich, unter dem wohlberechtigten Schutze der Signatar-Mächte des Friedens von Paris, die Ausführung selbst verbürgen.

13.

Am Strande, den 16. Juni.

Mit einer schauderhaften Nachricht wurde ich heute in aller Frühe geweckt. Ein junger Tscherkesse, Officier und Verwandter

der entleibten Favoritin, tödtete gestern Abend Hussein Avni Pascha, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten und fünf andere Personen.

Diese Schandthat vollzog sich im Hause Midhat Pascha's, wo der Kabinetsrath versammelt war.

Es muß schrecklich ausgesehen haben. Mit Revolver und Yatagan bewaffnet drang der tollkühne Mensch sicheren Schrittes in den Konferenzsaal ein. Er verkündete lakonisch seine mörderische Absicht und führte sie ebenso schnell wie gelassen aus.

Keiner von den zahlreichen Anwesenden leistete Widerstand. Der Eine sprang aus dem Fenster, der Andere verkroch sich unter dem Sopha und eiligst schlossen sich die übrigen Herren in der Nebenstube ein. Nach seinem Harem flüchtete sich der Wirth.

Raschid Pascha blieb starr vor Schreck auf seinem Sessel sitzen und Hassan feuerte noch zuletzt auf ihn mit den Worten: Ha! Du wolltest mich verrathen; da hast Du deinen Lohn.

Heute wird der wilde Verbrecher auf öffentlichem Platze gehängt; massenhaft laufen türkische Weiber hin. In der unheimlichsten Aufregung befindet sich alle Welt.

Aber warum Sie, liebe Freundin, mit häßlichen Scenen aus dem Zersetzungsprozesse dieses Landes unterhalten?

Viel lieber wünschte ich, daß Sie sich mit mir freuen könnten des wunderschönen Schauspieles, das sich plötzlich vor meinen Augen entwickelt. Ein Regenguß unter anhaltendem Blitz und Donner strömt auf das ruhige Meer herab. Millionen von Regentropfen können kaum die Oberfläche des Wassers in perlende Bewegung setzen. Man erblickt kein Schiff, keinen Nachen. Die froh springenden Delphine sind verschwunden und erschrocken fliehen reizende Möwen nach dem Lande zu.

Aengstigen Sie sich nicht! In der Farbenpracht des Orients umkränzt schon Iris den Meeresspiegel. Das Gewitter muß bald

weichen. Das Toben verstummt, der Himmel wird heller und leicht die Luft. Wir athmen freier.

In dieser Stimmung der Natur sende ich den heutigen Brief mit tausend Grüßen ab.

14.

Therapia, den 20. Juni.

Gleich nach Abgang der letzten Post trat hier drückende Hitze ein. Dem Sirocco ähnlich, entnervt der in Konstantinopel wehende Südwind Körper und Geist. Jede Arbeit wird erschwert und mühselig ist das Gehen auf dem abscheulichen Pflaster von Stambul und Pera. Jetzt merke ich deutlich, daß die Trägheit des Südländers ebenso wenig ein Laster wie der nordische Fleiß eine Tugend ist. Beides bewirkt mehr oder weniger die Natur.

Ich habe mich wieder nach Therapia geflüchtet; ein angenehmes rein griechisches Dorf, das Gebirgsluft und die Nähe des schwarzen Meeres erfrischen.

Hier, am Strande, kann man sich nach Herzenslust dem Kief hingeben, das heißt: wie eine indische Pagote stundenlang auf einem Fleck sitzend, sich durch fortwährendes Tabackrauchen und Kaffeetrinken narkotisiren lassen.

Diese künstliche Abstumpfung aller Sinne wird im wahren Orient als die höchste Glückseligkeit auf Erden gepriesen. Auch in Muhamed's Paradiese erwartet sie die treuen Gläubigen.

Häufig hörte ich behaupten, der Kief entspreche dem dolce

far niente der Italiener, sogar der deutschen Gemüthlichkeit. Gewaltiger Unterschied!

Der herrliche Himmel Italiens führt ganz natürlich zum dolce far niente. Es ist der passive Vollgenuß einer sinnlichen Beschaulichkeit. Ohne jene Harmonie, welche die Stimmung der Seele befriedigt, werden Sie sich wohl, liebste Freundin, keine Gemüthlichkeit vorstellen können.

Vielleicht bedauern Sie nun, daß ich mich mit der Landessitte begnügen muß. Mein Schutzgeist ließ mich in das Thema zwei Variationen einführen, Seebaden und Wasserfahren. Leider hat der Bosporus keine Ebbe und Fluth. Darum entgeht Einem das belebende Behagen, welches man nach einem Nordseebade empfindet.

Sehnsüchtig denke ich daran.

Ganz unerwartet erfreuet mich der Verkehr mit einem alten Freunde aus früheren Reisen. General Kemball verweilt hier mit seiner liebenswürdigen Frau, als englischer Delegirter für die ewige turko-persische Grenzregulirung.

Traulich sprechen wir von vergangenen Zeiten. Unsere Ansichten über die Gegenwart begegnen sich fast immer. Der General gehört zur Kategorie der Männer, die durch „einen Blick in's Buch und zwei in's Leben" erzogen sind. Er rief mir jugendliche Ahnungen in's Gedächtniß zurück, die sich jetzt bewahrheiten. Warum muß man denn böse Träume erleben?

Gleichen Schrittes mit dem privaten Kief geht die öffentliche Sorglosigkeit. Die kostbare Zeit verschwindet.

Die Türken leben in dem Wahne, daß England für sie durch Feuer und Flamme gehen wird; bitterlich beklagen sich die Christen und Niemand besitzt den Muth die traurige Komödie zu entlarven. Die Griechen könnten es thun; aber die Wohlhabenden stehen unter fremdem Schutz und haben keine Stimme im Rathe, die

wenigen Beamten brauchen zu ihrem kümmerlichen Fortkommen die Gunst der Herren am Ruder und das freie Griechenland fühlt sich noch nicht berechtigt dazu.

Von den Vorgängen überrascht, lassen augenblicklich die Großmächte der Türkei freies Spiel. Nach nutzlos verstrichener Frist werden sie wahrscheinlich energischer auftreten müssen. Wird es nicht zu spät sein?

Ueber alle diese Verhältnisse macht sich der Großvezir keine Illusionen. Es wird jedoch allgemein bezweifelt, daß ihn vorurtheilsfreie Absichten beseelen.

Ohne sich feindlich zu den Christen zu verhalten, sinnt er auf die Aufrechthaltung der Machtausübung seitens seiner Glaubensgenossen. In hohem Grade Pessimist, treibt Mehemed Ruschdi Pascha die Ueberlegung bis zur gänzlichen Thatlosigkeit. Auf alle Reformvorschläge erwiedert er mit großem Wohlwollen und seltener Schlauheit. Selbst Thränen bleiben bei Gelegenheit nicht aus. Seine stattliche Gestalt und seine würdige Haltung erinnern an die assyrischen Königsstatuen. Und doch hat ihn Fuad Pascha den General der muhamedanischen Jesuiten genannt. Uebrigens ist der Großvezir an Ehrlichkeit, Erfahrung und Bildung seinen Gegnern bei Weitem überlegen. Durch große Rührigkeit suchen diese ihre negativen Tugenden zu verstecken.

15.

Bebek, den 24. Juni.

Man erzählt sich spöttisch, daß der vorletzte englische Botschafter in Konstantinopel an verschiedenen Punkten des Bosporus

im Freien seine Depeschen schrieb. Zu dem Zwecke begleitete ihn stets eine bewegliche Kanzlei.

So ganz unrecht kann ich dem originellen Diplomaten nicht geben. Urtheilen Sie selber, liebe Freundin.

Je nach der Wendung, die er nimmt, erzeugt der Bosporus verschiedenartige Naturwirkungen, welche entsprechend unsere Phantasie, wenn nicht unseren Geist, beeinflussen.

Bebek, von wo ich Ihnen heute berichte, ist eine große, ruhige, schöne Bucht. Ich sitze dicht am Strande in einer Art öffentlicher Anlage auf den Trümmern des sultanischen Kiosks. Im maurischen Style gebaut, zierte es die Gegend.

Hier genießt man nach Belieben Kaffee, Tzibuk und Narghile; auch unreifes Obst und köstliche Süßigkeiten werden höflich von wandernden Verkäufern angeboten. Leider ist die Zeit der Ananas-Erdbeeren vorbei, die man auf den Bergen des Dorfes mit vollem Erfolg kultivirt.

Einst stand in dieser Bucht der Tempel der Diana Diktynna. Noch heute sind den Strand entlang ausgebreitete Netze dem Schutze der Göttin anempfohlen. Die Lage eignet sich zu einem Tempel. Steile Ufer umschließen amphitheatralisch die Bucht; häßliche Menschenwerke zerstören ihren mystischen Charakter.

Rechts, auf dem europäischen Ufer, liegt eine Reihe von kasernenartigen Sommerhäusern bereicherter Minister. Die Festung, Rumeli Hissar, erhebt sich links auf dem Vorgebirge, das Hermes geweiht war. Mit Säulen und Altären christlicher Kirchen erbaute sie Muhamed II. zur Eroberung von Konstantinopel. Ihr gegenüber, auf dem asiatischen Ufer, steht die Festung Anatoli Hissar, wo mancher Kriegsgefangene geschmachtet hat. Göksü, das himmlische Wasser, berieselt daneben ein lieblich schönes Thal mit dem zierlichen, aus weißem Marmor gebauten Schloß am Meer.

In diesem Thale pflegten die türkischen Frauen sich alle Frei-

tage in baroken Mänteln und anmuthigen Schleiern zu versammeln. Jetzt sieht der Ort wie ausgestorben aus.

Und nun einige Worte der Antwort auf Ihre Briefe, die man mir vor Kurzem hieher brachte.

Ich bin sehr erstaunt über Ihr geneigtes Urtheil und tausendmal danke ich Ihnen für Alles, was Sie mir schreiben. Sie vervollständigen meine Gedanken.

„Wie!" sagt man in Ihrer Umgebung, „Millionen von Christen sollen sich von einem Haufen Muselmänner unterdrücken lassen? Es muß ja jedem gesunden Menschen einleuchten, daß der Sultan, wenn er klug ist, nach christlicher Art regieren und die Christen unter die Waffen rufen muß. Er würde die festeste Stütze an ihnen haben und Europa könnte nur dadurch gewinnen."

Daraus ersehe ich, daß die Ansicht der Gleichstellung der Christen mit den Muhamedanern mehr und mehr an Billigung gewinnt, als die einzige Möglichkeit, die Türkei zu retten. Aber im Gefühle des eigenen Wohlbefindens vergißt man nicht leicht die Folgen des Druckes, welcher Jahrhunderte lang auf diesem Lande geruht hat?

Sie möchten die Ursache der unerhörten Mordthat ergründen

Sowie Manches in der Türkei, bleibt auch das Hassandrama ein Räthsel.

16.

Buyukdere, den 30. Juni.

In später Stunde schiffte ich mich gestern von Bebek ein, um hier zu übernachten. Die Fahrt erquickte mich recht von Herzen.

Es wehte ein sanfter, frischer Wind, alle Sterne leuchteten am Himmel und herrlich ruhte die unergründliche See. Auf beiden Ufern war das Leben verschwunden; im tiefen Schatten lagen die Häuser.

Die Ruderer merkten meine Stimmung und ganz still trieben sie den Kaik. Jedes Mal, da die Ruder in das Wasser einschnitten, entwickelten sich immer neu silberweiße, glänzende Streifen auf seinem Spiegel. Diese träumerische Erscheinung fesselte Auge und Seele.

Erhabener Moment, der leider nur eine Stunde dauerte! Ich dachte dabei, wie Sie sich auch an der Natur laben.

Heute früh machte ich, den bekannten Wanderstab in der Hand, einen Spaziergang auf der schönen Wiese von Buyukdere, dem Bathykolpos der Griechen.

Von hier aus führt ein angenehmer Weg, durch das waldige Belgrad, nach der Wasserleitung aus der Zeit des Kaisers Justinian.

Zwei herrenlose Pferde liefen munter um die prachtvolle Platanengruppe, welche, der Sage nach, Gottfried von Bouillon gepflanzt hat. Das Volk nennt sie die sieben Brüder.

Das Bild zog mich an; ich setzte mich unter den Bäumen und genoß gemüthlich die Morgenlüfte. Bald gesellte sich zu mir ein würdiger Ulema mit langem, weißem Barte.

Wohlwollend grüßend sagte er:

„So früh schon auf dem Wege! Was treibt Sie aus dem Hause?“ —

— Ich bin ein Reisender und bewundere das Werk Gottes in diesem Lande.

„Allah ist groß! aber der Sultan soll krank sein. Die Schwertumgürtung wird von Tag zu Tag verschoben und unsere Hoffnungen verwelken wie die Rosen. —“

— Die hohe Pforte wacht und sorgt für Alles. Bald werden neue Wohlthaten aufblühen.

„Unsere Herren Minister beschäftigen sich mit ihrer süßen Macht. Das Wohl des treuen Volkes bleibt unberücksichtigt.“ —

— Und die Konstitution, die im Werke sein soll und für welche Ihre Softas schwärmen?

Der unbekannte Greis lächelte ironisch und bemerkte: „Kein Mensch versteht den Sinn davon. Es ist ein leeres Wort, das einige junge Türken in dem Lande der Franken gelernt und hier ausschreien. Auch dieses wird, sowie manches Andere, verschallen.“

— Wissen Sie denn, daß in einem konstitutionellen Staate Christen und Muhamedaner gleichberechtigt sind?

„Gott bewahre! Der Muslman muß stets der Herrscher bleiben und gut die gehorsamen Raya's behandeln. Das schreibt uns das Scheri vor.“ —

— Und wenn die Raya's sich nicht mehr damit begnügen und das Frankistan auf Gleichstellung dringt?

„Wo Gewalt nicht hilft, muß sich der Mensch dem Geschicke fügen.“ —

— Was würde dazu das Buch des Propheten, was der Oberpriester sagen?

„Unser Herr Cheichulislam ist jung und klug und die heilige Schrift elastisch.“ —

Ich dankte meinem weisen Gefährten für die gütige Belehrung und befriedigt nahm ich Abschied von ihm. Wir versprachen uns ein baldiges Wiedersehen am Platanenplatz.

17.

Pera. den 5. Juli, Abends.

Das häßliche Kopfweh, daran ich ausnahmsweise leide, zwang mich heute, eine Einladung abzulehnen und die Wohnung zu hüten.

Durch sein Klavierspiel verschlimmerte mir ein Kind aus der Nachbarschaft Schmerzen und Laune. Der Anschlag verrieth Mangel an musikalischem Gefühl und Verständniß. Umsonst quält sich und Andere das arme Mädchen.

Mitten in den prosaischen Verhältnissen vermisse ich sehr empfindlich den wohlthätigen Einfluß der Musik.

In den öffentlichen Localen Pera's hört man kaum erträgliche Kompositionen von Verdi, Gounod und Offenbach und auch diese werden mangelhaft ausgeführt. Es ist wahrlich keine Erholung.

Ihre angekommenen Briefe entschädigen mich dafür. Unerklärlich ist mir das Ausbleiben der meinigen.

Was Sie mir von dem bevorstehenden Festspiele in Bayreuth erzählen, interessirt mich in hohem Grade. Es wundert mich nicht, daß alle Gauen Deutschlands davon wiederhallen. Vielleicht wird es Epoche in der Welt der Töne machen.

Ich denke mir die Aufführung als ein olympisches Spiel, und in Gestalt und Form raffinirt, so wie es Richard Wagner hervorzubringen versteht. Sehr wünschte ich derselben beizuwohnen. Versäumen Sie ja nicht hinzugehen.

An das Gelingen des Unternehmens habe ich nie gezweifelt. Die Wagner'sche Musik gefällt besonders den Frauen und sie sind stets eine mächtige Stütze. Eine Dame allein erwarb für den

merkwürdigen Komponisten über zwanzig tausend Thaler und viele unbewußte Bewunderer. Sogar der Sultan Abdul-Azis nahm mehrere Patronatsscheine, was hier den Witz veranlaßte, Beyreuth sei mit Beyrut verwechselt.

Sie wissen, meine Freundin, daß für mich die Musik hauptsächlich eine Gefühlssache ist. Darum verschaffen mir einzelne Stellen aus Lohengrin, Tannhäuser 2c. seltenen Genuß. Wie hinreißend sind Einleitungen, Melodien, Chöre aus diesen Opern! Wie entzückend Elsa's Brautzug! Es wäre mir jedoch nicht leicht, Wagner-Abende lange auszuhalten.

Daran ist gewiß meine musikalische Unkenntniß Schuld. Aber schadet nicht auch häufig ein gelehrtes Urtheil der natürlichen Empfindung? Ja, es geht mir sogar so, daß ich während der Vorstellung eines bedeutsamen Werkes nicht im Stande bin, das Textbuch zu lesen. Die Töne sollen mir den Gegenstand verkündigen.

Dagegen würde ich mich tagtäglich an Beethoven's, Chopin's und Schubert's Musik ergötzen.

Beethoven beherrscht alle Sinne; er erweckt in uns eine unendliche Sehnsucht und doch befriedigt er die Seele. Dämonisch regt Chopin die Leidenschaft auf, um sie zu stillen. In Schubert's vielfachen Melodien verkörpern sich die tiefsten Empfindungen, die zartesten Gefühle. Er rührt, erhebt und veredelt das Herz. Einheitliche Gedanken wehen harmonisch durch die wunderbaren Klänge dieser Meister; man wird vertraut, entzückt. In ihrer Gesellschaft erscheint mir das Leben idealisch schön.

Das Thema führt mich natürlich zu einer Notiz über die Landesmusik.

Mit Recht wird behauptet, daß die Entwickelungsstufe dieser himmlischen Kunst den Maßstab zu der Bildung eines Volkes giebt.

Von allen Rassen in der Türkei ist unstreitig die griechische die musikalischste. Sowie die alten, lieben leidenschaftlich die neuen

Griechen Gesang und Tanz, in Begleitung der Jonischen Cither oder der Hirtenflöte.

Vocal- und Instrumentalmusik gehört zu dem Programme aller griechischen Mädchen-Erziehungsanstalten. In Familienkreisen hörte ich, neben Rossini und Meyerbeer, Liszt und Chopin, Schubert und Schumann, Mendelssohn und Beethoven mit Liebe spielen. Auch die Wagner'sche Mode bricht sich Bahn.

Die griechischen Volkslieder enthalten eigenthümlich melancholische Melodien, welche die fremde Herrschaft beeinflußt hat. Auf den Inseln des Archipels und den steilen Bergen von Hellas sind sie reiner geblieben. Ich hoffe einige Transscriptionen mitzubringen.

Aus diesen Volksgesängen und der Kirchenmusik könnte man vielleicht Anhaltspunkte für die alte griechische Musik finden. Wäre es nicht eine lohnende Aufgabe?

Es ist undenkbar, daß in einem so poetischen Volke die edle Musik sich nicht, gleich den anderen ebenbürtigen Künsten, entwickelt hätte. Daß sie sorgfältig gepflegt war, dafür bürgt zur Genüge die Herrlichkeit des Landes.

18.

Kandilli, den 9. Juli Mittags.

Aus Asien sende ich heute der Freundin meinen Gruß.

Mit einem Sprung erreicht man hier diesen Erdtheil. Vielleicht ist es dieser Naturlaune zuzuschreiben, daß ewig störend Asien auf Europa wirkt.

Die materielle und sociale Beschaffenheit von Pera will mir keineswegs behagen. In aller Frühe verließ ich den Ort, fuhr auf der Tunneleisenbahn, den Hügel herab, nach dem abscheulichen Galata und setzte zu Fuß meinen Weg nach Beschiktasch fort.

Um die kaiserliche Residenz lief ungestört ein ganz nackter, häßlicher alter Mann. Die Spaziergänger nannten ihn den heiligen Mustapha. Schnell wendete ich den Rücken vor diesem widrigen Anblick.

Ein kleiner Kaïk brachte mich durch Scheitan-Akindissi, den Teufelsstrom, in einigen Minuten nach Kandilli hinüber.

Ich kann Ihnen nicht von feenhaften Palästen, von goldenen Kiosks und allen den Wunderdingen erzählen, die alle Reisebücher schildern. Aber gewaltig überraschte mich die Schönheit der Lage.

Von den Höhen dieses türkischen Dorfes erblickt man zugleich den Bosporus, der wie eine Perlenschnur von Seen sich ausnimmt, den gastfreundlichen Pontus und die reizende Propontis. Das Bild entspricht vollständig der beigelegten Bezeichnung der Zauberlampe.

Ein böser Zufall wollte, daß mir ein Engländer den Genuß mit Vergleichen verdarb. Neapel, Nizza, Stockholm, Rio de Janeiro, das ganze Universum wurde vorgeführt. Ich ließ ihn ruhig fortzeichnen und flüchtete mich unter den Schatten einer majestätischen Cypresse.

Die herrliche Ansicht der Natur rief die grausame Lage des Landes in meinen Geist zurück.

Der Krieg mit Serbien und Montenegro ist ausgebrochen. Durch ihre Kriegserklärung haben sich diese Fürstenthümer in Unrecht gesetzt. Wahrscheinlich stecken panslawistische Bestrebungen dahinter, welche der problematische Feldherr Tzernajew vertritt.

Das friedliche, Ackerbau treibende Volk der Serben ist nicht den türkischen Truppen gewachsen, obwohl es letzteren an guter

Führung fehlt. Aber wilde Triebe werden erweckt, Horden von Tzerkessen und Baschibozuks werden ihr Unwesen treiben und das Mitgefühl des christlichen Europa's wird von Neuem berührt. Die Greuelthaten in Bulgarien riefen allgemeine Entrüstung hervor. Und doch verspottete letzthin eine Hauptpersönlichkeit des osmanischen Reiches, in after dinner speech, die Feigheit der Bulgaren!

Siegend oder besiegt, hat die Türkei von dem Kriege keinen Vortheil zu ziehen. Sie fängt ihn an, ohne die bescheidenen Ansprüche der christlichen Bevölkerung zu befriedigen, ohne überhaupt die aufgeregten Gemüther zu beruhigen.

Dank dem griechisch-bulgarischen kirchlichen Streite, den General Ignatieff als seinen größten diplomatischen Erfolg betrachtet, verhalten sich gegenwärtig die Griechen ganz ruhig. Sie haben nicht dieselben Interessen wie die Slawen. Auch fühlen sie nicht mehr jene Solidarität, die einst im Glauben und im Leiden Slawen und Griechen vereinigte. Es kann sich aber Alles wenden.

Leicht hätte die Pforte Montenegro's Neutralität mit einer kleinen Gebietsabtretung erlangen können. Trotz der fortbestehenden Unruhen an den Grenzen des schwarzen Berges wollte man hier die kriegslustigen Montenegriner durch leere Versprechungen paralysiren.

Geldnoth und Mißernten, Verwüstung und Epidemien, ernstere Verwickelungen dürften die unvermeidlichen Folgen des Blutvergießens an der Morawa sein.

Hoffentlich wird sich diese Muthmaßung als eine falsche erweisen. Ich kann sie Ihnen aber, liebe Freundin, nicht verschweigen, da Sie meinen Gedanken auf Schritt und Tritt im Geiste folgen.

19.

Arnautköi, den 12. Juli.

Die täglich einlaufenden Siegesnachrichten lassen die Serben massenhaft in den Schlachten fallen und muthen den kaiserlichen Truppen Unsterblichkeit zu.

Das steigert den Uebermuth des türkischen Pöbels. Von den Freiwilligen, die aus Beuteluſt aus Asien nach Serbien eilen, werden auf den Straßen Excesse begangen und mancher hochgestellte Jungtürke zeigt sich in seiner wahren Natur.

Neue Sorgen belasten die Regierung. Der Großvezir widmet seine ganze Thätigkeit den Kriegsoperationen, die er von hier aus leiten will. Auf dem Kriegsschauplatze mangelt es an vielem Unentbehrlichen und doch dauert die Krisis seit einem vollen Jahre. Die allergefährlichste Wunde des Geldmangels soll noch dazu mit Papiergeld vernarbt werden!

In Stambul herrscht eine krampfhafte Aufregung, die den Aufenthalt dort unangenehm macht. Ich übersiedelte hieher, um dem griechischen St. Johannisfeste beizuwohnen.

Das Dorf war schon, der bequemen Lage und des milden Klimas wegen, bei den Byzantinern beliebt. Auch unter der türkischen Herrschaft wurde es von hervorragenden griechischen Familien zum Wohnsitz auserwählt.

Hier büßte mancher Fanariote sein Leben ein in plötzlicher Hinrichtung und in Meuchelmord.

20.

Den 14. Juli.

Nichts ist von dem ehemaligen Glanze des Ortes geblieben. Aber das Johannisfest belebt Arnautköi außerordentlich.

Am Vorabend des Feiertages werden dicht am Strande alte Schiffe in Brand gesetzt und lustig springen kühne Burschen über die Flammen.

Besonders halten Schiffer, Insulaner und Fischer diesen heidnischen Gebrauch in Ehren. Sollte er etwa Poseidon beschwichtigen? —

Nach dem vollbrachten Opfer vereinigt sich die männliche Bevölkerung zum Trinken, Singen und Tanzen. Das hat kein Ende.

Seit drei Tagen ertönt in einer Kneipe, unmittelbar unter meinen Fenstern, ein Geheul von Blase-Instrumenten. Die rastlosen Musikanten sind größtentheils Wallachen. Eine entsetzliche Zusammensetzung aus den verschiedensten Arien aller Opern findet bei den Dorfbewohnern den größten Beifall. Zu meinem Unglück wiederholt sich Nachts das Stück mit erneuerter Kraft.

Dieses unvergeßliche Erlebniß war nicht der Art, um meine natürliche Abneigung gegen musikalische Potpourris abzuschwächen.

21.

Prinzipos, den 16. Juli, Morgens.

Zu meiner großen Freude kamen vorgestern die ausgebliebenen Briefe glücklich an. Hoffentlich werden Sie auch meine Bo

ten erhalten haben und mich nicht der Nachläſſigkeit beſchuldigen. Die Poſt war für uns Beide rückſichtslos.

Ihre freundlichen Worte verwandelten meine Stimmung. Zu gleicher Zeit zertrennte der eingetretene Nordoſtwind die ſchwere Schwüle. Auch mein Glücksſtern verhalf mir einen Pianiſten zu entdecken. Er iſt Italiener und Schüler von Liszt, beſitzt große Technik und ſpielt mit Verſtändniß Chopin und Wagner. Leider fehlt ihm die ſeltene Gabe der Nüancirung und des Verſchmelzens der Töne, welche dem Klavierſpiele ungemeinen Reiz verleihen.

Ich nahm ihn ſogleich im Beſchlag und fuhr mit ihm nach den Prinzen-Inſeln. Die Alten nannten ſie die Inſeln der Seligen. Sie ſollten mir den langerſehnten Genuß gewähren.

Der geſtrige Tag war ſehr geeignet dazu und nach Herzensluſt gab ich mich dem Genuſſe hin.

Bei Abenddämmerung landeten wir hier, nachdem das Dampfſchiff die Inſelgruppe durchkreuzte und überall Leute abſetzte.

Pringipos iſt die größte dieſer Inſeln, welche überall Spuren ihres vulkaniſchen Urſprunges aufweiſen. Den ſchönſten Punkt bildet ein Vorſprung in der See, worauf ein freundliches Gaſthaus mit terraſſenförmigem Garten ſteht. Dort verweilte ich allein die ganze Nacht.

Volle Stille herrſchte zu Lande und ohne Regung ruhte das ewige Meer. Ein zauberiſcher Himmel, ſanftes Rauſchen des Waſſers am Strande, aus den Fluthen emporſteigende Inſeln, Lichter, die am fernen Horizont in der Hauptſtadt wie die letzte Hoffnung einer gequälten Seele ſchimmerten und die aromatiſche Luft, dies Alles zuſammen erzeugte ein feenhaftes Bild und einen Seelenzuſtand, den ich nicht zu beſchreiben fähig bin.

Das Gedichtchen Goethe's, das ich unwillkürlich vor mir her-

sprach, als sich die Sonne hinter den Bergen meldete, wird Ihnen, liebste Freundin, meine Empfindung wiedergeben:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh';
In allen Wipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest auch Du.

Ich wollte mir noch den Genuß durch das Schubert'sche Lied „Am Meere" verlängern. Aber mein gefälliger Künstler lag im tiefen Schlaf.

22.

Pringipos, den 17. Juli.

Die Prinzen-Inseln verdanken ihre jetzige Benennung dem Schicksale, welches hier Prinzen und Kaiserinnen, bedeutende Persönlichkeiten erwartete.

Von den vielen, romantisch gelegenen Klöstern giebt es fast keines, das nicht eine grausame Episode der byzantinischen Hofgeschichte zu erzählen hätte.

Sieben volle Jahre schmachtete mit Räubern im Kerker auf Antigone der kunstsinnige Methodius. Nach seinem Tode wurde er heilig gesprochen.

Auf Prote fristete mancher junge Prinz in der Blindheit sein jammervolles Leben.

Im Kloſter St. Georg, das ſie ſelbſt baute, fand die an Schönheit, Geiſt und Laſtern reiche Irene ihr Grab. Ebendaſelbſt vertauſchte die verbannte Zoe ihre Nonnentracht mit dem kaiſerlichen Purpur. Noch vor Kurzem beſtand darin eine Irrenanſtalt, wo die unglücklichen Geſchöpfe mit Stockprügeln und Beſprechung geheilt werden ſollten!

23.

Pringipos, den 18. Juli, Abends.

Im Allgemeinen neigt ſich das zarte Geſchlecht zu ſtarken Emotionen. Sollten Sie auch ſolche lieben, ſo wäre augenblicklich Konſtantinopel der geeignetſte Ort dazu.

Hier giebt es in der That keine Seelenruhe mehr. Bald wird der Sultan entthront und kurz darauf ſtirbt er. Bald werden mächtige Miniſter kaltblütig ermordet. Von Tag zu Tag lebt alle Welt in Angſt und Sorge!

Und heute verkündigt man mir einen verhängnißvollen Geiſteszuſtand des neuen Herrſchers.

Das plötzliche Erſcheinen des verkleideten Kriegsminiſters bei Nachtzeit in den kaiſerlichen Gemächern, die geheimnißvolle Flucht aus denſelben, ſowie die gewaltſame Thronbeſteigung des Prinzen Murad mußten ſein weiches Gemüth und ſeinen ſchwächlichen Körper tief erſchüttern.

Sie haben gewiß den rührenden Brief geleſen, den Abdul-Azis aus ſeiner Gefangenſchaft an den nunmehrigen Sultan Murad richtete. Darauf verbürgte der regierende Neffe dem unglück-

lichen Oheim das Leben. Und nun meldete diesem beim Mittagsmahl ein damit beauftragter Diener unumwunden den plötzlichen Tod des Entthronten.

Wie vom Blitz getroffen, brach Sultan Murad zusammen. Seit jenem Momente war sein Geist umnachtet. Der edle Mensch verfiel dem Tiefsinn. Wachend träumt er von giftigen Scheeren, von Mord und Brand. Er scheuet sich vor dem Sonnenlichte und stundenlang starrt er auf einen und denselben Fleck. Der sorgenvollen Mutter gelingt es nicht, den Sohn zu zerstreuen. Auf alle ihre Reden und Fragen erwiedert er mit wildem Lachen und läuft davon!

Diese tragische Wendung vereitelt alle Hoffnungen; ein neuer Thronwechsel steht vor der Thür. Die fremden Vertreter haben noch nicht ihre Kreditive überreicht, die Situation verwickelt sich mehr und mehr und der Krieg verwildert die Kämpfenden.

Lange kann sich nicht der Großvezir der Verantwortlichkeit einer irregulären Autokratie aussetzen. Es handelt sich also um Formalitäten und wie leicht es ist, einen Entthronungs-Spruch zu erlangen, wird Ihnen das charakteristische Wort des Prinzen Hamid bezeugen. Unsere Scheichulislame, sagte er seinem Vertrauten, sind wie die Theaterfiguren; man kann sie nach Belieben aufstellen.

Glauben Sie nun, liebste Freundin, an die Fatalität? Welches Ende erwartet den armen Murad? Welches Schicksal schwebt über dem Lande?

24.

Pringipos, den 20. Juli, Nachts.

Mit Sonnenaufgang machte ich einen langen Spaziergang auf den Bergen und im Dorfe.

Neben den Urbewohnern, die lauter Griechen sind, hat sich eine Kolonie von wohlhabenden christlichen Kaufleuten des In- und Auslandes gebildet. Hübsche Häuser, Anpflanzungen, fahrbare Wege und tägliche Musik am Strande geben Zeugniß von dem Gedeihen der Kolonie. Auch an Eseln mangelt es nicht; denn hier, wie in Seebädern und an dem schönen, deutschen Rhein, liebt man Landparthien zu Esel.

Alle Abende entfliehen die Geschäftsleute dem fieberhaften Leben von Galata und suchen Erholung in der frischen Luft.

Mein Weg führte mich zu einem Manne, den ich vor etlichen Jahren in der Blüthe der Kraft und Schönheit kennen lernte. Jetzt leidet er an Gliederlähmung. Alle ärztlichen Versuche fruchteten nicht und der hoffnungsvolle Jüngling muß ewig liegen! Dabei weiß er durch Lektüre und Briefwechsel frohen Sinn und frischen Geist zu bewahren.

Eine Freundin aus Deutschland schrieb ihm letzthin einen Brief, den er mir mit bewegter Stimme vorlas. Ich erlangte für Sie eine Abschrift. Hier sind die schönen Worte des Trostes:

Laß Stürme brausen, laß das Schifflein schwanken;
Es kommt doch endlich glücklich an den Port.
O, halte fest an tröstenden Gedanken!
Ist Friede hier nicht, ist er einst doch dort.

Dort, wo nicht Seufzer mehr den Busen schwellen,
Und kein versagter Wunsch das Herz beengt;

Wo keine Stürme sind und keine Wellen,
Nur Friede unter Blumen uns umfängt.

Das Leben ist zu kurz, um zu verzagen,
Und die Bestimmungen zu groß und hehr,
Als daß der Mensch versinke unter Klagen,
Weil uns die auferlegte Last zu schwer.

Drum hebe stolz Dein Haupt und laß das Weinen,
Dein Geist sei höher als des Schicksals Macht.
Dort wird des Glückes Sonne ewig scheinen;
Nur auf der Erde wechselt Licht und Nacht.

Nach diesem Erlebnisse fühlte ich das Bedürfniß der freien Natur.

Bei stürmischem Wetter fuhr ich mit vollen Segeln nach Plate. Diese Insel war ein kahler Felsen, als sie sich Sir Henry Bulwer erwarb. Er ließ gute Erde auftragen, bepflanzte sie und baute ein schiffartiges Cottage im normännischen Style. Später verkaufte er Alles dem Khedive und nun hütet ein Aethiop dieses idyllische Inselchen!!

Das brachte dem Botschafter kein Glück. Als sein Nachfolger bei der Abreise den Staatssekretär Lord John Russell um mündliche Instruktionen noch bat, sagte dieser: nur keine Insel kaufen!

25.

Chalki, den 25. Juli.

Von den byzantinischen Unthaten blieb Chalki allein verschont. Himmlische Luft, thaulose Nächte, stumme Haine und Cypressen-Alleen, ruhige Buchten, liebliche Thäler, überraschende Aus-

fichten auf den Bergen, wohlriechende Kräuter, erfrischende Seebäder und ein lebensfroher Volksstamm machten aus dieser Insel den wonniglichsten Aufenthaltsort im Frühling und im Herbste.

Eine Welt von Fischen und Muscheln zog und zieht noch heute die Feinschmecker an.

Gestern übersiedelte ich hieher. Gegen Abend ließ ich mir von hübschen jungen Leuten den griechischen Nationaltanz vorführen. Ihr Lieblingsinstrument, die Flöte, und der inländische Wein ermunterten die Tänzer zu anmuthigen Wendungen und plastischen Stellungen. Diese Scene am Strande bei Sonnenuntergang hatte etwas Poetisches.

Ich dachte an die Lieben, als Johann mit den Briefen herbeieilte. Haben Sie Dank für Ihren regen Antheil.

26.

Stambul, den 1. August.

Ja, liebste Freundin, in dem Leben der Völker wie im eigenen Lebenslauf ereignen sich Dinge, die man nicht ahnen und nicht beschwichtigen kann. Dann erwacht in uns das Erkenntniß einer höheren Fügung.

Einen solchen Vorfall bietet die Gemüthskrankheit des Sultans Murad, welche ein öffentliches Geheimniß ist. Von den Aerzten wird sie für unheilbar erklärt und möglich, daß der Telegraph Ihnen einen neuen Thronwechsel anzeigt, bevor diese Zeilen in Ihre Hände gelangen.

Nun wird von allen Seiten und in jeder Art um die Gunst des Erben gebuhlt!

Neulich lähmte ein Schlaganfall dem Justizminister die Zunge. Die Befürchtung seiner Freunde, daß daraus eine Gehirnerweichung entstanden wäre, bestätigt sich nicht. Es scheint, daß die Haltung Chalil Scherif Pascha's im letzten Ministerrath Veranlassung dazu gab. Er meinte nämlich: anstatt die von den Mächten vertretene Waffenruhe mit Serbien und Montenegro zu gewähren, sollte sogleich die hohe Pforte Rußland und Oesterreich den Krieg erklären.

Und dieses Wort fand Bewunderer!

Aber was wollen Sie, meine Freundin?

Zum Erfolge eines Gelehrten oder eines Künstlers gehört das Verständniß der Mitwelt. Der Politiker rechnet häufig auf die Beschränktheit der übrigen Menschen. Hier glaubt man der ganzen Welt trotzen zu können.

Ein Wort noch über die Legion, die von inländischen Christen gebildet werden soll.

Einige gemeine Verbrecher ließen sich bewegen, das Schwerdt, welches über ihnen schwebt, gegen den Feind zu schwingen. Dafür bekommen sie Reisegeld, Absolution und eine Fahne, worauf der Halbmond das Kreuz umfaßt.

Die Idee ist nicht neu. Dieselbe Fahne sollte bei dem Aufstand von Kreta dienen. Jetzt, wie damals, will man damit die Bewunderung Europa's über die gemeinschaftliche Begeisterung der Muhamedaner und Christen für das Vaterland erregen!

Der angebliche Hauptmann der fraglichen Legion heißt — oh horror! — Demosthenes. Zur Belohnung für seinen patriotischen Eifer hat man ihm das Epitheton Effendi beigelegt. Also Demosthenes-Effendi!

Wie klingt Ihnen das, liebste Freundin?

27.

Stambul, den 10. August.

Sie beklagen sich, daß ich im Schreiben nachgelassen habe. Desto mehr verweilte ich im Geiste bei Ihnen.

Es freuet mich zu hören, daß die Monotonie meiner Erzählungen Sie nicht langweilt. Die Welt, in der ich lebe, läßt keine heiteren Gedanken aufkommen und ich wollte nicht Ihre Sorge für den abwesenden Freund vermehren.

Auch heute habe ich nur von Symptomen großer Gährung zu berichten. Kreta, Samos, die Sporaden, Epirus und Thessalien beschweren sich, auf legalem Wege, über Gewaltthaten, die Tzerkessen, Baschibosuks und Beamte ungestraft verüben.

Sollte sich der uninteressante Krieg in die Länge ziehen und etwa daraus ein Krieg mit Rußland entstehen, dann würde das ganze Land in Flammen aufgehen.

Um diesen Kalamitäten vorzubeugen, bringen einmüthig die Großmächte auf Einstellung der Feindseligkeiten. Dem Waffenstillstande sollten Unterhandlungen folgen. Vielleicht thäte man besser, den Orient sich selber zu überlassen.

England tritt in erster Linie mit dem Eifer des Bekehrten auf. Die Anfangs abgeleugneten und nun größtentheils bestätigten Gräuelthaten in Bulgarien haben Herrn Disraeli verstimmt und seine Sprache geändert.

Indessen überschreiten massenhaft russische Soldaten und Officiere die Donau und kämpfen in den Reihen der Serben. Offen sympathisirt das russische Volk mit den türkischen Slawen; der Kaiser drückt ein Auge zu und die Regierung wird von dem nationalen Gefühle mit fortgerissen.

Merkwürdiger Weise befindet sich die Türkei in analogen Verhältnissen. Der nationale Fanatismus nimmt zu, das Volk überhebt sich, die hohe Pforte läßt gewähren und der arme Sultan schweigt.

Auch hier meldeten sich englische Officiere, um in die Armee des Sultans einzutreten. Bis jetzt weigert sich die Regierung. Nur der berüchtigte Oberst Baker erreichte es mit Mühe und Noth und sofort bekam er einen zweimonatlichen Urlaub. Sogar wiederholte Schritte der preußischen Officiere, die seit zwanzig Jahren dienen, blieben ohne Erfolg. Anstatt auf dem Kriegsschauplatze thätig zu sein, verweilen sie müßig in Pera und Stambul.

Sie irren sich, liebe Freundin, indem Sie glauben, daß man sich hier über den materiellen und moralischen Zustand schäme.

Das wäre der Anfang zur Besserung und leider ist solche nicht mehr von innen zu erwarten. Ob es von außen noch zu bewirken wäre, wird uns die nächste Zukunft lehren.

28.

Kadiköi, den 14. August.

Gleich nach Absendung der letzten Post habe ich mich hier niedergelassen und gedenke längere Zeit zu verbleiben. Ich wollte dem unangenehmen Lärm und dem politischen Geschwätze der Stadt entgehen. Die Natur soll mich wieder erfrischen.

Bereitwillig nahm ich daher das Anerbieten an, das leere Haus eines guten Bekannten zu beziehen.

Die Besitzung liegt recht hübsch auf den Bergen; man könnte

aus derselben einen schönen Landsitz machen. Jetzt fehlen ihr die Hauptbedingungen: Bequemlichkeit und Geschmack.

Wie sollen sich aber die Leute das hier verschaffen? Sowie zum vollständigen Genuß das Mitgenießen Anderer nothwendig ist, so wird die individuelle Bequemlichkeit durch Staatseinrichtungen bedingt. Unser ästhetischer Sinn muß auch ausgebildet werden, um sich in Dingen des Geschmacks zu äußern. In diesem Lande wird sogar das herrliche Werk der Natur willkürlich verdorben. Das Ideale weicht dem Drucke der Wirklichkeit.

Die Entfernungen sind so groß, die Verbindungen so mangelhaft und mühsam, der Geschäftsgang so langwierig, daß die größte Mehrzahl der Sterblichen nur körperliche Ruhe zu Hause sucht.

Indessen thut mir die Einsamkeit wohl. Ein rüstiger Montenegriner, mein anhänglicher Diener, ein erträglicher Koch und ein wachsamer Hund sorgen für meine persönliche Sicherheit und für meine anspruchslose Haushaltung.

Ich mache täglich Ausflüge in die Umgebung und auf die Berge, wo die Wildniß ihren Reiz hat. Morgen werden Sie mir, liebe Freundin, nach Skutari folgen.

29.

Kadiköi, den 16. August.

Der gestrige Ausflug nach Skutari war lohnend, aber nicht erheiternd. Diese größte Vorstadt von Konstantinopel ist bekanntlich, wie Rom und Stambul, auf sieben Hügeln gebaut.

Schon zur Zeit des großen Perserreiches war der Ort unter

dem Namen Chrysopolis bekannt. Jetzt, wie einstens, dient er zur Poststation für Kurriere, Tataren, Karawanen und Reisende nach Osten.

Hier endet der Bosporus und beginnt die Propontis. An dieser Stelle überschritt Jo die Meerenge in der Gestalt einer weißen Kuh. Sie werden sich erinnern, daß daraus die Bezeichnung Bosporus entstand.

Moscheen, von Sultaninnen errichtet, und freistehende reiche Grabmäler sind der Hauptschmuck des asiatischen Skutari. Die reizende Lage der Friedhöfe verleitete mich zu einer nächtlichen Wanderung durch dieselben. Unheimliches Gefühl! Ich glaubte mich von irrenden Geistern einer endlosen Nekropolis verfolgt!

Die bedeutenden Sekten der Derwische sind hier reichlich vertreten. Kein fremder Reisender versäumt die heulenden Derwische zu besuchen. Im Brüllen und Toben stecken sie sich glühende Eisen in den Mund und machen sich mit Messerstichen blutende Wunden. Ein widriges Gaukelspiel, das alle Woche ein Mal dem Volke zum Besten gegeben wird.

Skutari kann mit Fontainebleau in der Weintraubenkultur wetteifern. Es wächst nämlich hier eine großbeerige, kernlose, feinschaalige Traube. Fast aromatischer wie der Chacelas schmeckt der saftigere Tzausch.

Wie gerne würde ich Ihnen, liebe Freundin, von dieser köstlichen Frucht schicken! Leider ist es materiell unmöglich.

30.

Kadiköi, den 19. Auguſt.

Vorüber ſind die ſchönen Tage von Chalcedon! Eine Reihenfolge von helleniſchen, byzantiniſchen, gothiſchen, perſiſchen und türkiſchen Eroberern verheerten ſeine Pracht. In dem heutigen Kadiköi haben ſogar die Ruinen nicht widerſtanden.

Sie kennen den Orakelſpruch, welchen die Gründer von Byzanz hier in dem Tempel von Apollo hörten, als ſie ſich nach einem für die Gründung der Stadt paſſenden Platz erkundigten. „Den Blinden gegenüber!“ lautete er, das hieß: nicht das goldene Horn überſehen, wie es etliche Jahre vorher die Erbauer von Chalcedon thaten.

Bei klarem, warmen Wetter unternahm ich vorgeſtern einen längeren Ausflug zu Fuß. Ich ging nämlich dem Strand entlang nach Fanaraki, das einen reizenden flachen Vorſprung im Hellespont bildet.

Von dort aus zeigen ſich deutlich die Prinzen-Inſeln und die Bergkette von Kleinaſien mit der ſchneebedeckten Spitze des Olymps.

Auf derſelben Stelle erhob ſich der Tempel der Aphrodite. Man könnte keine wonniglichere Lage zur Verherrlichung dieſer Göttin denken. Den poetiſchen Tempel erſetzt nun ein nützlicher Leuchtthurm für Schiffe.

Lange verblieb ich auf dieſem Platz, den große Platanen beſchatten.

Gegen Abend ſetzte ich meinen Weg nach Maltepe fort, wo ſich die Kreuzfahrer, ſeligen Andenkens, verſammelten.

Antichi liegt unweit davon. Vielleicht ſtand dort die Villa, wo der Feldherr Beliſarius ſeine letzten Tage glücklich verlebte.

In Charlatimi besah ich die Ruinen eines Klosters, welchem der Tempel des Satyr Platz gemacht haben soll. Ist es nicht sonderbar, daß das Kloster denselben Namen beibehalten hat?

Hier übernachtete ich bei einem wohlhabenden griechischen Bauer. Als ich des Morgens erwachte, begrüßte mich freundlich die gegenüber liegende Insel Pringipos.

Ich ließ mich übersetzen, nahm das Dampfschiff und kehrte gestern Mittag heim.

Heute machte ich einen Spaziergang nach Tzamlindscha, dem höchsten Berg von Kadiköi. Großartig ist die Aussicht auf Stambul.

Ein tüchtiger Aquarell-Maler nimmt für mich eine Abbildung davon im größeren Maßstab. Sie werden Ihre Freude daran haben.

31.

Kadiköi, den 25. August, Abends.

Mehrere Besuche überraschten mich heute in meiner Einsiedelei. Ich bewirthete sie, so gut es ging, und gerne verblieben sie den ganzen Tag bei mir.

Es wurde unter Anderem erzählt, daß eine große Friedensagitation jenseits herrschte. Fürst Milan wendete sich um Waffenruhe an die Großmächte und diese unterstützen energisch den Wunsch bei der hohen Pforte.

Sie sträubt sich dagegen, wird sich aber fügen. Eine Fortsetzung des Blutvergießens würde die diplomatische Stellung Serbiens bessern, ohne der Türkei großen Vortheil zu gewähren.

Vom militärischen Standpunkt thäte freilich die Regierung des Sultans besser, sich nach einer entscheidenden Waffenaction zu Unterhandlungen herbeizulassen. Aber eine solche könnte leicht dem Friedenswerke Europa's hinderlich in den Weg treten und Rußland zum offenen Krieg zwingen. Beides wäre das größte Unglück für dieses Land.

Ich wollte mich hier allen politischen Betrachtungen fern halten und gerathe wieder hinein. Es wird wohl nicht anders gehen, so lange ich in Konstantinopel bin.

32.

Kadiköi, den 30. August.

Kanonendonner verkündete heute Mittag das erwartete Ereigniß. Der Sultan Murad ist des Regierens unfähig erklärt und Prinz Hamid zum Sultan ausgerufen.

Bei diesem Drama bezeugt das Publikum eine entsetzliche Gleichgültigkeit!

In dem Zeitraum von drei Monaten fand zwei Mal ein Wechsel in der Person des Herrschers statt. Das Land befindet sich nicht besser darum.

Abdul-Azis ging mit gewaltsamem Tode ab, Murad steigt wahnsinnig von den Stufen des Thrones herab und aus einer langjährigen Abgeschlossenheit betritt ängstlich dieselben das nächstberechtigte Mitglied des Hauses von Othman.

Sultan Hamid ist körperlich und geistig kräftig; die Natur hat ihn mit guten Anlagen begabt. Aber unerfahren, ohne Stütze,

ohne Kenntniſſe der europäiſchen Verhältniſſe, eingeſchüchtert von den Vorgängen in ſeiner Familie, wird er ſich nothwendiger Weiſe in die Arme der ihm mißliebigen Miniſter werfen. Möglich, daß der jugendliche Monarch ſich derſelben, eines nach dem anderen zu entledigen ſinnt. Sie leiten ihn indeſſen nach ihrem Willen und ſeine gute Abſichten werden wohl platoniſche Wünſche bleiben.

Und doch erwartet man Wunder von dem Sultan! Er ſoll Frieden, Wohlſtand und Gerechtigkeit herbeiſchaffen; er ſoll das Land von inneren und äußeren Gefahren retten!

Er müßte die Macht und die Energie eines politiſchen Genies beſitzen.

Prinz Hamid genoß des Rufes eines klugen, ordentlichen und ſtreng muhamedaniſch geſinnten Mannes. Der Sultan Hamid muß vor Allem ſeine Erziehung auf dem Thron machen; er muß Menſchen und Land kennen lernen. Bis jetzt hielt ihn die Hofſitte ſtreng von allem Verkehr zurück.

Aber warum dieſe grauſame Sitte? fragen Sie ſich vielleicht, liebe Freundin.

Dieſelbe Frage richtete wohlwollend eine geiſtreiche Frau an den Miniſter, der den Sultan Abdul-Azis auf ſeiner hoffnungsvollen Reiſe im Jahre 1867 begleitete.

Sich tief verbeugend antwortete Fuad Paſcha: Hélas! Madame, nous aimons nos princes comme nos femmes.

33.

Skutari, den 6. September.

Sehr lieb war es mir zu erfahren, daß Sie nach Bayreuth abreisen wollen und nun bin ich im Besitz Ihrer sinnreichen Schilderung. Sie vergegenwärtigen mir lebhaft das eigenthümliche Festspiel, welches in der Ferne wie ein mystisches Phänomen erscheint. Interessante, fesselnde Musik, Einheit darin, die man kaum bei Wagner für möglich hätte halten können, unsichtbares Orchester von bedeutenden Künstlern gebildet, prachtvolle Decorationen, starke, klangvolle Stimmen, vollendetes Bühnenspiel, überwältigender Eindruck, das sind die Worte, mit denen Sie den Ring der Nibelungen preisen. Mehr brauchten Sie, liebe Freundin, nicht, um mein Bedauern zur Reue zu verwandeln.

Ich glaubte fest, an der Aufführung Theil nehmen zu können. Leider ließ ich mich überreden hier zu verweilen, um die Feierlichkeit einer türkischen Krönung zu sehen!

Daß den Aufenthalt in Bayreuth nicht materielle Behaglichkeit gleichfalls begünstigte, das verdanken Sie dem Hauptwirth. Er wollte nur für überirdischen Genuß Huldigung ernten und dies scheint dem „Meister" vollkommen gelungen zu sein.

34.

Fanar, den 7. September.

Um dem Schauplatze der bevorstehenden Festlichkeit nahe zu sein, nahm ich die gütige Einladung eines höheren griechischen Geistlichen in Fanar an.

Mein Wirth ist ein feiner, gebildeter Mann, der fremde Sprachen und Sitten kennt. Mit taktvoller Liebenswürdigkeit übt er die Gastfreundschaft aus.

Der Ort selbst liegt in dem großartigen Hafen, gegenüber dem Arsenal, der mit dem Keatchane, der Argyrolimne der Alten, endet. Eine herrliche Wiese, von sanft ansteigenden Hügeln begrenzt, bietet im Frühjahr durch die Pflanzenüppigkeit, den Schlag der Nachtigallen und den Anblick der frei weidenden Pferde des Sultans ungemeinen Reiz.

Einst wurden hier auf Befehl des Herrschers, das „süße Wasser" entlang von den Großen des Reiches die mannigfaltigsten Kiosks gebaut und später ebenfalls auf Befehl niedergerissen.

Als ich gestern Abend von einem Ausflug nach der Wiese heimkehrte, fand ich meinen Gönner meiner harrend.

Mit Sonnenuntergang wurde ein gewähltes Mahl aufgetischt und unsere Unterhaltung zog sich bis spät in die Nacht.

Er belehrte mich über die Stellung der griechischen Kirche zu der landesherrlichen Regierung. Er setzte mir auseinander, wie durch den Kontakt mit derselben, der Klerus allmählich in Unwissenheit, Ehrgeiz und Korruption versank und seinen Einfluß auf die Volksmassen verlor.

Aus voller Ueberzeugung leitete der ehrwürdige Bischof alles Unheil von dem Zorne Gottes her, der sein Volk verlassen; er baute fest auf die Gnade des Herrn, der diejenigen züchtigt, die er lieb hat. Dabei hob er freudig bewegt die fortschreitende Bildung und das erwachte Bewußtsein der Nation hervor.

Ich mußte, liebste Freundin, die Klarheit seiner Beweisführung und die Klugheit seines Standes bewundern. Immer vornehm in seiner Rede, wußte er starke Beschuldigungen neben mildernden Gründen anzubringen.

35.

Denſelben, Abends.

Mit der Umgeſtaltung der berühmten Sophien-Kirche zur Moſchee, verſetzte der Patriarch Genadius ſeinen Sitz nach dem Fanar.

Er ſtand in großer Ehre bei dem politiſch weiſen Eroberer von Konſtantinopel. Von jener Epoche ſtammen die Vorrechte der Orthodoxie, welche ſpäter häufigen Anlaß zu Streitigkeiten und Kriegen zwiſchen Rußland und der Türkei gaben.

Dem Patriarchen folgten die griechiſchen Archonten, welche zweihundert Jahre hindurch die äußere Politik des osmaniſchen Reiches führten.

Von Fanar iſt längſt aller Glanz verſchwunden. Das Ausſehen des Vaticans vom neuen Rom bekundet am traurigſten den Verfall.

Außer dem höheren Klerus mit ſeinem Gefolge wohnen nur unbedeutende Leute in hölzeren Häuſern und engen Straßen.

Von den vielen Kirchen des Ortes könnte ich Ihnen nur die Namen der Heiligen aufzählen, denen ſie geweiht ſind; künſtleriſches Intereſſe bietet keine. Ich möchte aber doch erwähnen, daß in der Kathedrale St. Georg noch ſtreng an der byzantiniſchen Kirchenmuſik feſtgehalten wird.

36.

Therapia, den 9. September.

Endlich fand vorgestern die Festlichkeit der Schwertumgürtung statt.

In seiner prachtvollen Gala-Gondel begab sich der Sultan zu der Moschee von Eyub, wo ihn die Spitzen der Behörden erwarteten.

In diesen heiligen Hallen, welche dem Fahnenträger des Propheten geweiht sind, wird das glorreiche Schwert Osman's aufbewahrt. Kein Heterodoxe wird sie betreten.

Schlag 12 Uhr tritt der Sultan in die Moschee ein und überall donnern die Kanonen. Von einem Nachkommen der Sultane von Ikonium wird er gleich darauf mit dem Schwerte umgürtet. Es ist eine lange, schwere mit Kameelhaut überzogene Waffe! Der Sultan trägt sie nur einige Minuten, während ein Gebet verrichtet wird und die Umstehenden zu seinen Füßen auf die Erde fallen.

Nun setzt sich der aus Beamten, Ministern und Geistlichen des Islams gebildete Zug in Bewegung.

Unmittelbar vor dem Sultan werden sechs edle arabische Pferde an der Hand geführt. Nach ihm folgt der Hofstaat. Ein Herold wirft dem Volke kleine Münzen zu.

Hitze, Staub, Schmutz und Hunde belästigen den Fußgänger auf der ungepflasterten, unebenen langen Straße, die der Zug längs den Mauern von Konstantinopel einschlägt. Auch diese historische Mauern liegen nun in Trümmern, nach vielfachen Belagerungen und häufigen Erdbeben.

Unterwegs mußte ich zwei Frauen behülflich sein, die, mit

dem Wagen umgeworfen, in Ohnmacht lagen. Aus dem Fremdenzelt, wohin ich mich später gegen die brennenden Strahlen der Sonne flüchtete, sah ich dieselben Damen wacker unter die Menge gehen. Sie schenkten mir einen dankbaren Blick.

Von Natur kleiner Gestalt, sah der Sultan zu Roß gut und würdevoll aus. Er blickte stets vor sich hin und schien mit sich selbst beschäftigt zu sein. Der Hofsitte gemäß, beehrte er weder die gewöhnlichen Sterblichen noch die fremden Botschafter mit einem Gruß.

Die Betrachtung des apathisch herumlaufenden, armen Volkes würde dem neuen Herrscher Einsicht von dem Zustande des Landes geben.

Das Volk trug nicht seine Sonntagskleider; es hat auch keine mehr. Die Belustigungen, welche ähnliche Festlichkeiten im Abendlande charakterisiren, blieben hier gänzlich aus.

Das Militär war spärlich und unvortheilhaft, die Musik gar nicht vertreten. Nur christliche Schulknaben in weißen Blusen mit Lorbeerkränzen in der Hand erfüllten die Luft mit einem grauenhaften Geschrei zum Lobe des Gekrönten. Dem Bilde fehlten nicht einzelne berittene Tzerkessen.

In ihrer reichen und malerischen Tracht bezeugten die stattlichen Ulemas mit dem schönen Scheichulislam am Ende Ruhe, Würde und trotziges Bewußtsein.

Aus dem Geschilderten spüren Sie schon, liebe Freundin, meine bittere Enttäuschung. Es that mir ordentlich wohl, mich in den Kaïk zu setzen.

Das Wetter hatte sich etwas abgekühlt und wellenbewegt war das Meer. Ich ließ mich im Strome schaukeln und erfreute mich des schönen Anblickes der Flotte. Von der Mündung des Hafens bis vor dem Palast zu Beschiktasch ankerten die stolzen Schiffe in der Reihe. Matrosen auf Masten und Militär-Musik begrüßten

den zurückkehrenden Sultan. Er bestieg seine Gondel am goldenen Horn, wo das Schloß der griechischen Kaiser stand.

Ist es nicht sonderbar, daß keiner der osmanischen Monarchen auf diesem idealischen Punkt einen Wohnsitz gebaut? Vielleicht hält sie das Andenken des letzten der Paläologen davon zurück.

37.

Den 12. September.

Mit dem üblichen Aufwand ist nun auch das Manifest des neuen Sultans in der hohen Pforte verlesen worden.

Dieser Irade zeichnet sich, wie seine Vorgänger, durch Aufzählung der Wohlthaten aus, welche das Land beglücken sollen. Die wohlklingenden Worte strenger Gerechtigkeit, Gleichheit vor dem Gesetze ohne Unterschied des Glaubens und der Rasse, individueller Freiheit ertönen darin in beständiger Begleitung des islamischen Grundgesetzes. Alles Mißgeschick wird von der Nichtbeobachtung desselben abgeleitet! Den Ministern wird der Befehl ertheilt, ein entsprechendes Verwaltungs-System zu ersinnen!

Man möchte fast glauben, daß die Türkei um fünfzig Jahre zurückschreitet. Und doch trägt der erste öffentlich kundgegebene Wille des jungen Herrschers das Gepräge einer liberalen Richtung.

Sollte es der Vorläufer der besprochenen Verfassung sein?

Eine erfreuliche Aussicht auf Frieden eröffnet der kaiserliche Akt. Bald wird also die Waffenruhe und damit ein neues Stadium der Lage eintreten.

Von allen Seiten geben sich große Verheißungen kund.

Ein englisches Sprichwort sagt: Die Hölle sei mit guten Vorsätzen gepflastert; und massenhaft gedeihen solche in Konstantinopel.

38.

Den 16. September.

Eine beachtenswerthe Erscheinung ist die geistige Entwickelung der Griechen in der Türkei.

In allen Vorstädten Konstantinopel's, wo Griechen wohnen, sind Elementar-Schulen für Knaben und Mädchen errichtet.

Das nationale Gymnasium in Fanar, das Seminar und die Handelsschule auf der Insel Chalki haben ausgebildete Lehrer, gelehrte Priester und tüchtige Geschäftsleute als ihre Zöglinge aufzuweisen.

In zwei gut organisirten Erziehungs-Anstalten zu Pera werden unentgeltlich arme Mädchen aufgenommen und zu Lehrerinnen ausgebildet.

Deutsche Sprache und Musik wird in allen wohlhabenden Familien getrieben.

Der griechische philologische Syllogos von Konstantinopel hat sich um die Verbreitung der Bildung großes Verdienst erworben. Von Pera aus, wo er seinen Sitz hat, leitet er mit unermüdlichem Eifer eine Anzahl von Provinzial-Syllogen, die eine beständige Aufsicht über Volksschulen und höhere Bildungs-Anstalten ausüben.

Auch soll hier ein Institut für die Hauptkunst der Musen gebaut werden.

Und dies Alles, liebe Freundin, wird durch Privat-Beiträge gestiftet und unterhalten.

39.

Den 25. September.

Seit einigen Tagen deutet Alles auf das Zustandekommen einer europäischen Konferenz hin; sie soll den friedlichen Verlauf der Orientfrage regeln.

Ist von dieser Berathung Ersprießliches für das Land zu erwarten? Könnte daraus eine richtigere Auffassung, eine zweckmäßigere Handhabung der türkischen Angelegenheiten entspringen?

Sie kennen, verehrte Freundin, den Grundsatz, welchen die Diplomatie sich mit dem Beginn unseres Jahrhunderts aneignete. Er lautet: bei gebotener Gelegenheit den christlichen Provinzen der Türkei zu einer Art von Selbstständigkeit zu verhelfen.

Diese Maxime fand vielfache Anwendung; sie entsprach jedoch nicht völlig dem leitenden Gedanken der Großmächte. In ihrem beschränkten Kreise machen einerseits die bevorzugten Länder nicht genügende Fortschritte in der Kultur; andererseits verschlimmert sich die Lage der Christen bedeutend, welche unter der unmittelbaren Herrschaft des Halbmondes verbleiben.

Uneingedenk des eigenen Nachtheils rächen sich die ergrimmten Türken an den Raya's. Letztere müssen die ganze Last der Erpressungen und der Steuern tragen, die mit den Geldbedürfnissen des Staates immer mehr und mehr wachsen.

Diese doppelte Wirkung der äußeren Politik und der inneren

Verwaltung führt natürlich zu Aufständen. Die Begebenheiten auf der Balkanhalbinsel sind der letzte Ausdruck derselben.

Wird man nun in der Konferenz einen anderen Weg einschlagen?

Rußland tritt schon mit einem Programme auf, das ausschließlich den Slawen günstig ist, Bulgarien inbegriffen.

Wahrscheinlich werden die anderen Mächte dieses Programm als legale Grundlage der fremden Einmischnng annehmen. Die hohe Pforte hat ja beim Ausbruch der herzegowinischen Unruhen die Vermittelung der Schutzmächte nachgesucht. Sie erklärte sich mit der Konsular-Kommission und der Note Andrassy's einverstanden.

Aber diese Grundlage scheint mir den Keim des Mißlingens in sich zu tragen.

Durch die Vortheile, welche den Slawen zugesichert werden sollen, fühlen sich die Griechen der Willkür preisgegeben. Darin wird die Regierung des Sultans ihren Widerstand begründen, besonders wenn sie zwei Strömungen in den Verhandlungen merkt.

Von der türkischen Mißwirthschaft und der Nothwendigkeit einer ernstlichen Beseitigung derselben sind bereits alle Regierungen überzeugt. Es handelt sich also um die einzuschlagende Reform und um Bürgschaften für die Ausführung.

Beides könnte festgestellt werden, falls England Hand in Hand in dieser Beziehung mit Rußland geht und einmüthig die Konferenz auf die Pforte drückt.

Das Feststellen der Reformfrage mit Berücksichtigung aller, nicht bloß der slawischen Nationalitäten, hätte auch den Vorzug, Hintergedanken zu paralysiren, wo sie vorhanden sein sollten. Unter solchen Verhältnissen würde schwerlich Rußland allein gegen die allgemeine öffentliche Meinung einschreiten wollen.

Freilich haben die verödeten Provinzen in erster Linie An-

spruch auf Schutz und Verbesserung. Unthaten rächen sich. Aber Maßregeln, die nicht die ganze europäische Türkei umfassen, vereiteln stillschweigend das nach allen Richtungen hin erwünschte Pacifications-Werk.

Sollte die hohe Pforte der energischen Stimme der Hexarchie nicht Gehör schenken wollen? Es ist nicht zu bezweifeln.

Widrigenfalls setzte sie sich der Gefahr der Isolirung und eines Krieges mit Rußland aus. Und endgültig müßte sie die Zeche bezahlen.

Ein solcher Krieg aber würde auch für Europa Gefahren hervorrufen, die es eben zu vermeiden trachtet.

Möglich, daß Rußland nach mühsam errungenen und kostspieligen Erfolgen sich nicht mehr mit der Verbesserung des Looses der Christen begnügte. Möglich, daß daraus ein allgemeiner Krieg entstände.

Welche Vortheile hätte davon das osmanische Reich? Jeder der betheiligten Staaten würde nach seinen Landesinteressen handeln und vor Allen, England materielle Garantien suchen. Der Weg ist angebahnt.

Sollte die Konferenz scheitern, was dann?

Angenommen, daß Rußland einen erfolgreichen Krieg allein führte und bis an die Pässe des Balkan gelangte, welche Aufgabe wäre alsdann den europäischen Mächten gesetzt?

Ich glaube, daß dieser Moment der entscheidende sein würde für eine collective Vermittelung der Großmächte, bei der Deutschland die Initiative zu ergreifen, Oesterreich und England dagegen ihre nächsten Interessen zu wahren hätten.

Natürlich hätte man dem siegreichen Rußland Zugeständnisse zu machen, welche als Anerkenntniß seiner Waffenerfolge erscheinen; aber auch nicht mehr. Es wäre ausreichend, einen Theil des klein-

asiatischen Armeniens und das linke Ufer der Donaumündungen den Russen zuzugestehen.

Zugleich hätten aber die Großmächte den letzten Augenblick wahrzunehmen um die nothwendigen Garantien durchzusetzen, um zu verhindern, daß das Gebiet der europäischen Türkei nicht zur russischen Provinz designirt, oder zum Schauplatze periodischer Gefahren für den Weltfrieden eingerichtet werde.

Die Theorie der Rassenverschmelzung, welche der Traktat von Paris in die Türkei einführen wollte, hat sich längst als eine natürliche Unmöglichkeit erwiesen. Das Familienprincip des Islams ist schon allein ein unüberwindliches Hinderniß dazu. Jeder neue Versuch wäre eine verlorene Mühe. Ruhe und leidliche Zustände könnte nur das System verschaffen, welches in einem der vorigen Briefe angedeutet wurde.

Hoffentlich werden die Schutzmächte die Einführung dieses Systemes übernehmen wollen, wenn die Orientfrage sich nicht in Insurrectionen verbluten soll.

40.

Konstantinopel, den 10. Oktober.

Ein günstiger Zufall bietet sich mir Egypten zu besuchen. Ich will die Gelegenheit benutzen, mache schon meine Abschiedsbesuche und treffe die Reisevorbereitungen. Die Jahreszeit eignet sich zu dieser Wanderung. Bald geht es also weiter.

Ich verlasse Konstantinopel an trüben Erfahrungen reicher über die menschliche Weisheit, welche die Geschicke der Völker leiten soll, und in der Vorahnung einer naheſtehenden Katastrophe.

Nicht Pyramiden, Katarrakte und Krokodile, auch nicht das Handeln und Wandeln des Khedives, ziehen mich nach dem Lande der Pharaonen hin. Mich reizt das großartigste Werk dieses Jahrhunderts, das die Willenskraft eines einzigen Sterblichen zu vollbringen wußte. Ich werde es betrachten unter der Leitung des Schöpfers, der mich freundlich an Ort und Stelle erwartet.

Herr von Lesseps gehört zu den geschichtlichen Männern, welchen die gar seltene Gunst zu Theil wird, noch bei Lebzeiten die Frucht ihrer Arbeit genießen zu können. Er verdient es in vollem Maße.

Mit dieser vorläufigen Anzeige schließe ich heute, liebste Freundin, den ersten Abschnitt unseres Briefwechsels.

Unendlich freue ich mich des Wiedersehens.

Der Weg über Suez führt mich nach dem theueren Deutschland zurück, wo Freude dem Gemüthe und Genuß dem Geiste geboten sind.

Bis dahin wünsche ich aus ganzer Seele Ihnen das beste Wohlergehen.

Druck von J. Drägers Buchdruckerei (L. Feicht) in Berlin.

(154)

In demselben Verlage erschien soeben:

Die Türken.

Kurzer Abriß ihrer Geschichte

von

Dr. Johannes Blochwitz.

Das allgemeine Interesse, welches die Vorgänge im osmanischen Reiche in Anspruch nehmen, veranlaßte die folgende möglichst kurze und übersichtliche Zusammenstellung der Hauptereignisse der türkischen Geschichte. Denen, die sich auf diesem Gebiete der Geschichte, auf dem mangelhafte Kenntnisse ziemlich oft vorkommen, schnell und bequem orientiren wollen, dürfte sonach dieses Schriftchen um so willkommener sein, als unserem Büchermarkt ein derartiger Abriß der türkischen Geschichte gänzlich fehlt. Der Inhalt ist durchaus populär gehalten, um es Jedermann zugänglich zu machen. Dem Charakter eines Abrisses entsprechend, werden die Thatsachen wie sie sind vorgeführt, ohne irgend welche Reflexionen anzuknüpfen. Die Anordnung des Materials ist in dieser Form jedenfalls die zweckmäßigste. Die fremden (türkischen) Benennungen sind so viel als möglich umgangen worden; für die, welche nicht zu vermeiden waren und zum Verständniß nöthig sind, ist eine kurze Erklärung am Schluß gegeben.

Angriffe

auf das Erbrecht.

Mit einer Nachschrift über die social-democratischen Wahlen.

Von

Dr. J. Baron,

Professor an der Universität Berlin.

Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Carl Habel in Berlin.

Die Hinterlassenschaft eines Verstorbenen kann bekanntlich ein dreifaches Schicksal erfahren. Wenn nämlich der Verstorbene ein Testament nach allen Regeln der Gesetze gemacht hat, so fällt sein Nachlaß an die im Testament zu Erben eingesetzten Personen. Fehlt es an einem solchen Testament, so gelangt der Nachlaß an die Verwandten des Verstorbenen (und zwar nach den meisten Gesetzgebungen, auch wenn sie noch so entfernt verwandt sind), unter mehreren an die nächsten; man nennt sie die Intestaterben, gesetzliche Erben. Existiren endlich gar keine Verwandten, so gilt der Nachlaß für herrenlos und fällt an den Fiskus.

Versuchen wir, die soeben angegebenen Rechtssätze zu kritisiren. Auf welche Gründe lassen sie sich stützen?

Beginnen wir mit dem Intestaterbrecht. Auf der Hand liegen die Gründe für das Erbrecht der Kinder gegenüber den Eltern. Kinder sind die Geschöpfe ihrer Eltern, sie empfangen von ihnen ihr Dasein nach allen Richtungen: ihren Körper, ihre geistige Anlage, ihre Erziehung, ihre Neigungen; Kinder setzen die Persönlichkeit ihrer Eltern fort; Kinder empfangen schon bei Lebzeiten ihrer Eltern, was diese entbehren können, also auch nach deren Tode, was durch den Tod frei geworden ist: das ist eben das Vermögen, der Nachlaß. Eltern und Kinder stellen zwei Generationen dar; die Menschheit entwickelt sich in Generationen; die frühere zeugt die spätere und übergiebt ihr den Fonds, den sie an geistigen und materiellen Gütern angesammelt hat; Sitte und Unsitte, Kenntnisse und Unwissenheit, Körperkraft und geistige

Schärfe gehen von der älteren Generation auf die jüngere über; wie dürften da die Rechtsverhältnisse hinter all Diesem zurückbleiben? Das empfinden wir auf das Lebhafteste; denn in des Menschen Brust lebt das Gefühl, daß Eltern für ihre Kinder arbeiten und sammeln. Deshalb darf man das Erbrecht der Kinder nicht als eine positive Gesetzesschöpfung betrachten, vielmehr ist es der durch die ganze Natur hindurchgehende Gedanke der Beerbung in seiner Anwendung auf die Rechtsverhältnisse. Durch die ganze lebende Natur zieht sich der Grundsatz, daß das Geschöpf nicht bloß sein Dasein, sondern auch seine Eigenschaften von seinen Eltern empfängt.

Nicht minder leicht ist das Erbrecht der Eltern gegenüber den Kindern zu erklären. Es beruht auf dem Grundsatz der Gegenseitigkeit. Wenn Kinder sterben, ohne selbst Kinder zu hinterlassen, so ist es recht und billig, daß ihr Nachlaß an ihre Eltern falle; häufig nehmen diese nur zurück, was, nachdem es von ihnen ausgegangen war, sich eine Zeit lang selbstständig entwickelt hatte; andererseits ist das Erbrecht der Eltern ein Lohn für die unzähligen Leistungen, welche die Kinder von ihnen empfangen und welche oft genug bis zur Selbstaufopferung gehen; sie brauchen nicht mit Worten geschildert zu werden; wir Alle empfinden ihre Nothwendigkeit und sehen ihre tägliche Uebung.

In eine große Verlegenheit aber gelangen wir, wenn wir das Intestaterbrecht der übrigen Verwandten (der sog. Seitenverwandten, Collateralen) begründen sollen. Die Erwägungen, welche uns bisher bezüglich des Erbrechts der Kinder und Eltern leiteten, fallen hier offenbar weg: es fehlt an dem Verhältniß der Generationen; mein Bruder, mein Neffe, mein Oheim sind nicht von meinem Fleische noch von meinem Geiste, sondern wir sind zusammen von Fleisch und Geist unseres Vaters resp. Großvaters; sie haben nicht von mir und ich nicht von ihnen Erziehung, Neigungen, Willensrichtung empfangen, also scheint auch kein Grund vorhanden zu sein, daß mein Nachlaß auf sie oder der ihrige auf

mich übergehe. Und während wir es natürlich finden, daß Eltern für ihre Kinder arbeiten und sammeln, so halten wir den für einen sittlichen Helden (und das ist ein bedenkliches Lob), welcher für den Bruder, den Neffen, den Oheim sammelt. Während ferner Eltern und Kinder nach dem Rechte civilisirter Völker sich gegenseitig ernähren müssen, so besteht eine solche Alimentationspflicht für die Seitenverwandten überhaupt nicht oder fast nicht; wie soll aber das Erbrecht Desjenigen gerechtfertigt werden, der dem Erblasser, wenn er bedürftig gewesen wäre, nicht einmal das Brod zu reichen brauchte?

Aber (so meint man gewöhnlich) eine hohe Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Verstorbene seinen Verwandten seinen Nachlaß gegönnt hat. Das ist ein handgreiflicher Irrthum.

Man vergesse doch nicht, daß nach den deutschen Gesetzgebungen alle Verwandten, selbst die im entferntesten Grade, erbberechtigt sind. Man wird uns sofort zugeben, daß sich darunter oftmals Personen befinden, zu denen der Erblasser nie in einer näheren Beziehung gestanden, mit denen er keine zehn Worte in seinem Leben gewechselt, die er vielleicht niemals gesehen hatte. Und solche Personen sollen sich auf den vermuthlichen Willen des Verstorbenen berufen dürfen, um seinen Nachlaß für sich zu beanspruchen?

Wir würden auch hiervon gern absehen, wenn unter den Seitenverwandten gewisse juristische Beziehungen bestünden. So war es in alter Römischer Zeit; damals existirte zwischen allen Verwandten (den sog. Agnaten, Gentilen) eine engere Verbindung, sie bildeten eine eigene religiöse Genossenschaft, sie hatten einen Acker, den sie gemeinsam bewirthschafteten; ja, damals war die Familie eine Verbindung zu Schutz und Trutz, und deshalb das Erbrecht bis in die entferntesten Grade hin wohlbegründet. Aber später lösten sich diese Beziehungen, und sofort ward das Intestaterbrecht auf den siebenten Grad beschränkt[1]); erst der Kaiser Justinian, von dessen Ungeschicklichkeit in der Gesetzgebung alle

Juristen überzeugt sind, stellte die Vorschrift des ältesten Römischen Rechts wieder her. — Bei unseren Vorfahren, den Deutschen, bestand gleichfalls eine Einschränkung des Erbrechts auf die Verwandten bis zum siebenten Grad, und dies trotz ihres lebendigen Familiensinns, trotz ihres Grundsatzes, daß die Freundschaft und Feindschaft des Familienhauptes alle Familienmitglieder ergreift [2]), trotzdem die Verwandten zur Eideshilfe vor Gericht verpflichtet waren, trotzdem der nächste Erbe das Beispruchsrecht gegen Veräußerung der Grundstücke hatte. Das Deutsche Recht ward aber verdrängt, als gegen Ende des Mittelalters das Römische Recht in der von Justinian ihm gegebenen Gestalt in Deutschland Eingang fand. Als in den letzten hundert Jahren selbstständige Gesetzbücher abgefaßt wurden, so ging man verschiedene Wege; im Preußischen Landrecht und im neuen Gesetzbuch für Sachsen ward der Justinianeische Grundsatz festgehalten; nach dem code Napoléon erben Seitenverwandten nur bis zum zwölften Grade, nach dem in Oesterreich geltenden bürgerlichen Gesetzbuch erben sie nur dann, wenn sie mit dem Verstorbenen wenigstens die dritten Urgroßeltern (d. h. Ururgroßeltern) gemeinsam haben; nach dem Gesetzbuch für den Canton Zürich, wenn wenigstens die Urgroßeltern.

Daß die mittlere Römische oder die Deutsche oder die zuletztgenannten drei neueren Gesetzgebungen das richtige Maß getroffen hätten, ist keinesfalls meine Meinung; aber jedenfalls legen sie dafür Zeugniß ab, daß die Verweisung auf den vermuthlichen Willen des Erblassers seine Grenze hat, und also kein Argument für das Erbrecht der Seitenverwandten überhaupt abgeben kann.

Nichtjuristen pflegen zu fragen: „wenn der Nachlaß nicht den Verwandten zufallen soll, wem dann? jene sind doch wohl die Meistberechtigten.“ Schlagen wir diese Aeußerung hoch an, so enthält sie ein Hervorkehren des Familienbewußtseins; „gewiß (so meinen jene) findet das Generationenverhältniß seine kräftigste Darstellung in den Eltern und Kindern, aber es besteht im abgeschwächten Maße in allen Verwandten, es besteht solange, als ein Fa-

milienbewußtsein, ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Verwandtschaft vorhanden ist." Zugegeben auf einen Augenblick, so steht doch soviel fest, daß das Familienbewußtsein sich endigt, daß es schon zwischen Geschwisterenkeln auf ein verschwindendes Minimum reducirt zu sein pflegt; wie ist damit ein Erbrecht der sämmtlichen Seitenverwandten verträglich?

Nicht besser können wir die Kluft zwischen dem Intestaterbrecht der Kinder und dem der Seitenverwandten aufzeigen, als indem wir die Worte des conservativsten Rechtslehrers, Stahl[3]), anführen: „Nur um der Kinder Willen giebt es überhaupt ein Erbrecht, wenn dies auch dann ausgedehnt worden ist auf andere natürliche Verwandtschaft, sowie auf künstlich nachgebildete Bande; die Succession der Kinder ist die dem elterlichen Vermögen selbst innewohnende Bestimmung; die innere Bestimmung des elterlichen Vermögens, den Kindern hinterlassen zu werden, ist der einzige Grund der übrigen Intestaterbfolge." Das heißt: das Erbrecht der Kinder ruht auf dem Grunde des Naturgesetzes und bildet ein Fundament der menschlichen Gesellschaft, alles übrige Erbrecht ist von zweifelhaftem Werth, denn es ist auf das veränderliche, subjektive, vielfach unmotivirte Belieben der Menschen zurückzuführen. Hiegegen darf man sich auch nicht auf Nützlichkeitsgründe berufen, denn wenn der Englische Rechtsgelehrte Blackstone dem Erbrecht die Tendenz beilegt, den Mann zum guten Bürger zu machen (denn es bringe seine Leidenschaften auf die Seite der Pflicht, da er sicher ist, daß der Lohn seiner Thätigkeit auf die übertragen wird, mit welchen er durch die theuersten und zärtlichsten Gefühle verbunden ist), so paßt dies offenbar sehr wenig auf das Verhältniß eines Menschen zu seinen Seitenverwandten, es paßt nur auf Eltern und Kinder. Ja, wenn unsere Familie noch die unserer Ahnen wäre! Aber sie hat nicht bloß alle religiösen und politischen Beziehungen verloren, sondern auch die humanitären Pflichten der Familienglieder haben sich verflüchtigt; die Alimentenpflicht gilt nach Particularrechten unter Eltern, Kindern und Geschwistern,

nach gemeinem Recht bloß unter Eltern und Kindern; es existirt zwar die Vormundschaftspflicht unter den Verwandten, allein die Vormundschaft ist durch die Mitwirkung des Staats auf ein Minimum herabgesetzt worden; an den Pflichten der Eltern und Kinder ist nichts gemindert worden; sie bestehen in ihrer ganzen Fülle fort; geht man aber darüber hinaus, so ist der Zustand der Art, daß Stuart Mill schreiben konnte, die alte Familie sei längst dahingegangen.

Man mag es beklagen, daß so Vieles von der Zeit zerstört ist; zu dem fast Zerstörten gehört aber die weitere Familie, d. h. die Verbindung unter den Verwandten der Seitenlinie. An ihre Stelle ist die Gemeinde und der Staat getreten. Die Vormundschaft wird von ihnen überwacht, der Gemeinde hat man die Unterstützungs- und Alimentirungspflicht auferlegt. Täglich mehren sich die Leistungen des Staats und der Gemeinde; nur sind sie nicht so sichtbar wie früher die der Familie; denn während die Familie für jedes einzelne ihrer Glieder thätig war, so sind es jetzt Staat und Gemeinde in dem Sinne, daß Alle oder doch die Mehrzahl oder die Bedürftigen empfangen. Während die Familienbeziehungen sich immer mehr lösen, vervielfältigen sich dagegen die Beziehungen des Staats und der Gemeinde zum Bürger; man genoß früher Ansehen und Schutz als Mitglied einer mächtigen Familie, jetzt als Bürger eines mächtigen Staats.

Es liegt auf der Hand, was aus diesen Betrachtungen für das Erbrecht der Seitenverwandten folgt; schon mehr als einmal ist die Frage aufgeworfen worden, ob denn der Staat noch verpflichtet sei, die Familie zu stützen, da doch die Familie nicht mehr an den Lasten des Staates mitträgt. Längst hat das Erbrecht in der Seitenlinie — wenn wir Geschwister und Geschwisterkinder ausnehmen — in den Augen der Menschen seine Berechtigung verloren; es war ein Rückschritt, eine innerlich unbegründete Verordnung, als Kaiser Justinian alle Cognaten in infinitum zur

Erbschaft berief, und unser Volk spottet derselben, indem es die Bezeichnung „lachende Erben" erfunden hat.

Wenden wir uns zu den Testamenten. Die Frage stellt sich hier also: Wie ist es zu rechtfertigen, daß Jemand seinen Willen über die Zeit seines Lebens hinaus, also für eine Zeit, in welcher er keinen Willen mehr hat, als verbindliche Vorschrift aufstellen darf? In früherer Zeit suchte man das Recht zum Testiren aus dem Eigenthum abzuleiten; man wies auf das dem Eigenthümer zustehende Verfügungsrecht hin, und man behauptete, dies stände ihm für seine Lebenszeit wie für die Zeit nach seinem Tode zu; heut ist man über die Unrichtigkeit dieses Raisonnements einig, denn kein Berechtigter kann Verfügungen treffen, die in die Zeit hinein dauern, wo sein Recht mit Nothwendigkeit ein Ende gefunden hat. Seit Hegel paralleliſirt man das Testament der Intestaterbschaft. Ist es nicht billig, daß derjenige, welchem Verwandte fehlen, sich aus seinen Freunden eine geistige Familie bilden und dieser sein Vermögen letztwillig hinterlassen dürfe? Gewiß, eine einleuchtende Schlußfolgerung: das Testament ist eine freie Nachbildung des natürlichen Familienbandes, ähnlich der Adoption; die testamentarische Erbfolge ist ein Surrogat der Intestaterbfolge; und hat man dies zugestanden, so gesteht man auch weiter gern zu, daß derjenige, welcher Verwandte hat, berechtigt ist, ein Testament zu machen, sei es um unwürdige Verwandte von der Erbfolge auszuschließen, sei es um die Erbtheile unter mehreren Verwandten anders zu bestimmen, als es das Gesetz thut; m. a. W. man erkennt das Testament auch als nähere Determination der Intestaterbfolge an.

Derselbe Schriftsteller (Hegel) aber, welcher dem Testamente seine wahre Grundlage vindicirte, verhehlte sich nicht das Bedenkliche dieser Institution; die Bildung einer rein geistigen Familie läßt soviele Zufälligkeit, Willkür, Absichtlichkeit für selbstsüchtige Zwecke zu, daß das Testament leicht ein Anlaß zur Verletzung sittlicher Verhältnisse und zu niederträchtigen Bemühungen giebt;

es entsteht eine Gelegenheit für den Erblasser, über Andere eine despotische Herrschaft unter Verweisung auf die dereinstige Zuwendung seines Nachlasses auszuüben; es finden sich Andere veranlaßt, gegenüber dem Erblasser Liebe und Ergebenheit zu heucheln. Dies ungefähr wendet Hegel gegen das Testament ein; er räumt deshalb, so lange Familie vorhanden ist, dem Testament nur einen geringen Spielraum ein, und er findet überhaupt, daß mit dem Testamente etwas Widriges und Unangenehmes verbunden ist. Dieses letztere möchten wir betonen; in einer Zeit, in welcher ungleich mehr als früher gearbeitet wird, in einer Zeit, in welcher Reichthum, Bildung, Macht und Ehre der Arbeit und dem Verdienst ohne Unterschied der Person in Aussicht gestellt sind: in eine solche Zeit paßt es schlecht, daß irgendwer ein Vermögen ohne Arbeit erwerbe. Endlich aber kann das Testament zu einer wahren Fessel der Zukunft, zum Feinde des freien Eigenthums werden; es kann nämlich der Testator seine Zuwendung an allerhand Bedingungen knüpfen, welche wohl für den Augenblick angemessen sind, später aber ihre Berechtigung verlieren.

Die gedachten Erwägungen haben in den Gesetzgebungen zum Theil ihre Anerkennung gefunden. Es gehört hieher das sog. Notherbenrecht, d. h. das Gesetz, wonach derjenige, welcher Kinder, Eltern oder einen Ehegatten hinterläßt, diesen einen bestimmten Theil seines Nachlasses zuwenden muß, es sei denn, daß er einen guten Grund für ihre Enterbung hat. Ferner die Bestimmung des Preußischen Landrechts, wonach ein Testator (abgesehen von Familienfideicommissen) bloß zwei fideicommissarische Substitutionen anordnen darf; nach Französischem Recht sind sogar alle Familienfideicommisse verboten, in Rußland dürfen keine neuen Fideicommisse gestiftet werden. Aber wer möchte behaupten, daß mit diesen gesetzlichen Anordnungen den obigen Einwürfen gegen das Testament Genüge gethan sei?

Soviel darf nach dem Bisherigen behauptet werden: alles Erbrecht, sowohl das gesetzliche als das testamentarische, besteht

allüberall in einem weit größeren Umfange, als es mit inneren Gründen gerechtfertigt werden kann; und eine Revision des Erbrechts Seitens der Gesetzgeber würde durchaus am Platze sein.

Seitens der Schriftsteller ist diese Revision längst geschehen; bei den meisten von ihnen spielt ein bisher unerwähntes Moment herein. Man hat nämlich längst bemerkt, daß die Ungleichheit der Vermögensverhältnisse unter den Menschen durch das Erbrecht in hohem Grade befördert wird. Der Nachlaß ist das Product der Thätigkeit eines ganzen Lebens auf dem Gebiete des Gütererwerbs, er enthält also oft eine beträchtliche Menge von Gütern, und daher stellt sich in dem Erben derjenige dar, der schon in ältester Zeit mit „großem Capital" wirthschaftet. Man kennt die Macht des großen Capitals; auf sie hauptsächlich führt eine gewisse Richtung die Unsumme socialer Mißstände in heutiger Zeit zurück, und daher ward der Angriff auf das bestehende Erbrecht zu einem Mittel behufs der Lösung der socialen Frage.

Man mißverstehe mich nicht. Es handelt sich bloß um die Angriffe gegen das private Erbrecht; das öffentliche Erbrecht, namentlich das Erbrecht in den Fürstenthron, kümmerte und kümmert heut diejenigen, welche von hier aus die sociale Frage zu lösen trachten, durchaus nicht; sie würden heut in Deutschland kein bereites Ohr finden, denn waren wir einstmals aus Gewohnheit gut königlich gesinnt, so sind wir es heut aus voller Ueberzeugung; mehr als je haben es die letztvergangenen Jahre gezeigt, welche Großthaten dem erblichen Königthum bei williger Mitwirkung des Volkes gelingen. Daher werde ich im Nachstehenden keinen Bericht über die Bücher von der Staatsform (Monarchie und Republik, Erbmonarchie und Wahlmonarchie) geben; auch nicht von den Familienfideicommissen, Stammgütern werde ich handeln, da sie mehr oder weniger mit öffentlichen Institutionen im Zusammenhange stehen.

Die Angriffe auf das Erbrecht sind verhältnißmäßig jungen Datums. Während es schon im Alterthum Männer giebt, welche

das Eigenthum verwerfen, und während die Angriffe gegen das Eigenthum in der neuen Zeit fortwährend sich erneuern: läßt man bis ins 18. Jahrhundert das Erbrecht ungeschmälert in seinem Besitzstande. Da unterzog der Utilitarier Bentham[4]) die Grundsätze der Civil- und Criminalgesetzgebung einer Critik; er erklärte als einen Hauptzweck der Erbrechtsgesetzgebung die Aufgabe, auf die Gleichmachung der Vermögensumstände hinzuarbeiten, und er sprach von diesem Standpunkte aus bloß den Kindern, Eltern und Geschwistern ein Intestaterbrecht zu, an der Stelle der übrigen Seitenverwandten setzte er den Fiscus. Erwägt man, daß Bentham die Testirfreiheit in der hergebrachten Weise anerkannte, so wird man sein Vorgehen als ein schwächliches bezeichnen; nichtsdestoweniger war es folgenreich. Vielleicht von ihm ward St. Just zu seiner Forderung veranlaßt, daß das Testirungsrecht gänzlich aufgehoben und das Intestaterbrecht nur in der geraden Linie und unter Geschwistern aufrecht erhalten würde[5]). Noch in unserem Jahrhundert ward Bentham in Frankreich ungemein studirt, seine Werke fanden hier einen so außerordentlichen Beifall, daß seit 1829 eine Zeitschrift (l'utilitaire) in Paris erschien, um Bentham's Grundsätze in allen Beziehungen für das Leben fruchtbar zu machen. Deshalb glaube ich behaupten zu dürfen, daß die Saintsimonisten, die bedeutendsten Gegner des Erbrechts, auf Bentham's Schultern stehen.

Ich sagte: die St. Simonisten, nicht: St. Simon; man darf jene nicht mit diesem confundiren, man muß zwischen dem Grafen St. Simon und den St. Simonisten unterscheiden. Ersterer war ein Gefühlsschwärmer, ein Mann von den redlichsten Absichten, aber nur von halber Einsicht und ohne alle Energie; ein Mann, der zu den Moralpredigern gehört, und der sich von anderen dieses Schlages nur dadurch unterscheidet, daß er keine andere Sünde kennt als die der Anhäufung des Besitzes. Seine Lehre hat deshalb von Anfang an eine religiöse Färbung; schon in seiner ersten Schrift (den lettres d'un habitant de Genève à ses contem-

porains) stellt er sich als Stifter einer neuen Religion hin, die er in Wahrheit erst in seiner letzten Schrift, dem nouveau christianisme, ausführte. Ihn dauert das Schicksal der Arbeiter (er nennt sie industriels); sie seien fortdauernd thätig, um die Bedürfnisse der Gesellschaft zu befriedigen, und verdienen deshalb die erste Stelle in der Gesellschaft einzunehmen, in Wahrheit ständen sie an letzter Stelle; die bisherigen Besitzverhältnisse enthielten ein System der ärgsten Ungleichheit, an seine Stelle solle das industrielle System treten, gegründet auf vollkommene Gleichheit, unter Aufhebung jedes Rechtes der Geburt und jedes Privilegium; seine Devise sei die Verbesserung der ärmsten und zugleich zahlreichsten Classe, und diese werde durch Retablirung der Grundsätze der ältesten christlichen Moral erreicht werden: liebt euch und helft euch unter einander; wer andere liebt, hat das Gesetz erfüllt; alles ist enthalten in dem Wort: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst[6]); eine solche Religion werde die Gesellschaft dem großen Zwecke der schnellsten Verbesserung des Looses der ärmsten Classe entgegenführen.

Die Sprache eines Samariters: das ist das höchste Lob, welches St. Simon nach meiner Meinung gespendet werden darf[7]). Und Hand in Hand mit dieser Sprache ging ein unbemessenes Vertrauen, daß es gelingen werde, dem Armen zu helfen. „Das goldene Zeitalter," schreibt St. Simon, „das eine blinde Tradition in die Vergangenheit gesetzt hat, liegt vor uns," und noch auf dem Todtenbette äußert er zu seinen Schülern: „ihr geht einer Zeit entgegen, wo gut combinirte Anstrengungen zu einem ungemessenen Resultat führen müssen, die Frucht ist reif, ihr werdet sie pflücken, die Zukunft ist unser", und seinen Lieblingsschüler Olinde Rodrigues erinnert er daran, daß man begeistert sein muß, um große Dinge zu vollbringen.

Gerade diese Sprache der Begeisterung zündete in den geistvollen jungen Leuten, die St. Simon an sich herangezogen hatte; theils entwickelten sie sich zu tüchtigen Kennern der Geschichte und

Oeconomie (wie Auguſtin Thierry, Comte und M. Chevalier), theils zu den Stiftern eines neuen öconomiſchen Syſtems wie Bazard und Enfantin. Auf dieſe letzteren iſt das zurückzuführen, was wir St. Simonismus nennen.

In St. Simon's cathechisme des industriels findet ſich der Ausſpruch, daß in der neuen Geſellſchaftsordnung jedes Recht der Geburt und jedes Privilegium beſeitigt ſein ſolle. Das waren Worte von großer Dehnbarkeit. Was St. Simon ſelbſt darunter verſtanden, dürfte ſchwerlich anzugeben ſein, ſein reiches Gefühlsleben ließ ſeine Gedanken zu keiner rechten Beſtimmtheit gelangen. Seine Schüler Bazard und Enfantin nahmen den Ausſpruch wörtlich und ſie deducirten daraus nicht bloß die Aufhebung der Standesvorrechte, ſondern die Aufbebung des Inteſtaterbrechts und weiterhin alles Erbrechts überhaupt[8]); freilich ließ wenigſtens Enfantin Modificationen zu. Es iſt nothwendig, die Beweisführung der St. Simoniſten etwas genauer zu verfolgen.

Zunächſt Bazard. In der Verſchwörung der Franzöſiſchen Carbonari, welche er als eines der Häupter leitete, repräſentirte er das republikaniſche Element. Aber ſein Geiſt entwickelte ſich; aus dem Republikaner ward ein Socialiſt; das Princip der Gleichheit unter den Menſchen aufgebend, ſetzte er an die Stelle das der Geltung der Individualität, das er mit den Worten umſchrieb: Jedem nach ſeiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihrer Arbeit. Je älter die Geſchichte der Völker, um ſo ärger iſt (nach Bazard) dieſes Princip verletzt; die Sclaverei iſt die härteſte Form, in welcher die Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen (l'exploitation de l'homme par l'homme) vor ſich geht; das Chriſtenthum und die germaniſch-romaniſche Welt des Mittelalters ſetzen an ihre Stelle die Leibeigenſchaft, welche bei weitem milder als die antike Sclaverei iſt; die Revolution ſubſtituirt dem Leibeigenen den freien Arbeiter. Deutlich iſt demnach in der Geſchichte der Völker der Zug wahrzunehmen, daß die Individualität der einzelnen Menſchen zur Geltung komme; noch aber iſt das Ziel

nicht erreicht, der freie Arbeiter ist ein Sclave seines Elends, seiner Armuth, die er ebensowenig enden kann wie der Leibeigene; es hat dies darin seinen Grund, daß der Zutritt zum Besitz zum großen Theil nicht nach dem Grundsatz der persönlichen Würdigkeit geregelt ist; das Erbrecht nämlich enthält ein reines Privilegium; mühelos und unverdient gelangt der Erbe zum Vermögen, und damit zu einer Selbständigkeit und zum überreichen Lebensgenuß; verwirft man das Privilegium im staatlichen Leben, so muß man es auch gegenüber dem Vermögenserwerb aufgeben; gelangt man im öffentlichen Leben nur durch Fähigkeit und Arbeit zu einem Amte, so muß auch bezüglich des Erwerbes der Grundsatz aufgestellt werden: jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihrer Arbeit (à chacun suivant sa capacité, à chaque capacité suivant ses oeuvres). Dann wird der Besitz des Vermögens durch die Arbeit bedingt sein, und jeder wird nur dasjenige haben, was er durch Anlage und Anstrengung verdient; Bazard läßt demgemäß nach dem Tode eines Menschen sein hinterlassenes Vermögen an den Staat fallen; dieser richtet über das ganze Land ein Bankensystem ein; die Banken haben die doppelte Aufgabe, den Nachlaß festzustellen und denjenigen zu ermitteln, welcher am geeignetsten ist, den Nachlaß in Empfang zu nehmen und durch Arbeit für sich auszunutzen; also setzt der Staat an Stelle des Erbrechts den Grundsatz, daß Fähigkeit und Arbeitsamkeit allein zum Erwerb berechtigen; das Eigenthum besitzt ein Jeder nur als Ausdruck seiner Fähigkeit und Arbeit.

Bei weitem geschmeidiger als Bazard ist Enfantin; er begreift den immensen Anstoß, welchen die vollständige Abschaffung des Erbrechts bei den besitzenden Klassen erregen muß; er begreift ferner das Unzureichende des von Bazard proponirten Bankensystems. Sonach schlägt er einen Mittelweg ein, dem man in der That den Vorzug der Practicabilität nicht wird absprechen können. Er proponirt vorläufig bloß die Abschaffung des Erbrechts der Collateralen; dieses kann man aufheben, ohne daß die

Gesellschaft mehr als auf der Oberfläche berührt würde; dieses hat nicht die Kraft, um dem Anspruch der gesammten Bürger zu widerstehen; sind nicht die Collateralen dem Erblasser oft unbekannt? oft seine Feinde? ist nicht bei ihnen die Gier nach dem einstigen Nachlaß stärker als die Liebe zum Erblasser? Auf der anderen Seite erscheint es unpassend, daß der Staat die Erbschaften einziehe und vertheile resp. veräußere; man setze deshalb an die Stelle eine progressive Erbschaftssteuer; diese darf natürlich nicht den vollen Betrag des Nachlasses ausmachen, aber bei entfernteren Seitenverwandten darf sie von fast gleichem Betrage sein. Schreitet man zu einer Erbschaftssteuer, so muß man consequenter Weise die Erbschaft der Descendenten und Ascendenten ihr unterwerfen oder vielmehr (da in Frankreich die Erbschaftssteuer in der geraden Linie schon besteht) man muß die Steuer auf Erbschaften in der geraden Linie bedeutend erhöhen. Diese Erbschaftssteuer wird ungemein einträglich sein; sie ist die angemessenste Abgabe, denn sie vermindert einen Erwerb, den Jemand durch Glückszufall macht, in dem Augenblick, wo er ihn macht, einen Erwerb, der oft einen arbeitsamen Menschen in einen Müßiggänger verwandelt. Der Ertrag der Erbschaftssteuer kann in doppelter Weise verwendet werden: theils als Ersatz für die indirecten Steuern, welche aufzuheben seien, theils zur Herstellung productiver Anlagen, z. B. zur Gründung öffentlicher Schulen, zum Wegebau, zur Verschönerung der Städte u. s. w.

Man hat die St. Simonisten als einfache Revolutionäre hingestellt; man hat behauptet, daß ihr System auf dem Grundsatz der Französischen Egalité ruhe; diese Egalité sei zuerst auf die sog. Gleichheit vor dem Gesetz, auf die Aufhebung der Standesvorrechte, auf die gleich freie resp. unfreie Bewegung Aller beschränkt worden; allein die Idee der Revolution führe weiter: nämlich zu einer Gleichheit in Genuß und Eigenthum; diese werde denn auch von den entschiedensten Revolutionären, wie Baboeuf, gefordert, dies St. Simonistische System sei ein Schritt auf dem

Wege zu diesem Endziel, es enthalte eine unfertige Entwickelung des Gleichheitsgedankens.

Diese Auffassung halte ich für durchaus unrichtig. In der Adresse vom 1. October 1830 verwahren sich die St. Simonisten ausdrücklich dagegen, daß der Gleichheitsgedanke ihnen zugeschrieben werde, „sie glauben an die Ungleichheit der Menschen als Basis der Association"; und in der That führt ihr System zu der ärgsten Ungleichheit: denn so verschieden die Fähigkeit und die Arbeitsamkeit der Menschen ist, so verschieden sind ihre Vermögensverhältnisse nach dem simonistischen System[9]). Endlich aber widerspricht die Persönlichkeit des Stifters jenem vermeintlichen Ausgangspunkt; bei ihm überwogen die Eigenschaften des Herzens viel zu sehr, als daß er sich für die kalte und formale Gleichheitsidee hätte begeistern können. Nur das läßt sich behaupten, daß der St. Simonismus das Vermögen in ewigem Wechsel in andere Hände bringt; in Folge davon schwindet nicht die Ungleichheit überhaupt, sondern die stationäre Ungleichheit; der Gegensatz von besitzenden und nicht besitzenden Klassen hat ein Ende, derjenige von Besitzern und Nichtbesitzern bleibt.

Der Gleichheitsgedanke ist hingegen von dem zweiten Französischen Schriftsteller, welcher das Erbrecht aufgehoben wissen will, von L. Blanc, zum Ausgangspunkt genommen. Es ist selbstredend, schreibt er in seiner berühmten Schrift »l'organisation du travail«, daß in allen Fällen der Lohn vollkommen für die Lebensbedürfnisse des Arbeiters hinreichen muß." Später hat er sich noch klarer ausgedrückt: der Lohn soll sich nicht nach der Leistung des Arbeiters, sondern nach seiner Bedürftigkeit richten; der allein vernünftige Zustand der Gesellschaft sei die Vertheilung der Arbeit nach der Fähigkeit, die des Lohnes nach der Bedürftigkeit. Das ist eben nichts anderes als der auf die Vermögensverhältnisse angewandte Grundsatz der Gleichheit der Menschen; denn jedem Einzelnen haftet vom ersten bis zum letzten Athemzuge die Bedürftigkeit an, noch mehr: wenn man von Sitte und Gewohnheit und

namentlich von den Anforderungen eines verfeinerten Geschmacks absieht, so ist im Allgemeinen bei Menschen desselben Geschlechtes, desselben Lebensalters, bei gesunden Menschen die Bedürftigkeit in gleichem Maße vorhanden. Deshalb besteht ein gewaltiger Gegensatz zwischen den Principien und den Resultaten der Simonisten- und L. Blanc's. Denn erstere halten an dem Grundsatz fest, daß jede Arbeit ihren Lohn verdient, und nur das beklagen sie, daß durch das Erbrecht ein unverdienter Gewinn Jemandem in den Schooß geworfen werde; L. Blanc aber kehrt jenen Grundsatz um; „es wird der Tag kommen (schreibt er), an welchem erkannt werden wird, daß derjenige seinem Nebenmenschen mehr schuldig ist, welcher von Gott mehr Kraft oder Verstand erhalten hat; das Talent wird alsdann seine gesetzliche Herrschaft nicht durch die Höhe des Tributs bestätigen, den ihm die Menschheit zollen muß, sondern durch die Größe der Dienste, welche es ihr leisten wird; denn die Ungleichheit der Fähigkeiten darf nicht eine Ungleichheit der Rechte herbeiführen, sondern eine Ungleichheit der Pflichten."

Gerade um diesen Grundsatz zu realisiren, fordert L. Blanc die Organisation der Arbeit. Darunter versteht er die Vereinigung aller industriellen Arbeiter zu einem Organismus, welcher die ganze Production verrichtet und dann jedem der Betheiligten seine Consumtion zuweist. Zu diesem Zweck wird alle industrielle Thätigkeit auf den Staat übertragen. Die Regierung soll überall Fabriken errichten oder die bestehenden übernehmen; sie soll zu diesem Zweck ein Anlehen machen resp. den Fabrikbesitzern Bons übergeben, die später einmal eingelöst werden sollen; in die Fabriken werden sämmtliche Arbeiter aufgenommen, soweit ihre Moralität resp. der Umfang der Anlage es gestattet, zuletzt also alle Arbeiter, welche keines Verbrechens schuldig sind; diese Arbeiter wählen vom zweiten Jahre ab alle Fabrikbeamten (im ersten Jahre ernennt dieselben die Regierung); der Gewinn ist jährlich zu berechnen und in drei Theile zu theilen; der erste Theil wird unter die Mitglieder der Gesellschaft vertheilt und zwar zuerst zu gleichen

Theilen, wenn aber eine neue Erziehung den Menschen richtigere Anschauungen gelehrt haben wird, nach dem Grundsatz der Bedürftigkeit; der zweite Theil dient zur Unterstützung der Greise, Kranken, Schwachen, sowie zur Erleichterung der Crisen, welche andere Fabriken betreffen möchten; der dritte Theil wird dazu verwandt, Arbeitsgeräth für diejenigen anzuschaffen, welche an der Association Theil nehmen wollen, dergestalt, daß diese sich bis ins Endlose erweitern könnte. Ueber seinen Lohn kann jedes Mitglied verfügen, aber die Sparsamkeit und sonstige Vorzüge des gemeinschaftlichen Lebens werden bald eine freiwillige Verbindung zur Besorgung der Bedürfnisse und zum Genuß der Lebensfreuden hervorrufen. Dabei zweifelt L. Blanc nicht, daß der Gewinn, welchen die also organisirte Arbeit abwirft, für die ebengedachten drei Zwecke genügen werde; denn bei diesem System schwindet die Concurrenz; die ganze Noth unserer Zeit stammt aus der Concurrenz; die Concurrenz schafft die Wohlfeilheit der Waaren, „das ist die Keule, mit welcher die reichen Producenten die weniger wohlhabenden niederschmettern, das ist das Todesurtheil für den Fabrikanten, welcher sich die Vortheile der theuren Maschinen nicht verschaffen kann, das ist der Scharfrichter der großen Werke des Monopols, das ist der Leichenzug der kleinen Industrie, des kleinen Handels, der kleinen Eigenthümer, das ist mit einem Worte die Vernichtung der Bürgerschaft zu Gunsten der industriellen Oligarchen.“ Die Concurrenz bereitet der Zukunft eine abgelebte, verkrüppelte, verkümmerte, verwelkte Generation; „laßt nur eine Fabrik, eine Spinnerei, ein Hüttenwerk sich öffnen, und ihr könnt die Schulen schließen“; in der Schule unterrichtet man das Kind, in der Fabrik bezahlt man es; solange also die freie Concurrenz dauert, wird man dem Armen seine Kinder nehmen, wenn sie kaum der Wiege entnommen sind, und ihren Verstand ersticken, während man zu gleicher Zeit ihr Herz verdirbt und ihren Körper vernichtet; „eine dreifache Gottlosigkeit, ein dreifacher Mord.“ Die freie Concurrenz erzeugt die Armuth, die Armuth aber setzt

eine ungeheure Masse Kinder in die Welt, ein Jammervolk, welches Arbeit nöthig hat und keine findet, denn nur derjenige kann die Zahl seiner Kinder nach der Größe seiner Einkünfte abmessen, welcher sich als Herrn des folgenden Tages fühlt; wer aber in den Tag hineinlebt, der unterliegt einem Verhängniß, welchem er sein Geschlecht opfert, weil er ihm selbst geopfert ist. Die freie Concurrenz treibt die Production zu einer maßlosen Thätigkeit, denn sie erzeugt eine Verwirrung, in welcher der Producent den Ueberblick über den Markt verliert; wozu sollte er sich auch mäßigen, da er sich ja für seine Verluste durch Abzüge am Lohn der Arbeiter entschädigen kann? Kurz, mit der freien Concurrenz ist das äußerste Elend verknüpft, „Alles ist verkäuflich geworden und die Concurrenz erstreckt sich sogar auf das Bereich des Herzens." Das Alles ändert sich mit der Organisation der Arbeit, dann wird die freie Concurrenz durch die freie Concurrenz aufgehoben werden, Niemand wird mit der Societät concurriren können, die Privatindustrie wird ihr Ende finden; denn die Societätsfabrik ist im Besitz doppelter Vortheile, einerseits produciren die Arbeiter, weil sie die Geschäftsherren sind, möglichst gut und rasch, andererseits befähigt das gemeinsame Leben zu bedeutenden Ersparnissen; die Societätsfabrik aber wird, nachdem sie sich zum Herrn der Industrie gemacht, ihre Stellung nicht mißbrauchen, sondern der Staat wird die Preise festsetzen.

In der ursprünglichen Abhandlung von L. Blanc kommt nur die kurz hingestellte, ohne Begründung gelassene Forderung der Abschaffung des Seitenerbrechts vor; es sollen die Hinterlassenschaften, die sonst an Seitenverwandte fallen, als Capitalien der Nationalwerkstätten verwendet werden; das Descendentenerbrecht griff er keineswegs an, im Gegentheil, er erklärt einmal die Lehre der St. Simonisten für unpractisch, weil sie zugleich die Abschaffung der Familienverhältnisse[10]) und die unmittelbare Aufhebung des Princips der Erblichkeit verlangten. Indeß, daß neben der Vertheilung des Gewinnes nach der Bedürftigkeit kein Erbrecht,

selbst das der Descendenten sich nicht zu halten vermag: wer möchte dies leugnen? Kein Wunder, daß dem L. Blanc entgegengehalten wurde, daß sein System das Familienleben bedrohe, indem es zu einem Aufhören alles Erbrechts führen müsse. Darauf antwortet L. Blanc, daß Familienleben und Erblichkeit des Vermögens nicht unzertrennlich sei, „das Familienleben ist eine natürliche Thatsache, welche nicht aufgehoben werden kann, die Erblichkeit ist eine sociale Uebereinkunft, welche durch den Fortschritt der Gesellschaft aufgelöst werden kann." Bei den heutigen gesellschaftlichen Zuständen ist (so meint L. Blanc) das Erbrecht der Descendenten allerdings eine Nothwendigkeit; denn wer heut ohne Vermögen aus der Familie in die Welt tritt, geht tausend Gefahren entgegen; ändert man aber die Verhältnisse, sorgt man dafür, daß Jeder eine seinen Fähigkeiten angemessene Arbeit finde und daß er am Gesammtcapital Theil nehme, so wird die väterliche Vorsorge (die Hinterlassung eines Vermögens) durch die bürgerliche Vorsorge ersetzt, d. h. das Erbrecht ist überflüssig.

Es liegt auf der Hand, daß die Meinung der St. Simonisten und L. Blanc's über das Erbrecht weit auseinandergehen. Denn jene erklären es als einen Widerspruch gegen den Grundsatz von der Erarbeitung und der Verdienung des Eigenthums, dieser hält es für eine nothwendige Ergänzung der gegenwärtigen Vermögensordnung; jene sehen darin die Quelle alles Uebels, dieser eine Verbesserung desselben; jene fordern seine ungesäumte Aufhebung, sei es direct, sei es in Form einer bedeutenden progressiven Erbschaftssteuer; dieser stellt eine solche Forderung für unpractisch hin und vertagt ihre Ausführung; jene basiren ihre Reform auf die Aufhebung des Erbrechts, dieser basirt die Aufhebung des Erbrechts auf seine Reform. Daher behandelt auch L. Blanc die Aufhebung des Erbrechts nur beiläufig. Ja, ich zweifle, ob er, wenn er die Frage einmal gründlich untersucht hätte, seine Meinung unverändert beibehalten hätte. Denn man vergesse nicht, daß L. Blanc die Organisation der Arbeit der freien Concurrenz gegenüberstellt;

nun giebt es aber eine Menge Arbeit, bei welcher die freie Concurrenz nicht Anwendung finden kann, z. B. die Arbeit des Landbebauers, die sog. geistige Arbeit. Auf diese passen weder die Vorwürfe gegen die Fabrikindustrie, noch kann sie nach Art der letzteren organisirt werden; wie sollte also hier das Erbrecht überflüssig werden? Die Unvollständigkeit der Blanc'schen Anschauungen ist nicht ohne Folgen geblieben; kein einziger Schriftsteller ist in diesem Punkte (bezüglich des Erbrechts) ihm gefolgt, nicht einmal Lassalle, der doch sonst seine Staatsfabriken aus L. Blanc copirte. St. Simonistische Ideen hingegen finden sich bei allen Schriftstellern, welche das Erbrecht critisiren; zu hoch steht die Schätzung einer jedweden Arbeit in dem Bewußtsein unseres Zeitalters, als daß nicht der Gedanke „durch Arbeit allein zum Erwerb" auf allen Seiten eine willige Anerkennung hätte finden müssen.

Das aber war das entschiedene Ergebniß der Thätigkeit der St. Simonisten wie L. Blanc's, daß der Wissenschaft die Aufgabe gestellt ward, das Erbrecht zu begründen; vom Eigenthum war dieses mit Erfolg getrennt worden; alle jene Schriftsteller erkannten das Eigenthum an. Wie die deutsche Wissenschaft ihrer Aufgabe nachgekommen, das habe ich oben (S. 7 ff.) gezeigt; an diesem Orte mag ein Französischer Vertheidiger des Erbrechts gehört werden, der von dorther kommt, von wo man ihn am wenigsten erwarten möchte: aus dem Lager der Gegner unserer socialen Ordnung. Es ist Proudhon, welcher in seiner berühmten Broschüre über das Eigenthum sich ebensosehr als einen Gegner des Eigenthums wie des Communismus hingestellt. Dem Communismus ist er noch in seinen späteren Schriften feind geblieben; er nennt ihn widerlegt durch die Natur, welche die Familie auf die mächtigsten und zartesten Regungen des menschlichen Herzens aufbaut und unseren Widerwillen gegen eine Gemeinschaft mit Nichtfamiliengliedern hervorruft; er nennt ihn widerlegt durch die Freiheit, welche für jeden Einzelnen Unabhängigkeit und Selbstbestimmung

verlangt; widerlegt durch die Wissenschaft, welche nachweist, daß mit der wachsenden Unabhängigkeit eines Menschen auch seine Productionskraft wächst; widerlegt endlich durch die Geschichte der Völker, in welcher diejenigen als die bedeutendsten verzeichnet sind, bei welchen Eigenthum und Familie am schärfsten ausgeprägt waren. Hingegen mit dem Eigenthum scheint Proudhon sich später[11]) mehr befreundet zu haben, er erklärt einmal: „das Princip des Eigenthums liegt in der Individualität unseres Ich," und er setzt sich mit diesen Worten auf den Boden der Deutschen Rechtsphilosophen; was er in der gegenwärtigen socialen Ordnung vermißt, das ist die Gleichheit in allen menschlichen Dingen (l'égalité des conditions et des fortunes). Aber diese (meint er) wird durch die Beseitigung des Erbrechts nicht gefördert; denn sie hat in dem Spiel der wirthschaftlichen Kräfte ihren Grund, in der Unternehmungslust, der Arbeitsamkeit, der Intelligenz und in unzähligen anderen Dingen, die mit dem Erbrecht nichts zu thun haben. Andererseits entspringt das Erbrecht aus der Tiefe der menschlichen Natur; die Generationen der Menschen sind nicht isolirt wie die Bäume einer Allee, ein geistiges Band umschlingt sie und macht sie solidarisch; bloß das Individuum stirbt, derjenige, welcher an der Civilisation arbeitet, ist ewig; er empfängt von seinen Vorfahren ein Capital von Arbeiten und Ideen, das er vermehren muß; die Kehrseite davon ist das Erbrecht: wenn die Aufgaben des Vaters auf den Sohn übergehen, warum nicht auch sein Vermögen? Deshalb ist das Erbrecht die älteste menschliche Institution und seine Beseitigung wäre der gouvernementale Communismus, die Auflösung des Familienlebens. — Man sieht: der Französische Philosoph ist mit den Ideen der Deutschen Wissenschaft gesättigt, aber er hat es deshalb auch nicht weiter gebracht als diese, er hat das Intestaterbrecht der Seitenverwandten auf keine Weise erwiesen.

Durch die Unabhängigkeit seines Denkens wie durch seinen Radicalismus ragt unter den Englischen Nationalöconomen unserer

Zeit John Stuart Mill hervor; er bietet die merkwürdige Erscheinung eines Mannes, der die vorhandene sociale Ordnung in ihren Grundlagen acceptirt, zugleich aber einer so scharfen Critik unterwirft, daß er zu ganz neuen Gestaltungen gelangt. Er zeichnet die Bestimmungen, welche ihm, „abgesehen von allen Vorurtheilen," als die geeignetsten erscheinen; den Kreis aber, in welchen er die Vorurtheile stellt, mißt er freilich ziemlich weit aus. Es ist eine Fülle von Gedanken, welchen man bei Mill begegnet, theils neuer, theils überkommener, aber zugleich selbständig überarbeiteter.

Zuvörderst stellt Mill[12]) ein Institut in den Vordergrund, welches die Französischen Leugner des Erbrechts in ihrer Leidenschaftlichkeit gänzlich übersehen hatten: das Testament. Die St. Simonisten erklärten, daß Niemand ein Vermögen haben solle, dessen er sich nicht durch Fähigkeit und Arbeitsamkeit würdig gezeigt habe; L. Blanc erklärte das Erbrecht nach geschehener Organisation der Arbeit für überflüssig. Beide gehen sie von dem Standpunkte desjenigen aus, der ein Vermögen durch Erbschaft erwerben soll. Allein (so ist der Gedanke Mill's) werden diese Grundsätze nicht erschüttert, wenn man sich auf den Standpunkt eines Erblassers stellt? Denn dieser ist der Eigenthümer seines Vermögens, und kann es weggeben, wem und wie er will[13]). Und so gelangt Mill zunächst zu einer vollen Testirfreiheit, zu dem Erbrecht kraft Testaments. Allein die Ergebnisse der Testirfreiheit sind nicht glückbringend der Gesammtheit noch auch den Einzelnen: „in der Mehrzahl der Fälle wäre nicht allein für die Gesellschaft, sondern auch für die Individuen besser gesorgt, wenn ihnen bloß ein mäßiges Vermögen vermacht worden wäre," daher darf Niemand mehr durch Erbschaft *erwerben*, als zu einer mäßigen Unabhängigkeit erforderlich ist. Andererseits muß derjenige, welcher Kinder hat, ihnen, falls sie es bedürfen, eine angemessene Ausstattung hinterlassen, welche ihrer Lage, ihren Fähigkeiten, ihrer Erziehungsweise entspricht. Auf diese Ausstattung beschränkt Mill das Intestat-

erbrecht der Kinder, welches in Ermangelung eines Testaments eintritt; allen sonstigen Verwandten, also den Ascendenten und Seitenverwandten, spricht Mill jedes Anrecht auf den Nachlaß ab, und weist diesen dem Staat zu. In früherer Zeit, meint er, war das Intestaterbrecht der Verwandten wohlbegründet; die Familie bildete einen durch Ideen, Interessen, Gewohnheiten verbündeten kleinen Staat; das Eigenthum war nicht Alleineigenthum des Vaters, sondern Familieneigenthum, Miteigenthum der einzelnen Familienglieder, erworben oder erhalten und vergrößert durch die vereinten Anstrengungen aller derjenigen Familienglieder, die arbeiten und kämpfen konnten. Allein diese Familie und ihre patriarchalische Lebensform ist längst vergangen, die Einheit der Gesellschaft ist nicht mehr die Familie, sondern das Individuum oder ein Paar Individuen mit ihren unmündigen Kindern; das Eigenthum ist nicht Familien- sondern Individualeigenthum, die erwachsenen Kinder folgen nicht den Beschäftigungen des Vaters und unterstützen ihn nicht bei der Verwaltung seines Vermögens; eine so wesentliche Veränderung in der Verfassung der Gesellschaft kann nicht ohne Einfluß auf das Intestaterbrecht bleiben. Die Seitenverwandten haben nunmehr gar keinen Anspruch auf den Nachlaß; sie rechnen nicht darauf, es sei denn, daß sich keine directen Erben einstellen; sie kennen oft den Erblasser nicht, und keinesfalls bestehen zwischen ihnen und dem Erblasser natürliche Pflichten; hat sich ein festeres Band um sie geschlungen, so kann ihm durch Errichtung eines Testaments Genüge gethan werden. Anders die Kinder: sie haben echte und unverletzliche Ansprüche, aber nicht Reichthum haben sie von dem reichen Vater zu fordern, sondern nur eine solche Erziehung, solche Fertigkeiten und Mittel, daß sie in den Stand gesetzt werden, im practischen Leben ein gutes Fortkommen zu finden, daß sie der Gesellschaft nicht zur Last fallen. Deshalb macht Mill keinen Unterschied zwischen unehelichen und ehelichen Kindern; zugleich ermahnt er die Eltern, ihre Kinder nicht in den Gewohnheiten des Luxus aufzuziehen; wenn Jemand

hierüber sich hinwegsetzt, so haben die Kinder freilich einen Anspruch auf reichlichere Fürsorge, aber nie kann ein Kind soviel fordern, als zur Ernährung von Frau und Kindern nöthig ist, denn die Mittel zur Heirath und zur Erhaltung einer Familie muß ein Jeder sich durch eigene Anstrengung verschaffen.

Wer erkennt nicht in diesen Ausführungen das stolze Bewußtsein des self made man? Und wer erinnert sich nicht gern, daß unser Sprichwort: „Selbst ist der Mann" die eigene Errungenschaft als eine männliche That bezeichnet? Und doch welch ein kurzsichtiger Doctrinarismus! Denn entweder egalisirt Mill alle Kinder: dann zerschellt sein Ausstattungsprincip an der Verschiedenheit des Geschlechts, des Alters, der Fähigkeiten, der Zuneigung für einen bestimmten Beruf. Oder (und dies dürfte das Richtige sein) er individualisirt die Ausstattung nach den eben bemerkten Gründen: dann gelangt die gleiche Stellung, die allen Kindern gegenüber ihren Eltern zukommt, und die Liebe der Eltern, die sie alle in gleichem Maße umfaßt, nicht zu ihrem Rechte. Und ferner: wem soll die Individualisirung obliegen? wer soll bestimmen, wie viel dieses, wie viel jenes Kind bekommen soll? Die Chimäre Bazard'scher Banken taucht in unserer Erinnerung auf, und wir können sie nicht mit der Bemerkung bei Seite schieben, daß Mill irgend welche Vorschläge in dieser Richtung gemacht hat. Doch hat er das Unzureichende seiner Meinung gefühlt; er will nicht so verstanden werden, als ob die Eltern niemals mehr für ihre Kinder thun sollten, in einigen Fällen sei es gebieterische Pflicht, in vielen lobenswerth, in allen zulässig, mehr zu thun (durch Errichtung eines Testaments). Um so leichter wird Mill eine viel größere Concession; als Uebergang nämlich, der sich den herrschenden Ansichten besser anpaßt, läßt er das Intestaterbrecht der Descendenten und Ascendenten völlig gelten und nur das der Seitenverwandten will er sofort abgeschafft wissen.

Indem ich mich nunmehr zu den Deutschen Schriftstellern wende, so scheide ich dieselben in zwei Classen. Zwar ist das

Allen gemeinsam, daß sie den Umfang des Erbrechts, wie er in den verschiedenen Deutschen Gesetzgebungen bestimmt ist, für zu weit gegriffen erachten. Aber darin unterscheiden sie sich, daß die Einen parteilos und unbekümmert um die Tagesfragen die Sache behandeln, indem sie denjenigen Standpunkt einnehmen, auf welchen ich im Eingange mich gestellt habe. Die Anderen erkennen den Zusammenhang des Erbrechts mit der sog. socialen Frage; sie sehen das Erbrecht zum Theil als Quelle der socialen Uebel, seine Reform als ein Mittel zur Hebung dieser Uebel an.

Zahlreich sind die Schriftsteller der ersten Classe; es gehören dahin Juristen wie Nationalöconomen. Schüchtern, wenn ich so sagen darf, tritt der Jurist Brinz[14]) auf; er meint, man möchte wohl auf den Gedanken kommen, ob die Gemeinde oder der Staat zum Entgelt für die Lasten, die sie der Verwandtschaft abgenommen haben und in Gestalt der Armenpflege und des polizeilichen Schutzes tragen, nicht einigen Antheil am Erbrecht der Seitenverwandten haben sollten; denn nur so lange kann das Recht die Familie stützen, als die Familie das Recht stützt, als sie ein Pfeiler im Gebäude des Staates ist und an seinen Lasten mitträgt. Um so bestimmter sind die Nationalöconomen. Roscher nennt das Intestaterbrecht der entfernteren Verwandten „etwas ganz Zufälliges", und er erzählt Manches von den Mißbräuchen der Testirfreiheit in sittlich versunkenen Zeiten, z. B. daß die reichen Böotier ihre Güter nur zum kleinen Theil ihren Kindern, zumeist aber den liederlichen Zechgesellschaften hinterließen, deren Mitglieder sie waren; ferner daß zu Cicero's Zeiten es jeder angesehene Römer übel nahm, wenn er von einem Bekannten in seinem Testamente nicht bedacht worden war, wie denn dem Kaiser Augustus in den letzten zwanzig Jahren seiner Herrschaft durch Legate seiner „Freunde" zwanzig Millionen Thaler zuflossen. Marlo, der Verfasser der Weltöconomie, welcher seine Zeit nicht bloß dadurch in Erstaunen setzte, daß er (ein Chemiker) plötzlich die Analyse der Naturkörper mit derjenigen der wirthschaftlichen Erscheinungen ver-

tauschte, sondern der zugleich durch Gedankenfülle und Selbständigkeit der Auffassung sich allseitigen Beifall errang — ich sage, Marlo[15]) erkennt zwar die Testirfreiheit an, das Intestaterbrecht aber beschränkt er auf Kinder und Eltern; denn bei den Seitenverwandten fehlt es an „naturgesetzlichen", wechselseitig verpflichtenden Beziehungen. Ferner Umpfenbach[16]) beläßt Kindern und Eltern ein ungeschmälertes Intestaterbrecht, das der entfernteren Seitenverwandten erklärt er für „den Gipfel der Ungereimtheit", und im Falle Jemand nähere Seitenverwandte hinterläßt, so verlangt er ein Miterbrecht des Fiscus oder der Gemeinde oder einer sonstigen Corporation, welcher der Verstorbene angehörte. Die Testirfreiheit hält Umpfenbach für wohlbegründet, aber sie darf nicht soweit gehen, daß der Fiscus oder die Gemeinde von dem Nachlaß ganz ausgeschlossen werden. Schäffle[17]) nennt das Erbrecht der entfernten Seitenverwandten „auf dem seichtesten Grund" beruhend, und er verlangt, daß ihnen der Staat einen bedeutenden Theil nehme.

Die zweite Classe der Deutschen Schriftsteller, welche das Erbrecht in eine Verbindung mit der socialen Frage bringt, ist von dem St. Simonismus weit entfernt. Der St. Simonismus hat auch in Deutschland seine begeisterten Anhänger gehabt, aber er ruhte gar zu sehr auf einem Doctrinarismus (auf der Verwerfung der Geburtsprivilegien) und er enthielt einen allzu scharfen Angriff auf das Familienleben (principiell wollten die St. Simonisten auch zwischen Kindern und Eltern das Erbrecht aufgehoben wissen), als daß er in unsere bewegte Zeiten hätte hineindauern können. Bei den Deutschen Schriftstellern der zweiten Classe (es sind dies der durch seine Bestrebungen für den Deutschen Einheitsstaat in früherer Zeit berühmte Pfizer und Bluntschli) ist vielmehr ein anderer Gesichtspunkt vorherrschend: sie weisen auf die horrende Ungleichheit des Besitzes in unserer Zeit hin; diese wird entschieden durch das Erbrecht gefördert und durch die theilweise Aufhebung des Erbrechts gewinnt man die Mittel, um (so meinen sie)

die Armen mit den irdischen Gütern auszustatten. Pfizer[18]) geht scharf vor: er sieht im Erbrecht die Hauptquelle der üblen Ansammlung großen Vermögens, er meint, die Aufhebung der mittelalterlichen Schranken des Erwerbs haben der Masse des Volkes bloß die theoretische Möglichkeit gegeben, in den Stand der Besitzenden einzutreten, thatsächlich sei sie davon ausgeschlossen, und so sehr er das Erbrecht der Kinder, Eltern und Ehegatten billigt, so dringend verlangt er die Beseitigung des Erbrechts der Seitenverwandten und die Beschränkung der Testirfreiheit der Ehe- und Kinderlosen, um „die Besitz- und Erblosen mit etwas mehr als dem Allernothwendigsten auszustatten". Bluntschli[19]) ist viel milder gestimmt; zwar malt er mit lebhaften Farben das Mißverhältniß zwischen den übermäßigen Reichthümern und Genüssen Weniger und dem Mangel und der Dürftigkeit der großen Massen, die schweren Mißstände der Arbeiter, ihre elende Wohnung, ihre vielfach schlechte und unzureichende Nahrung, und Bluntschli macht auf das Hauptübel aufmerksam, daß nämlich viele Arbeiter nicht einmal der Fortdauer dieser ärmlichen Existenz sicher sind. Aber er verwirft nicht das ganze Erbrecht der Seitenverwandten; er will bloß der Familie einen Theil des Nachlasses nehmen; je enger die Blutsverwandtschaft, um so geringer solle dieser Theil sein; je mehr sich dagegen die Verwandtschaftskreise erweitern, um so bedeutsamer tritt die Gemeinschaft und der Pietätsverband mit der Gemeinde und mit dem Staate hervor, und um so geringer ist das Erbrecht der Verwandten. Darin stimmt Bluntschli mit Pfizer überein, daß die freigewordenen Güter zur Ausstattung dürftiger Familien verwendet werden sollen. Das aber gerade halten wir für die Achillesferse ihrer Vorschläge; denn was ist damit gewonnen? Eine Bereicherung Weniger, welche sich die große Masse mit Recht nicht gefallen lassen wird. Und wer soll jene Wenigen bestimmen? Hilgard[20]) und Brater[21]) haben diese Ideen weiter auszuführen und ihre Mängel zu vermeiden gesucht. Sie beschränken beide das Erbrecht auf die nahen Grade (jener

auf den vierten, dieser auf den fünften oder sechsten — es ist nicht ganz klar), alle Erbschaften darüber hinaus nehmen sie für einen Erbfonds in Anspruch, desgleichen vindiciren sie diesem Erbfonds bei näheren Verwandten einen Theil der Erbschaft oder eine bedeutende Erbschaftssteuer; der Erbfonds ist für öffentliche Institutionen bestimmt: für Creditcassen, Ansiedlungen, Auswanderung, gemeinsame Haushaltungen.

Daß die Pfizer-Bluntschli'schen Vorschläge den Socialisten unserer Zeit nicht genügen, ist selbstverständlich. Diese haben vielmehr auf ihrem internationalen Arbeitercongreß in Basel 1869 neben der Abschaffung des Grundeigenthums auch die des Erbrechts beantragt. Die St. Simonistische Argumentation haben sie aufgegeben. Einen neuen, eigenthümlichen Weg ist einer ihrer Führer, Lassalle, gegangen; in seinem gelehrten Buche über die erworbenen Rechte stellt er das Erbrecht dar als ein Erzeugniß gewisser nationaler und geschichtlicher Anschauungen, die längst in Europa abgestorben sind; die alten Römer (sagt er), die Schöpfer unseres testamentarischen Erbrechts, glaubten, daß der letztwillig ernannte Erbe das Gefäß sei, in welches der persönliche Wille des Erblassers übergehe und in welchem er eine juristische Unsterblichkeit genieße. Die alten Germanen, von denen wir unser Intestaterbrecht haben, betrachteten als Eigenthümer des Vermögens nicht den augenblicklichen Inhaber, sondern die gesammte Familie desselben, so daß bei dem Tode des Vaters der Sohn kein neues Eigenthum, sondern nur die freie Verwaltung des Vermögens bekommen habe. Da nun aber sowohl der Glaube an die juristische Unsterblichkeit des Willens wie das Familieneigenthum heut geschwunden ist, so schwebt nach Lassalle unser Erbrecht in der Luft, es ist nur noch „ein großes Mißverständniß". Gesetzgeberische Vorschläge behufs Verwendung der freigewordenen Hinterlassenschaften hat übrigens Lassalle nicht gemacht; es ist dies nicht zu bedauern, da sie sicherlich auf der Aufhebung des gesammten Erbrechts basirt und deshalb nicht annehmbar gewesen wären. Die Lassalle-

schen Argumentationen endlich bedürfen mit Rücksicht auf das, was wir auf den ersten Seiten ausführten, keiner Widerlegung mehr: das Erbrecht hat nicht bloß geschichtliche Fundamente, es ruht auf ewigem Grunde, denn es ist eine bloße Anwendung des Vererbungsprincips, welches die körperliche und geistige Welt durchzieht, auf die Rechtsverhältnisse. Freilich hat die geschichtliche Rechtsentwickelung die Vererbung der Rechtsverhältnisse in einem viel zu weiten, ungerechtfertigten Umfange statuirt.

Es ist einmal der Gegensatz der Römischen und heutigen Anschauungen über das Erbrecht mit den Worten bezeichnet worden: „Die Römer hatten einen juristischen Idealismus, wir sehen in der Erbschaft nur Geld und Vermögen[22])." Und es läßt sich nicht leugnen, daß unsere Gesetzgebungen im Erbrechte alles Idealismus entbehren; ebendeshalb sind sie ideenlos geworden, und ebendaraus sind die Angriffe zu erklären, welche das Erbrecht erfahren hat. Man glaubt nicht mehr ans Erbrecht; seine Natürlichkeit und Nothwendigkeit leuchtet nicht mehr ein, es hat die Macht zu überzeugen verloren; man sieht es nur als ein Mittel zu Erwerb an, als ein Mittel, welches nur wenigen Begünstigten zu Theil wird. Hätte es wirklich diesen Charakter, so wäre es zu einem Classenrecht geworden, und würde gegenüber der kritischen Schärfe unserer Zeit und in der neu sich bildenden Gesellschaft nicht zu halten sein.

Deshalb ist es die erste Aufgabe der Gesetzgebung, das Erbrecht wieder mit Ideen zu erfüllen, den „juristischen Idealismus" in dasselbe zurückzuführen; denn wir wollen die Rechtsinstitutionen nicht bloß deshalb, weil wir sie überkommen haben, sondern weil wir von ihnen überzeugt sind; wir wollen Rechtsinstitutionen, welche die Geister beherrschen; wir wollen ein Volksrecht in dem Sinne, daß die Kraft der Ideen, die es in sich birgt, an Jedem ihre Wirkung äußert, daß es den Denkenden Befriedigung gewährt und den Trägen nicht beschwerlich fällt.

Nachschrift.

Die obige Abhandlung ist (als Theil einer größeren Arbeit) bereits vor Jahren geschrieben. Ihre Veröffentlichung erfolgt zufolge des Wunsches des juristischen Herausgebers dieser Sammlung, welcher das bei den Reichstagswahlen so bedeutsame Hervortreten der Socialisten als einen dringenden Anlaß ansieht, eine Forderung des socialistischen Programms (die Aufhebung des Erbrechts) mit wissenschaftlicher Unparteilichkeit und Gründlichkeit zu prüfen. Dem muß ich zustimmen, ich will mich darüber ausführlicher erklären.

Zwiefach wird die Wirkung der socialistischen Wahlen in nächster Zeit hervortreten; eine dritte ist den kommenden Jahren vorbehalten.

Die erste Wirkung wird eine Stärkung der königlichen Gewalt der Hohenzollern sein. Nicht unaufrichtig war der Angstschrei des Bürgerthums, und in volltönigen Worten gab ihm die Presse Ausdruck. „Noch hallen (so erinnere ich mich gelesen zu haben) die Wahllocale von dem ehernen Tritt des modernen Barbarenthums wieder," und ein anderes Mal: „Schon ist der eisenbeschlagene Schritt der Massenbataillone zu hören." Das Bürgerthum erinnert sich wieder der gewaltigen Werke, die unser Königthum in unserem Jahrhundert vollbracht hat, und es empfindet zugleich eine Gewissensunruhe darüber, daß es in manchen Stücken die königliche Gewalt geschwächt, in manchen zu schwächen versucht hat. Mit Eile und Eifer schaart es sich wieder um diejenige Staatsinstitution, welche den Wechsel der letzten Jahrhunderte überdauert, und (von kurzen Zeiträumen abgesehen) immer sich die höchsten Ziele gesteckt, niemals sich der Lässigkeit oder gar Unthätigkeit hingegeben, und im Verein mit dem von ihm geschaffenen Beamtenthum den modernen Staat aufgebaut hat. Ihm allein traut es die Kraft zu, die Grundlagen unserer gesellschaft-

lichen Ordnung (Eigenthum und Erbrecht) zu erhalten; ihm überläßt es willig die Führung, und ihm ist es ohne Zweifel bereit, das zu gewähren, was zur Durchführung der Aufgabe nöthig ist: eine Kräftigung seiner Gewalt und eine vertrauensvolle Hingabe an seine Führerschaft.

Die zweite Wirkung ist die Kehrseite der ersten: das Zurücktreten der Volksvertretung. Zu neu, um an älteren Verdiensten zu zehren, zu vielgespalten, um eine einheitliche Richtung einzuschlagen, zu jung, um erfahren zu sein, zu rasch wechselnd, um in die ferne Zeit den Blick zu richten: haben die Volksvertretungen viel mehr in dem Glauben des Volks an sie (und das ist freilich ein sehr bedeutendes Moment im Staatsleben) als in ihren Leistungen ihre Berechtigung. Ich sage: viel mehr, denn es fällt mir nicht ein, ihrer Arbeit reelle Erfolge abzusprechen; die Controlle des Beamtenthums, namentlich in Rücksicht der Belastung der Volksclassen, ist ihnen sogar gelungen. Aber wer möchte ihre Erfolge mit denen des Königthums und des Beamtenthums vergleichen! An jenen Erfolgen aber participiren nicht alle Parteien, und bereits hat diejenige, welche am meisten auf ihr Programm pocht und die Lösung der staatlichen Aufgaben in den Widerspruch gegen alle Regierungsthätigkeit zu setzen scheint, eine Niederlage bei den letzten Wahlen erlitten. Wir dürfen annehmen, daß der Glaube an sie im Volke zu schwinden beginnt, und daß ihre Berechtigung allmählich die Grundlage verliert. So wird denn der Gegensatz, in welchem die Volksvertretung bisher zur Regierung allzuoft sich befunden hat, sich von selber mildern.

Was endlich erwünschen wir von den kommenden Jahren? Was darf als die dritte Wirkung der gegenwärtigen Wahlen bezeichnet werden?

Ich erwarte, daß das Königthum und Beamtenthum nicht in absoluter Negation den socialistischen Forderungen gegenüber treten, sondern daß es sie gründlich prüfen wird, um dasjenige, was in ihnen berechtigt ist, in der Gesetzgebung des Privatrechts zur

Geltung zu bringen. Der Streit mit den Socialisten ist ein Streit um Eigenthum und Erbrecht. Gerade über sie beide hat die Gesetzgebung seit der Reception des Römischen Rechts (um 1500) sich einer unziemlichen Unthätigkeit hingegeben, und in den Particulargesetzgebungen der letzten hundert Jahre höchstens eine neue Formulirung der alten Ideen geliefert. Unterdessen ist das öffentliche Recht von Grund aus umgeändert, und alles Privatrecht, soweit es mit dem öffentlichen zusammenhängt (gutsherrlich-bäuerliche Verhältnisse, Gewerbewesen), völlig neugestaltet worden; ja sogar einen Theil des reinen Privatrechts (das Handelsrecht) hat man auf das Andringen der Kaufmannschaft einer neuen Gesetzgebung unterworfen. Bloß dem gemeinen Privatrecht enthält man eine neue Regelung vor. Hat man vergessen, daß alle Rechtsbegriffe historische sind? Daß sie mit den Zeiten kommen und gehen? Unser Privatrecht ist eine starre, unbewegliche, stabile Masse geworden, beherrscht von Begriffen, die zum Theil sich schon bei den Römern ausgelebt hatten, und nun bei uns wahrhaftig lang genug die Auferstehung genossen haben. Was aber unbeweglich und starr bleibt, das bildet nicht ewig einen festen Bau, es wird morsch und zerbröckelt.

Man wird mich vielleicht an die Commission erinnern, welche zur Abfassung eines bürgerlichen Gesetzbuchs für Deutschland niedergesetzt ist. Ich beuge mich vor dem Wissen der Mitglieder dieser Commission, und ich erwarte von ihrem Geschick das Beste. Aber das Allerbeste, was sie schaffen werden, wird die Rechtseinheit und Rechtssicherheit sein; darüber hinaus können sie nichts leisten, denn das Deutsche bürgerliche Gesetzbuch darf nicht von Juristen, sondern es muß von Staatsmännern geschrieben werden.

Das ist nicht ohne Präcedenzfall. Nicht umsonst hat der erste Napoleon den Staatsrathssitzungen beigewohnt, in denen der Code civil berathen wurde; und das Wesen unserer Stein-Hardenbergschen Periode besteht darin, daß sie eine reiche Gesetzgebung schuf, die von Staatsmännern nicht bloß geleitet, sondern bis ins De-

tail ausgearbeitet wurde. Und welch einen socialistischen Kern enthielt sie! „Unser Vaterland (schreibt ein competenter Beurtheiler, Schmoller) hat in der Agrar- und Gewerbepolitik seiner Könige in der Stein-Hardenberg'schen Periode ein Beispiel der großartigsten Art vor sich, wie eine hochherzige Politik in die Eigenthumsordnung eingreifen kann und soll. Tausendfache Einzelinteressen wurden dabei verletzt; man konnte, ja man wollte die früheren Privilegirten nicht ganz und voll entschädigen; es war dies eine Sühne für Jahrhunderte langes Unrecht. Die ganze Maßregel war nicht mehr und nicht weniger als eine Neuvertheilung des Eigenthums. Aber es war darum keine socialistische Maßregel im schlimmen Sinne des Wortes; nicht die Pöbelleidenschaft, sondern ein angestammtes allbeliebtes Königthum hat sie durchgeführt; es nahm nicht die Willkür da, um dort zu verschenken, sondern systematisch und nach festen Grundsätzen zog ein in seiner Pflichttreue einzig dastehendes Beamtenthum die neuen Eigenthumslinien, und deswegen verstummte zuletzt alles Geschrei über Eigenthumsverletzung und Beraubung, über Verwirrung und Erschütterung der Rechtsbegriffe, das erhoben wurde, und das wahrscheinlich noch ganz anders sich geltend gemacht hätte, wenn damals die besitzenden Classen den Einfluß auf den Staat gehabt hätten, welchen sie heut haben."

Vor mir liegen die zwölf Artikel der aufständischen Bauern von 1526. Luther nannte sie Rebellen und Räuber, und warf ihnen vor, daß sie „die christliche Freiheit ganz fleischlich machen wollten, aus dem geistlichen Reich ein weltlich äußerlich Reich, das unmöglich ist." Aber nicht ein einziger Artikel ist heut in Preußen unerfüllt; die Stein-Hardenberg'sche Periode brachte die Erfüllung bis auf einen Rest, welchen die spätere Gesetzgebung nachzahlte. Und wenn dies ein Beispiel (neben vielen) für die Langsamkeit der Rechtsentwickelung ist, ein Beweis dafür, daß die Rechtsanschauungen, wenn auch erst nach Jahrhunderten, sich wandeln, daß Gedanken, die zu einer Zeit als verbrecherisch gelten,

in einer späteren Zeit als Anforderungen einer guten Gesetzgebungspolitik anerkannt werden: so bewahrt der Rechtshistoriker bei jeder neuen Bewegung, welche die Rechtsinstitutionen betrifft, die Ruhe und prüft ohne Leidenschaft und mit Gründlichkeit. Parteien, die der Gegenwart leben, die Presse, die für den Augenblick arbeitet, werden in diesen Dingen leicht fehl gehen; beide treten sie heut den Socialisten unbedingt negirend entgegen, die Einen, indem sie zugleich die Anwendung von Gewaltmaßregeln fordern, die Anderen, indem sie die Dinge gehen lassen wollen und Alles von der verbesserten Volksbildung erwarten. Aber unser mit dem Staat verwachsenes und großgewachsenes Königthum, welches die Continuität des Staates in der Reihe der Jahrhunderte darstellt, und welches die verschiedenen Perioden des Staatswesens zu einer Einheit zusammenzufassen berufen ist: es muß denselben Standpunkt wie der Rechtshistoriker einnehmen. Irre ich nicht, so ist dies der Grund, warum es sich bisher noch nicht ausgesprochen hat; es wartet der Klärung der Ideen, und es wird dereinst die Führerschaft übernehmen, um durch die Gesetzgebung diejenige Eigenthums- und Erbordnung herzustellen, die der neuen Wirthschaft entspricht; es wird sociale Utopien zerstreuen, und das Bürgerthum zu einer neuen Ordnung der Rechtsverhältnisse auferziehen.

In keinem Jahrhundert sind von unserem Königthum größere Aufgaben gelöst, in keinem sind ihm dann immer wieder neue und größere gestellt worden. Das ist die Gunst des Schicksals. Denn die Macht, die Autorität, die Ehre, die das Königthum übt und genießt, will immer von Neuem erarbeitet und verdient sein; immer von Neuem muß die Menge davon überzeugt werden, daß der Grund, auf welchem das Königthum steht, uns Allen mit ihm gemeinsam ist; seine Bedeutung in Staat und Volk ruht auf seinen Leistungen, wie die Geltung des Einzelnen in seinem Kreise auf seiner Thätigkeit; das Gedächtniß der Menschen aber ist kurz.

In einer Zeit der religiösen und socialen Bewegung rief ein Mann, der daran mit der Feder und dem Schwerte theilnahm

(Ulrich Hutten): „es ist eine Lust, in dieser Zeit zu leben.“ Auch in unseren Tagen erklärte ein conservativer Grundbesitzer und gewesener Preußischer Minister (Rodbertus) seine Zufriedenheit damit, daß an unserem alten schäbigen socialen Mantel gezerrt werde, mit Freuden wollte er ihn fallen sehen. In dem Augenblick, wo unser Königthum in die sociale Bewegung eingreift, werden auch wir ausrufen dürfen: es ist eine Lust in unserer Zeit zu leben!

Berlin, im Januar 1877.

Anmerkungen.

1) Das ist noch immer sehr weit, es fällt darin noch der Enkel und der Urenkel von Geschwistern.

2) Tacitus German. c. 21: suscipere tam inimicitias seu patris seu propinqui quam amicitias necesse est.

3) Stahl, Philosophie des Rechts, Bd. 2, 500. 501. 502 der 3. Aufl.

4) Grundsätze der Civil- und Criminalgesetzgebung, bearb. von Beneke, Bd. 1 S. 344 sqq., namentlich S. 350.

5) Die übrigen Vorgänge in der Revolutionszeit erwähne ich nicht, weil sie bloß gegen die Testamente gerichtet sind, also das Erbrecht an sich bestehen lassen.

6) Daneben spricht St. Simon auch von einer Vereinigung der Arbeiter, um das „industrielle System" zu verwirklichen, von einer zu bildenden Arbeiterpartei. Was er darunter verstand, habe ich bei keinem der Schriftsteller über St. Simonismus auseinandergesetzt gefunden; wahrscheinlich bezeichnete St Simon damit gemeinsame Werkstätten und einen gemeinsamen Haushalt für die Anhänger seiner Lehre; wenigstens seine Schüler haben nach seinem Tode solche eingerichtet.

7) Man hat unseres Erachtens den Grafen St. Simon durchaus überschätzt; er war eine durchaus edle, der Begeisterung ungemein fähige Natur, aber schöpferische Gedanken hat er nicht besessen.

8) Am schärfsten ausgesprochen ist dies in der Adresse der St. Simonisten an die Kammer vom 1. October 1830.

9) Aus dieser Begünstigung der Fähigkeit folgert ein neuerer Schriftsteller (Bloch in der Vierteljahrsschr. f. Volkswirthsch. 1871 p. 68), daß das St. Simonistische System auf keinem neuen Gedanken basire; denn (sagt er) alle zwanzigjährigen Talente waren durch den Grundsatz: „einem Jeden nach seinem Verdienste" electrisirt; sie schaarten sich um den Gott St. Simon, und nach dreißig Jahren finden wir die Ueberlebenden als Senatoren, Staatsräthe, Millionäre, berühmte Componisten in ansehnlichen Stellungen, was beweist, daß die althergebrachte Gesellschaft trotz aller ihrer Mängel dem Verdienste

mehr oder minder Gerechtigkeit zu Theil werden läßt." — Daß diese Auffassung den Grundsatz der St. Simonisten völlig verflüchtigt, liegt auf der Hand; allein jedenfalls beweist sie, daß man in den St. Simonismus nicht das Princip der Gleichheit hineintragen darf.

10) Beiläufig sei bemerkt, daß bloß Enfantin diese Forderung aufstellte, nicht aber Bazard, der gerade deshalb sich von Jenem trennte, und den Zerfall der ganzen St. Simonistischen Secte herbeiführte.

11) In seiner théorie de l'impôt, 1861.

12) Politische Oeconomie, herausg. von Soetbeer, Bd. 1 S. 260—269. Bd. 2 S. 283 f.

13) Daß diese Argumentation unhaltbar ist, darüber vgl. oben S. 9; übrigens Mill hebt ausdrücklich hervor, daß nicht das Intestaterbrecht, wohl aber die Testirfreiheit aus dem Eigenthum folge.

14) Bluntschli-Brater's Staatswörterbuch Art. Privatrechtliches Erbrecht, in Bd. 3 S. 403 sqq., namentlich S. 412.

15) System der Weltöconomie Bd. 2 S. 851 f.

16) Lehrbuch der Finanzwissenschaft Bd. 2 S. 55 Note *.

17) Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirthschaft S. 233 der 2. Aufl. In der 3. Aufl. Bd 2 S. 525 vertheidigt Schäffle gleichfalls nur die Vererbung auf die „nächsten Angehörigen", und spricht zu Gunsten der Erbsteuer an die Gemeinde und sonst eine dem Erblasser nahestehende Genossenschaft.

18) Gedanken über Recht, Staat und Kirche, Bd. 1 S. 61—66.

19) Bluntschli-Brater's Staatswörterbuch Art. Eigenthum in Bd. 3 S. 321 f. und Privatrechtl. Gesetzbuch für den Canton Zürich mit Erläuterungen von Bluntschli, Bd. 4 S. 67 ff.

20) Zwölf Paragraphen über Pauperismus.

21) Die Reform des Erbrechts, München 1848.

22) Bruns in Holtzendorff's Encyclopädie 1, 431 der 2. Aufl.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Volks-Gesundheitspflege

und

Schule.

Von

Karl Fischer.

Der Mensch ist ein Fremdling auf Erden bis zur Heimatlosigkeit; nichts ist ihm wunderbarer als das Gewöhnliche und nichts unbekannter als das Alltägliche.

Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung wird vorbehalten.

Wiewol es mir fernliegt ein so ausgedehntes Gebiet wie die Gesundheitspflege, öffentliche und private, ohne eine engere Begränzung zu betreten und einleitungsweise eine kurze Geschichte der Gesundheitspflege, zu welcher überdieß die Vorarbeiten fehlen, vorzutragen, so ist für die Bearbeitung der gestellten Aufgabe ein kurzer Ueberblick über Gang und Stand der Gesundheitslehre und -Pflege in den übrigen Kulturstaaten schon deshalb angemessen, weil das Verständniß der gesundheitlichen Lage Deutschlands durch eine vergleichende und geschichtliche Betrachtung vornehmlich angebahnt und gefördert werden kann.[1])

In Frankreich stammen die ersten Maßnahmen für die öffentliche Gesundheitspflege aus diesem Jahrhundert, ein ganz Frankreich umfassendes System von Gesundheitsräthen gehört erst dem Jahre 1848 an. Sämmtliche Einrichtungen tragen selbstverständlich den centralisirenden Charakter der französischen Staatsverwaltung in den 4 hierarchischen, nach unten souveränen Stufen des Ministers, Präfekten, Unterpräfekten, Maires. Alle Maßregeln liegen im Belieben dieser Büreaukratie, die Sachverständigen haben, falls sie zu Wort kommen, eine berathende Stimme, sodaß die Royal Sanitary Commission in ihrem 2. Bericht vom Jahre 1871 mit Recht sagen konnte: „Die Symmetrie des Planes scheint perfekt; aber er versagt in der Praxis, weil er einzig und allein auf der Centralgewalt beruht und gänzlich des alldurchdringenden

Geistes entbehrt, welchen allein lokale Energie und nationales Leben schafft."

Wenn auch in Italien die Institutionen und Behörden der öffentlichen Gesundheitspflege wie in Frankreich mit den bezüglichen büreaukratischen Verwaltungsstufen verbunden sind, so ist doch hier die Sorge für die Sache in manchen Bestimmungen Siegerin über den Verwaltungs-Apparat geblieben; es ist nicht bloß Sorge dafür getragen, daß die Aerzte eine hervorragende Stellung in den Gesundheitsräthen einnehmen, sondern es sind auch überall Veterinärärzte und Pharmazeuten hinzugezogen. Was aber von der größten Bedeutung in dieser an sich büreaukratischen Verfassung ist und besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist, daß die Gesundheitsräthe sich ohne eine Berufung der einschlägigen Verwaltungsinstanz — Minister, Präfekt u. s. w. — abwarten zu müssen, nach ihrem Gutdünken versammeln und Beschlüsse fassen können, die, falls sie als dringlich bezeichnet worden sind, von den zuständigen Beamten sofort ausgeführt werden müssen. Daß Italien mit seinen ausgedehnten Küstenstrecken, die von dem gastlichsten und menschenfreundlichsten aller Meere umflossen werden, von jeher besondere Sorgfalt auf sein See-Sanitätswesen verwandt hat, braucht kaum gesagt zu werden. Nach alle dem darf man mit Professor Finkelnburg, nunmehr Rath im Reichs-Gesundheitsamt, behaupten: „Die Sanitäts-Organisation Italiens steht gegenwärtig auf einer Höhe, wie sie noch von keiner derjenigen Nationen übertroffen ist, welche überhaupt ihr Verwaltungs- und Polizei-System auf das Prinzip delegirter Regierungsgewalten ohne ernstliche Heranziehung der kommunalen Selbstthätigkeit begründet haben."

Daß zu diesen Staaten auch Oesterreich gehört, bedarf keiner weiteren Worte. Der eben genannte Fachmann, dessen trefflicher Schrift „Die öffentliche Gesundheitspflege Englands" diese Angaben entnommen sind, urtheilt über die erst im Jahre 1870 zu Stande gebrachte „Organisation des öffentlichen Sanitäts-

dienstes" keineswegs günstig, indem er wohl anerkennt, daß den verschiedenen, büreaukratisch abgestuften Sanitätsbehörden zwar das Recht zustehe aus eigener Initiative Vorschläge zu machen, daß auch die ärztliche Statistik verbessert sei, aber „es sind eben wesentlich nur referirende Büreau-Kommissionen, keine mit den concreten Zuständen in lebendigem, eingreifendem Verkehr stehende technische Behörden, und ihre Wirksamkeit, deren Tragweite durchaus von dem Einsichtsgrade des vorgesetzten politischen Beamten abhängt, muß nothwendig hinter den von dieser Reform gehegten großen Erwartungen zurückbleiben, — um so mehr, da es auch an der nöthigen materiell-gesetzlichen Grundlage zu irgendwie eingreifenden Maßregeln der öffentlichen Gesundheitspflege in Oesterreich bis jetzt durchaus mangelt."

Auf gänzlich anderen Grundlagen sind die Einrichtungen für öffentliche Gesundheitspflege in der Schweiz, Holland, Belgien, den Vereinigten Staaten und namentlich England entstanden und herausgewachsen. In allen genannten Staaten hat nicht die Staatsgewalt Gesundheits-Behörden nach unten geschaffen und an die Stufenfolge der Verwaltung angeschlossen, sondern aus dem Kleinen, aus örtlichen Verbänden, aus Gemeinden und Städten sind nach den Einzelbedürfnissen die mannigfachsten Gestaltungen erwachsen, welche von lokalem Interesse und Gemeinsinn geschaffen und gefördert schließlich einer allgemeinen, staatlichen Regelung zustrebten. Die Schweiz und die Vereinigten Staaten konnten allerdings nach ihrer föderalistischen Verfassung zu einer das ganze Land umfassenden Einrichtung nicht gelangen, deshalb weisen die genannten Länder auch in ihren einzelnen Kantonen und Staaten die größten Differenzen unter einander auf. Zu wie hoher Ausbildung aber an einzelnen Stellen die Gesundheits-Aemter gelangt sind, mögen unter Anderen die Angaben beweisen, welche Finkelnburg den Jahresberichten der Boards of Health von New-York und St. Louis entnommen hat. Das New-Yorker Gesundheitsamt hat nach der letzten Organisation

vom Jahre 1871 folgende ärztliche Beamte: einen »City Sanitary Inspector« mit 6000 Dollar Gehalt, 10 diesem unterstellte Aerzte à 2000 Dollar Gehalt und 12 Assistenz-Aerzte à 1500 Dollar Gehalt; diese 23 Aerzte dürfen keine Privatpraxis haben. Diese Fachleute haben nun mit den betreffenden Kommissionen, deren im Ganzen 6 aus dem Board of Health gewählt werden, zu arbeiten. Der Board of Health selbst, dem die unmittelbare Durchführung aller sanitätlichen Maßregeln nach dem Gesetz mit executiver Gewalt zusteht, besteht aus 4 Polizei-Kommissären, dem Hafen-Arzt und 4 Gesundheits-Kommissären, von welchen 2 praktische Aerzte New-Yorks sein müssen. Die oben genannten 6 Kommissionen zerfallen in 1. das Sanitary Committee, „welchem die Stadt-Inspection und Beseitigung gesundheitsschädlicher Mißstände obliegt"; 2. das Committee of Permits, „welches die sanitarische Zulässigkeit der Gewerbebetriebe, des Beziehens von Kellerwohnungen, des Haltens von Vieh im Innern der Stadt und dergleichen zu prüfen und eventuell dazu die Erlaubniß zu ertheilen hat; 3. das Committee on Vital Statistics, für Lebens- und Krankheitsstatistik; 4. Committee on Streat Cleaning, Straßenreinigung; 5. das Committee on Finance; 6. das Commitee on Law and Ordinances, für gerichtliche Verhandlungen. Zu diesen Kommissionen gehören außer dem erwähnten ärztlichen Personal ein Sanitary Permit Inspector, 4000 Dollar Gehalt, als Beamter der unter 2 genannten Kommission; ferner als Beamte der 3. Kommission 2 Statistiker à 4000 Dollar und 2400 Dollar Gehalt; als Beamter der 4. Kommission ein Inspector der Straßenreinigung mit 4000 Dollar Gehalt; ferner ein Rechtsanwalt mit 8000 Dollar, ein Ingenieur mit 4000 Dollar, 2 Chemiker à 2000 Dollar, ein erster Secretär mit 4000 Dollar Gehalt. Alle Unterbedienstete mitgerechnet erwuchs der Stadt New-York bei 942,000 Einwohnern für das Gesundheitsamt eine Ausgabe von 194,976 Dollar. Die Thätigkeit des Amtes ist nach Finkelnburg folgendermaßen organisirt: „Zu den Zwecken der Gesund-

heitspflege ist die ganze Stadt in 19 Inspections-Distrikte eingetheilt, in deren jedem Einer der ärztlichen Inspectoren resp. Hilfsinspectoren täglich seinen Rundgang macht, um den Zustand der Straßen, Abzugsrinnen und Kanäle, Miethwohnungen, Höfe, Ställe, Rauchabzüge, Schlachthäuser, Omnibusse, Eisenbahnwagen, Marktplätze und Markthallen, öffentlichen Wasserleitungen und Brunnen, öffentlichen Badeanstalten, Fabriken, Schiffswerfte u. s. w. zu beobachten, über die unverfälschte Qualität der zum Verkauf ausgebotenen Nahrungsmittel und Getränke zu wachen, Desinfectionen bei ansteckenden Krankheiten anzuordnen und die Impfungen zu controliren. Ueber ihre Thätigkeit haben dieselben wöchentlich zweimal an ihren Chef zu berichten und am Ende des Jahres einen Gesammtbericht einzureichen, in welchem die medizinische Topographie ihres Distriktes, Beschäftigungsweisen der Bewohner und Alles was auf deren allgemeine Gesundheit von Einfluß sein kann, mitgetheilt und beleuchtet werden. In dem Büreau jedes der ärztlichen Distrikts-Inspectoren liegt ein Beschwerdebuch offen, in welchem die Bürger auf Schädlichkeiten irgend welcher Art aufmerksam machen und dadurch eine raschere Abhilfe erzielen können."

Wie segensreich das in St. Louis eingerichtete Gesundheitsamt gewirkt hat beweist am schlagendsten die Thatsache, daß in den ersten 6 Jahren seines Bestehens die Sterblichkeitsziffer von 24 pro 1000, auf 16,9 pro 1000 gefallen ist. — Die Entwickelung in England zeigt für die Gesundheitspflege dieselbe Originalität wie für die gesammte Landesverwaltung. Aus lokalen und geschichtlich, zuweilen sehr wunderlich gestalteten Einrichtungen, die, von einem mächtigen Gemeingeist getragen, doch durchaus den Charakter mehr oder weniger berechtigter Einzelinteressen tragen, ist allmählich ein Conglomerat von sanitätlichen Behörden und Bestimmungen erwachsen, das erst in den dreißiger Jahren in Folge der Cholera und des raschen Anwachsens der Industrie-Bevölkerung von der Central-Regierung allgemeiner und ständiger

wirksam gemacht werden sollte. Die behagliche Vorsicht der englischen Gesetzgebung verleugnete sich bei dieser Materie am allerwenigsten und von den letzten umfassenden Sanitäts-Gesetzen läßt sich sogar mit Recht behaupten, daß die umsichtigen und weitblickenderen Mitglieder der Regierung und des Parlaments sich leider gescheut haben dem zähen und vollsaftigen Kirchspiel-Egoismus ihrer Landsleute mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Allein dem sei wie ihm wolle, es gibt kein Land der Welt, das mit solcher Nachhaltigkeit, solch hingebender Thätigkeit Vieler, solchem Erfolg für die Besserung der Gesundheitsverhältnisse eingetreten wäre. Wie bitter müssen wir in Deutschland es empfinden, daß schon in den ersten allgemeinen englischen Akten über die Einsetzung von Gesundheitsbehörden die Sterblichkeitsziffer von 23 p. m. als eine abnorm hohe bezeichnet wurde, die dem Central-Gesundheits-Amt die Verpflichtung auferlegte, den Distrikt in den Kreis seiner Thätigkeit zu ziehen, während wir heute in einzelnen Städten die doppelte, ja an einigen Stellen beinahe die dreifache Zahl erreichen. So mancherlei auch mit Recht gegen die heute in England zu Recht bestehende Handhabung der Gesundheitspflege hervorzuheben ist: wie die Schwäche der Central-Regierung gegenüber den lokalen Faktoren, die ungenügende Verwendung ärztlicher Inspektoren, die bedenkliche Anlehnung des Gesundheits-Amts an das Armen-Amt; mögen auch alle Einrichtungen, wie Finkelnburg gewiß mit Recht sagt, „ein Bild organisatorischer Disparität und Experimentirsucht bilden, vor welchem ein wohlerzogener deutscher Beamter sich eines gewissen Haarsträubens nicht wird erwehren können", so sagt dieser verdiente Forscher mit nicht geringerem Recht: „nicht die Form ist es, sondern der Geist des thatkräftigen Gemeinsinnes, der nationale Grundsatz des Ineinandergreifens aller Kräfte im Volke zur Beseitigung gemeinschädlicher und zur Beförderung gemeinnütziger Zustände."

Wenn wir uns nur aus einem Jahresbericht eines städtischen

Gesundheits-Amts in England eine kleine Uebersicht über dessen Thätigkeit machen, dann mag jeder Leser seine Vergleiche selber anstellen. Das Liverpooler Gesundheits-Amt hat im Jahre 1871 als ungesund confiscirt (auf 493,346 Einwohner):

111,392	Pfund	Rindfleisch,
26,671	„	Schaffleisch,
12,811	„	Hammelfleisch,
374	„	Lammfleisch,
16,343	„	Schweinefleisch,
137	Stück	Geflügel,
268	„	Wildpret,
1,797	„	Kaninchen,
381,325	Pfund	Fische.

Hausuntersuchungen wegen gesundheitlicher Uebelstände fanden Statt: 113,746.

Wir wollen gern anerkennen, daß auch in Deutschland einzelne Gemeinden, allen voran Hamburg, Frankfurt a. M. und Bremen, Großes für die Gesundheitspflege geleistet haben, im Großen und Ganzen aber bietet unser Vaterland nach dieser Richtung ein überaus beklagenswerthes Bild dar.

Werden wir uns unserer Lage bewußt, vergegenwärtigen wir uns die geschichtliche Entwickelung.

Es ist ja bekannt, daß unser Volk vom Beginn seiner Geschichte an in Stämmen gesondert war und diese Sonderung liebte; wir wissen ja, daß die feudale Verfassung die Masse der Freien erdrückte und an die Stelle natürlicher Stammes-Sonderung territoriale und dynastische Scheidung setzte; das 16. und 17. Jahrhundert bieten uns dann den kläglichen Anblick der Ausdehnung dieser willkürlichsten und egoistischsten aller Scheidungen über die wichtigsten Lebensgebiete der Nation dar. Nachdem der dreißigjährige Krieg alles Streiten, alle Selbstherrlichkeit und Ueppigkeit in Grund und Boden geschlagen hatte, begannen alle Klassen der

Gesellschaft zu stürmen, zu jagen oder zu kriechen nach dem Erwerb früheren Besitzes und Rechtes und früherer Herrschaft. Nur der Bauer blieb was er gewesen: der Sündenbock aller Stände; die Fürsten begründeten ein absolutes Regiment, der Adel machte sich zu deren politischen Handlangern, um sich materiellen Gewinn zu sichern, die Bürger arbeiteten, um zu verdienen. — Die Stürme unseres Jahrhunderts haben viel Schmutz und Spreu ausgefegt. Wenn wir auch eben angefangen haben, uns der politischen Kleinkrämerei zu entschlagen, wirthschaftlich steht sie beinahe noch unangetastet da. Die Meisten tappen noch in der Finsterniß von einem kläglichen Auskunftsmittelchen zum andern; vor ihrem kleinen Markterwerb sehen sie die Millionen-Verluste nicht, die die Nation treffen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die neuesten Verwaltungsgesetze, daß die Synodalordnung erhebliche Ansprüche an den Gemeinsinn machen; es ist unbestreitbar, daß das allgemeine Wahlrecht in Deutschland, sowie der sogenannte Kulturkampf die große Masse der Gebildeten zum Theil gezwungen hat, zum Theil noch zwingen wird, wenn sie politisch nicht abdanken will, eine geistige Einwirkung auf die unteren Klassen zu bethätigen. Allein hierbei sind doch auch die Nachtheile durch die demagogischen Wühlereien des Klerus, der Sozialisten und anderer verkommener Parteien überaus bedenklich und schwerwiegend. Selbst wenn in nicht allzu langer Frist die übelsten Folgen dieser demagogischen Wühlerei: daß durch den Mißbrauch der Religion der religiöse Sinn des Volks geschwächt, verwirrt oder mißleitet wird, die politische Thätigkeit erschlafft; der wirthschaftliche Sinn, der eben zu keimen beginnt, bethört und ausschweifend gemacht wird; selbst wenn, sage ich, diese üblen Folgen alsbald überwunden werden könnten, so läßt sich doch keineswegs leugnen, daß die öffentliche Thätigkeit auch der wohlmeinenden Parteien bisher im Ganzen nur sehr einseitig geleitet wurde und gewirkt hat. Ich habe bereits in einem früheren Heft dieser Zeitfragen[2]), entsprechend meinem da-

maligen Thema, betont, daß mit einer negativen Bekämpfung gegnerischer Behauptungen ein nachdrücklicher Erfolg ohne die erheblichsten Nachtheile für den Geistesgang unseres Volkes nicht erzielt werden könne. Indem ich an dort Gesagtes anknüpfe, komme ich auf den offen zu Tage liegenden Mangel des Gemeinsinns zurück. Wie bereits angedeutet, ist derselbe nach meinem Dafürhalten nicht ein Charakterfehler, sondern das üble Resultat der weltgeschichtlichen Erziehung unseres Volkes; somit ist er auch durch eine einsichtige Erziehung wieder auszumerzen. Dazu aber bedarf es doch anderer Wege als der bis jetzt eingeschlagenen. Unsere Erziehung arbeitet ins Kleine, ins Kleinliche, wie Politik und Volkswirthschaft es gethan hat und zum Theil noch thut; die Erziehung zur Selbstthätigkeit, zur Selbsthilfe, zur klaren Urtheilbildung wird noch vielfach unterdrückt. Wer will leugnen, daß die gerade im öffentlichen Leben so vielfach hervortretende Indolenz, Urtheilslosigkeit oder ironisirende Selbstüberschätzung zu einem nicht geringen Theil in der Erziehung, häuslicher und öffentlicher, ihren Grund haben? Keine kleinlichen und pedantischen Paragraphen-Erzieher können ein großes Volk erziehen; nur ein Charakter vermag einen Charakter zu bilden, nur selbstbewußte Mannhaftigkeit, der ein freies Arbeitsfeld gewährt wird, kann Männer schaffen. Ein anderer, ein großer Schnitt muß auch diesem Zweig der öffentlichen Thätigkeit gegeben werden.

Indem ich an dieser Stelle von einer weiteren Begründung und besonderen Vorschlägen absehen muß, möchte ich hier gleich auf die Frage antworten: Wie kommen diese Betrachtungen und Klagen in ein solches Thema? Jene, weil sie klarlegen sollen, daß die Hebung des Gesundheitszustandes und damit auch der sittlichen und intellektuellen Potenz ohne Weckung des Gemeingeistes unmöglich ist; diese, weil sie immer wiederholt Warnungen sein sollen vor drohenden Gefahren, Mahnungen zu allgemeinerer Thätigkeit. Und da ich der Meinung bin, daß die systematische

öffentliche Thätigkeit für die Verbreitung der Gesundheitslehre ihrer Natur nach ganz besonders heilsam auf den gegenwärtig vielfach in den Grundlagen gespaltenen, politisch ermatteten, religiös stumpfen oder krankhaft gespannten, wirthschaftlich vielfach umnebelten Volksgeist wirken könne, so scheint mir gerade dieser Gegenstand der höchsten Beachtung Aller werth, die zur Leitung und Erziehung unseres Volkes berufen sind.

Es ist schon früher meinerseits auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht worden, und die neueste Zeit hat auch spezielle Vorschläge dazu gebracht, daß durch das ganze Land Männer zusammentreten müßten, welche für die Abfassung populärer Flugblätter und deren unentgeltliche sichere Verbreitung, etwa durch die Post, sorgen müßten; die Fragen aus der Gesundheitslehre dürften hierbei eine wichtige Rolle spielen. Indem ich nach dieser Richtung jetzt von weiteren Betrachtungen und Vorschlägen absehe, wäre zunächst die Frage zu beantworten: Soll die Gesundheitslehre in die Schule eingeführt werden?

Sodann: Wenn ja, wie soll sie betrieben werden?

Drittens: Was muß zunächst zu ihrer Einführung geschehen?

I. Soll die Gesundheitslehre in die Schule eingeführt werden?

Von Seiten des Preußischen Unterrichts-Ministeriums ist diese Frage längst bejaht; heißt es ja doch in dem Programme,[3]) welches bei der internationalen Brüsseler Ausstellung den ausgestellten Lehrmitteln zur Erläuterung von Seiten des genannten Ministeriums zugefügt war:

„Der Antheil der Schule an der Gesundheitspflege erstreckt sich ebensowohl auf die nothwendige Belehrung der Schüler über das was ihrem Leibe nützlich oder schädlich ist, wie auf eine Berücksichtigung der sanitären Grundsätze bei Einrichtung der Schulräume, Aufstellung der Lektionspläne und Auswahl der Lehrmittel. Was die Belehrung der heranwachsenden Jugend über ihren Körper und die zweckmäßige Behandlung desselben anlangt, so findet eine solche Belehrung in Preußen

1. in den sämmtlichen Volksschulen, Mittelschulen, Präparanden-Anstalten und Seminaren in Gemäßheit der „Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872“;
2. in der höheren Mädchenschule nach den aus Anlaß einer im August 1873 im Unterrichts-Ministerium abgehaltenen Konferenz von Sachverständigen aufgestellten Spezial-Lehrplänen, sowie
3. in den höheren Lehranstalten für die männliche Jugend in dem naturkundlichen Unterrichte

besondere Berücksichtigung.

Demgemäß bilden Bau und Leben des menschlichen Körpers in den Schulen aller Orten einen Lehrgegenstand. Die Unterweisung geschieht unter Zuhülfenahme guter Abbildungen und plastischer Darstellungen. Die Auswahl derselben ist dem Standpunkt der Schule entsprechend.“

Indem ich mich auf das dort noch weiter Hinzugefügte beziehe, möchte ich hier schon darauf hinweisen, daß ich auf die oben erwähnte „Berücksichtigung der sanitären Grundsätze bei Einrichtung der Schulräume 2c." nicht einzugehen gedenke, vielmehr nur die Frage „der Belehrung der Schüler über das, was ihrem Leibe nützlich oder schädlich ist", behandeln will. Was bis jetzt in den öffentlichen Schulen Preußens und des übrigen Deutschlands gelehrt wird, entspricht keineswegs demjenigen, was unter Gesundheitslehre zu begreifen ist. Soweit meine Kenntniß reicht, erstreckt sich diese Belehrung nur auf anatomische Bemerkungen resp. Darlegungen über den Bau des menschlichen Körpers, die überdies darunter zu leiden haben, daß sie mehr als Gelegenheits-Unterricht angesehen und behandelt, jedenfalls aber in den weitaus meisten Fällen in der Masse des übrigen Stoffs auf alle Zeiten der künftigen Vergessenheit überliefert werden. Sollte dies aber auch nicht der Fall sein und wirklich von einer großen Anzahl von Schülern das in dieser Hinsicht vorgeschriebene Pensum gedächtnißmäßig oder gar geistig in Besitz genommen werden, so würde damit das rechte Material, sei es zur Grundlage, sei es zu verständiger Begründung der Gesundheitslehre, gegeben sein. Um den angestrebten Zweck zu erreichen, müßte derselben jedoch eine ganz andere Stelle im Unterrichte angewiesen werden. Um der Behandlung des Abschnittes II nicht vorzugreifen, möchte ich hier zunächst einige Hauptgesichtspunkte zusammenstellen, welche für die schulmäßige Behandlung von Bedeutung sein dürften.

Es ist schon früher darauf hingewiesen worden, daß der Zustand unseres Volkes, namentlich in der Gegenwart, kein solcher ist, daß wir zu der Annahme berechtigt wären, die große Masse werde noch sanitärer Bildung bedürftig, nicht ohne den nothwendigsten Eifer zur Aufnahme von dergleichen Belehrung und zu einer mehr oder weniger dauernden Anwendung des Gelernten bereit sein. Es würde ferner die nothwendige Anzahl der Belehrenden fehlen, denn auch der größere Kreis der Gebildeten hat sich

im Getümmel der Gegenwart den Fragen der Gesundheitspflege gegenüber meist ablehnend oder doch passiv verhalten. Wenn ich nun auch trotz meiner eigenen Erfahrungen diesen Weg der allgemeinen Belehrung durch freiwillige öffentliche Thätigkeit nicht aufgegeben sehen möchte, so entbehrt er doch zu sehr jeder Sicherheit, als daß ihm diese so überaus wichtige Sache allein oder doch vorwiegend überlassen werden dürfte. Wenn man zu der gegenwärtigen, allerdings vorübergehenden, augenblicklich aber doch noch anschwellenden Stimmung des Volkes noch weitere, tiefer sitzende deutsche Eigenthümlichkeiten rechnet: die Schwerfälligkeit, Neues aufzunehmen und zu gestalten, Geringschätzung äußerer körperlicher Vorzüge, Neigung zu einer gründlichen Behandlung wichtiger Fragen, so wird alles dieses nur der Meinung zur Stütze gereichen können, daß dieser Gegenstand planmäßig in den Unterricht aufgenommen werden muß.

Wir Deutsche sind offenbar von der Vorsehung in die Mitte des Continents gestellt worden, um durch unsere Accomodationskraft und Verständnißfähigkeit Anderer die Harmonie unseres Welttheils auch auf die denselben bewohnenden Menschen übertragen zu helfen; um durch unsere Volks- und Wehrkraft zwischen den heftig unter einander streitenden Mächten ein Bollwerk des Friedens zu sein. Und die ganze Constitution unserer Volkspersönlichkeit nöthigt uns, an der Lösung dieser schwierigsten aller Aufgaben unausgesetzt thätig zu sein. Denn wollten wir vor der Lösung dieser europäischen Aufgabe Halt machen, so würden wir, wie überdieß die Geschichte unseres Volkes es auf jedem Blatte beweist, auch in der Lösung unserer nationalen Aufgabe gehemmt und in der Behauptung unserer nationalen Errungenschaften geschwächt werden, indem die eigenthümliche natürliche Verknüpfung von Heimatsliebe und Wandertrieb, von zartem Naturempfinden und gewaltthätiger Kraftentfaltung, von weltbürgerlichem Sinn und partikularem Stammestrieb in unserem Volk nur berechtigt erscheinen und wohlthätig wirken kann, wenn es mit der Lösung

jener Aufgabe betraut und beschäftigt ist; im anderen Fall wird bald die eine, bald die andere einseitige Anlage sich zur Geltung bringen wollen, und der Weg der Selbstzerstörung, auf dem unsere Nation schon bedenklich weit vorgeschritten war, von Neuem betreten werden. Die Lösung jener Aufgaben ist aber durch die Wehrkraft des Volks bedingt. Und zu einer fortwährenden Hebung derselben bedarf es nicht bloß unserer seitherigen vortrefflichen militärischen Schulung, sondern auch einer weiteren Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, indem einmal die Zahl der Untauglichen vermindert, sodann die Zahl der militärisch Ausgebildeten erhöht werden muß. Beides ist ohne eine schulmäßige Behandlung der Gesundheitspflege unmöglich. Denn da wol schwerlich unter verständigen Deutschen, die den Anspruch auf den Namen eines Politikers erheben, ein Zweifel darüber walten kann, daß diejenige Macht, welche im Herzen Europa's, auf einem solchen Terrain, gegenüber solchen feindlichen und disparaten Tendenzen, das Bollwerk des Friedens sein soll, durchaus kein Milizsystem gebrauchen kann, so ist jene quantitativ erhöhte militärische Ausbildung der Nation nur dadurch zu ermöglichen, daß die Vorbildung der in Dienst Gestellten eine kürzere Präsenzzeit bei der Fahne gestattet; diese bessere Vorbildung kann aber nur auf der Basis und mit Hilfe der Schul-Hygieine in dem nöthigen Maß erworben werden.

Wenn vorher gesagt worden ist, daß die quantitative Erhöhung der Wehrkraft nur durch eine kürzere Präsenzzeit bewirkt werden könnte, so war dabei von der Ansicht ausgegangen, daß für die Wirthschaftspflege und die Vermögenskraft des Volks weder eine weitere längere Entziehung jugendlicher Arbeitskräfte, noch eine vermehrte materielle Belastung rathsam wäre. Daß nun aber eine erhöhte gesundheitliche Pflege nicht bloß auf die militärische Leistungsfähigkeit einen günstigen Einfluß ausüben muß, sondern auch die industrielle Leistungsfähigkeit steigern wird, ist unschwer zu erweisen. „Das erste Erforderniß zum guten Fortkommen ist", wie Gulliver sagt, „ein gutes Thier zu sein, und," fährt H. Spencer

fort, „eine Nation von guten Thieren zu sein, ist die erste Bedingung nationaler Wohlfahrt“.

Nicht allein, daß der Ausgang eines Krieges oft genug von der Stärke und Rüstigkeit der Soldaten abhängt, auch die commerziellen Kämpfe werden zum Theil durch die körperliche Ausdauer der Produzenten entschieden. Bis jetzt haben wir noch keinen Grund gefunden, eine Messung der Stärke mit anderen Völkern auf irgend einem dieser Gebiete zu fürchten. Aber es fehlt nicht an Anzeichen, daß unsere Kräfte gegenwärtig bis zum Aeußersten angespannt werden. Die Konkurrenz des modernen Lebens ist so stark, daß Wenige die erforderte Anstrengung ohne Schädigung ertragen können. Bereits brechen Tausende unter der schweren Last, der sie unterstellt sind, zusammen. Wenn nun diese drückende Last, wie es allen Anschein hat, immer mehr wächst, so werden selbst die kräftigsten Konstitutionen auf eine harte Probe gestellt werden. Daher gewinnt es eine ganz besondere Wichtigkeit, daß die Erziehung der Kinder so angefaßt werde, daß dieselben nicht nur geistig für den bevorstehenden Kampf gewaffnet, sondern auch körperlich ausgerüstet seien, die übermäßige Abnutzung ihrer Kräfte ertragen zu können.“

Wenn wir dies nicht bestreiten können und wollen, so ist doch auch bekannt, wie die Erhöhung industrieller Leistungsfähigkeit sowie jeder Arbeitskraft günstig auf die Steuerkraft zurückwirkt, so daß die quantitative Erhöhung der Steuererträge mit derjenigen der militärischen Leistungen Hand in Hand gehen und diese noch weiter fördern würde.

Im engsten Zusammenhange aber hiermit, oder vielmehr von grundlegender Bedeutung ist die Thatsache, daß die Gesundheitspflege die intellektuelle und moralische Potenz steigert.

Es wird keiner weiteren Worte bedürfen, um den alten Satz mens sana in corpore sano von Neuem zu erhellen; der Sinn desselben geht durch die Spruchphilosophie fast aller Völker und hat bei nicht wenigen seinen nachdrücklichen Ausdruck in religiösen Bestimmungen gefunden. Schon weniger allgemein erkannt und

anerkannt ist die enge Beziehung zwischen Moral und Hygieine. Schon Augustin sagt: „Eine Harmonie zwischen den Organen und der Gesundheit herstellen, das heißt, sie auch in den Besitz der Moral bringen." Ganz besonders machen unsere modernen Gesundheitslehrer auf dieses überaus wichtige Moment mit vollem Recht aufmerksam. Aus der großen Anzahl der hierher gehörigen Erörterungen mögen nur folgende wenige hier zur Erwägung gestellt werden.

Auf Grund seiner ausgedehnten Studien, namentlich in England, sagt der schon mehrfach genannte Finkelnburg, nachdem er konstatirt hat, daß der zunehmenden Höhe der Sterblichkeitsziffer das Sinken des sittlichen Niveau's entspreche: „Sterblichkeitsziffern und Assisenlisten zeigten — in der englischen Statistik — annähernd parallele Curven, zum sprechenden Beweise, daß Schmutz und sonnenlose Atmosphäre so gut auf das Seelenorgan wie auf den übrigen Organismus ihre deprimirende Wirkung übten."

Ed. Reich meint: „Ein wirklich civilisirter, also wohl erzogener und normaler Mensch hat korrekte Begriffe von Pflicht und Recht. Diese Begriffe machen die Grundlage alles gesellschaftlichen Lebens aus, und werden ihrerseits durch die Anthropologie und Hygieine in das wahre Licht gestellt, in Wesenheit und Ursprung erklärt." Und an einer anderen Stelle: „Vernünftige Erziehung und natürliche Frische ermöglichen, wie kaum etwas Anderes in der Welt, Selbsterkenntniß, Selbstbeherrschung und Selbsthilfe. Die Praxis der Hygieine gründet sich auf Selbsterkenntniß, Selbstbeherrschung und Selbsthilfe."

Sehr zutreffend äußert sich Albu: „Die Hygieine hat das Gute, daß sie, um zum Ziele zu gelangen, das Leben regelt, die Charaktere gestaltet, die wahre Mäßigung lehrt, die Thätigkeit oft erweckt, die Starken mäßigt, die Schwachen kräftigt, die Furchtsamen ermuthigt, den Muth erhöht, den Einfluß des Willens, den Erfolg einer guten Richtung, die Verantwortung zeigt, die uns obliegt, und wie gering das ist, was dem Zufall zuzuschreiben ist in dem, was uns begegnet, denn nichts von dem, was sie gibt,

erlangt sie ohne Mitwirkung eines festen und standhaften Willens, eines Beharrens auf dem eingeschlagenen Wege, einer andauernden Thätigkeit, einer Mäßigkeit, die zur Weisheit und Tugend auf dem Wege führt, der Gesundheit und Glück bringt; derartig, daß die Erlangung der Gesundheit, nachdem sie erst Zweck gewesen, durch eine bewundernswerthe Wechselwirkung ein Mittel der Führung und der sittlichen Veredlung wird.

So mächtig auch immer dieser Einfluß, diese Theilnahme des Menschen in Sachen der Gesundheit oder des Lebens ist, sein Hochmuth kann dadurch nicht zunehmen. Das Schauspiel der Erbärmlichkeiten, denen er ausgesetzt ist, ist nicht darnach angethan, seiner Eitelkeit zu schmeicheln; aber seine Würde wächst und seine Moralität hebt sich, wenn er fühlt, was seine Freiheit zur Verbesserung seines Geschickes vermag; wenn er sieht, daß die Gesundheit ebenso sehr der Preis der Intelligenz, als des Wissens, des Wollens, der Anstrengung, des Willens ist, welcher Herr seiner selbst, immer sui compos, immer wachsam geblieben; wenn er begreift, daß, um alle Einflüsse, die ihn in seiner Gesundheit und in seinem Leben treffen können, zu beherrschen, es nöthig ist, über seine Wünsche, über seine Launen, über seinen Geschmack, über seine wahren und eingebildeten Bedürfnisse, sowie über seine Leidenschaften eine große und gerechte Herrschaft zu behalten und auszuüben.

Ohne Zweifel darf man hier nicht zu viel sagen, nichts übertreiben; aber man darf auch nicht die Dienste verkennen, welche eine wohleingerichtete Gesundheitspflege leisten kann, zumal in demjenigen Lebensalter, wo die Geister, die Charaktere ganz wie die Temperamente und die Gesundheitsverhältnisse sich bilden, wo die Neigungen, wie die Organe, empfänglich sind, eine Richtung, ein dauerhaftes Gepräge anzunehmen, deren Effekt sich für das ganze Leben geltend macht." Ich möchte dem zwar nicht zustimmen, wenn er im Folgenden behauptet: „Die Erziehungsfähigkeit hat nur eine Zeit"; ebenso wenig, als ich es mit dem Abgeordneten Lasker für die große Zahl der Menschen gegenwärtig

als möglich erachten möchte, sich Zeit ihres Lebens zu erziehen; soviel ist jedenfalls zuzugeben, daß die Zeit der körperlichen und geistigen Biegsamkeit zur Belehrung die geeignetste ist. Ferner ist keineswegs zu übersehen, daß gerade in dieser Zeit des Wachsthums die Belehrung am nothwendigsten ist, daß sich hier alle sanitären Fehler sowohl schwerer rächen als auch häufiger begangen werden.

Nicht hoch genug ist der Vortheil anzuschlagen für die später allgemein durchzuführende öffentliche Gesundheitspflege. Die schulmäßige Behandlung der privaten Hygieine ist die nothwendige Propädeutik für jene, denn es wird hierdurch nicht nur ein verständnißvolleres Publikum herangezogen, sondern es wird auch Material vorgebildet zu den später einzurichtenden Gesundheitsräthen. Und es erscheint sicher, daß diese den technischen Beamten beigesellt werden müssen, schon damit die Beamten und ihre Maßregeln durch jene lokalen Räthe auf eine breite, volksthümliche Grundlage gestellt, einem weniger einsichtigen Publikum gegenüber in ihrer Wirksamkeit gestützt und gestärkt werden; wie denn eine solche Körperschaft im Interesse der Sache besser in der Lage wäre, das unausbleibliche odium für diese oder jene Maßregel auf sich zu nehmen.

Eine sanitäre Unterweisung schon des Kindes erweist sich ferner immer nöthiger, je mehr die Gesetzgebung die Schranken des Gewerbebetriebs beseitigt hat, je mehr Technik und Gewissenlosigkeit auf die Verfälschung der Nahrungsmittel einwirkt. Gegenwärtig ist ein großer Theil des Volks noch passiv gegen Fälschungen und Uebertheuerungen; erst wenn man eingesehen hat, wie mühsam die Erhaltung der Gesundheit ist, wird man das Aeußerste thun, um dies köstlichste Gut nicht der gewerblichen Gewissenlosigkeit preiszugeben.

Zum Schlusse möchte ich noch hervorheben, was Reich sagt: „In Wirklichkeit sind die letzten Ziele der Pädagogik und Hygieine dieselben: der Mensch soll normal, mäßig, tugendhaft und glück-

lich sein; dies Alles kann er ohne Pädagogik ebenso wenig werden, wie ohne Hygieine, ohne Gesundheitspflege ebenso wenig wie ohne Erziehungskunst.

Weil der praktische Erzieher über die schätzenswerthesten Erfahrungen gebietet, wird er für die Lehre und Ausübung der Hygieine zu einer äußerst gewichtigen Persönlichkeit, und seine Worte, als der treue Spiegel der Erfahrung, sind für unsere Wissenschaft und Kunst ein Quell lebendigen Wassers, welches unsere Gedanken befruchtet und unsere Maßnahmen in das richtige Geleise bringt." Es fehlt gegenwärtig aber noch viel daran, daß der Lehrerstand sich dieser Bedeutung und Verantwortlichkeit bewußt wird. Der Geist, der das ganze öffentliche Leben durchzieht und zum Theil verdorben hat, ist auch nach dieser Seite nicht unwirksam gewesen.

Auch in dieser Richtung kann eine planmäßige Behandlung der Hygieine nur auf das Beste wirken. Die Lehrer werden so genöthigt, sich auch mit dieser Frage vertraut zu machen, und sie werden dann, worauf namentlich ein erhebliches Gewicht zu legen ist, für eine weitere Verbreitung der Gesundheitslehren geschickt gemacht und angeregt.

Nach alle dem dürfte wohl Niemand gefunden werden, der die unter I. gestellte Frage verneinen möchte. Allerdings werden nicht wenig Lehrer sein, welche sich gegen die obligatorische Behandlung des Stoffes sträuben werden; manche werden sagen, daß man die Schule nicht mit neuem Material belästigen möge. Das dürfte aussichtslos und wenig berechtigt erscheinen, zumal wenn das Wie sorgfältig und mit Takt erwogen und bestimmt wird. Man kann doch nicht bestreiten, daß es immerhin der Mühe lohnt, ein paar Schulstunden daran zu wenden, um einen Menschen über seine Existenzbedingungen zu unterweisen.

II. Wie soll die Gesundheitslehre in der Schule betrieben werden?

Es werden sich hier aus dem bereits Gesagten leicht mehrere allgemeine Gesichtspunkte gewinnen lassen, die etwa in folgende Sätze zusammengefaßt werden mögen:

1. Die große Masse des Volkes muß durch die schulmäßige Behandlung der privaten Gesundheitspflege eine genügende sanitäre Vorbildung erhalten.
2. Der Wichtigkeit der Sache entsprechend, muß auch für diesen Unterrichtsgegenstand die Geistesfrische und Aufnehmungsfähigkeit des ganzen Schulkindalters in Anspruch genommen werden.

Daraus folgt, daß die Gesundheitslehre in allen Schulen, höheren wie niederen, beiden Geschlechtern vom 6. Jahre ab zu lehren ist, denn leider beginnt der Schulzwang schon mit diesem Jahre.

Von einer weiteren Begründung dieser Sätze darf im Allgemeinen wohl Abstand genommen werden, nur dürfte von manchen Seiten Widerspruch gegen das 6. Jahr als Anfangstermin und gegen eine dogmatische Behandlung des Gegenstandes ohne eine anatomische und naturwissenschaftliche Grundlage erhoben werden. Was jene Anfangsgrenze angeht, so gehe ich von dem Grundsatze aus, daß zu einer vollen Wirksamkeit der Gesundheitslehre deren Gleichstellung mit den Hauptfächern des Unterrichts nöthig erscheint. Es ist an sich verständlich, daß damit nicht beabsichtigt sein kann, auf den Lehrplan der Volks- oder Vorschulen eine Anzahl Stunden für Hygieine zu setzen; es soll nur gesagt werden, daß der Inhalt so gefaßt und gruppirt sein muß,

daß er leicht an das Lesebuch, den Anschauungs- und naturkundlichen Unterricht angelehnt werden kann. Es soll aber auch damit vermieden werden, daß dieser Gegenstand dem Zufall des Gelegenheits-Unterrichts anheimfallen kann. Ferner ist leicht auf dieser Stufe Anschluß an den Religions-Unterricht für diesen Unterricht zu gewinnen.

Wenn irgendwo, so muß sich auf dieser Stufe und in einem solchen, für Viele entlegenen Unterricht der Meister in der Beschränkung zeigen; die Stoffmasse könnte Lehrer wie Lernende nur abschrecken und verwirren. Knapp, schlicht und klar muß die Fassung sein, wie der Leitfaden billig und kurz.

Was die etwaige Forderung anatomischer Vorbildung angeht, so würde eine solche von vornherein den Gesundheits-Unterricht von den Volksschulen so gut wie ausschließen, und wenn man auch entgegnen wollte, daß dazu in den Fortbildungsschulen, resp. den höheren Klassen der höheren Schulen noch Zeit und Gelegenheit genug sich bieten würde, so ist dem entgegenzuhalten, daß dann die erste Frische und Rezeptionslust der Lernenden für diesen Gegenstand verloren ginge, daß demselben die volle Autorität von Lehrer und Schule fehlen würde, daß die öffentliche Controle des Lehrers, ob die Gesundheitslehren auch befolgt werden, wegfiele, daß endlich diese Lehre zu einer Zeit der Jugend entgegengebracht würde, wo schlechte Gewöhnung, Vorurtheil und Lässigkeit erfahrungsmäßig allen vernünftigen und natürlichen Anforderungen gegenüber schon eine sehr erhebliche Stärkung erfahren haben.

Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Daß andrerseits die Entwicklungsjahre besonderer Beachtung bedürfen, ist bereits anerkannt; Fortbildungsschulen und höhere Klassen müßten also unbedingt auch für diesen Gegenstand in Anspruch genommen werden.

Ständen aber auch alle diese maßgebenden Bedenken jenem Einwande nicht gegenüber, so könnte ich demselben doch nur eine untergeordnete Berechtigung zuerkennen, indem ein volles Erfassen

der hygieinischen Lehre, um von Physik und Chemie einmal abzusehen, weit wirksamer von der Physiologie als der Anatomie angebahnt wird, daß aber die Physiologie frühestens auf der obersten Stufe höherer Lehranstalten herangezogen werden könnte, wird auch der zugeben, der mit der trefflichen Schrift Huxley's und deren deutscher Bearbeitung bekannt ist. Hier wäre das Bessere der Feind des Guten.

Es soll nun versucht werden, zu zeigen, wie ich mir die Auswahl und Gruppirung event. auch die Fassung des Stoffes denke. Freilich geht es mir dabei wie Laelius bei Cicero: agamus pingui Minerva.

Da nach dem früher Gesagten die Kernpunkte der ganzen Lehre in der Zeit vom 6. bis 14. Lebensjahre vorgebracht und durch unausgesetzte Controle des Lehrers in Fleisch und Blut übergeführt werden müssen, so würde ein katechismusartiger Leitfaden für diese Altersstufe so abzufassen sein, daß die Hauptsätze in gesperrter Schrift dargestellt werden. Diesen würden, wo dies zulässig erscheint, kurze Begründungen zugefügt. In eckige Klammern würden etwa die Ausführungen der Hauptsätze zu stellen sein, welche bei einer späteren Repetition oder Erweiterung dieser Lehre in den Fortbildungsschulen resp. den Klassen Unter-Tertia bis einschließlich Unter-Sekunda vorzubringen wären. Ein kurzes Handbuch von ungefähr 120 Seiten 8. im Preis von ca. 1 Mk. müßte das nothwendige Material nebst einzelnen physiologischen Begründungen und Hinweisen für die Lehrer und die Schüler der obersten Klassen enthalten. Von diesem Handbuch will ich hier absehen. Den Stoff für den Katechismus würde ich in 7 Hauptstücke vertheilen und zwar in

1. Hauptstück: Von der Reinlichkeit.
2. „ „ Vom Athmen und Schlafen.
3. „ „ Vom Sehen und Hören.
4. „ „ Von der Nahrung.

5. Hauptstück: Von der Bewegung.
6. „ „ Von der Kleidung.
7. „ „ Von der Wohnung.

Das erste und zweite Hauptstück würden etwa vom 6. bis 10. Lebensjahre, die übrigen in den folgenden Schuljahren zu behandeln sein.

Von der Gesundheit.

Es ist besser, Einer sei arm und dabei frisch und gesund, als reich und ungesund. Gesund und frisch sein ist besser, als Gold, und ein gesunder Leib ist besser, als großes Gut. (Sirach 30, V. 14 u. 15.)

Erstes Hauptstück.

Von der Reinlichkeit.

Wisset Ihr nicht, daß Euer Leib ein Tempel Gottes ist?

Jeden Morgen oder Abend muß Gesicht, Hals, Brust, Arme und Hände gewaschen werden; noch besser ist es, wenn der ganze Körper täglich abgewaschen und abgerieben werden kann.

Warum?

Weil die Haut des ganzen Körpers außer Schweiß auch Talg und trockne Schuppen absondert.

Wird dieser Hautschmutz nicht fortwährend mit Wasser und Seife beseitigt, so verstopfen sich die kleinen Oeffnungen der Haut, durch welche die Wärme des Körpers geregelt wird wie bei einem Ofen durch Zug- und Klappen-Einrichtung.

Wer also die nothwendige, tägliche Reinigung der Haut ver-

säumt, verdirbt nach und nach sein ganzes Wohlbefinden, indem er seinen ganzen Körper anstatt mit einer reinen und kräftigen, mit einer schmutzigen und schwachen Bedeckung umgibt.

Jeden Tag ein Bad, aber nicht wärmer als 26 Grad R., zu nehmen, ist das Beste.

Im Sommer muß jeden Tag gebadet und geschwommen werden.

Länger als eine Viertelstunde soll Niemand im Wasser bleiben.

Vor dem Baden darf man nicht gegessen haben. Das lange Sichabkühlen in nacktem Zustand bringt viele Erkältungen mit sich; deshalb ist langsam zum Bade gehen und langsam sich auskleiden erforderlich.

Nach jedem Bade, wie nach jeder Waschung muß die Haut trocken gerieben werden.

Nach dem Bade ist tüchtige Bewegung gut, das Schwitzen dabei aber zu vermeiden.

Warme Fußbäder sind meist schädlich und bewirken im Alter oft Krankheiten.

Wer nicht durch Kopfwaschungen den Haarboden reinhält, oder wer die Haare zu fest bindet, oder zu hart bürstet und unvorsichtig kämmt, wird seine Haare nach und nach verderben und verlieren, oder Krankheiten der Kopfhaut hervorrufen.

Jeden Morgen müssen die Zähne und das Zahnfleisch mit einer Bürste und nicht zu kaltem Wasser oder Spiritus gereinigt werden, und zwar die Zähne an allen drei Seiten und wo möglich in der Richtung von oben nach unten oder umgekehrt.

Hände und Nägel müssen mehrmals täglich gereinigt werden.

Die Füße erfordern, namentlich zwischen den Zehen, häufige Waschung. Die Fuß-Nägel müssen nach der Mitte tiefer ge-

schnitten werden als an den beiden Enden, dann wachsen sie niemals ein.

Zweites Hauptstück.

Vom Athmen und Schlafen.

Athme durch die Nase, nie durch den Mund.

Warum?

Wir leben von Nahrungsmitteln und der eingesogenen Luft. Jene gehen durch den Mund in den Magen; diese geht durch die Hautporen und die Nase in die Lungen. In dem Mund werden die Magen-Speisen durch Zerkleinern und Befeuchten mit Speichel genießbar gemacht. In der Nase wird die Lungenspeise von Unreinlichkeiten, wie Staub u. dgl., durch die Nasenhaare befreit; in dem muschelförmigen Gang bis zum Munde befeuchtet und erwärmt, also für die Lunge verdaulich gemacht.

Wer also durch den Mund athmet, ruft Halskrankheiten hervor und führt dem Erhalter des menschlichen Körpers, der Lunge, ungesunde Nahrung zu.

Damit die Lunge nicht hungern muß, darf man nicht nach vorne gebeugt und krumm sitzen.

Deshalb muß man auch in frischer Luft tiefe Athemzüge schöpfen.

Im Freien oder am offenen Fenster muß man öfter am Tage mehrmals tief aufathmen, am besten nachdem man die Hände über dem Kopf gefaltet hat; dann kann die Lunge thätig und gesund bleiben.

Damit sich unser Körper ausruhe, haben wir Schlaf nothwendig und die Nacht ist die dafür bestimmte Zeit.

Acht bis neun Stunden sollt Ihr schlafen, aber nicht auf Federn, sondern auf Stroh oder Matratzen. Regelmäßig muß man zu Bette gehen und 1—2 Stun-

den nach dem Abendessen. Man muß immer mit geschlossenem Munde schlafen.

In einem ganz kalten Zimmer zu schlafen ist nicht zuträglich.

Drittes Hauptstück.

Vom Sehen und Hören.

Augen und Ohr müssen durch tägliche Waschungen rein gehalten werden.

Entzündungen, welche häufig die Folge von Unreinlichkeiten sind, können sogar Blindheit und Taubheit veranlassen.

Zur Reinigung des inneren Ohres vom Ohrenschmalz dürfen keine spitzen Gegenstände, wie Nadeln und dergl. benutzt, auch darf überhaupt beim Reinigen kein Gegenstand weiter als fingerbreit in das Innere eingeführt werden.

Ziehen am äußeren Ohr und Schlagen auf dasselbe können leicht das Gehör verletzen. Wenn einem ein Thierchen oder sonst etwas in's Ohr gekommen ist, so träufelt man Oel oder Wasser in's Ohr, um jenes wieder zu entfernen.

Das Auge wird verdorben, wenn man den Kopf zu sehr nach vorn neigt bei Lesen und Schreiben, oder wenn Du in der Dämmerung oder bei schlechter Beleuchtung liest.

Das Auge darf nicht zu lange beim Lesen und Schreiben angestrengt werden; beim Spazierengehen und Spielen, besonders mit dem Ball, wird es wieder gestärkt.

Durch überstarkes und grelles Licht wird die Sehkraft des Auges geschwächt.

Beim Lesen muß man sich so setzen, daß das Licht auf die Buchstaben fällt, auch hält man das Buch am besten so, daß es mit dem Tisch einen spitzen Winkel bildet.

Beim Schreiben muß man darauf achten, daß das Licht von links kommt.

Man muß öfter versuchen, nur mit einem Auge zu lesen.

Findest Du, daß Du mit einem Auge nicht so gut oder gar nicht lesen kannst, so sagst Du das sogleich Deinen Eltern und Lehrern.

Ehe man eine Brille kauft, muß man den Arzt fragen.

Viertes Hauptstück.

Von der Nahrung.

Mein Kind, prüfe, was Deinem Leibe gesund ist; und siehe, was ihm ungesund ist, das gib ihm nicht. Denn Allerlei dient nicht Jedermann, so mag auch nicht Jedermann Allerlei. (Sirach 38, 30 u. 31.)

Wie ein Ofen nur brennen kann, wenn er Zug hat und Holz oder Kohlen zugeführt erhält, so kann der Mensch nur leben, wenn ihm Luft und Nahrungsmittel zugeführt werden.

Der menschliche Körper wird vornehmlich durch die Arbeit der Lunge und des Magens erhalten.

Die Lunge wird durch Athmen gespeist, der Magen durch Essen und Trinken. Der Körper kann aber hierdurch nur erhalten werden, wenn die Nahrungsmittel gut und verdaulich sind.

Jeder muß deshalb sorgen, daß er als Lungenspeise frische Luft, als Magenspeise für ihn Verdauliches einführt.

Weshalb ernähren wir uns?

Damit unser Körper wachsen, erhalten und zur Arbeit tauglich gemacht werden kann.

Mit was ernähren wir uns?

Unser Körper ist zusammengesetzt aus Sauerstoff der

Luft, Wasser, eiweißartigen Substanzen, Fetten und Aschenbestandtheilen.

Von allen diesen Stoffen werden täglich dadurch, daß wir leben und arbeiten, große Mengen verbraucht und ausgesondert. Deshalb müssen diese wieder ersetzt werden durch Stoffe derselben Art, welche durch die Werkzeuge unseres Körpers aufgenommen und verarbeitet werden können.

Das wichtigste Nahrungsmittel aller lebendigen Geschöpfe, von welchem wir alle 24 Stunden durchschnittlich 9000 Liter verbrauchen, ist der Sauerstoff der Luft.

Da derselbe aber in hinreichendem Maße nur in frischer, reiner Luft vorhanden ist, so muß Jeder darauf bedacht sein, möglichst viel von diesem nöthigsten und billigsten Nahrungsmittel zu genießen.

Viele Menschen in einem Zimmer verbrauchen den Sauerstoff der Luft sehr schnell und machen die Luft immer unverdaulicher durch das Ausathmen der Kohlensäure.

Alle Bäume und Pflanzen leben von Kohlensäure und athmen bei Tage Sauerstoff aus; sie versorgen uns also mit dieser Nahrung und das Zusammenleben mit ihnen ist uns nützlich und nothwendig.

Das wichtigste Nahrungsmittel nächst der Luft ist das Wasser, da unser Körper zu ungefähr drei Vierteln aus Wasser besteht.

Durch Ausleerungen, Schweiß und Athem werden durchschnittlich täglich 3 Liter Wasser aus dem Körper ausgeschieden.

Ein Theil dieses Verlustes wird durch die festen Nahrungsmittel ersetzt, welche alle mehr oder weniger Wasser enthalten; das meiste aber müssen wir durch Wassertrinken wieder in den Körper bringen.

Deshalb müssen wir auf das Sorgfältigste darauf bedacht sein, daß wir gutes Wasser trinken.

Gut ist aber ein Wasser erstens, wenn es frisch ist, denn dann schmeckt es am besten und ist am leichtesten verdaulich.

Zu kaltes Wasser kann für Jeden gefährlich werden, der in Schweiß gerathen ist.

Wer erhitzt ist, trinke nur in ganz kleinen Schlückchen, oder durch einen Halm oder ein Röhrchen frisches Wasser.

Deshalb kann auch der Hund bei größter Erhitzung kaltes Wasser trinken, denn er kann nur wenig auf einmal lecken.

Laues Wasser verdirbt den Magen und veranlaßt oft Uebelkeit.

Warmes Wasser ist ein Schweiß treibendes Mittel und hat nicht selten Erkältungen zur Folge.

Im Sommer ist es besser, Wasser zu trinken, welches schon einige Zeit in einem Gefäße gestanden hat, denn dieses löscht den Durst besser als das eiskalte Wasser.

Das Wasser muß klar, geruch- und farblos sein.

[Trübes Wasser ist gesundheitsgefährlich, wenn es nicht vorher gereinigt ist, was auf folgende Weise geschehen kann[4]):

„Man schöpft das Trinkwasser in eine große Tonne und hängt in dieselbe, anfangs mit Steinen beschwert, einen Korb in der Form und Größe eines gewöhnlichen Kehrichtkorbes, welcher aus groben geschälten Weidenzweigen geflochten ist, und der, bevor er in das Wasserfaß kommt, auf seiner Außenseite mit grober Segelleinwand mehrfach umzogen wird, oder mit Filz, oder den man bei einem Filzmacher mit Filz umspinnen läßt. In das Wasserfaß sowohl als in den Korb wirft man grobes Pulver aus frisch geglühten Holzkohlen, etwa eine Querhand hoch. Das im Wasserfasse befindliche Wasser läßt nun einen Theil seiner Verunreinigungen zu Boden fallen und dringt durch seinen Seitendruck von oben und unten durch den Filz hindurch in den Korb ein, wird durch den Filz filtrirt und durch das Kohlenpulver bereits gereinigt. Für eine Menge Zwecke der Haushaltung genügt schon

dieses nur oberflächlich gereinigte Wasser, welches man direkt aus dem Korbe ausschöpfen kann. Da dasselbe jedoch noch übel roch und noch immer einige Beimengungen hatte, so wurde das zum Trinken bestimmte nochmals gefiltert und zwar in folgender Weise. Ein großer Steintopf, aus hartgebranntem Ton bereitet, wie man ihn auf dem Lande zum Einlegen der Butter verwendet, wurde in einen Filter umgewandelt, indem man den Boden des Topfes zum größten Theil ausschlug und einen Deckel aus feinem Korbgeflecht innen auf den Boden legte, dann eine Schicht groben Kohlenpulvers, hierauf eine Schicht feineren Kohlenpulvers, dann eine Schicht Sand und oben auf wieder Kohlenpulver streute. Jede dieser Schichten war ungefähr von der Stärke eines Querfingers. Auf die oberste Kohlenpulverschicht kam wieder ein locker geflochtener Korbdeckel. Dieser so zubereitete Filtertopf wurde in einen zweiten, etwas weiteren Topf derselben Größe so eingesetzt, daß man mit einem Schöpfgefäße noch in den anderen Topf gelangen konnte, und eine leichte Decke aus Leinwand das Hineinfallen von Staub oder Ungeziefer in das Wasser hinderte. In den Filter gießt man entweder das zu reinigende Wasser mit Schöpfgefäßen oder man bringt denselben in der Nähe des ersten filtrirenden Fasses an und läßt mittelst eines Hebers die Flüssigkeit (aus dem Korbe) regelmäßig überströmen."]

Das Trinkwasser muß einen ganz schwachen, angenehmen Geschmack haben; ein stark bemerkbarer oder unangenehmer Geschmack zeigt, daß das Wasser ungesund ist.

Wasser, welches keine Luft enthält, wie Regen- und Schneewasser, schmeckt fade und verdaut sich schlecht.

In gutem Trinkwasser müssen sich die Hülsenfrüchte weich kochen lassen, Seife muß in demselben stark schäumen.

Schädlich ist das Trinkwasser, welches thierische und pflanzliche Stoffe enthält. Läßt man solches wenige Stunden in einem

Gefäße stehen, so bekommt es einen Bodensatz, der nach einigen Tagen einen fauligen Geruch annimmt.

Das beste Trinkwasser ist das Quellwasser.

Flußwasser ist meistens unrein.

Teichwasser, sowie dasjenige aus Mooren, Sümpfen, Pfützen darf durchaus nicht getrunken werden.

Brunnenwasser ist nur dann gesund, wenn die Brunnen nicht zu nahe an Dunggruben, Kloaken und Ställen angelegt sind; wenn sie tief gebohrt und ihre Umgebungen vor jeder Verunreinigung gesichert werden.

Schlechtes Wasser kann durch Kochen zur Noth trinkbar gemacht werden.

Nur durch Wasserleitungen kann überall gutes Wasser geschafft werden.

Zuckerwasser, besonders zur Abkühlung, zu trinken, ist verkehrt, denn wegen des darin erhaltenen Zuckers erhitzt es. — Sowie Luft und Wasser täglich von unserem Körper verbraucht, ausgeschieden und wieder ersetzt werden müssen, so geschieht dies auch mit den übrigen Bestandtheilen unseres Körpers, namentlich mit den Eiweiß- und Fettsubstanzen.

Alle diese Ersatzmittel heißen Nahrungsstoffe; die Nahrungsstoffe sind aber sehr verschieden nach ihrem Nahrungswerthe.

Eins der besten Nahrungsmittel ist die Milch, denn sie enthält ungefähr alle Bestandtheile, welche der Mensch zu seiner Ernährung bedarf.

Milch soll nur gekocht getrunken werden, damit keine Krankheitsstoffe durch den Genuß auf den Menschen übertragen werden können.

Käse, namentlich der ganz frische Quark, ist nahrhafter als Fleisch, ist aber nur dann leicht verdaulich, wenn er noch nicht alt und scharf geworden ist.

Ein gesundes und ziemlich nahrhaftes Getränk ist die Buttermilch.

Butter auf Brod genossen ist ein gutes Nahrungsmittel, zu leichter Verdauung trinke man ein Glas Wasser dazu oder danach.

Die Nahrungsmittel sind nicht allein zum Ersatz des täglichen Körper-Verbrauchs nöthig, sondern auch zur Erhaltung der Körperwärme.

Die Eiweißstoffe liefern jenen Ersatz für die Erwachsenen und für die Jugend die Stoffe zum Wachsen.

Zur Erhaltung der Körperwärme sind Fette und Zucker nothwendig.

Nahrungsstoffe, welche beiden Zwecken genügen, sind die besten; sie müssen aber nicht blos nahrhaft, sondern auch verdaulich sein.

Je schneller und leichter der Nahrungsstoff aus dem Magen in's Blut übergeführt wird, desto verdaulicher ist er.

Je mehr Eiweiß und Fette ein Nahrungsstoff enthält, desto nahrhafter ist er.

Von dem Fleisch, wie man es vom Metzger erhält, ist gewöhnlich beinahe ein Viertel ungenießbar, da dasselbe aus Knochen, Knorpel, Sehnen u. s. w. besteht. Das Genießbare ist zum größten Theil eigentliches Fleisch und zum geringen Theil Fett.

Das Fleisch enthält meist zwei Drittel Wasser.

Das Fleisch ganz junger Thiere ist weniger nahrhaft; dasjenige ganz alter ist zäh und wenig verdaulich.

Die wilden Thiere, das Wildpret, liefern das nahrhafteste und verdaulichste Fleisch.

Sehr nahrhaft und leicht verdaulich ist das wilde und zahme Geflügel.

Sehr nahrhaft, aber schwer verdaulich ist das fette Fleisch der Gans, Ente und anderer Wasservögel.

Das Fleisch gemästeter Ochsen ist um 1/10 nahrhafter und mehr werth als das ungemästeter Rinder, denn es enthält 1/10 weniger Wasser.

Ochsen- und Rindfleisch sind am nahrhaftesten und leichtverdaulichsten. Lenden- und Rückenstück sind die besten.

Kalbfleisch ist weniger nahrhaft und wird schwerer verdaut, weil es wegen seiner Weichheit den Zähnen beim Kauen ausweicht.

Während die Verdauung des Rindfleisches nur gegen drei Stunden dauert, braucht man in der Regel 4—5 Stunden, um Kalbfleisch zu verdauen.

Hammelfleisch ist eine leichtere Nahrung als Rindfleisch, und gut für Ruhigsitzende, Frauen und Kranke. Das beste Stück ist die Keule, dann das Schulterstück. Die Verdauung dauert 3—4 Stunden.

Das Ziegenfleisch ist viel kräftiger, schmeckt aber auch strenger.

Das Schweinefleisch ist wegen seines großen Fettgehaltes weniger nahrhaft; es ist aber auch schwerer verdaulich, weil es härtere Fasern hat. Um gebratenes Schweinefleisch zu verdauen braucht man gewöhnlich 5—5½ Stunden.

Pferdefleisch ist nahrhafter als Ochsenfleisch.

Gehirn und Leber sind nahrhaft, aber nicht sehr leicht verdaulich; sehr nahrhaft und sehr leicht zu verdauen sind die Kalbsbröschen oder sogenannte Kalbsmilch.

Das Fleisch roh zu genießen ist wegen Trichinen, Finnen u. s. w. gesundheitsgefährlich.

Am schmackhaftesten, nahrhaftesten und verdaulichsten ist das gebratene Fleisch.

Die Fleischbrühe enthält in der Regel wenig Nahrungsstoff; regt aber in besonders günstiger Weise die Verdauung an[5]).

[„Bei der Zubereitung des Fleisches hat die Hausfrau zu bedenken, ob sie Fleischbrühe oder Eßfleisch gewinnen will. Zur Bereitung der Fleischbrühe wird das Fleisch zerkleinert, mit kaltem Wasser, Wurzeln ohne Salz zugesetzt, langsam in das Kochen gebracht und lange im Kochen erhalten; der Wohlgeschmack der Fleischbrühe steigert sich, wenn man verschiedene Fleischsorten, auch Fisch und geräuchertes Fleisch, zusammen kocht. Zur Bereitung des Kochfleisches muß man das nöthige Wasser nebst Wurzelwerk, Gewürz und Salz in einem Topfe zum Sieden bringen, und erst wenn es wallt, das möglichst unzerkleinerte Fleischstück in das kochende Wasser thun, damit die Siedehitze überall auf die Oberfläche des Fleisches einwirkt, daselbst alle gerinnbaren Eiweißstoffe gerinnen macht und durch sie einen Verschluß für alle Adern und Kanäle, in denen der Fleischsaft sich befindet, herstellt. Ist das Fleisch 15—20 Minuten der Hitze des wallenden Wassers ausgesetzt gewesen, so entfernt man den Topf von der stärksten Hitze und läßt das Fleisch bei mäßigem Feuer noch eine bis zwei Stunden lang „ziehen"; dann ist das Kochfleisch dem Braten ähnlich, in der Mitte des Stückes ist der größte Theil des Fleischsaftes noch ungeronnen, und die Speise ist saftig und schmackhaft, — dann aber hat man eine nur dünne, nicht sehr kräftige Bouillon gewonnen, welche jedoch zum Bereiten der Gemüse und für Suppen mit grünen Kräutern nebst Ei vollständig ausreicht. Man kann nur entweder gutes Kochfleisch oder gute Bouillon von einem und demselben Fleischstücke erhalten, weil die Nährstoffe sich unter beide Speisen vertheilen, entweder ist das Fleisch ausgekocht und halb ungenießbar, und dann ist die Fleischbrühe kräftig nährend, oder das Fleisch ist schmackhaft und nährend, und dann ist die Brühe dünn."]

Wenn durch langes Kochen- oder Stehenlassen der feine

Geruch der Fleischbrühe verdunstet, so verliert sie damit die wichtigste Eigenschaft zur Vorbereitung des Magens für die Verdauung.

Durch das Einsalzen verliert das Fleisch etwas von seinem Nahrungswerth und seiner Verdaulichkeit.

Geräuchertes Fleisch verliert nichts und wird von Manchen besser vertragen als frisches Fleisch.

Das Fischfleisch steht dem anderen Fleisch etwas nach, weil es einen größeren Wassergehalt hat. Rothblütige Fische, wie der Lachs, stehen an Nahrungswerth etwa dem Rindfleisch gleich.

Krebse, Schnecken und besonders Austern sind sehr nahrhaft und leicht verdaulich; sind aber, ähnlich wie Wildpret und Geflügel, im Verhältniß zu ihrem Nahrungswerthe noch zu theuer.

Der Hummer ist sehr schwer verdaulich.

Die Eier sind ein vorzügliches Nahrungsmittel. Roh und weich gesotten sind sie am leichtesten verdaulich. Ist das Weiße hart gekocht, so kann es nur durch sehr sorgfältiges Kauen verdaulich gemacht werden. Eierspeisen, mit Mehl und Fett bereitet, sind sehr schwer verdaulich.

[Um zu erkennen, ob ein Ei frisch ist, bringt man es in 1 Liter Wasser, in welchem 1/4 Pfund Salz aufgelöst ist. Ist das Ei 1 Tag alt, so sinkt es zu Boden; ist es 3 Tage alt, so fängt es im Wasser an zu schwimmen; nach 5 Tagen bleibt es auf der Oberfläche. — Man kann Eier leicht wochenlang aufheben, indem man sie in mit Löchern versehenen Mulden in einer dunklen Ecke des Zimmers, auf die Spitze gestellt, aufbewahrt und täglich umwendet.]

Auf 100 Theile kommen[6])

bei Ochsenfleisch	auf Wasser:	auf Eiweiß:	auf Fett:
mager	75,9	21,9	0,9
fett	65,5	16,2	14,5

bei	auf Wasser:	auf Eiweiß:	auf Fett:
Kalbfleisch	78,0	15,3	1,3
Schweinefleisch	64,0	14,0	17,0
Hammelfleisch	72,9	14,5	9,0
Wildpret	77,0	18,0	1,0
Hühnerfleisch	77,3	17,5	1,4
Taubenfleisch	76,0	18,5	1,0
Entenfleisch	71,8	20,4	2,3
Karpfen	79,8	13,6	1,1
Hecht	77,5	15,6	0,6
Lachs	77,5	13	5
Aal	62	12	24
Häring (gesalzen)	48,9	17,5	12,7
Sardellen	46	36	10
Stockfisch	47	31,5	0,4
Schinken (geräuchert)	—	30	32
Pökelrindfleisch	49	19,6	10,3
Speck (geräuchert)	3,7	1,7	94,5
Rindsleber	56	16,3	3,2
Blut	79,3	19,4	0,2
Eier	74,7	13,1	10,4
Kuhmilch	87	4,0	3,6
abgerahmt	90	4	0,5
Buttermilch	90,3	3,4	1,0
Butter	12,0	0,3	86,7
Quark-Käse	44	44,8	6,3
Schweizer-Käse	40	35	24
Holländer-Käse	41,41	4,10	25
Chester-Käse	30,39	5,56	25,41
Neufchateller-Käse	61,87	2,18	18,74

Aus dem Pflanzenreich sind die bei Weitem nahrhaftesten Früchte die Linsen, Erbsen und Bohnen, welche an Nahrungswerth den besten Fleischsorten gleichstehen, aber schwerer verdaulich sind.

Sie dürfen nur ganz weich gekocht oder nach Entfernung der Hülsen gegessen werden.

Den Hülsenfrüchten stehen die verschiedenen Getreidearten an Nährwerth nach.

Das aus ihnen bereitete Brod ist ein wichtiges Nahrungsmittel.

Gutes Brod muß gehörig aufgegangen, locker und gut ausgebacken sein und im Innern viel kleine Augen haben.

Brod, welches Wasserstreifen hat, ist unverdaulich.

Ganz frisches Brod ist schwer verdaulich, weil es schwer zu kauen ist.

Saures Brod ist schwer verdaulich und schlecht schmeckend.

Weizenbrod ist nahrhafter und verdaulicher als Roggenbrod.

Je feiner das zum Brod verwandte Mehl ist, desto weniger nahrhaft ist es; also ist Schwarzbrod besser als Weißbrod.

Das nahrhafteste und verdaulichste ist das von Schrotmehl gebackene, weil es die nahrhaften Kleientheile enthält.

Die Rinde des Brodes ist, besonders wenn sie mit Wasser angefeuchtet wird, leichter verdaulich, also auch nahrhafter als die Krume.

Brod soll zu jeder Mahlzeit reichlich genossen werden, weil es, mit dem Speisebrei im Munde gemischt, die Verdauungsarbeit erleichtert.

Die Kartoffeln enthalten sehr wenig Nahrungsstoff, müssen also zur Sättigung und Erhaltung des Menschen in zu großen Massen gegessen werden.

Ganz besonders schädlich wirkt allzu großer Kartoffelgenuß auf Kinder.

Die grünen Gemüse enthalten ebenfalls wenig Nahrungsstoff und sollten immer mit Brod genossen werden. Die Wurzelgemüse haben den geringsten Werth.

Obst enthält ebenfalls wenig Nahrungsstoff, wirkt aber, wenn es gut und reif ist, sehr anregend und erfrischend.

Unreifes Obst ist unverdaulich und schadet der Gesundheit.

Auf 100 Theile kommen bei

	Wasser:	Eiweiß:	auf Fett:	Stärke, Zucker 2c.:
Gerstenmehl	11,8	4,7	2	83,3
Hafermehl	14	14,5	6	63,4
Roggenmehl	15	8	2	71
Weizenmehl	15	10,8	2	—
Mais	14	11	7	67
Reis	13	6,3	0,7	79
Hirse	14	10	2,6	72
Schwarzbrod	36,3	8,5	1,3	52,5
Weißbrod	36,5	7	0,5	55,5
Erbsen	14,3	22,5	2,5	58,2
Bohnen (weiße)	14,5	24,5	2,0	55,6
Linsen	14,5	26	2	55
Saubohnen	14,5	25	1,3	56
Grüne Erbsen	80,0	6,1	0,4	12,4
„ Bohnen	91	2	0,2	6,2
Weißkraut	90	1,5	0,3	71
Sauerkraut	93,5	1	0,2	4,6
Blumenkohl	90	2	0,6	6,6
Kartoffeln	75	2,1	0,2	22

bei	auf			
	Wasser:	Eiweiß:	Fett:	Stärke, Zucker ꝛc.:
Mohrrüben	83	1,3	0,2	14,5
Trauben	79,8	0,8	0,5	13,8
Aepfel	84,5	0,3	—	14,9
Birnen	80,0	0,3	—	19,2
gedörrt	22,0	1,2	—	74,9
Pflaumen	80,8	0,4	—	2,9

Da es bei dem Genuß der Nahrungsmittel nicht bloß auf den Nahrungswerth, sondern auch auf die Verdaulichkeit derselben ankommt, so muß man im Allgemeinen merken, daß die Nahrungsstoffe aus dem Thierreich denjenigen aus dem Pflanzenreich vorzuziehen sind, denn sie sind verdaulicher.

Wie die ganze Thätigkeit unseres Körpers unter dem Einfluß der Nerven steht, so werden auch die Bewegungen der Verdauungsorgane und die Absonderung des zur Verdauung nöthigen Speichels und Magensaftes durch die Thätigkeit der Nerven veranlaßt.

Die Verdauungsnerven sind also gleichsam die Hilfstruppen des Magens, welche von unserem Geschmackssinn kommandirt werden.

Je mehr ein Nahrungsmittel unserem Geschmack zusagt, mit um so größerer Bereitwilligkeit wird er durch die Nerven die Verdauung unterstützen.

Außer durch Gemüse, Obst u. s. w. wird unser Geschmack durch die Gewürze erregt.

Das nothwendigste und verbreitetste ist das Salz, ohne dessen Genuß kein Wesen leben kann.

Hierher gehören auch Zwiebeln, Meerrettig, Senf, Zucker, die Säuren, besonders Essig, Pfeffer u. s. w., welche alle aber nur sehr mäßig genossen werden dürfen.

Auch unser Geruchssinn hilft bei der Verdauung mit, indem durch den angenehmen Geruch der Speisen die Verdauungsnerven erregt werden.

Viele wollen auch den Tabak hierher rechnen. Er enthält ein schnell tödtendes Gift, das „Nicotin", in geringer Menge.

Wenn auch Erwachsene ohne Schaden Tabak mäßig genießen können, so genießen ihn Heranwachsende immer mit Schaden.

In der Jugend sollte also Niemand rauchen, der seine Gesundheit nicht auf's Spiel setzen will. —

Diejenigen Stoffe, namentlich Getränke, welche unser ganzes Nervensystem nebst dem Gehirn erregen, nennt man Genußmittel.

Dies sind vornehmlich: Wein, Bier, Branntwein, Thee, Kaffee und Chokolade.

In den gegohrenen Getränken: Wein, Apfelwein, Bier und Branntwein ist der Alkohol das Hauptreizmittel der Nerven.

Im Branntwein sind 50—60 Theile Alkohol, in leichten Weißweinen 6 Theile; die schwereren Weine enthalten bis zu 19, die südlichen bis 26, die sogenannten Portweine bis 42 Theile Alkohol. Im Aepfelwein sind 5—7, in Dünnbier 1—2, in bairischem Bier 3—5, in Porter 4—7, in Ale 8—9 Theile Alkohol enthalten.

Während leichte Weine, Biere und Aepfelweine mäßig genossen die Verdauung befördern und angenehm erregend wirken, sind die Branntweine wegen ihres zu großen Alkoholgehaltes regelmäßig genossen dem Körper schädlich.

Nur bei kräftigen Männern, welche viel im Freien ar-

beiten oder sich bewegen und schwere, namentlich fette Speisen zu sich nehmen, kann ein sehr mäßiger Genuß nicht schädlich, zuweilen günstig wirken.

Allen Heranwachsenden ist der Branntwein immer schädlich.

Der Branntwein erwärmt den menschlichen Körper nicht, sondern treibt nur vorübergehend mehr Blut in die Haut.

Auf dieses augenblickliche Wärmegefühl folgt bald ein Gefühl der Kälte, weil durch die starke Wirkung des Alkohols das Blut nach außen getrieben worden ist und hierdurch unser Körper sehr viel mehr Wärme an die Außenwelt verloren hat.

Nur warm gekleidete und gut genährte Menschen kann der Alkohol dauernd erwärmen.

Namentlich für schlecht gekleidete und genährte Menschen ist also der Branntwein schädlich, weil er einen dürftigen Körperhaushalt sehr schnell zu Grunde richtet.

Wein und Bier im Uebermaß genossen wirken ebenso verderblich wie der Branntwein.

Kinder und Alle, die noch im Wachsen sind, dürfen nur sehr mäßig und keinenfalls regelmäßig Bier oder Wein genießen.

Bier hat etwas Nahrungswerth und wirkt bei Vielen nervenstärkend.

Apfelwein ist namentlich vollsaftigen Menschen mit wenig Bewegung heilsam.

Thee wirkt auf Verdauen und Athmen fördernd ein; er darf also nur nach einer Hauptmahlzeit oder mit nahrhaften Speisen genossen werden; er reizt den Geist, wirkt gegen den Schlaf und paßt nur für Gutgenährte.

Kaffee vermindert die Hautthätigkeit und den Verlust der Körperwärme; er spart also Nahrung; deshalb ist er ein wichtiges Getränk für die Aermeren, für Jäger und Soldaten auf dem

Marsche. Zum Frühstück ist er, namentlich mit Milch versetzt, mehr zu empfehlen als Thee.

Die Wirkung des Kaffees wird unterstützt durch ächte Cichorie (von der Pflanze cichorium intybus).

Das nahrhafteste von allen diesen Getränken ist die Chokolade.

Auch diese Getränke sind regelmäßig und in starken Quantitäten genossen der Jugend schädlich.

Der Liebig'sche Fleischextract enthält weder Eiweiß noch Fett und Leim; ist also kein Nahrungs-, sondern ein Genußmittel.

Wie und wann sollen die Nahrungsmittel genossen werden?

Wir müssen solche Nahrung zu uns nehmen, welche alle fünf Hauptarten von Nahrungsstoffen, nämlich Eiweiß, Fette, Stärkemehl und Zucker, Salze und Wasser enthalten.

Fehlt eine dieser fünf Stoffarten in unserer Nahrung längere Zeit vollständig, so müssen wir verhungern.

Weil aber diese Stoffe leichter verdaulich sind, wenn sie in verschiedenen Speisen genommen werden, so ist es nöthig, in der Regel Fleisch, Gemüse, Brod und Butter (Fett) zu essen.

Harte und trockene Speisen müssen mit Fett und Flüssigkeit gegessen werden.

Brei soll immer wenigstens mit Brod genossen werden, denn seine Zähigkeit wird dem Magen sehr beschwerlich.

Ehe man eine Arbeit nicht vollendet hat, soll man keine neue anfangen.

Ehe der Magen nicht die eine Mahlzeit verdaut hat, soll

man ihn nicht mit einer neuen beschweren, sonst kann er seine volle Schuldigkeit nicht thun, belästigt den übrigen Körper und kann die zugeführten Nahrungsmittel nicht gehörig ausnutzen.

Da nach jeder Arbeit geruht wird, so soll auch dem Magen nach seiner Arbeit die nöthige Ruhe gegönnt werden.

Kinder und alte Leute sollen 5 mal des Tages essen: Morgens: Kaffee und Butterbrod. Vormittags: Brod mit einer Beilage, z. B. Obst. Mittagessen, Vesperbrod und Abendessen, also etwa um ½7, ½10, ½1, 4, 7.

Erwachsene essen 3 bis 4 mal.

Es würde viel besser und gesünder sein, während der Tagesarbeit nicht die Hauptmahlzeit zu sich zu nehmen, also dieselbe nicht Mittags um 12 oder 1, sondern Abends um 5 oder 6 einzunehmen.

Es ist sehr gut, eine halbe oder ganze Stunde nach jeder größeren Mahlzeit ein Glas Wasser zu trinken; sowie Morgens vor dem Kaffee und Abends vor dem zu Bette gehen, um den Bedarf für die Nacht zu decken.

Nach der Mahlzeit rohes Obst zu genießen taugt in der Regel nicht, da es die Verdauung weniger fördert als den Magen aufbläht.

Die Eßstunden müssen regelmäßig sein, denn die regelmäßig genossenen Speisen bekommen und schlagen besser an.

Niemand soll vom Spiel- oder Arbeitsplatz sogleich zu Tisch gehen; eine kurze Ruhe vor und nach der Hauptmahlzeit ist unbedingt erforderlich.

„Nach dem Essen soll man ruhn,
Eine Stunde gar nichts thun."

Die Abendmahlzeiten müssen leicht verdaulich und einfach, aber nicht einförmig sein und 1—2 Stunden vor dem zu Bette gehen eingenommen werden.

Man lebt nicht von dem, was man verspeist, sondern von dem, was man verdaut.

Mit dem Kauen beginnt die Verdauung, deshalb muß Alles sorgfältig mit den Zähnen zerkleinert werden.

Wer zu schnell ißt, wird schlecht verdauen.

Die Speisen dürfen nicht heiß, sondern müssen warm gegessen werden.

Ebenso sind eiskalte Speisen zu vermeiden.

Allzuvieles, namentlich sehr kaltes Trinken während des Essens schadet der Verdauung.

Da keine ordentliche Verdauung ohne die Zähne möglich ist, so muß namentlich für ihre Erhaltung gesorgt werden.

Jeden Morgen müssen sie nebst dem Zahnfleisch deshalb mit einer Bürste und etwas Spiritus geputzt und Mund und Gurgel mit Wasser ausgespült werden.

Die Zähne dürfen nicht zum Aufbeißen von Nüssen, Kernen u. s. w. gemißbraucht werden.

Im Genuß der Speisen muß immer abgewechselt werden, dann ist die Eßlust und Verdauung besser, und die Speisen werden besser ausgenutzt.

Aus Gewinnsucht werden viele Nahrungsmittel und Getränke gefälscht.

Wer sich nicht davor mit aller Aufmerksamkeit zu schützen sucht, wird um Geld und Gesundheit betrogen.

Wieviel sollen wir essen und trinken?

Alt und Jung, Groß und Klein können nicht gleich viel essen, und was dem Grobschmied schmeckt, ist des Schneiders Tod.

Jeder soll mit Maß seinen Hunger und Durst stillen, aber den Magen überfüllen taugt nicht.

(240)

Im Sprüchwort heißt's: Wenn 's Dir am beſten ſchmeckt, ſollſt Du aufhören; das heißt: Du ſollſt nicht ſo lange eſſen und trinken, bis nichts mehr in Dich geht.

Fünftes Hauptſtück.

Von der Bewegung.

Jede körperliche Bewegung unterſtützt die Verdauung.

Sie erhöht die Fähigkeit, Sauerſtoff in uns aufzunehmen.

Sie befördert den Umlauf des Blutes und den Stoffwechſel überhaupt.

Sie gibt unſerem Körper mehr Wärme.

Sie reinigt das Blut und erneuert unſeren Körper.

Sie befreit Nerven, Lunge, Gehirn u. ſ. w. von Druck und Schmerz.

Sie befördert die Eßluſt.

Sie erhöht unſere körperliche und geiſtige Arbeits-Luſt und Arbeits-Kraft.

Wer ſeine Werkzeuge nicht gebraucht, dem verroſten ſie.

Wer ſeine Glieder nicht übt, verdirbt ſich den Leib, das Gefäß und den Träger des Geiſtes.

Die Bewegung iſt alſo ſo nöthig wie die Nahrung.

Die Bewegungen dürfen nicht einſeitig ſein, ſondern müſſen die gleichmäßige Uebung des ganzen Körpers bezwecken.

Von den Spielen iſt namentlich das Ballſpielen zu empfehlen.

Jeder muß von Jugend auf turnen.

Die meiſten Uebungen müſſen ohne Geräth gemacht werden.

Alle dieſe Frei-Uebungen müſſen auf Kommando ausgeführt werden.[7])

[„Die auf Kommando ausgeführten Bewegungen wirken be-

ruhigend (entlastend) auf das Gehirn, nicht nur durch Anregung des Blutumlaufes, sondern mehr noch durch die vom Willens anstoß in Thätigkeit gesetzte Nervenleitung; völlig ruhiger, erquickender, traumloser Schlaf wird vorzugsweise durch die auf Kommando, mit bewußter Absicht, steter Aufmerksamkeit und im Takt ausgeführten Bewegungen gewonnen."]

Alle Uebungen müssen im Freien oder in einem luftigen, frischen Raum ausgeführt werden.

Zwischen allen Schulstunden sollt ihr körperliche Uebungen vornehmen.

Die Uebungen müssen immer bis zum Schwitzen fortgesetzt werden.

Dem Turnen muß eine angemessene Ruhe folgen.

Alle sollen von Jugend auf fleißig turnen, damit sie gesunde deutsche Männer und Frauen werden.

Jeder muß durch zeitiges und eifriges Turnen und Exerciren dafür sorgen, daß er als Erwachsener die Waffen tragen und das Vaterland vertheidigen kann.

Bei gutem Wetter müssen häufig Lauf- und Marsch-Uebungen gemacht werden.

Alle sollen Schwimmen lernen und sich zur Badezeit täglich darin üben.

Eine vorzügliche Uebung ist das Schlittschuhlaufen, das Alle üben sollten.

Fechten und Reiten sind ebenfalls gute Uebungen.

Wer zu Fuß oder zu Pferd sein Ziel erreichen kann, soll sich nicht fahren lassen.

Sechstes Hauptstück.

Von der Kleidung.

Das Blut ist der Wärmeerzeuger unseres Körpers; damit dieser nicht überheizt wird, ist die Haut da, welche den Wärmeüberschuß ausstrahlt.

Der warme Ofen gibt um so mehr Wärme an die Luft ab, je kälter diese ist; dieß würde auch bei unserem Körper der Fall sein, wenn immer gleich viel heißes Blut zur Haut zuströmte.

Aber unsere Hautadern, welche das Blut zuführen, erweitern sich, wenn unseren Körper eine größere Wärme umgibt, sie verengen sich, lassen also weniger Blut herzuströmen, wenn mehr Kälte auf die Haut einwirkt.

Um diese Schleusen unserer Körperwärme zu unterstützen, haben wir Kleidung und Wohnung.

Durch die Kleidung halten wir also die tägliche Wärme unseres Körpers, mit welcher man 30 Liter Wasser zum Sieden bringen könnte, so lange fest, bis die zwischen diesem und jener befindliche Luftschicht erwärmt ist; sie spart also Nahrung.

Diese Luftschicht wird durch die Ausdünstung des Körpers fortwährend verdorben; daher sind Kleidungsstücke, die den Luftwechsel ganz verhindern, schädlich und gefährlich.

Die Kleider geben die Wärme an die Luft ab und lassen neue Luft zur Verbesserung der inneren Luftschicht einströmen, wie dies bei den Thieren die Haare und Federn thun.

Da unsere Haut die Wärme an die feuchte Luft schneller abgibt, so müssen wir unseren Körper namentlich gegen die Naßkälte schützen.

So verschieden die Jahreszeiten in der Wärme sind, so verschieden sind die Stoffe im Warmhalten.

Die Wolle hält die Hautwärme am längsten fest, sie läßt

die äußere Luft am wenigsten zutreten, schützt also auch gegen übermäßige Hitze, sie widersetzt sich auch am meisten dem Durchdringen der äußeren Feuchtigkeit, sowie dem allzu schnellen Verdunsten des Schweißes, was leicht Erkältungen verursacht.

Allen diesen Eigenschaften entgegengesetzt verhält sich die Leinwand.

Der Wolle am ähnlichsten wirkt die Seide.

Zwischen den Wirkungen dieser und der Leinwand steht die Baumwolle.

Die Farben verhalten sich ebenfalls sehr verschieden gegen die Ausströmung der Körperwärme und die Aufnahme des Sonnenlichts. Wenn ein weißer Stoff hundert Wärmetheile auffaugt, saugt ein schwarzer 208, ein hellblauer 198, ein dunkelgrüner 168, ein rother 165, ein hellgrüner 155, ein dunkelgelber 140, ein blaßgelber 102 Wärmetheile auf.

Die Stoffe halten nicht desto wärmer, je fester sie gewebt sind, sondern die locker gewebten sind es, welche wärmer halten, weil die in ihren Maschen enthaltene Luft die Wärme nur schwer abgibt.

Deshalb halten auch mehrere dünne Kleider über einander wärmer als ein dickes, weil die einzelnen Luftschichten die Ausstrahlung der Wärme bedeutend verlangsamen.

Im Winter also soll man dunkle, wollene, nicht zu fest gewebte Stoffe, im Sommer helle, leinene oder baumwollene tragen.

Kleider, welche einen Körpertheil drücken, sind gesundheitsschädlich.

Wer verständig ist, wird sich nicht von der sogenannten Mode, sondern von seiner Gesundheit und seinen Verhältnissen die Stoffe und Formen seiner Kleidung bestimmen lassen.

Je fester die Kleider an den Körperformen anliegen, desto

schneller geben sie die Wärme ab, desto weniger warm halten sie also.

Nicht bloß zum Warmhalten, sondern auch der Reinlichkeit wegen müssen Unterkleider, besonders Unterbeinkleider getragen werden.

Kein Kleidungsstück soll man ununterbrochen 24 Stunden lang tragen, weil sich der größte Theil der Ausdünstung des Körpers in den Kleidern festsetzt, und dieser die Zeit zum Eintrocknen gegeben werden muß.

Also darf man nicht mit den Strümpfen zu Bett gehen; das Taghemd muß Abends durch ein Nachthemd ersetzt werden.

Da der Kopf stärker als die anderen Körpertheile erwärmt wird und außerdem von Natur durch Haare geschützt ist, so darf er in der Wohnung gar nicht, im Freien nur leicht bekleidet werden.

Wer sich daran gewöhnt, baarhaupt im Freien sich aufzuhalten, wird sich, wenn er sich nur gegen direkte Sonnenstrahlen schützt, sehr wohl dabei befinden.

Den Hals soll man nicht mit Tüchern u. s. w. umwickeln, oder durch steife Binden einzwängen; er muß frei sein.

Hemden trägt man am besten von Baumwolle.

Die Beinkleider sollen durch schmale elastische Träger über die Schulter, aber nicht durch Gürtel gehalten werden, da dieser die untere Brust, den Magen und überhaupt die Eingeweide drückt und am Athmen hindert.

Röcke und Westen trägt man am besten so, daß man sie über die Brust zuknöpfen kann.

Der Frack ist ein ebenso unpassendes und lächerliches Kleidungsstück als der hohe Hut.

Gummiröcke und -Schuhe haben den schlimmen Nachtheil, daß sie jede Ausdünstung verhindern.

Strumpfbänder sollen über dem Knie, oder nicht zu fest anliegend getragen werden.

Die Fußbekleidung soll breite Sohlen und keine zu hohe, kurze und spitze Absätze haben.

Jedes Kleidungsstück ist schädlich, welches einen Körpertheil, namentlich Hüfte und Hals, einschnürt; für das männliche Geschlecht ist die Einschnürung des Leibes sehr viel schädlicher, weil dieses vorzugsweise mit dem Zwerchfell und dem Unterleib athmet, während Mädchen und Frauen mit der Brust athmen.

Pelz sollen nur die Alten tragen, für die Jugend taugt er nichts, auch nicht zur Bedeckung der Hand, des Halses oder gar des Kopfes.

Wollene Jacken auf bloßem Leibe dürfen bloß Kranke und Greise tragen, oder solche, welche schlimmem Wetter häufig ausgesetzt sind.

Siebentes Hauptstück.

Von der Wohnung.

Wo Licht und Luft nicht hinkommen,
da kommt der Arzt hin.

Wie die Kleidung unsere Körperwärme reguliren und Nahrung sparen hilft, so thut dies auch die Wohnung.

Wie bei der Kleidung auf die Abfuhr der verbrauchten und die Zufuhr frischer Luft Bedacht zu nehmen ist, so ist also die Umkleidung, deren wir uns nur sehr selten entledigen, das Haus, noch sorgfältiger zu wählen und zu prüfen, ob es jenem Zweck völlig zu entsprechen vermag.

Wenn unsere Wohnung nicht gehörig athmen, Luft und Licht genießen kann, dann können auch wir es nicht.

Wer also für seine Wohnung nicht die fortwährende Zufuhr

von Sauerstoff und Licht trotz aller Schwierigkeiten und schlechter Gewohnheiten zu erreichen strebt, bringt sich und die Seinen aus Lässigkeit in die größte Gefahr.

Wer kein Haus beziehen kann, welches nach vier Seiten Luft und Licht hat, der sorge, daß dies wenigstens nach dem Hofe und der Straße der Fall ist.

Breite Straßen und Plätze, namentlich solche, welche Grasplätze und Bäume haben, sind gesünder als enge Straßen; diese werden noch feuchter und ungesünder durch Anpflanzung von Bäumen, weil diese die Luftströmung hindern.

Der gesündeste Theil einer Stadt ist der nach Westen gelegene.

Die feuchten Westwinde gehen tiefer als die trockenen Ostwinde und wehen die verbrauchte Straßenluft und die schlechten Ausdünstungen nach dem Osten der Stadt.

Beim Vertheilen der Wohnräume soll das geräumigste, nach Osten gelegene Zimmer zum Schlafzimmer genommen werden.

Wegen des frischen Luftzugs legt man auch die Küche am besten nach Osten.

Wohn- und Kinderzimmer dürfen nicht nach Norden gelegt werden, weil die Bewohner dieser Räume nur unter der Einwirkung des Sonnenlichtes gedeihen.

Wohnungen, welche nur nach Norden frei liegen, sind als gesundheitsgefährlich unbedingt zu vermeiden.

Zur Bekleidung der Fenster sind, namentlich im Schlafzimmer, keine sogenannten Rouleaux, sondern Zugvorhänge anzubringen, die am Oeffnen der oberen Fenster nicht hindern, welche zur Lüftung die wichtigsten sind. Doppelfenster verlangsamen wie ein Oberkleid die Abkühlung und schützen vor greller Sonnenhitze und Staub. Sie verhindern jeden Zug, wenn bei geöffneten inneren oberen Fensterflügeln die unteren des äußeren Fensters geöffnet werden.

Wegen der Feuchtigkeit der Wände dürfen die Betten nicht der Länge nach an die Wand gestellt werden, sondern man rückt sie mit dem Fußende in einer Entfernung von 1—2 Fuß von der Wand ab, so, daß das Licht nicht auf das Gesicht fällt.

Neugebaute Häuser vor Ablauf eines Jahres zu beziehen ist sehr gefährlich, denn frisches Backsteinmauerwerk enthält auf einen Kubikfuß Mauerfläche über 20 Kubikfuß Wasserdunst.[8])

[Um die Bewohnbarkeit eines neugebauten Hauses zu ermitteln, kann folgendes Verfahren eingeschlagen werden: „Man wähle in dem zu untersuchenden Hause eine Anzahl verschiedener Zimmer aus von dem muthmaßlich feuchtesten Raume bis zu dem vermuthlich trockensten und suche sich ferner aus der Umgegend in älteren Häusern eine Anzahl von Zimmern aus, welche entweder trocken oder feucht, entweder gut oder schlecht gelüftet sind, und deren Einfluß auf ihre Bewohnerschaft ärztlich erkennbar ist. Der Anzahl der gewählten Räume entsprechend, fülle man gleich große neue Töpfe mit gleich weiter Oeffnung mit etwa 1 Pfund frisch gebrannten und gepulverten Kalks oder in Ermangelung dessen mit Schwefelsäure. Sowohl der Kalk als die Schwefelsäure haben die Eigenschaft, Feuchtigkeit aus der Luft mit großer Energie an sich zu ziehen. Sobald die Töpfe nun gefüllt sind, werden sie in dem zu untersuchenden Zimmer dicht an eine Wand, aber vor die Mitte derselben gestellt. Nach Verlauf von 24 Stunden holt man die verschiedenen Töpfe in derselben Reihenfolge, als sie aufgestellt wurden, wiederum weg und wägt ihren Inhalt von Neuem. Die Gewichtszunahme ergibt die von dem Kalk oder der Schwefelsäure eingesogene Feuchtigkeit.“ Untersuchungen haben ergeben, daß schon ein Jahr lang stehende Gebäude durchschnittlich feuchter, also gesundheitsgefährlicher sind als Kellerwohnungen. Erst nach Lüften bei trocknem und Heizen bei feuchtem Wetter

war das Gebäude nach ungefähr 1½ Jahren ohne Nachtheil bewohnbar.]

Die nach Außen freiliegenden Wände sollen nicht mit Möbeln bestellt werden, welche die Luftzirkulation hindern und selbst durch Abgeben von Kohlensäure die Luft verbrauchen und verderben helfen.

Gesundheitsgefährlich ist es, die Schlafzimmer zum Aufheben von alten Kleidern, schwarzer Wäsche oder Gerümpel zu mißbrauchen.

Die Zimmer, namentlich die Schlaf- und Kinderzimmer, sollen gefirnißte Böden haben, so daß das gesundheitsschädliche, nasse Scheuern unterbleiben kann.

Da die Luft am Fußboden meist mehrere Grad kälter ist als die obere, so ist es nöthig, namentlich in Parterrewohnungen, sich durch 2—3 fingerdicke Matten zu schützen.

Unseren gewöhnlichen dünnen Teppichen müssen deshalb an den Stellen, wo man zu sitzen pflegt, 1 bis 2 Strohmatten untergelegt werden.

Wie wir durch die Haut athmen, so thun dies unsere Wohnungen durch die Wände; hier wie dort muß also auf eine gehörige Luftzirkulation geachtet werden.

Wie die Nase die Hauptaufgabe hat, die Luft einzuathmen, so sind die Fenster die Athmungsorgane unserer Häuser.

Die Thüren sind zum Schließen da, die Fenster aber zum Oeffnen; die Angst vor „Zug" ist meist übertrieben, lächerlich und schädlich.

Im Schlafzimmer sollte eine entsprechend große Oeffnung angebracht sein, welche während der Schlafzeit beständig neue Luft zuließe; denn wir athmen während des Schlafens mehr Sauerstoff ein, als während der Arbeit.

Da wir durch das Ausathmen beständig die Luft durch Kohlensäure verderben, so ist es nothwendig, fortwährend den

Sauerstoff, unser nothwendigstes Lebensmittel, zu beschaffen und frische Luft zuzuführen.

Da die dem Tageslicht ausgesetzten grünen Gewächse, umgekehrt wie wir, Sauerstoff ein- und Kohlensäure ausathmen, so ist für Wohn- und Kinderzimmer die Unterhaltung immergrüner Pflanzen vom wesentlichsten Nutzen.

Ebenso wenig als unsere Haut zum Ersatz des verbrauchten Sauerstoffs genügt und die Athmungsthätigkeit der Nase nothwendig ist, ebenso wenig genügen zur Zuführung der Luft die Wände, vielmehr müssen die Fenster dazu helfen.

Da die frische, kältere Luft schwerer als die warme und verbrauchte ist, so steigt diese nach der Decke des Zimmers.

Wenn wir also ein ausreichend hohes Zimmer, etwa 10 bis 12 Fuß hoch, haben, so befinden wir uns in der reinsten Luftschicht.

Um ein Zimmer zu ventiliren, d. h. die verbrauchte Luft ab- und frische zuzuführen, ist es das Einfachste, die oberen Fensterflügel zu öffnen und unten an der Thüre eine Klappe anbringen zu lassen.

Das Haus läßt sich leicht ventiliren, wenn ein Theil der Hausthüre durchbrochen ist und bei dem obersten Theil der Treppe ein Fenster offen gehalten wird.

Alle diese Vorkehrungen haben keinen Werth, wenn nicht überall die größte Reinlichkeit herrscht.

Keller- und niedrige Parterrewohnungen sind ungesund, weil sie am Fußboden außerordentlich kalt, an der Decke übermäßig warm sind. Die Füße sind im Kalten, der Kopf in der Hitze; die Folge sind meist Fieberkrankheiten.

Sie sind feucht, verursachen also gefährliche rheumatische Krankheiten, schleichende Fieber und Wassersucht.

Es ist nicht möglich, in solche Wohnungen hinreichend Luft und Licht zu bringen; es herrscht in ihnen ewiger Winter.

Die Menschen gedeihen in ihnen ebenso wenig wie die Pflanzen; sie kommen vielmehr körperlich und geistig herunter, denn die Haut, welche nicht vom Lichte getroffen wird, nimmt den Sauerstoff schwer auf und gibt die Kohlensäure schwer ab, so daß die Körperthätigkeit und die Lebenskraft abnehmen müssen.

In solchen Wohnungen gedeihen nur alle schlechten Pilze, welche unsere Gesundheit gefährden.

Man sollte kein Haus beziehen, dessen Keller nicht gewölbt und dessen Kellerboden nicht völlig vermauert und cementirt ist.

Gesundheitsschädlich ist jede Wohnung, welche leicht dem steigenden Grundwasser, das überall mehr oder weniger tief unter der Erdoberfläche steht, so ausgesetzt ist, daß es bis in den Keller dringt.

Höchst gefährlich ist für den Menschen die faulige Ausdünstung der Kloaken.

Diese müssen von Zeit zu Zeit desinficirt werden durch Karbolsäure oder Eisenvitriol.

[Ist die Desinfection hinreichend, so wird Lakmuspapier in dem Kloakeninhalt roth gefärbt.]

Jeder Abtritt, dessen Grube nicht wasserdicht gemauert und cementirt, sowie gegen die äußere Luft nicht dicht verschlossen ist, bringt die Gesundheit Vieler in Gefahr.

Das Kloaken-Gas wirkt tödtlich auf den menschlichen Körper wie das Kohlenoxyd-Gas, nur daß das letztere bedeutend schneller wirkt.

Um sich vor den gefährlichen Einwirkungen des Kohlenoxyd-Gases zu schützen, sollen die Ofenklappen nie ganz ge-

schlossen, eiserne Oefen aber nie bis zum Glühen erhitzt und vor dem Heizen gehörig abgestaubt werden.

Die Oefen müssen so angelegt sein, daß die Heizeinrichtung im Zimmer selbst ist, weil dann der Ofen durch den Zug des Feuers die schlechte Luft abführen kann.

Zum Brand von Steinkohlen, Braunkohlen, Coaks u. s. w. dürfen keine Kanonenöfen von Eisenblech gebraucht werden; gegossene Oefen sind vorzuziehen.

Regulir- und Kachelöfen sind unbedingt den bloß eisernen Oefen vorzuziehen.

Kein Zimmer darf einen höheren Wärmegrad als 16 Grad R. haben.

Eine größere Wärme ist gefährlich, weil, je stärker der Unterschied zwischen der Zimmer- und Außenwärme ist, desto leichter eine Erkältung eintreten kann.

Sehr schädlich wirkt eine stärkere Erwärmung auch deshalb, weil dann der Unterschied zwischen der Temperatur des unteren und oberen Theils des Zimmers so bedeutend wird, daß er Erkältungen der Füße und Ueberhitzung des Kopfes, häufig Kopfschmerzen zur Folge hat.

Bei der Beleuchtung ist namentlich darauf zu achten, daß die Lichtstrahlen nicht wagerecht, sondern von oben in's Auge fallen.

Nicht ohne ein gewisses peinliches Gefühl, muß ich sagen, überblicke ich das Geschriebene und kann nicht umhin, diesem Gefühle an dieser Stelle deshalb Ausdruck zu geben, weil ich mich nicht der Besorgniß entschlagen kann, daß die große Mangelhaftigkeit der Vorlage der Förderung der Sache hinderlich sein könnte. Ich empfinde bereits eine Reihe von Ausstellungen und Vorwür-

sen, die zu machen wären, will mich aber nicht abhalten lassen, die Sache zu Ende zu führen, ohne daß ich meine Auswahl, meine Fassung, meine Vorstellungen weiter zu begründen versuche. Verschiedene wichtige Faktoren, wie die Grundluft, habe ich vornehmlich wegen ihrer Schwierigkeit sogar ungenannt gelassen. Einige Vorschriften und Behauptungen habe ich zum größeren Nachdruck wiederholt, ohne daß es mir vielleicht gelungen ist, eine Verdeutlichung herbeizuführen oder eine schiefe wissenschaftliche Auffassung auszuschließen. Daß sich der Ton der Darstellung und die Fassungsstufe in den letzten Abschnitten verändert, konnte ich bei dem Gegenstande nicht hindern.

Von der Gesetzgebung hoffe ich, daß der Unterricht auch in diesem Gegenstande erst im 7. Lebensjahre begonnen zu werden braucht.

Wenn ich trotz der schwersten Bedenken diesen Versuch aus dem sicheren Winkel des Schreibtisches entlasse, so gehorche ich dem Drange meiner Ueberzeugung und der Hoffnung, daß der guten Sache eine neue Anregung geworden ist.

III. Was soll zur Einführung der Gesundheitslehre zunächst geschehen?

Es ist mehrfach hervorgehoben worden, daß der Mangel an Gemeinsinn der gefährlichste Gegner der öffentlichen Gesundheitspflege ist; bei der Einführung vornehmlich der privaten Gesundheitspflege möchte ich mit Wallenstein sagen:

> Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündigt,
> Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
> Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
> Was immer war und immer wiederkehrt
> Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!

Kirchen und Staaten wissen es längst, welch' heiligende Kraft das Jahr übt, und daß die süße Gewohnheit des Daseins der sicherste Freund und Begleiter alles Bestehenden ist. Wer die Volks-Gesundheitspflege mit mir für eine politische Aufgabe ersten Ranges oder überhaupt irgend eines Ranges hält, der wird sich sagen müssen, daß gerade sie ihrer Natur nach einer möglichst baldigen und völligen Lösung nur durch die Schule zugeführt werden kann.

Die verschiedenartigsten, die gewaltigsten, die dringendsten Forderungen hat unsere Zeit den deutschen Staatsmännern, Militärs, Schulmännern und Politikern beständig entgegen gerufen; unter der Masse und den Schwierigkeiten des Verlangten und Erstrebten pflegen neue Forderungen mit einem gewissen Gleichmuth aufgenommen zu werden. Man wird sich bescheiden müssen, wenn dies Schicksal auch der Gesundheitspflege bereitet werden sollte. Jedenfalls wird auch dadurch an der Thatsache nichts geändert, daß die Dauer unserer nationalen Existenz nicht zum Wenigsten von ihr abhängt.

Es ist aber durchaus Grund zu der Annahme vorhanden,

daß unsere leitenden Staatsmänner und einsichtigen Militärs die Tragweite der Gesundheitspflege nicht nur würdigen, sondern auch bereit und bestrebt sind, ihr die Bahn frei zu machen.

Um mich an bereits Erprobtes anzulehnen, so würde die Einberufung einer hygieinischen Conferenz nach Berlin wohl am schnellsten und sichersten zum Ziele führen. Gerade jetzt scheint mir die Zeit am geeignetsten, wo die Unterrichts-Gesetzgebung im Fluß ist, wo, wie ich glaube, die Ueberzeugung in unseren leitenden Kreisen sich immer mehr geltend macht, daß eine völlige Umgestaltung unseres Schulturnens durch Zurücktretenlassen der Geräth- und überwiegendes Betreiben der Exerzier- und Frei-Uebungen baldigst eintreten muß.

Wenn eine geeignete Persönlichkeit mit Ausarbeitung einer Vorlage von dem Reichskanzler oder dem Minister der Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten mit der Maßgabe ernannt würde, daß sie sich bei den einzelnen Abschnitten mit bestimmten Auskunftspersonen des Schulwesens, der Medizin, der Hygieine, des Civil- und Militärturnens in's Einvernehmen setzen könnte, so würde noch im Laufe des Jahres 1877 eine Conferenz der Sachverständigen einberufen und auf derselben die Vorlage zum ersten Abschluß gebracht werden können. Daß die außerpreußischen Unterrichts-Verwaltungen hierzu gern mitwirken würden, erscheint nach den früheren Vorgängen und der überall erkannten Wichtigkeit der Sache zweifellos.

Ich will meine Arbeit mit der dringenden Bitte an alle leitenden Staatsmänner, Militärs, Schulmänner und Politiker schließen, diesem wichtigen Gegenstande ihre Aufmerksamkeit, Einsicht und Thatkraft zuzuwenden.

Anmerkungen.

1) Die vergleichende Uebersicht ist basirt auf: „Die öffentliche Gesundheitspflege Englands nach ihrer geschichtlichen Entwicklung und gegenwärtigen Organisation nebst einer vergleichenden Uebersicht der sanitärischen Institutionen in anderen Kulturstaaten von Dr. Finkelnburg. Bonn, Adolf Marcus 1874."

Die Literatur ist sehr umfassend — ausgenommen für das Jahr 1876 — angegeben in dem für eine erste, systematische Orientirung sehr empfehlenswerthen Buche von

L. Hirt, System der Gesundheitspflege. Mit 63 Illustrationen. Berlin 1876. (4 Mk.)

Außer den eben genannten Arbeiten habe ich namentlich die folgenden Werke mit mehr oder weniger Nutzen gebraucht; aus einigen habe ich, wo ich gerade eine besonders passende Fassung fand, an einzelnen Stellen den Wortlaut entlehnt.

v. Pettenkofer. Beziehungen der Luft zu Kleidung, Wohnung und Boden. Braunschweig 1872. (Eine Schrift, deren Lektüre nicht dringend genug empfohlen werden kann.)

Fr. Oesterlen. Handbuch der Hygieine. 2. Aufl. 1857. (Die neueste 3. Auflage habe ich leider nicht einsehen können.)

P. Riemeyer. Gesundheitslehre des menschlichen Körpers. Mit 31 Holzschnitten. München 1876. XVIII. Bd. der „Naturkräfte". (Dies Buch ist leicht geschrieben und führt in angenehmer Weise in den Gegenstand ein, leidet aber hier und da an den bekannten Liebhabereien und Einseitigkeiten des Verfassers.)

Als Ergänzung und Fortsetzung dazu ist zu nennen:

J. Ranke. Die Ernährung des Menschen. XIX. Band der „Naturkräfte". (Man wird sich beim Studium dieser Arbeit sehr bald des zuverlässigen Führers bewußt, der seinen Gegenstand wissenschaftlich gut fundirt, praktisch und lesbar bearbeitet und mit einem geschichtlichen Ueberblick abgeschlossen hat.)

Eine sehr empfehlenswerthe und umfassende Arbeit ist:

J. Albu. Handbuch der allgemeinen und öffentlichen Gesundheitspflege. Berlin 1874.

Am praktischsten und vollständigsten scheint mir den gesammten Stoff für die große Masse der Laien zu umfassen:

C. Reclam. Das Buch der vernünftigen Lebensweise. 2. Auflage. Leipzig und Heidelberg 1876. (5 Mk.)

Wogegen ich seine „Gesundheitslehre für Schulen" (20 Pfennig) für ganz ungenügend und mißglückt ansehen muß.

Besser gelungen ist: Pezet de Corval. Gesundheitspflege für Haus und Schule. 3. Auflage. Karlsruhe 1876. (1 Mk. 20 Pf.) Nur wäre die Fassung knapper, die Anordnung sachgemäßer, der Inhalt reicher zu wünschen.

A. C. Gerlach. Die Fleischkost des Menschen. Berlin 1875.

Ed. Reich. Die Hygieine, deren Studium und Ausübung. Würzburg 1874.

C. Smith. Die Nahrungsmittel. 2 Bde. (8 Mk.)

Huxley's treffliche Arbeit ist bereits im Text genannt.

Ganz besonders möchte ich hier noch auf die Zimmergymnastik von Schreber (3 Mk.) hinweisen, die namentlich allen Stubenhockern ganz besonders dringend zu empfehlen ist. Bei mir habe ich sie vortrefflich bewährt gefunden.

Auch das Handbüchlein für Zimmerturner von Kloß ist nicht übel. (1 Mk.)

Baginsky. Handbuch der Schulhygieine. Berlin 1877, sowie das ebenfalls neu erschienene Handbuch der Gesundheitslehre von Schauenburg habe ich nicht mehr einsehen können.

2) Deutschlands öffentliche Meinung im Reformationszeitalter und der Gegenwart. (Heft 46.)

3) Centralblatt für die gesammte Unterrichts-Verwaltung in Preußen. 1876. S. 536.

4) Reclam S. 151.

5) Reclam S. 135.

6) Die Tabellen sind vorzugsweise nach den Angaben von Ranke und Smith zusammengestellt.

7) Reclam S. 330.

8) Reclam S. 209.

Berlin.
Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht)
Adler-Straße 12.

Die Reformbewegung

des

Brahmoſomadſch in Indien

als Schranke des Miſſionsweſens.

Vortrag, gehalten im Februar 1877 zu Baſel

von

Chriſtian Hönes,
Diakonus in Weinsberg.

Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Carl Habel in Berlin.

Die Lehre von der Einheit des Menschengeschlechtes, von der Gleichheit aller Menschen als Brüder gründet sich weit weniger auf die streitige Thatsache gemeinschaftlicher Abstammung und auf die Aehnlichkeit der körperlichen Organisation, als darauf, daß wir trotz räumlicher und zeitlicher Schranken in den höchsten Beziehungen des menschlichen Geistes eine merkwürdige Uebereinstimmung wahrnehmen. Auf den verschiedensten Punkten unseres Erdkörpers sehen wir Religionen entstehen, die bei aller Manichfaltigkeit der Vorstellungen doch gerade in den wesentlichsten Punkten auffallende Aehnlichkeit haben, und die auch in ihrem Entwicklungsgang überraschende Vergleichungspunkte darbieten. Wir sehen zunächst (meist in vorgeschichtlicher Zeit) eine aufsteigende Entwicklung von sinnlichen beschränkten Vorstellungen zu verhältnißmäßig geistigeren umfassenderen, dann aber auch in Folge der vorherrschenden Thätigkeit der Einbildungskraft eine Trübung des reineren Gottesbewußtseins durch ein Ueberwuchern abergläubischer mythologischer Vorstellungen, ein Zurücktreten, ja Vergessenwerden des Inhalts hinter der Fülle symbolischer Bezeichnung. Aber überall tritt uns auch die Erscheinung entgegen, daß der menschliche Geist aus der Masse des ihn niederhaltenden Schlingwerks sich los zu machen sucht, daß er entweder in blitzartigem Aufleuchten seiner angeborenen Gotteskraft bewußt und inne wird oder mühsam kämpfend und ringend stufenweise und auf mancherlei Umwegen zu höherer und reinerer Erkenntniß gelangt.

Solche Befreiungsthaten des menschlichen Geistes anzusehen

ist immer belehrend und erhebend zugleich, es sind dieselben ein deutlicher Beweis von der Unzerstörbarkeit des göttlichen Ebenbildes in unserem Innern, ein deutlicher Beweis von der Unumstößlichkeit gewisser sittlich-religiöser Wahrheiten, die immer und überall als dieselben sich offenbaren.

An die Ufer des Ganges wolle der Leser mir nun folgen, um, wenn auch nur in flüchtiger Weise, Zeuge zu sein einer der herrlichsten Befreiungsthaten auf religiösem Gebiet, einer Erscheinung die ein Mann, der in diesen Dingen wohl als Autorität gelten kann, Max Müller,[1]) „das größte Ereigniß in unserem ereignißvollen Jahrhundert" genannt hat. Zunächst möchte ich einiges über den allgemeinen Charakter der indischen Religion vorausschicken.

Es ist dieselbe eine Mischung erhabener geistiger Gedanken mit einer Masse roher phantastischer, abergläubischer Vorstellungen. Auf der einen Seite bewundern wir in den heiligen Büchern der Inder, besonders in dem Rigveda Stellen, die an Reinheit der Gotteserkenntniß mit den Worten des Evangeliums, an Tiefe des Sündengefühls mit den Bußpsalmen, an Innigkeit der Gottesliebe mit den herrlichsten Aussprüchen christlicher Mystiker wetteifern, auf der andern Seite erschrecken wir vor den Ausgeburten einer zügellosen Phantasie, wie sie in der Mythologie und in den Götzenbildern der Inder uns entgegentreten. (Mit Recht hat Göthe darauf hingewiesen, wie unheilvoll die Folgen des Anblicks solch scheußlicher Fratzengebilde sein müssen.) Dazu nun in der Praxis ein von Priestern in Aberglauben und Unwissenheit absichtlich festgehaltenes Volk, dessen religiöse Uebungen eine Reihe sinnloser Gebräuche, qualvoller Mißhandlungen, verbrecherischer Greuel bilden.[2])

Daß es bei einem so begabten Volke nicht an Versuchen fehlte, diesen kläglichen Mißständen abzuhelfen, läßt sich erwarten, aber bisher sind dieselben alle fehlgeschlagen. Wir erinnern da vor allem an die großartige Erscheinung des Buddhaismus, dessen

Lehre von der Gleichheit aller Menschen eine heilsame Reaktion gegen das Kastensystem war. Allein wie der Buddhaismus in Indien den Bramanismus keineswegs zu überwinden vermochte, so theilte er ja selbst das Schicksal seines älteren Bruders, indem die reineren Ideen der Anfangsperiode allmälig in eine Masse abergläubischer und sinnloser Vorstellungen sich verkehrten. Die muhammedanische Eroberung diente zunächst dazu, den indischen Volksgeist noch tiefer zu knechten und herabzuwürdigen und freire Regungen auf lange Zeit hin unmöglich zu machen. „Später jedoch als die Muhammedaner die gewaltsamen Maßregeln zur Bekehrung der Inder aufgaben und beide Religionen im Vollbesitz gleicher Rechte sich neben einander entwickelten, da trat bald eine Reform auf beiden Seiten ein. Den Polytheismus der indischen Religion trat zurück gegenüber der Anerkennung einer höheren göttlichen Macht, des Para-Brahma, des Urquells alles Seins. In der reformirten Kirche (12—14. Jahrhundert) der Wischnuverehrer kamen die Kastenregeln und die verwickelten Ceremonialregeln zum größten Theil in Abgang. Die Mitglieder dieser Kirche nannten sich Avadhutas, Abgeschüttelte, d. h. solche die den Staub des Aberglaubens abgeschüttelt haben. Der hervorragendste Mann jener Zeit war ein Weber Kabir. Er lehrte, daß es nur einen und denselben Gott gibt, den Schöpfer der Welt, ohne Anfang und Ende, von unfaßbarer Reinheit und unwiderstehlicher Macht. Der reine und gute Mensch ist nach ihm das Ebenbild Gottes und wird nach seinem Tode Vereinigung mit Gott erlangen. Noch bedeutender für die Geschichte Indiens war die Reform von Nanak, dem Gründer der Sikh-Religion. Auch er wollte wie Kabir die Hindus und die Muhammedaner überzeugen, daß es in den wahrhaft wesentlichen Bestandtheilen ihren Religionen keinen Unterschied gäbe, daß man nur die unbedeutenden Abweichungen im Einzelnen fallen lassen müsse, damit es nur noch eine Verehrung des Höchsten und Einzigen gäbe, nenne man ihn nun Allah oder Wischnu.“ [3])

Die Wirkungen dieser Reformen waren tiefgreifend und heilsam und erstreckten sich bis in die Gegenwart; doch zur völligen Erneurung und Umänderung des indischen Volksgeistes reichten sie nicht hin. Fragen wir nun, ob eine solche nicht durch den Einfluß christlicher und europäischer Gesittung vor sich geht!

Das Christenthum kam nach Indien als die Religion der Eroberer. Kein Wunder, daß die Eingebornen der neuen Religion mit wenig Sympathie entgegenkamen. Bedenkt man vollends, welche Reihe von Greueln mit der Erwerbung Indiens verknüpft war, welche Ausschweifungen die Vertreter christlicher Bildung sich erlaubten, wie die ostindische Kompagnie, um ja nicht eine geschäftliche Einbuße zu leiden, sorgfältig die heidnischen Gebräuche schützte und christliche Propaganda fern hielt, so ist es begreiflich, daß zunächst der indische Geist sich spröde gegen die Aufnahme christlicher Ideen bewies. Allmälig jedoch wurde Indien der Schauplatz einer großen christlichen Missionsthätigkeit. Aber wie wenig entsprach der Erfolg den angewandten Mitteln! Wenn wir auch gern zugeben, daß Taktlosigkeiten und Mißgriffe einzelner Missionare durch die aufopferungsvolle Wirksamkeit und den exemplarischen Lebenswandel anderer, besonders auch durch ihre Verdienste um das Unterrichtswesen reichlich aufgewogen werden, so war doch schon das dogmatisch steife Christenthum der einen und die ascetisch-pietistische Lebensanschauung der andern wenig geeignet, eine intelligente, begabte Bevölkerung zu gewinnen. Rechnet man hierzu noch die Unfähigkeit der meisten, sich von europäischen, speciell englischen Vorurtheilen loszumachen und in das morgenländische Wesen einzugehen, ferner den Zwiespalt, in welchem die verschiedenen Kirchen und Missionsgesellschaften mit einander stehen, wo die einen oft gerade das verwerfen, was die andern als unumgänglich nothwendig zur Seligkeit ansehen, so erscheint es begreiflich, daß selbst solche, denen die Schäden der väterlichen Religion deutlich zum Bewußtsein kamen, Bedenken trugen, dieselbe ohne weiteres mit dem Glaubensbekenntniß irgend einer christlichen Sekte

und Partei zu vertauschen. Dazu brachte ein Uebertritt zum Christenthum den völligen Ausschluß aus der indischen Gesellschaft mit sich; den Verlust von Vaterhaus und Vaterland, die Nothwendigkeit sich ganz den Europäern in die Arme zu werfen und — häufig zum Schaden freier Charakterbildung — von ihrer Unterstützung zu leben. Eine Rückwirkung der Convertiten auf ihre Volksgenossen war hierdurch so gut wie unmöglich gemacht, sie waren von jenen nun durch eine tiefere Kluft geschieden als die Europäer.

Glücklicherweise brachten die Söhne des Abendlandes nicht bloß den Fluch europäischer Gewinnsucht und Verdorbenheit, nicht bloß den zweifelhaften Segen christlicher Dogmen und Gebräuche, sondern auch die großen Errungenschaften moderner Civilisation. Schon der Antheil, den Indien an allen Fortschritten Europas auf dem materiellen Gebiete nehmen durfte, mußte auch im geistigen Leben des Volkes einen Umschwung herbeiführen, die bisherige Stagnation unmöglich machen, einen lebhafteren Ideenaustausch zwischen den Bewohnern entlegener Landestheile sowie zwischen Europäern und Eingeborenen hervorrufen. Hierzu kamen nun aber die zahlreichen niederen und höheren Schulen, die den ganzen Strom abendländischer Bildung und Aufklärung nach Indien leiteten, die eine Berührung vermittelten mit all den großen Geistern, die ihre unsterblichen Gedanken in der englischen Sprache niedergelegt hatten. Es wuchs ein Geschlecht heran, das gelernt hatte, in den Europäern nicht bloß fremdartige, unbegreifliche Eindringlinge zu hassen und zu fürchten, sondern in das Denken und Fühlen derselben einzugehen, um auf gleichem Fuße mit ihnen zu verkehren. Da mußten thörichte Vorurtheile schwinden, eine freiere Lebensanschauung sich Bahn machen und ein Streben sich all der Fesseln zu entledigen, die bisher den Geist daniedergehalten. Es bildete sich ein „Junges Indien" das sich rasch mit den Einrichtungen des Abendlandes bekannt machte und befreundete.

Allein diese Annahme europäischer Bildung und Aufklärung

von Seiten einer immerhin verschwindend kleinen Minorität war keineswegs im Stande, eine wirkliche sociale Hebung des indischen Volkes herbeizuführen, einen erfolgreichen Kampf gegen die Uebel einer Jahrtausende alten Entwicklung aufzunehmen. Selbst die aufgeklärte Klasse, wenn sie auch in Sachen der Religion bis zur völligen Negation fortgeschritten war, wagte doch nicht den überall ins Leben eingreifenden Gebräuchen der Religion sich zu entziehen, die religiösen Vorschriften in Beziehung auf Kaste, Ehe, Todtenverehrung dgl. zu mißachten. Im Gegentheil die nationale Antipathie gegen die Fremden trieb sie zu innigem Anschluß an die vaterländischen Sitten. Außerdem ruht das ganze indische Volksleben so durchaus auf religiöser Grundlage, daß eine Hebung desselben, die nicht von religiöser Erneuerung ausgeht, unmöglich ist.

Religiöse Reform war also für Indien unabweisbares Bedürfniß und sie wurde hervorgerufen durch die Berührung mit den Ideen der christlichen Religion. Ihre Anfänge knüpfen sich an den Namen Ram-Mohun-Roy (1772—1833).

Eine tief religiöse Natur, mit ernstem Wahrheitssinn ausgerüstet, erkannte er frühe die Nichtigkeit des Götzendienstes und verfaßte schon im sechszehnten Jahre eine Schrift gegen denselben, in Folge deren er in Konflikt mit seiner Familie kam. Im Jahre 1803 trat er nach dem Tode seines Vaters noch entschiedener auf, und da nunmehr die Buchdruckerkunst auch in Indien Eingang gefunden hatte, so bediente er sich dieses mächtigen Mittels zur Verbreitung seiner Ideen. Er studirte die heiligen Schriften der Griechen, Perser, Araber, Juden und Christen im Urtexte und erkannte in allen die gemeinsame Grundwahrheit des Monotheismus. Er wollte aber keineswegs eine Mischreligion, sondern hielt sich streng an die Vedas, für die er die Anerkennung göttlichen Ursprungs verlangte. So groß auch der Widerstand war, der sich von allen Seiten gegen ihn erhob, so fand er doch bei manchen seiner Glaubens- und Kastengenossen Anklang. Es sammelte sich allmälig ein

freilich kleines Häuflein Anhänger um ihn, mit denen er endlich im Jahre 1830 eine religiöse Genossenschaft genannt „Brahmo Subha“ oder „Brahmo Somadsch“ (Gottesverein) gründete. Es war das eine Art indischen Protestantismus, d. h. eine Reform, die nicht etwas Neues einführen wollte, sondern nur die bestehende Kirche von den vorhandenen Mißbräuchen zu befreien und zu ihrer früheren Reinheit zurückzuführen beabsichtigte. Wie ängstlich hierbei an indischen Anschauungen festgehalten wurde, geht daraus hervor, daß das Lesen der Veden in einem besonderen Zimmer des Versammlungshauses vorgenommen wurde, wo nur Brahminen Zutritt hatten. Die Glieder der andern Kasten durften nur Predigt und Gesänge anhören.

Von Seiten der Europäer kam man dem von Rammohun-Roy begonnenen Werke aufs freundlichste entgegen, wobei freilich von manchen Seiten geglaubt wurde, daß jener auf dem besten Wege sei ein Christ zu werden. Der um das indische Erziehungswesen und um die Abschaffung so mancher Greuel, wie z. B. der Wittwenverbrennung hoch verdiente David Hare wirkte treulich mit Roy zusammen. Auf Anrathen seiner englischen Freunde geschah es auch, daß R. den Entschluß faßte, einen Besuch in England zu machen, in völligem Widerspruch zu indischer Sitte und Anschauung. Er verlebte unter eifrigen Studien mehrere Jahre in England und erwarb sich allgemeine Achtung. Er schloß sich dort an die Unitarier an. Im Begriffe in sein Vaterland zurückzukehren ereilte ihn zu Bristol der Tod im Jahre 1833.

Längere Zeit herrschte nun völliger Stillstand in der reformatorischen Bewegung, ja es schien als ob aus der neuen Kirche jede Lebenskraft geschwunden sei; da kam ein neuer Impuls hinzu, durch welchen der indische Protestantismus aus der dogmatischen in seine kritische Periode eintreten sollte, und diesen Fortschritt repräsentirt Debendra-Nath-Tagore. Er war als Sohn einer reichen Braminenfamilie aufgewachsen unter einer Fülle sinnlicher Genüsse, aber in seinem zwanzigsten Jahre ging ihm (in etwas

visionärer Weise) ein Licht auf über die Nichtigkeit seines weltlichen Genußlebens, ein Drang sich an Gott zu wenden als den Freund der Sünder. Nach langem Kampfe verlor die Welt ihren Reiz und Gott wurde sein einziger Zufluchtsort. Im Jahre 1839 hatte sich eine Gesellschaft gebildet, die Tattwabodhing Sabha (wahrheitsforschende Gesellschaft); dieselbe hielt regelmäßige Zusammenkünfte in Debendras Hause und vereinigte sich im Jahre 1843 mit der Brahmosomadsch.

Es entwickelte sich eine ungemein fruchtbare literarische Thätigkeit; man suchte durch Zeitschriften und Bücher in wissenschaftlicher und populärer Weise Religion und Bildung Indiens zu heben.

Wer der Gesellschaft angehören wollte, mußte ein Gelübde ablegen, das Absagung des Götzendienstes, Anerkennung des einen Gottes und Uebung der Tugend in sich schloß. Mit zwanzig Freunden hatte Debendra im Jahre 1843 angefangen, im Jahre 1847 war ihre Zahl 767.

Inzwischen war die Gesellschaft eifrig bemüht, das Studium der Vedas zu befördern und zu diesem Ende wurde zunächst eine korrektere Ausgabe derselben mit großen Opfern veranstaltet.

Aber nun erkannte man, daß diese Bücher neben manchen herrlichen Wahrheiten auch gar viele Aussprüche enthielten, die unreine und irrige Vorstellungen von der Gottheit hervorriefen. Und wenn auch die Gelehrten manches poetisch zu deuten wußten, das Volk konnte es doch nur in abergläubischem und götzendienerischem Sinne verstehen. Es stellte sich somit heraus, daß die Veden nicht geeignet seien, die Grundlage der neuen Religion zu bilden, daß sich der Glaube an ihre göttliche Inspiration nicht mehr fest halten lasse. Nicht ohne Kampf entschloß man sich zu diesem folgenschweren Schritte, allein die Macht der Wahrheit siegte.

„Anstatt einer alten Offenbarung erkannte man jetzt, daß die ewige nie versiegende Offenbarung im Herzen des Men-

schen die einzig wahre Grundlage alles Glaubens sei, und man sammelte die kostbarsten Reliquien dieser allmenschlichen Offenbarung nicht nur aus den Vedas, sondern auch aus andern Werken alter indischer Weisen, um in ihnen dem Glauben, welcher die Glieder der Brahmo-Somadsch zu einer Gemeinde vereinigte, den besten Ausdruck zu geben."[4])

Freilich so ganz radikal war der Bruch mit der Vergangenheit nicht. Auch der indische Protestantismus mußte zunächst die Kinderkrankheit der Vermittlungstheologie überwinden. Eben jene von Debendra veranstaltete Sammlung theistischer Texte, Brahmo Dharma (Religion des einen wahren Gottes) genannt, war ein Kompromiß zwischen Orthodoxie und Rationalismus. Den Veden wurde noch Inspiration, aber nur in eigentlich religiösen Punkten zuerkannt. Auch praktisch wurden dem Heidenthum Zugeständnisse auf Zugeständnisse gemacht. Das Reformwerk erlitt einen neuen Stillstand, die wahrheitforschende Gesellschaft löste sich auf, die Zahl der Mitglieder der Brahmokirche nahm ab.

Doch der Mann war schon auf dem Plan, der endlich durch alle Halbheiten hindurch das Werk der Reform zur Vollendung führen sollte, es war dies Babu Keschub Chunder Sen (geb. 19. Nov. 1838). Er gehörte der Kaste der Aerzte an und stammte aus einer Familie, die von mehreren Generationen her mit englischer Bildung vertraut war, aber daneben streng an der väterlichen Religion fest hielt. Zu Calkutta in einer englischen Anstalt erzogen, verlor er bald den Glauben an den Götzendienst, fühlte aber das Bedürfniß die leere Stelle in seinem tiefreligiösen Innern wieder mit etwas Anderem zu erfüllen. Endlich ging es ihm wie Debendra Nath, daß auch er in visionärer Weise von der Gegenwart Gottes überzeugt wurde. Er glaubte eine Stimme zu vernehmen, die ihm kund that, daß Erlösung nur durch unablässiges Gebet erlangt werden könne. Diese Erfahrung theilte er seinen Freunden mit und gründete eine kleine Gesellschaft, in der englische Bücher gelesen und englische Vorträge gehalten wurden.

Später mit den Brahmo Somadsch bekannt geworden, fand er hier was er suchte und schloß sich im Jahre 1858 mit seinen Genossen derselben an. Er erkannte gleich, an was es dort fehle, daß es nämlich noth thue auch die praktischen Konsequenzen der erkannten Wahrheit zu ziehen; alles was nach dem alten heidnischen Sauerteig schmecke, hinwegzuschaffen. Mit diesem Drängen auf praktische Reform fand er solchen Anklang, daß Debendra selbst sich entschloß, seine Tochter ohne götzendienerische Ceremonien zu verheirathen und die Familiengötzen aus dem Hause zu schaffen. Auch mit der Kaste wurde gebrochen, Deb. legte sogar die heilige Schnur ab, „die den Brahmanen zum Brahmanen macht, die ihn bei jeder, auch der geringfügigsten Handlung seines Lebens an seinen Gott, an seine Vorfahren und an seine Nachkommen erinnern, und von jedem Uebel in Gedanken, Wort und That zurückhalten soll."

Im Jahre 1862 wurde Sen zum Geistlichen des Brahmo Somadsch erwählt und bei dieser Gelegenheit übertrat er die heidnische Sitte in einer so auffallenden Weise, daß er und seine Frau auf längere Zeit von ihren Familien ausgestoßen wurden.

Fünf Jahre lang wirkten Deb. und Sen einträchtig zusammen, da endlich nahm der konservativere Geist des ersteren Anstoß an dem Reformeifer des jüngeren; besonders an dem Verlangen desselben, daß alle Geistlichen der Brahmokirche die heilige Schnur ablegen sollen. Deb. hatte zwar selbst dies gethan, aber wie es scheint nur mit halbem Herzen, er wollte doch nicht ganz mit den Traditionen der Kaste brechen, deren Abschaffung ihm gefährlich und antinational erschien. Es kam zum förmlichen Bruche, als Sen es sogar wagte eine Ehe zwischen Personen verschiedener Kasten einzusegnen. So entstand das Schisma in der Brahmo Somadsch im Jahre 1865. Es bildete sich eine Reformpartei, die sich unter dem Namen Brahmo Somadsch von Indien, zu einer neuen Kirche konstituirte, während die Konservativen sich den Namen Adi Brahmo Somadsch beilegten. Wollen wir eine Parallele aus der Geschichte der christlichen Kirche zu diesem

Vorgange ſuchen, ſo bietet das Verhältniß zwiſchen Heidenchriſten und Judenchriſten in der erſten Periode des Chriſtenthums manche Aehnlichkeiten dar. Hier wie dort wollte die eine Partei das Neue vorſichtig mit dem Alten verſöhnen (neuen Wein in alte Schläuche ſchütten), während die andere die Brücken hinter ſich abbrach, vergeſſend was dahinten, ſich nach dem ſtreckte das da vorne iſt. Der konſervative Somadſch verſicherte durch den Mund ſeines begabteſten Vertreters Radſch Narain Boſe, daß er in Beziehung auf die Grundprincipien der Religion mit ſeinen weiter drängenden Brüdern einig ſei, daß er aber in ſeinen Reformen vorſichtig auftreten wolle, um nicht unnöthigen Widerſtand hervorzurufen, und noch zuwarten bis die Bevölkerung mehr reif dafür ſei, daß er ferner ſtreng den nationalen Charakter der Reform wahren wolle. („Der Brahmoismus muß ſociale Reformen bringen, wie der Tag das Licht, aber wir müſſen ſuchen ſociale Reformen in indiſcher Geſtalt in die indiſche Geſellſchaft zu bringen, uns für alle Veränderungen immer auf Vorgänge in den Schaſtras berufen.“ [5]) Beſonderen Anſtoß fand es daher, daß die Fortſchrittspartei ihren religiöſen Vorträgen eine Sammlung theiſtiſcher Stellen aus allen heiligen Büchern der Welt zu Grunde legte, ſich ſomit vom ausſchließlichen Gebrauch der Veden beim Gottesdienſt emancipirte.

Auch die Kaſteneinrichtung ſollte nicht einfach abgeſchafft, ſondern als nationales Inſtitut beibehalten und von groben Mißbräuchen gereinigt werden. Der Erfolg hat die kurzſichtigen Berechnungen der Konſervativen nicht gerechtfertigt, ſie haben mit all ihrer Betonung des Nationalen doch bei ihren Landsleuten keinen größeren Anklang gefunden, und für die Beſſerung der ſocialen Zuſtände haben ſie ſo gut wie nichts gethan.

Um ſo entſchiedener ging die fortſchrittliche Partei weiter auf dem Wege der ſocialen Reform und des entſchiedenen Bruchs mit allen indiſchen Vorurtheilen. Sie ſcheute ſich auch nicht mit europäiſchen Chriſten in Verbindung zu treten, bekannte

offen ihre große Verehrung für Jesus Christus, wenn sie auch natürlich sich nicht entschließen konnte, die Göttlichkeit desselben anzuerkennen. Eine rege literarische Thätigkeit wurde entwickelt in bengalischer und englischer Sprache, eine eigene Zeitung begründet (Indian Mirror), die in ihren Sonntagsnummern religiöse Gegenstände behandelte. Was schon die Namensänderung von Brahmo Somadsch von Calkutta in Brahmo Somadsch von Indien andeutete, wurde ins Werk gesetzt: ganz Indien sollte für die Sache der Reform erschlossen werden, in den verschiedensten Theilen desselben wurden Brahmokirchen und -Schulen errichtet, Missionäre wurden gebildet und ausgesandt, Sen selber ging nach Madras, Bombay und in das Pendschab. Hier und dort entsprangen auch selbstständig ähnliche Vereine, die sich dann an Sen um Unterstützung wandten. Die Thätigkeit der neuen Reformer ist um so höher anzuschlagen, als sie mit äußerst geringen Mitteln ins Werk gesetzt wurde. Denn bei ihrem Austritt aus der Mutterkirche verzichteten dieselben auf allen ihren Antheil an den Geldmitteln die sich dort angesammelt hatten, und die meisten ihrer Mitglieder waren unvermögend.

Am 23. Januar 1868, dem achtunddreißigsten Stiftungsfeste des Brahmosomadsch, wurde der Grundstein zum Versammlungslokale der Reformer in Calkutta gelegt und am 22. August wurde dieses Gebäude, Brahmo Mandir genannt, vollendet. Bei dieser Gelegenheit legten 21 Jünglinge das Brahmogelübde ab. An den Gottesdiensten in diesem Gebäude dürfen sich auch die Frauen betheiligen, allerdings durch einen Verschlag von den Männern geschieden. Der Gottesdienst wechselt ab zwischen Gesang, Gebet, Predigt und Vorlesen aus jener oben erwähnten Sammlung theistischer Stellen. Besonders fruchtbar ist die junge Kirche an geistlichen Dichtungen. Dieselben werden nach sehr lebhaften Melodien, ja oft in etwas wild klingenden Tönen abgesungen, wie denn überhaupt das ekstatische Element in einer etwas an korinthische Zustände erinnernden Weise vorherrscht. Andachtsübungen, Pro-

cessionen und dgl. mögen dem indischen Nationalcharakter mehr entsprechen, den fremden Beurtheiler berühren sie seltsam und wir wollen hoffen, daß sich diese Bewegung von allem Derartigen noch läutern möge. Auch der Altbrahmoist Bose wendet sich dagegen mit den Worten: „So lange wir uns in dem Zustand geistlicher Aufregung befinden, glauben wir als ächt religiöse Wesen zu handeln, wenn diese Aufregung uns verläßt, betrachten wir uns als geistig elend und klagen über shushkata oder geistliche Dürre. Aufregung ist kein ächtes Kennzeichen geistigen Fortschrittes. Der gottbeseelte Mensch steht höher als der gottberauschte.“ [6])

Inzwischen hatte der durch Sen hervorgerufene Aufschwung des Brahmo Somadsch auch in England großes Aufsehen erregt und besonders von liberaler Seite wurde der Wunsch ausgesprochen, den neuen Reformator auf britischem Boden begrüßen zu können. Andrerseits war auch Sen zu einer solchen Reise geneigt, da er längst ein Verlangen hatte, die socialen Zustände in einem christlichen Lande kennen zu lernen. Auch wünschte er den englischen Staatsmännern die Bedürfnisse des indischen Volkes persönlich ans Herz legen zu können. So trat denn Sen im Jahre 1870 in Begleitung einer Anzahl jüngerer Freunde seine Reise nach England an. Am 12. April wurde er festlich bewillkommt in einer Versammlung, der die ganze geistige Aristokratie Englands, Staatsmänner, Gelehrte, Geistliche aller Richtungen und Kirchen und ein zahlreiches sympathisches Publikum anwohnten. Eröffnet wurde die Versammlung durch eine Ansprache des Dekans der Westminsterabtei A. Stanley's, die zeigte, daß man ein Kirchenfürst sein kann und doch zugleich auf der Höhe der Zeit stehen. Er forderte den indischen Gast auf, nicht auf die Verschiedenheiten zu sehen, welche die einzelnen Kirchen trennen, sondern auf das allen zu Grunde liegende gemeinschaftliche Christenthum. Jede Kirche sei groß und achtungswerth nur in dem Grade, als sie das Große und Achtungswerthe an andern Kirchen anzuerkennen vermöge. („Dieses gemeinsame Christenthum hat von jeher existirt einerseits bei den Einfältigsten,

andrerseits bei den gebildetsten Geistern der Christenheit. Es hat existirt bei den Armen und bei den Kindern, die sich um nichts kümmern als um die großen und einfachen Wahrheiten, welche die Grundlage jeder wahren Religion bilden. Und ebenso hat es schon längst existirt in den hochbegabten Geistern, die über den engen Schranken von Sekte und Partei schweben.) Das Christenthum eines Bako, Shakespeare und Walter Scott braucht keine speciellen Vorschriften, kein Bekenntniß, um es zu empfehlen. Dieses Christenthum spricht Geist und Herz bei allen an und dieses möchte ich unserem geehrten Gaste als das Christenthum Englands empfehlen."

Nachdem der frühere Generalgouverneur von Indien, Lord Lawrence aus eigener Anschauung Zeugniß für die Bedeutung und Großartigkeit dieser reformatorischen Bewegung abgelegt, wies in geistvoller Rede James Martineau darauf hin, daß die Reform weder in der alten Landesreligion noch im Christenthum, sondern in den angeborenen Trieben des menschlichen Herzens ihren Ursprung habe. „Es gibt Zeiten, fuhr er fort, wo der religiöse Geist belastet von Unwirklichem das absolute Bedürfniß hat sich zu befreien von dem Gestrüppe des ererbten überlieferten Glaubens und anstatt nach Wahrheit zu ringen bloß durch Lichtung des Dickichts, in welchem er seinen Weg verloren, von vorn an zu beginnen und zu sehen was ausgerichtet werden kann mit den natürlichen Hilfsmitteln der Menschheit, die sich zum lebendigen Gott zurückwendet. Das Experiment des Brahmo Somadsch hat gezeigt, was der Menschheit in ihrer Vereinsamung übrig geblieben ist; daß wenn die Fluten des Zweifels ihre Macht ausgetobt haben, und die Trümmer der Tradition hinweggeschwemmt worden sind, unter den Füßen noch der ewige Felsblock, gegen den der Sturm vergeblich heranbraust, über dem Haupte der herrliche Himmel, der jede vorübergehende Wolke überlebt. — Die große Lehre, die uns der indische Reformer gibt, ist bestimmt auch auf uns zurückzuwirken. Der europäische Geist hat eine gewisse Härte in

sich, in Folge welcher intellektuelle Kraft auf Kosten geistiger Tiefe gewonnen wird, und je weiter das geistige Universum sich ausdehnt, desto mehr schließt es uns in ein materialistisches Gefängniß ein und macht uns unfähig von den Gesetzen der Dinge hinüberzuschreiten zu der göttlichen Ursache des Lebens. Bei dem indischen Genius wird es anders sein. Während er behende jede moderne Wissenschaft erfaßt und sich aneignet, wird er dies thun, ohne dabei die göttliche Erklärung des Universums zu opfern. Er wird unsere harte und grobe Philosophie in den Schmelztigel eines intensiveren Läuterungsfeuers bringen und manches Element retten, das wir verloren haben. Mit schärferem Verstande und zarterem Gefühle wird er hinter die Erscheinungen dringen, die uns den Weg versperren und die Flut göttlichen Lichtes in die Welt zurückbringen."

Auch zwei hervorragende englische Missionäre, Dr. Mullens und Dr. Sonderson bewillkomneten den Babu aufs freundlichste. Besonders der erstere betonte, daß bei aller Verschiedenheit der Ansichten doch die Missionare sich nie über Unfreundlichkeit von Seiten der Brahmos zu beklagen gehabt hätten, daß sie im Gegentheil bei der Verbreitung von Unterricht, Armenpflege und dgl. immer den willigsten Beistand bei ihnen gefunden. Auch versicherte derselbe, daß er aufrichtig wünsche, daß die Zahl dieser Männer sich mehre und daß ihre praktischen Reformen noch größeren Erfolg bekommen. Freilich wurde dann auch der Wunsch nach weiterer Erleuchtung geäußert und in der Brahmo Somadsch doch nur eine Uebergangsstufe zum Christenthum erblickt, und da nun diese Hoffnung nicht eingetroffen, so sprechen sich in neuster Zeit die Vertreter der Mission nicht sehr freundlich über diese Bewegung aus, ja suchen dieselbe in jeder Weise verächtlich zu machen.

„Den sittlichen Werth," sagt Max Müller, „die edlen Absichten, den aufopfernden Eifer dieser indischen Reformer können sie nicht in Abrede stellen, aber sie fühlen, daß dies ihren gefährlichen Einfluß nur vergrößert, und daß die Verbreitung des Christen-

thums in Indien dadurch verzögert wird. Viele von den besten Geistern, die sich sonst zum Christenthum hingezogen fühlten, werden jetzt durch die neue Strömung fortgerissen."

Um so mehr ist es anzuerkennen, daß die Brahmos noch bis auf den heutigen Tag mit der größten Achtung und Dankbarkeit von den philanthropischen Bestrebungen der christlichen Missionare gesprochen haben, wenn sie freilich auch bedauern, daß die Predigtthätigkeit derselben oft die Gefühle der gebildeten Hindus verletzen muß. „Die süße Botschaft des Evangeliums", heißt es im Indian Mirror (30. Januar 1876) „im orthodoxen Sinn eines Dr. Duff ist die, daß jeder von uns zur Verdammniß bestimmt ist, daß unsere Vorväter, die großen alten Arier zur Hölle gewandert sind, aus der sie keine Gelegenheit mehr zu entschlüpfen haben, selbst wenn sie in den Schafstall der schottischen Kirche eintreten wollten. Feuer, Schwefel, Blut und dgl. mag vielleicht die Phantasie der Abendländer erquicken, unserem Volk ist der Geruch von verbranntem Schießpulver unangenehm."

Doch kehren wir zu unserer Abendversammlung zurück. Nach den sympathischen Begrüßungen nahm nun Sen selber das Wort, um zunächst im Namen seiner Landsleute den Dank für das auszusprechen was England in der letzten Zeit an Indien gethan habe. „Als Indien daniederlag im Schmutze des Götzendienstes und des Aberglaubens, als muhammedanische Unterdrückung und Mißregierung beinahe den letzten Funken von Hoffnung in den Herzen der Eingebornen erstickt hatte, als die Priester übermächtig in ihren Triumphen schwelgten über der niedergetretenen Menschheit, da sandte Gott in seiner Gnade die brittische Nation, um Indien zu erlösen. England klopfte an die Thore Indiens und rief: Edle Schwester stehe auf, du hast schon zu lange geschlafen! Und Indien stand auf. Die Einladung war providentiell und die Antwort auch. Indien stand auf aus seiner Jahrhunderte langen Lethargie, sah die entwürdigende Lage, in die es gesunken, und bat England um Hilfe. Und diese Hilfe wurde gewährt. — Ich

vergesse und vergebe alles, wodurch England diesem Werke im einzelnen Eintrag gethan hat, und auf dem allgemein menschlichen Standpunkt stehend sehe ich wie Gott in der Geschichte specielle Werkzeuge anwandte, um meine Landsleute zu heben und aufzurichten. Im Laufe der Zeit fühlte England die Verantwortlichkeit seiner Lage als Regent Indiens und wurde mit demselben verbunden durch die engsten Bande politischer Beziehungen. Ein Strom wurde eröffnet, der England und Indien intellektuell, social, moralisch und religiös verband und all die hohen und freien Ideen des Westens kamen durch diesen großen Canal in den Osten. Eine wunderbare Aenderung bereitet sich vor. Ihr sehet eine neue Nation sich erheben mit neuen Bestrebungen, heiligeren und erhabeneren Gedanken, Zielen und Spekulationen. Als wir kamen, um englische Bildung in Euren Schulen und Collegien zu holen, da lernten wir Euren Shakesspeare, Milton und Newton achten und nun kann ich sagen, daß in gewissem Maße sie die unsern geworden sind. Eure Philosophie und Wissenschaft ist nun auch die unsere. So sind wir eins im Gedanken... England hat bereits Wunder bewirkt in der Bekämpfung der Vorurtheile und der Unwissenheit meines Landes. Die Arbeit an der materiellen Wohlfahrt hat ebenfalls ungeheure Fortschritte gemacht, die unerschöpflichen Hilfsquellen des Landes werden auf allen Seiten eröffnet. Auch in socialen Reformen ist Indien nicht unthätig geblieben. Der Einfluß indischer Erziehung hat mächtig dazu beigetragen, die öffentliche Meinung von lasterhaften und schädlichen Gewohnheiten abzubringen... Die größte That jedoch ist die moralische und religiöse Reform des Landes. England kam zu uns mit der Bibel in der Hand. Die gebildeten Hindus haben dieses wunderbare Buch angenommen und studirt und ich freue mich, es sagen zu dürfen, in manchen Fällen auch schätzen gelernt. So stolz wir auch sein mögen auf unsere eigenen religiösen Bücher, dieses köstliche Vermächtniß unserer Vorfahren, so ist es doch eine Thatsache, die von allen Aufrichtigen zugegeben werden muß, daß

Indien die Bibel nicht entbehren kann. Ehre, alle Ehre der edlen Schaar aufopferungsvoller Missionäre, welche in heiliger Sendung nach Indien kamen, um an der Reformation und Wiedergeburt dieses Landes zu arbeiten. Ehre, alle Ehre ihnen! Ihr Leben steht immer noch vor dem indischen Volke und oft hat manches indische Herz liebend zu ihnen hinaufgeblickt, um aus ihrem Beispiel Muth und Freudigkeit zu schöpfen..... Ich kann nur sagen, daß es ganz unmöglich ist für einen ächten Theisten, sei er Europäer oder Hindu, in seinem Herzen ein Gefühl des Widerwillens gegen Christus oder gegen seine Jünger zu hegen. Allerdings gibt es tausende in Indien und manche deren zähle ich zu meinen Freunden, die ganz und gar nicht gerne sehen, daß Christus dem indischen Volke geprebigt wird. Das Christenthum ist nach Indien in einer fremden und abstoßenden Gestalt gekommen. In seinem Stifter, in seinen ersten Verkündern war es orientalisch und asiatisch, daher ist auch kein Grund, warum es dem indischen Volke in einer anderen Gestalt dargeboten werden sollte. Ueberlaßt uns uns selbst und laßt uns die Bibel studiren. Fiuden wir hier nicht Bilder und Lehren asiatischen und orientalischen Gepräges? Fühlen wir nicht, daß der Geist des Christenthums zu uns kommt als etwas ganz Natürliches, Verwandtes, als etwas womit wir gerade nach der eigenthümlichen Beschaffenheit des indischen Geistes sympathisiren müssen? Der ächte Geist des Christenthums wird von Indien angenommen werden, aber ich kann nicht dasselbe sagen in Betreff der Lehren und Dogmen, die ihr Indien dargeboten. Obgleich daher Indien keine der besonderen Formen des Christenthums annehmen kann, so bleiben wir doch fest in unserer Anhänglichkeit an Christus. Durch den unwiderstehlichen Zauber seines geistigen Einflusses bringt Christus unvermerkt in das indische Herz ein. Unbewußt werden Tausende, bewußt vielleicht Hunderte zu wirklicher Geistesgemeinschaft mit Christo geführt." Er fuhr nun weiter fort, daß leider in Indien die vielen Namenchristen so manchfache Abneigung gegen das Christenthum herbeigeführt haben, er

komme nun, um in England wirklich christliches Leben kennen zu lernen, und eine nähere und innigere Verbindung zwischen Indien und England hervorzubringen. „Mögen eines Tages Indien und England sich umarmen als theure Schwestern und den Namen des wahren Gottes auf ihren Lippen Hand in Hand zusammengehen in das entlegene Land, das ferne Königreich der Himmel, wo ewiger Friede und ewiges Glück ist."

Fünf Monate dauerte der Besuch in England und gewissenhaft wurde diese Zeit ausgenützt. Vierzehn der wichtigsten Städte Englands und Schottlands wurden besucht und es wurde Sen hier gestattet in Kirchen verschiedener Denominationen Gottesdienst zu halten. Bei siebzig Versammlungen trat Sen als Redner auf, und zwar theils bei solchen allgemein socialer Art, wie den Jahresfesten der Friedensliga, der Mäßigkeitsvereine, der Vereine für Lumpenschulen, Volkserziehung und dgl., theils bei solchen specieller Art wie den Versammlungen von Aerzten, Naturforschern, Philosophen. Außerdem besuchte er die bedeutendsten philanthropischen Anstalten, verkehrte angelegentlich mit den englischen Staatsmännern, hatte auch eine Audienz bei der Königin.

Am 12. September 1870 fand die Verabschiedung des indischen Gastes ebenfalls in feierlicher Versammlung statt. Von den Rednern, die ihm Lebewohl sagten, wurde besonders auch das hervorgehoben, daß Sens Anwesenheit Männer der verschiedensten religiösen und politischen Richtungen, die sich sonst gemieden, einander nahe gebracht. Unter allen Fremden, die das englische Volk interessirt haben, sei keiner so offen und frei herausgetreten, keiner sei so vollständig geradeaus gegangen, keiner so bereit gewesen, seine Ansichten kund zu thun und so entschlossen sich nicht mißverstehen zu lassen. Die Engherzigkeit des Sektengeistes habe durch sein Auftreten einen gewaltigen Stoß bekommen. Eine Dame, Miß Emily Faithful dankte Sen im Namen der Frauen Englands für seine Bemühungen in Betreff der Hebung der Frauen Indiens.

In längerer Rede verbreitete sich nun Sen selbst über die

Eindrücke, die er während seines Aufenthaltes in England gewonnen. Er begann zunächst mit den Aeußerlichkeiten des dortigen Lebens. Die rastlose Geschäftigkeit des Engländers hatte auf den zu einem beschaulichen Leben geneigten Hindu ebenso abstoßend gewirkt, wie die ungeheuren Roastbeafs der englischen Gastmähler auf den strengen Vegetarianer. Auch das Annoncen- und Reklamewesen widerte ihn an; besonders aber das Gebahren der eleganten Modedamen. Welches Recht denn die civilisirte Dame des Westens habe fünfmal so viel Raum einzunehmen als ein Mann? „Was den Kopf betrifft, so glaubte ich anfangs, daß das Haar auf den Köpfen der Frauen in England und in europäischen Ländern überhaupt weit länger sei, als auf den Köpfen der indischen Frauen. Aber ich habe mir sagen lassen, daß unter dieser kolossalen Haarpyramide ein Geheimniß steckt, das keine nähere Untersuchung leiden kann. Ich meine, gebildete und verständige Frauen der Gegenwart könnten künftighin eine bessere Probe von der Fruchtbarkeit ihres Gehirns geben." Ferner habe er die Kaste auch in England gefunden. „Eure reichen Leute sind wirklich Brahminen und eure Armen sind Pariahs!" Noch mehr betrübt haben ihn die zwei größten Schäden des socialen Lebens in England: Trunkenheit und Prostitution. Es sei ihm unbegreiflich, daß die Gesetzgebung hier nicht energischer einschreite. Mit Bewunderung dagegen habe ihn die philanthropische Thätigkeit Englands erfüllt und mit besonderem Wohlgefallen habe er auf das englische Haus geblickt, wo alle Pflichten des häuslichen Lebens im Geiste des Christenthums aufgefaßt werden. „Die hellen lieblichen Gesichter englischer Kinder machten einen tiefen Eindruck auf mich, und oft sagte ich: Glücklich die Familie wo solche Kinder wohnen." Auch die segensreiche Macht der öffentlichen Meinung habe er mit Freuden kennen gelernt. Für sein Vaterland habe er viele Liebe und Sympathie gefunden, aber wenig Verständniß dessen, was wirklich ihm noththue. Er verlange Volksbildung, Verbesserung der Lage der Frauen, Unterdrückung des Branntwein- und Opiumhandels, Einführung von Wohlthätigkeitsanstalten,

Abstellung der Bigamie und Polygamie und der grausamen Sitte, welche die Wiederverheirathung von Wittwen verbietet.

Was endlich den wichtigsten Gegenstand, das religiöse Leben betrifft, so klagte Sen zunächst über die Engherzigkeit, die er so vielfach gefunden. „Ich fand die Häuser hier sehr klein und mit Schrecken bemerkte ich, daß die Häuser für die Seele noch viel kleiner sind. Sind denn die Wasser des ewigen Lebens von so geringer Quantität, daß man die Kanäle, durch welche sie fließen, recht enge machen muß, damit sie tief werden?" Das englische Christenthum sei ihm auch zu rauh vorgekommen, nicht zart genug für die Bedürfnisse der Seele. Das christliche Leben Englands sei mehr materieller als geistiger Natur. Man suche immer etwas Sichtbares, Greifbares. Man kenne kaum etwas Derartiges wie Meditation oder einsame Betrachtung. Ueberall herrsche das Streben, Gott außen zu finden in Formen, Ceremonien uud Dogmen.

Uebergehend auf seine Stellung zum Christenthum selbst erklärte Sen seine Uebereinstimmung mit den drei großen christlichen Ideen, der des Vaters, des Sohnes und des Geistes. Er glaube an den einen Gott, an den sich schon die Psalmen gewendet als den Vater der Menschen, an den ferner, der göttliche Wahrheit und Liebe in menschlicher Gestalt geoffenbart, nämlich an Christum. Die rechte Ehre aber, die man diesem zu zollen habe, sei nicht die, daß man ihn vergöttere, sondern die, daß er übergehe in Fleisch und Blut seiner Nachfolger. Dies habe er selbst bezeichnet durch die Verheißung des Geistes. Dieser Geist aber sei noch nicht gekommen. „Die Juden erkannten Gott in der Natur und die Christen Gott offenbar in Christo, aber wenige sahen Gott offenbar im Herzen des einzelnen Gläubigen. Erkennen die Christen Gott als Geist? Gehen sie nicht vielmehr aus von dem Satz, daß die Menschen Gott nicht erfassen können außer in menschlicher Gestalt? Darum knieen sie vor Christus nieder und entehren dadurch beide, Gott und Christus. Gott braucht nicht Fleisch um sich zu offenbaren, er ist gegenwärtig, das ganze Universum erfüllend.

Ich protestire gegen die Lehre von der Unfähigkeit des Herzens, Gott zu erfassen... Die Welt hat das Experiment einen fleischgewordenen Gott anzubeten versucht und dieses Experiment ist in trauriger Weise fehl geschlagen... Christus identificirte den Geist der Wahrheit in sich mit Gott; der Lebenszweck aller Menschen sollte demnach sein, diese Einheit des Geistes zu erreichen und zu verwirklichen.... Wenn Reinheit, Wahrheit, Keuschheit, Entsagung, Selbstverleugnung christliche Tugenden sind, so ist überall, wo sie sich finden Christenthum, ob ihr Träger nun Christ, Hindu oder Mohammedaner genannt wird... Das Resultat meines Besuches in England ist, daß wie ich als Hindu hieherkam, ich als befestigter Hindu zurückkehre. Ich habe nicht eine Lehre angenommen, die nicht vorher schon in meinem Geiste vorhanden gewesen." Zum Schlusse dankte Sen für alle Liebe und Sympathie, die er in England gefunden, auch habe er nicht daran gedacht, daß er solcher Ehren theilhaftig werde, wie dies geschehen, er fühle, daß er solche Ehren nicht verdient habe.

Nicht bloß dieser demüthige Schluß, sondern auch die ganze Art seines Auftretens — und ich kann hier aus persönlicher Beobachtung reden — bewiesen deutlich, wie ungerecht der Vorwurf der Gegner war, das Sen durch die erhaltenen Ehrenbezeugungen aufgeblasen worden. Ebenso war es ihm selbst sicherlich am schmerzlichsten, wenn er in Indien bisweilen von seinen Glaubensgenossen in überschwänglich orientalischer Weise gefeiert, ja oft fast vergöttert wurde.

Nach Indien zurückgekehrt beeilte er sich nun eine Reihe umfassender Reformen durchzusetzen, und damit auch denjenigen, welche seine religiösen Ansichten nicht theilten, Gelegenheit gegeben werde, dabei mitzuhelfen, gründete er die „indische Reformgesellschaft". Dieselbe war offen für alle Klassen und Glaubensbekenntnisse, welche an der sittlichen und socialen Wiedergeburt Indiens mitarbeiten wollten. Die Reform sollte folgende Punkte ins Auge fassen: Verbesserung der Lage der Frauen, Er-

ziehung, billige Literatur, Mäßigkeit, Wohlthätigkeit. Die Betheiligung an diesem Unternehmen war eine sehr lebhafte von Seiten der Hindus, der Muhammedaner, der Parsis und der Europäer. Selbst der englische Bischof in Calkutta, Dr. Milman war weitherzig genug, sich anzuschließen.

So wurden denn höhere und niedere Mädchenschulen errichtet, Vereine zur Fortbildung der Frauen gestiftet, ja eine eigene Zeitung gegründet, um die Frauenfrage zu vertreten.

Es gilt hier große Schwierigkeiten zu überwinden und mit der größten Klugheit und Vorsicht weiter zu gehen; denn eine allzuschnelle Emancipation des Weibes wäre für beide Geschlechter von den bedenklichsten Folgen. Die Brahmos selbst geben zu, daß ein solch ungezwungener Verkehr beider Geschlechter, wie er in Europa stattfindet, in Indien für jetzt noch unmöglich wäre; daß es überhaupt erst noch gelte die richtige Mitte zu finden zwischen gänzlicher Meidung der Frauen und schrecklichen im Namen der Religion begangenen Ausschweifungen. So soll denn durch innere Hebung das Weib allmälig fähig gemacht werden, den Rang einzunehmen, der ihm gebührt.

Die größte Errungenschaft, welche der Brahmosomadsch auf socialem Gebiet davongetragen, ist die Reform der Ehegesetzgebung. In Indien ist in Ehesachen für die Europäer zunächst das englische Gesetz geltend, die Eingebornen aber richten sich noch immer nach hergebrachter Sitte resp. Unsitte. Grundübel sind die allzufrühen Heirathen, Vielweiberei, die Eheloſigkeit der Wittwen. Die Eheschließung selbst ist mit allerlei götzendienerischen und abergläubischen Gebräuchen verknüpft und auch aufgeklärte Hindus sahen sich genöthigt, um eine giltige Ehe schließen zu können sich diesen Gebräuchen zu unterwerfen. Die Brahmos brachen nun völlig mit all diesen schlimmen Gewohnheiten, führten Monogamie ein und feierten die Eheschließung in würdiger, ernster Weise. Aber diese Brahmoehen waren illegal; die daraus entspringenden Kinder illegitim. Zunächst wurde nun versucht für Indien eine

Art von Civilehegesetz zu gewinnen. Die Regierung war dazu geneigt, aber als die Sache ruchbar wurde, erhob sich ein Sturm der Entrüstung dagegen von Seiten der gesammten indischen Bevölkerung. Nach vierjährigen Bemühungen gelang es endlich ein besonderes Ausnahmegesetz zu Stande zu bringen, welches die Ehen der Mitglieder der Brahmo Somadsch unter das englische Recht stellt. Merkwürdig ist bei dieser Sache, daß, während die indische Bevölkerung gegen dieses Gesetz nichts mehr einzuwenden hatte, dasselbe von den Altbrahmoisten aufs heftigste bekämpft wurde, so daß es in der letzten Stunde fast noch gescheitert wäre. Die letzteren wollten also lieber gegen ihr Gewissen an der heidnischen Sitte festhalten, als zugeben, daß eine verwandte Partei sich von nationalen Vorurtheilen emancipire. Ein deutlicher Beweis, zu welchen sittlichen Verkehrtheiten ein verblendeter Conservatismus führen kann.

Von Juli 1861 bis Januar 1877 sind 63 Brahmoehen geschlossen worden, darunter 15 zwischen Personen verschiedener Kaste und ebensoviele von verwittweten Paaren.

Für die Hebung der Volksbildung sind die Brahmoisten energisch thätig, sie gründen und fördern Schulen aller Art, halten Abendvorträge für junge Arbeiter, errichten Sparkassen, sorgen für passende und billige Literatur und das alles mit äußerst beschränkten Mitteln. [7])

Was die gegenwärtige Anzahl der Brahmos betrifft, so ist dieselbe nicht einmal auf tausende hin richtig zu schätzen. Denn es geht eben in Indien wie überall, daß viele für sich Freunde der Reform sind, aber doch aus Bequemlichkeit oder aus Familien- und anderen Rücksichten sich nicht bloßstellen wollen. Wiederum haben manche sich anfangs in die Liste der Reformer aufnehmen lassen, ohne die nöthige Beharrlichkeit zu besitzen, auch auf einem entlegneren und ungünstigeren Posten für die Sache zu wirken. So weist das neuste Verzeichniß 108 den verschiedensten Theilen Indiens angehörige Brahmovereine auf, von denen jedoch nur 25

ein eigenes „Mandir“ oder Versammlungshaus besitzen und nur 48 den Muth hatten für das Brahmoehegesetz Petitionen einzusenden.

Denn — dies läßt sich nicht leugnen — die Bewegung ist gegenwärtig in dem Zustand, den wir bei Erscheinungen ähnlicher Art stets wahrnehmen werden, daß das erste Feuer der Begeisterung und Opferwilligkeit erloschen ist, und es nun darauf ankommt durch beharrliches und stetiges Fortarbeiten die sich stets mehrenden Schwierigkeiten zu überwinden. Und gerade je spärlicher die äußeren Triumphe sind, um so mehr suchen die Gegner zur Rechten und zur Linken alles zu benützen was geeignet scheint, ein schlimmes Licht auf die junge Kirche zu werfen.

So hatte z. B. Sen einmal im Unwillen über die geistliche Trägheit seiner Zuhörer einige Zeit lang seine Predigtthätigkeit unterbrochen, um sie dann auf dringende Bitten und Versprechungen hin nach einigen Wochen wieder aufzunehmen. Sogleich verbreitete eine englische „christliche“ Zeitschrift die Nachricht, der Gottesdienst der Brahmos sei wegen Unsittlichkeit der Mitglieder geschlossen worden.

Noch schlimmer war die Prüfung, die vor zwei Jahren über die Brahmos in Calkutta erging.

Ein früheres Glied der Kirche, das mit seiner Frau in einer von Sen gegründeten Anstalt, dem Bharat Asram[8]) gewohnt hatte, aber in Folge von Zwistigkeiten ausgeschieden war, suchte sich nun an seinen früheren Genossen dadurch zu rächen, daß er den sittlichen Charakter jener Institution durch Einsendungen in einer Hinduzeitung verdächtigte. Mit Begierde ergriffen die vielen Feinde diese Handhabe zur Polemik. Besonders die der Anstalt angehörigen Frauen litten schwer unter niederträchtigen Verleumdungen. Der Vorstand der Anstalt sah sich genöthigt den Rechtsweg zu betreten und siehe da, als es endlich am 30. April 1875 zur gerichtlichen Verhandlung kam, da machten die Gegner auch nicht einmal einen Versuch zur Rechtfertigung, sondern beeilten sich, feier-

lich alle früheren Angaben zu widerrufen und um Zurücknahme der Anklage zu bitten. Dies geschah denn auch und der Richter selbst gab der tiefen Entrüstung Ausdruck, die solche feige hinterlistige Angriffe bei jedem rechtlichen Menschen erregen müssen. Die Sache der Brahmos aber hatte natürlich inzwischen schwer gelitten und die Erfahrung, die sie in Betreff ihrer Unpopularität gemacht hatten, beugte sie schmerzlich.

Es wäre jedoch völlig ungerechtfertigt, aus solchen vorübergehenden Krisen zu schließen, daß die Reformbewegung im Niedergang sei.

Im April v. J. veröffentlichte die Times indische Reisebriefe aus der Feder von Monier Williams Baden, Professor des Sanskrit in Oxford. Darin heißt es u. A.:

„Die gegenwärtige Lage Indiens hat große Aehnlichkeit mit der des römischen Reiches vor dem Auftreten des Christenthums. In den oberen Schichten der Gesellschaft geht eine völlige Zersetzung der alten Religionen vor sich. Die Begabtesten werden reine Theisten oder Unitarier. Das Christenthum hat hauptsächlich Fortschritte gemacht unter den niedern Kasten und unter einigen Stämmen der Urbewohner. Wirkliche Bekehrungen sind selten und werden meiner Ansicht nach nicht häufiger vorkommen, bis unsere Religion den Hindus in der einfacheren orientalischen Form dargestellt wird, die derselben bei ihrer Gründung in Jerusalem eigen war." Dann heißt es weiter: „Beinahe in jeder größeren Stadt ist ein Somadsch, oder ein Verein solcher Männer, deren Glauben durch den ersten Artikel des christlichen Glaubensbekenntnisses ausgedrückt werden könnte. Sie betrachten das höchste Wesen als persönlichen Gott, an den man Gebet und Preis richten kann." Ein noch unverdächtigerer Zeuge ist der Baptistenmissionar Smith in Delhi, der bei einer Missionsversammlung sagte:[9]) „Der Brahmo Somadsch steht ganz auf dem Grunde christlicher Moral und

in allen Handlungen ihres Leiters ist viel von dem Geiste Christi. Diese Form des Theismus hat in großer Ausdehnung die schwere Atmosphäre des Hinduismus geklärt. Gebe Gott, daß Chunder Sen noch lange erhalten bleibe, um in vielen Theilen Indiens das zu thun, was er in Calkutta gethan hat!"

Und ich glaube in diesen Wunsch können wir alle herzlich einstimmen. Mag auch manches was diese Reformer thun oder lehren, uns den ferner stehenden, fremdartig und willkürlich erscheinen, wir wollen über den kleinen Verschiedenheiten das Gemeinsame, das uns verbindet, nicht vergessen.

Diese Männer des Ostens haben es gewagt, entgegen den landläufigen Meinungen eine Kirche zu gründen lediglich auf die großen Grundwahrheiten der Religion, ohne dieselben durch Dogmen und Bekenntnisse festzusetzen und damit zugleich zu trüben. Sie wollen der Freiheit des Gedankens keine Schranken setzen und hoffen doch, daß der Menschengeist auch ohne künstliche Leitung und Gängelung den Weg zu dem Gotte finden werde, dessen Bild er an sich trägt; sie haben das theosophische Erbtheil ihrer Väter angetreten, ohne dadurch in mystischen Ascetismus und unthätigen Quietismus zu versinken, sie haben rückhaltslos der ganzen abendländischen Kultur sich bemächtigt, ohne dadurch ihrem Volke entfremdet zu werden, noch dem blasirten Skepticismus zu verfallen, den wir häufig bei abendländisch gebildeten Orientalen finden. Diese Männer haben jenen Muth bewiesen, „der früher oder später den Widerstand der spröden Welt bezwingt," und für ihre Ueberzeugung die größten Opfer gebracht, zum Theil ein wahres Martyrium erduldet, und zwar ohne durch irgend einen Fanatismus hingerissen und getragen zu sein. Sie haben Mitleid mit einem armen gedrückten Volke und suchen dasselbe zu heben nicht durch schöne Worte sondern durch eifrige Arbeit. Sie verbinden sociale und religiöse Reform, weil sie wissen, daß beide nur dann erfolgreich sein können, wenn sie Hand in Hand gehen. All dies muß

ihnen nicht bloß unsere Achtung, sondern unsere tiefste Sympathie verschaffen. Und wenn in einer hier erscheinenden Zeitschrift[10]) eine hämische Kritik an ihnen geübt worden ist und das Wort auf sie angewendet „Gewogen und zu leicht erfunden," so rufen wir ihnen das Wort eines Größeren zu: „Sie haben ein gutes Werk gethan, sie haben gethan was sie konnten."

Anmerkungen.

[1]) Max Müller: Eine Missionsrede. Straßburg, Karl Trübner. S. 52.

[2]) James Martineau hat in der Rede, mit der er den indischen Reformator in London bewillkommnete, darauf hingewiesen, daß in Indien Aberglauben und Götzendienst nicht die einfachen Folgen von Barbarei und Unwissenheit sind, nicht die Stufen, die jeder Gesittung vorangehen, sondern vielmehr Produkte einer alten komplicirten, aber allmälig erstarrten Civilisation. „Schon in den frühesten Zeiten der indischen Literatur", heißt es dort, „existirten Menschen, die Systeme von der feinsten metaphysischen Vollendung konstruirten, aber gerade diese äußerste Feinheit, mit der sie theologische Lehren in eine Art ungreifbarer Essenz verflüchtigten, machte eine Reaktion nothwendig, die die Religion wieder verdichten mußte, um sie dem Volke begreifbar zu machen. Das ungemein rege Seelenleben des indischen Volkes mit seiner lebhaften Phantasie war nicht im Stande die kalte Einsamkeit des Unendlichen zu ertragen, es verlangte greifbare Gestalten und Bilder und so wurde der indische Geist das Opfer seines scharfen Verstandes wie seiner beweglichen Einbildungskraft. Der eine verflüchtigte die Substanz der Religion, die andere ersetzte die Lücke durch Geschöpfe der Illusion. Wie im indischen Drama abstrakte Eigenschaften auftreten, die sich verlieben, bekämpfen und dgl., so ging die Religion von Philosophie in Poesie und endlich in Mythologie über, bis sie im Götzendienst krystallisirte. Dieses Bestreben verfestigte sich durch zwei nur bei gesitteten Völkern wirksame Ursachen, durch Literatur und Kaste. Die erstere gab den flüchtigen Geburten der Einbildungskraft eine feste Form und machte sie zu wirksamen Faktoren im Leben; das Volk mußte so von den Männern der Wissenschaft, die es leiten sollten, gerade das ererben, was es am meisten herabwürdigte. Die Einrichtung der Kaste sodann überließ den niederen Klassen des Volks in Mythologie und behielt deren Deutung den höheren vor; ließ also den ersteren einen Glauben ohne Licht, den letzteren ein Licht ohne Glauben."

[3]) Nach M. Müller l. c. S. 44—46.

[4]) Max Müller, l. c. S. 49.

5) What is Brahmoism, Preface IV.

6) l. c. S. 23. Eigenthümlich berührt auch die Schilderung des beschaulichen Lebens das Sen und seine Freunde im vergangenen Sommer führten. S. Indian Mirror 1876, Nr. 131, wo es heißt: „Unter Bäumen auf Teppichen und Tigerfellen kauernd, verrichten sie ihre Morgenandacht, die selten weniger lang als 2½ Stunden dauert. Dann bereiten sie ihre Nahrung, die um Mittag eingenommen wird. Nach halbstündiger Ruhe folgt eine Stunde religiösen Gesprächs, dann wird geschrieben, gelesen oder andere kleine Arbeit gethan. Nachmittags schöpfen sie Wasser, hauen Bambus um, ebenen und pflastern Wege, pflanzen und begießen Bäume, bauen Hütten, arbeiten in der heißen Sonne barhäuptig oder mit einem nassen Tuch auf dem Kopf. Sie arbeiten bis sechs Uhr, ruhen eine halbe Stunde und ziehen sich dann zurück zu einsamem Gebet. Um halb acht Uhr ziehen sie in einer Procession Hymnen singend durchs Gefilde und gehen gewöhnlich in die Hütte eines armen Mannes, um dort zu singen und zu beten."

7) Neustes Budget: Einn. 7576 Rup. Ausg. 8258.

8) Eine Art von Brahmokloster, zu dem sich mehrere Familien vereinigt halten, um ungehemmt von äußeren Einflüssen lediglich nach Brahmo-Grundsätzen zu leben. Eine Einrichtung auf die sich der ganze Haß der altgläubigen und sogar der aufgeklärten Hindus geworfen hat.

9) Indian Mirror 1876 Nr. 131.

10) Basler Miss. Mag. Okt. 1876.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

(290)

Zur Währungsfrage.

Eine Entgegnung

auf

das Buch des Herrn Dr. Theodor Hertzka

„Währung und Handel"

von

Johann Philipp
Joh. Phil. Schneider
in Bremen.

Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Carl Habel in Berlin.

Vorwort.

Zur Erklärung, warum diese Entgegnung auf das Buch des Herrn Dr. Hertzka „Währung und Handel" erst jetzt erscheint, sei hier erwähnt, daß sie schon im November v. Js. zur Veröffentlichung in der in Wien erscheinenden „Deutschen Zeitung" geschrieben war. Die Redaction derselben, die vorher einige auf ihre Veranlassung von dem Verfasser geschriebene Artikel über die Silberfrage in ihren Ausgaben Nr. 1656, 1659, 1663, 1666, 1745, 1747 veröffentlicht hatte, nahm jedoch Anstand, eine ausführliche Kritik des Buchs eines Mitredacteurs einer andern Wiener Zeitung in ihre Spalten aufzunehmen und ersuchte den Verfasser den Aufsatz auf einen oder höchstens zwei Zeitungs-Artikel abzukürzen, was unterblieb, da derselbe ohnehin schon knapper geschrieben war, als es geschehen wäre, hätte er die Bestimmung gehabt, in einer Broschüre veröffentlicht zu werden. So blieb der Aufsatz liegen, bis er dem Verfasser in diesen Tagen wieder in die Hände kam.

In einer den Tagesneuigkeiten gewidmeten Zeitung ist eine solche Abhandlung allerdings auch nicht am rechten Orte und es giebt wohl keinen andern, dem der Inhalt mehr entspräche, als der ist, wo ihn der Leser finden wird, wenn er diese Zeilen liest. Ist es denn nicht eine wahre Zeit- und Streitfrage?

Diese Währungsfrage nimmt immer noch die durch den Währungswechsel in Deutschland angeregte Aufmerksamkeit der Geschäftsleute in allen Ländern in Anspruch und wird fortfahren, dieses zu thun, so lange bedeutende Werthschwankungen der Edelmetalle den Handel zwischen Gold- und Silber-Währungsländern stören. Das aber kann kein Ende nehmen, bis irgendwo, es braucht nicht Deutschland zu sein, die Alternativwährung in einem nicht zu kleinen Gebiet hergestellt ist.

So lange diese in Frankreich bestand, waren die Werthschwankungen der Edelmetalle so gering, daß die Sache wenig Beachtung fand und die ohne wesentliche Wertherniedrigung des Goldes vorübergegangene Goldfluth aus den californischen und australischen Goldfeldern scheint den Glauben erweckt zu haben, daß dem Gold mehr als dem Silber Werthbeständigkeit beizumessen sei. Dieses Vorurtheil muß widerlegt werden, damit nicht schlimme Folgen daraus entstehen. Ohne ein festes Werthverhältniß zwischen den aus Gold und Silber bestehenden Münzen, würde der Handel zwischen Ländern mit verschiedenen Münzmetallen nicht gedeihen können. Er würde die Unsicherheit des Tauschhandels mit Waare gegen Waare, die man nicht selbst gebraucht, haben und nicht mit dem kleinen Nutzen betrieben werden können, mit dem man heut zu Tage bei dem Verkauf von Waaren gegen Geld vorlieb nimmt. Darunter müßten natürlich alle Klassen der Gesellschaft leiden, sowohl die in Handel und Gewerben Beschäftigten, als die Verbraucher im Allgemeinen. Es wäre ein offenbarer Rückschritt.

Leider ist der Blick mancher Gelehrten zu sehr von Handel und Wandel abgewendet. Da sieht man, wie hergebrachte Ansichten sich unter ihnen fortpflanzen, ohne an den Erfahrungen des

Lebens erprobt zu werden. Daraus erklärt sich denn, wie Einige, im Vertrauen auf ihre Wissenschaft, die einmal ausgesprochenen Ansichten durchzukämpfen wähnen und Andere sich aus Unsicherheit von öffentlichen Erörterungen zurückhalten, was doch sehr zu bedauern ist.

Höchst wahrscheinlich wird diese Währungsfrage noch in diesem Jahre zwischen Delegirten verschiedener Staaten erörtert werden. Wenn nicht, so mag sie auf der nächsten in Antwerpen stattfindenden Conferenz der Gesellschaft für Reform und Codification des Völkerrechts zur Sprache kommen. Man dachte, es sollte darüber schon auf der im vergangenen Jahre in Bremen abgehaltenen Conferenz verhandelt werden, die angekündigten französischen Gelehrten hatten sich aber nicht eingestellt und der gleichzeitig hier tagende volkswirthschaftliche Congreß hatte andere, in dieser Frage bewanderte Männer von der Conferenz abgehalten. So fehlte es an Combattanten.

Wollten sich aber Sachkundige zu der nächsten Conferenz einfinden, so verdiente der Gegenstand doch in den Wirkungskreis der gedachten Gesellschaft gezogen zu werden. Sie ist, durch ihre Mitglieder in allen Theilen der Welt, befähigt, die aus ihren Erörterungen hervorgehenden Resultate zu verbreiten und zur Anwendung zu führen. Ihr ganzes Streben ist ja darauf gerichtet, den Völkerverkehr unter Regeln zu bringen, die ihn erleichtern und zur Wohlfahrt aller Menschen dienen sollen.

Sollte diese Frage in Antwerpen zur Erörterung gestellt werden, so wäre es zu wünschen, daß man sich vorher über die zu erörternden Punkte verständigte, um überflüssige, zeitraubende Vorträge abzuschneiden. Dadurch würden auch die Herren, die ver-

hindert sind, persönlich zu erscheinen, in den Stand gesetzt sein, ihre Ansichten schriftlich zur Vorlesung mitzutheilen.

Nach Ansicht des Verfassers dieses könnte es sich nur um folgende Fragen handeln:

1. Ist die Festsetzung eines Werthverhältnisses, in welchem Gold- und Silbermünzen in Zahlung genommen werden sollen, ein Versuch die Productionskosten der Edelmetalle zu fixiren oder ist sie nur ein allgemeiner Verzicht auf Zahlung in dem über das festgesetzte Verhältniß steigenden Metall?
2. Ist der bei einer Werthveränderung der Edelmetalle vor sich gehende Münzmetall-Wechsel mit Vortheil oder mit Nachtheil für das Land, wo er stattfindet, verbunden?

In diesen Fragen liegt der Kern der Sache. Sucht man mit Ernst darüber in's Reine zu kommen, so wird die Währungsfrage keine Frage mehr sein.

Bremen, im März 1877.

Der Verfasser.

Bremen, im November 1876.

Es kann nur zu allgemeinem Nutzen dienen, wenn die Währungsfrage immer wieder neue Kämpfer hervorzieht, welche dieselbe eingehend studirt haben und ihre Ansichten darüber ausführlich darlegen. Diese höchst wichtige Frage verdient die sorgfältigste Erwägung aller Staatsangehörigen, besonders aber aller Mitglieder gesetzgebender Körperschaften und aller Geschäftsleute, namentlich derjenigen, die mit Ländern anderer Währung, als ihre Heimath hat, verkehren.

In dem Buch des Herrn Dr. Hertzka „Währung und Handel", womit derselbe für die ausschließliche Goldwährung in die Arena tritt, ist dieselbe so ausführlich behandelt worden, als es die Gegner seiner Ansichten nur wünschen können, um den Streit zum Austrag zu bringen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes setzt sich daher vor, die auffallendsten Darstellungen aus dem Buch hervorzuheben und zu erörtern. So wird der Leser, der sich noch kein festes Urtheil gebildet hat, die entgegengesetzten Meinungen erwägen können und am schnellsten zur Klarheit über die Sache, woran es leider bei Manchen fehlt, gelangen.

Das Buch besteht aus zwei Theilen, dessen erster von dem Papiergeld, dessen zweiter von dem Münzmetall handelt. Dem Bestreben des ersten, auf Einziehung des österreichischen Papiergeldes gerichteten, Theils muß man allen Erfolg wünschen. Es sind jedoch auch in diesem Theil mehrere Stellen zu bestreiten, die zunächst berührt werden sollen, ehe der zweite, für den internationalen Handel wichtigere, Theil in Betracht gezogen wird.

I.

Es ist schwer zu glauben, daß der Grund des Fortbestehens der österreichischen Papiergeldwirthschaft, wie Herr Dr. Hertzka auf Seite 37 andeutet, in einer weit verbreiteten Ansicht, daß Störung des Geldwesens den Wohlstand fördere, zu suchen sei. Die wiederholten Anstrengungen aus derselben herauszukommen zeigen doch, daß man sich in maßgebenden Kreisen des Uebels wohl bewußt ist. Die zu überwindende Schwierigkeit liegt tiefer. Es ist allerdings zu fürchten, daß Oesterreich nach Einziehung des Papiergeldes sich von Neuem zur Ausgabe desselben genöthigt sehen könnte, wenn es wieder einen Krieg zu bestehen hätte. Um sich gegen alle Eventualitäten zu stärken, müßte der Staat nicht allein sein Papiergeld einziehen, es müßte auch der österreichischen Bank die Befugniß entzogen werden, Noten ohne Baardeckung auszugeben. Es sollte überhaupt keiner Bank gestattet sein, mehr ungedeckte Banknoten auszugeben, als erforderlich wäre, die Kosten des zur Bequemlichkeit dienenden Notenumlaufs durch Zinsgewinn aufzubringen. Dieses gebietet, wie schon in Heft 72/73 der Zeit- und Streitfragen von 1876 gezeigt wurde, die Fürsorge für alle Staatsangehörigen, besonders die für den Handel. Für Oesterreich ist aber der vorher angedeutete Grund von doppeltem Gewicht. Befände sich in der österreichischen Bank stets ein Baarvorrath von mehreren hundert Millionen als Deckung ausgegebener Noten, so würde der Staat bei derselben im schlimmsten Fall die Mittel zu einer temporären Anleihe finden. Der Hauptzweck der Baardeckung wäre natürlich, wie überall, Gleichmäßigkeit des Werthmessers und Sicherheit gegen Handelskrisen, wie sie in diesem Jahrhundert durch den Unfug ungedeckter Banknoten so oft vorgekommen sind, zu erzielen. Von diesem Uebel hat Herr Dr. Hertzka noch keinen rechten Begriff. Er ist der Ansicht, daß durch Ausgabe von Papiergeld ein Raub

an allen andern Staaten begangen werde, denen das verdrängte Metallgeld zufließe:

Seite 23. „Dadurch nämlich, daß das betreffende Land die Edelmetalle bei sich zu Hause demonetisirt und um deren Betrag den Edelmetallvorrath der gesammten übrigen Welt vermehrt, verringert sich der Werth der gesammten früher vorhandenen Circulationsmittel genau um den nämlichen Betrag, indem die vermehrte Circulations-Menge keine höhere Tausch- und Kaufkraft besitzt, als die frühere geringere. Wenn beispielsweise die aus dem Papiergeldland abströmenden Edelmetalle ein Percent des Circulationsquantums aller Metallgeldländer zusammen ausmachen, so wird jeder Geldbesitzer der ganzen Erde eine Devalvation der Kaufkraft seiner Geldvorräthe um ein Percent erfahren. Es werden also vorerst die Metallgeld-Besitzer in jenem Lande selbst, welches zur Zettelwirthschaft übergeht, ein Percent verlieren und um diesen Betrag weniger an Werthen aller Art eintauschen, als sie hätten erlangen können, wenn ihr Land nicht zur Zettelwirthschaft übergegangen wäre; sie werden also für 100 Millionen blos 99 Millionen Werthe anderer Art erhalten. Diese 99 Millionen aber werden die Geldbesitzer aller andern Verkehrsgebiete verlieren. Der Vermögenszuwachs des Papiergeldlandes geht somit nicht im Wege einer Neuschöpfung, sondern im Wege der Beraubung aller andern Verkehrsgebiete vor sich."

„Ist es nun möglich, kann es der wirthschaftlichen Gerechtigkeit irgendwie entsprechen, daß diese Beraubung sich vollziehen sollte, ohne daß dafür den Beraubten in anderer Form ein Ersatz, dem Räuber in anderer Form eine Buße auferlegt wird?"

Daß sich der Papiergeld ausgebende Staat selbst eine Ruthe bindet, ist offenbar, aber von dem Raub der damit, nach der Meinung des Herrn Dr. Hertzka, an andern Staaten begangen wird, hätte man gern eine nähere Erklärung gelesen. Die Be-

hauptung, daß von dem Verlust vorgedachter 100 Millionen die Geldbesitzer des Auslandes 99 verlören, ist nicht selbstverständlich. Herr Dr. Hertzka hält es zwar für unmöglich, daß sich diese Beraubung vollziehe, ohne daß den Beraubten in anderer Form ein Ersatz werde, worin dieser Ersatz aber bestehen kann, darüber scheint er nicht im Reinen zu sein. Hätte das verdrängte Metallgeld nur einen Ausweg in ein beschränktes Gebiet, das nicht schnell genug Gegenwerthe erzeugen könnte, so ließe sich zwar nicht in Abrede stellen, daß es in diesem an Kaufkraft verlieren müßte. Die Gläubiger würden dann daselbst verlieren, was die Schuldner gewönnen. Bei den Handel- und Gewerbetreibenden würde sich das wieder ausgleichen; nur die auf feste, unveränderliche Einnahmen Angewiesenen kämen zu kurz. Da aber das verdrängte Metall sich nach allen Richtungen hin über ausgedehnte Gebiete verbreiten müßte, so würde es die ganze Welt in immer weiteren Kreisen in vermehrte Thätigkeit setzen und diesen Erwerb verschaffen. Der Tendenz zur Erhöhung der Preise würde die Anstrengung der Arbeitskräfte in allen Gebieten entgegen wirken. Die ganze Bewegung würde auf Vergrößerung des Wohlstandes des Auslandes hinauslaufen: Es könnte also von Beraubung desselben keine Rede sein. Was Herr Dr. Hertzka für Beraubung hält, wäre Bereicherung des Auslandes. Diese würde sich aber auf Kosten des Papiergeldlandes vollziehen. In diesem würde zunächst eine schlechte Wirthschaft Platz greifen, deren Folgen auch noch fühlbar blieben, nachdem man wieder zum Metallgeld zurückgekehrt wäre. Die Rückkehr dazu würde wiederum mit Vortheil für das Ausland verbunden sein, indem man diesem entweder hohe Zinsen oder billige Waaren anbieten müßte, um das Metallgeld zurück zu erhalten. Die Metallgeldländer sind also stets in der Lage, das, was begehrt wird, zuerst Verbrauchsgegenstände gegen Edelmetall und dann Edelmetall gegen Verbrauchsgegenstände, vortheilhaft zu verwerthen. Das Papiergeldland beraubt nicht das Ausland, sondern sich selbst allein.

Seite 24. „Und sollte man vielleicht einwenden, daß auch die bedeckte Banknote in gewisser Beziehung eine derartige Rechenmarke ist und daß daher ganz dasselbe, was soeben gegen die Möglichkeit der wirthschaftlichen Berechtigung des Papiergeldes gesagt wurde, auch gegen die Banknote geltend gemacht werden kann, so vergißt man, daß der Nutzen, den die Banknote ihrem Erzeuger gewährt, um den Preis eines sehr reellen wirthschaftlichen Gegendienstes erkauft ist. Ganz abgesehen davon, daß schon die Aufrechthaltung des Deckungsverhältnisses eine Arbeit ist, verbunden mit außerordentlichem Scharfsinn und mit großen Kosten, die in der Regel jeden, über das Durchschnittsmaß hinausgehenden Nutzen der Noten-Emission absorbiren, so hat ja die Banknote auch den Beruf, dem Verkehr eine Erleichterung und eine Bequemlichkeit zu verschaffen, die ihm das Metallgeld nicht gewähren kann, und die Berechtigung der Banknote geht eben nur so weit, als sie sich auf Gewährung dieser Erleichterungen beschränkt. Das Papiergeld dagegen will sich kostenlos und ohne jede wirthschaftliche Arbeit und Gegenleistung an die Stelle des mit großen Kosten erzeugten Metallgeldes setzen; es will seinem Erzeuger einen Nutzen zuwenden, ohne daß derselbe dafür etwas zu leisten brauchte, — und wenn dieses gelingen könnte, so läge hierin eine vollständige Verneinung des obersten Grundsatzes aller wirthschaftlichen Beziehungen, wonach es keine Leistung ohne Gegenleistung giebt."

In diesem Satze spricht Herr Dr. Hertzka zwar von bedeckter Banknote, er meint aber unbedeckte oder mit Baargeld nur theilweise gedeckte, wie die Worte „der Nutzen, den die Banknote ihrem Erzeuger gewährt" und seine Aeußerungen auf Seite 410 beweisen. In soweit die Banknoten durch Metallgeld ungedeckt sind, müssen sie, gleichwie das Papiergeld, das Metallgeld verdrängen. Wäre nun das Hinausdrängen des Metallgeldes durch Papiergeld, wie Herr Dr. Hertzka sagt, Raub an andern Staa-

ten, so müßte die Banknoten-Ausgabe dieselbe Wirkung haben. Die Notenbanken können ihre Ausbeutung jedoch auch nicht über das Gebiet, in dem sie bestehen, ausdehnen. Die mit ihrem Dasein verbundenen Uebel sind in vorerwähntem Heft durch den Schreiber dieses so ausführlich dargestellt, daß es überflüssig wäre, hier mehr darüber zu sagen.

Als Nutzen der Banknote führt Herr Dr. Hertzka außer Erleichterung und Bequemlichkeit für den Verkehr die Arbeit und den Scharfsinn, welche die Banken zur Aufrechthaltung des Deckungs-Verhältnisses anwenden müßten, an, als ob diese nicht zur Sicherheit der Banken selbst dienten, sondern als reeller wirthschaftlicher Nutzen den Staatsangehörigen geleistet würden. Ist, wie Herr Dr. Hertzka auf Seite 21 und in den folgenden Sätzen zugesteht, die Ausgabe Münzen verdrängender Zettel nur eine scheinbare Kapital-Vermehrung, so folgt daraus von selbst, daß dem Handel mit Notenemission kein wirkliches Kapital zu Statten kommt. Die Bequemlichkeit für den Verkehr wäre durch vollgedeckte Münzscheine jedenfalls sicherer zu erreichen.

In den nachfolgenden Sätzen findet Herr Dr. Hertzka in dem Credit einen Ersatz für Geld. Auch das ist ein Irrthum.

> Seite 81. „Eine Notenemission ist für den Weltmarkt zwar mit keiner directen Kapital-Nachfrage, wohl aber, wie an anderer Stelle ausgeführt wurde, mit einer directen Kapitalzerstörung gleichbedeutend. Das Geldkapital des Weltmarktes wird durch den Zufluß an Edelmetallen nicht essentiell vermehrt, seine anderweitigen Kapitalien aber werden um einen entsprechenden Betrag verringert und es wird also Notenemission eine Lücke im Weltkapital erzeugen, die sofort auf den Zinsfuß, wenn auch nur in verschwindend geringem Maße, zurückwirken muß, und diese Rückwirkung wird sich dann selbstverständlich auch auf das Papiergeldland erstrecken. Diese Erwägungen sind es indeß gar nicht, die bei der Behauptung, Zettelwirthschaft ermäßige den Zinsfuß, in Frage kommen.

Es wird ganz einfach geglaubt, daß die Emission unbedeckter Geldzeichen das Geld vermehre. Dieses ist ganz und gar unrichtig, denn jedes Land hat eine bestimmte zur Bewältigung seiner Circulationsbedürfnisse nothwendige Geldmenge und kann diese dauernd wieder vermehren oder verringern. Der Umfang dieses Geldbedürfnisses richtet sich nach dem Umfange des Verkehrs, der Raschheit der Circulation und nach der Organisation jener Hilfsmittel, die, abgesehen vom Gelde, dem Verkehr in Form von Credit geboten werden."

Seite 82. „Auch das reiche England ist verhältnißmäßig sehr geldarm; sein Verkehr ist zwar ungeheuer, aber der colossale Capitalreichthum Hand in Hand gehend mit der zur höchsten Spitze getriebenen Entwickelung des Credits macht Baargeld im Verkehr selten nothwendig."

Meinte Herr Dr. Hertzka, daß Credit für denjenigen, der ihn genießt, Kapital sei, das ließe sich hören. In den vorstehenden Sätzen wird aber Credit als Ersatz für Münzen betrachtet. Das ist ein großer Irrthum. Was auf Credit gekauft wird, muß doch bei Ablauf des Credits mit Baargeld bezahlt werden. Die Zahlungszeit wird bloß verschoben, aber Zahlung muß jedenfalls geleistet werden. Der Irrthum entsteht aus dem auch schon in Heft 72/73 widerlegten Glauben, daß Wechsel die Stelle von Geld vertreten. Hat der Schuldner bei Ablauf des Credits fällige Wechsel in Händen, so kann er die Münzen, da wo Ausgleichstellen (Girobanken, clearing houses) bestehen, entbehren. Was den Umlauf von Münzen vermindert, sind also Ausgleichstellen, nicht der Credit. Mit später fälligen Wechseln kann der Schuldner nicht bezahlen, ohne sie erst gegen Baargeld discontiren zu lassen. Denselben Irrthum zeigt Herr Dr. Hertzka bei Betrachtung des internationalen Handels.

Seite 115—116. „Gleichwie im Binnenhandel nur ein geringer Theil der Handelsgeschäfte durch Vermittelung des Geldes bewerkstelligt wird, so gilt dies auch für den interna-

tionalen Verkehr. Es hängt von der Vermittelung des Creditsystems der handeltreibenden Nationen ab, ob sie ihre Zahlungs-Verbindlichkeiten mehr oder minder vollständig ohne das Dazwischentreten von Gold- und Silbersendungen ausgleichen können. Zwischen dem Handelsverkehre, der mit ganz rohen, allen Credites entbehrenden Völkerschaften getrieben wird und bei denen daher jeder Güteraustausch eine materielle unmittelbare Zahlung in Geld oder in einer andern Waare erfordert — und zwischen dem Verkehr, wie er sich zwischen England und Holland gestaltet, wo kaum jemals ein Geschäft ohne Vermittlung des Credits abgeschlossen wird, giebt es eine große Anzahl der verschiedenartigsten Mittelstufen..... Das Creditinstrument, dessen sich der internationale Handel bedient, ist der Wechsel. Der Importeur, der Waaren aus dem Ausland bezieht, giebt als Zahlung für dieselben nicht baares Geld sondern Wechsel."

In diesen Sätzen übersieht Herr Dr. Hertzka ganz, daß die Wechsel im internationalen Handel in der Regel zweimal mit Baargeld bezahlt werden, einmal durch den in Vorschuß tretenden Bankier am Verschiffungsorte und dann bei Verfall durch den Bezogenen am Bestimmungsorte der gekauften Waaren. Meistens sind diese auch schon durch den Käufer mit Baargeld bezahlt, ehe derselbe einen Wechsel abgiebt. Der Credit ersetzt also hier das Baargeld ebensowenig als im Binnenhandel.

Den nachfolgenden Sätzen liegt ein offenbarer Mangel an Geschäftskenntniß zu Grunde:

Seite 117. „Das Ausland borgt dem importirenden Lande keine Güter, es empfängt Zahlung in effectiv vorhandenen Werthen, die aber erst in einem späteren Termin zur Ausgleichung gelangen. Wäre das Gegentheil der Fall, würde der Importeur seinem ausländischen Lieferanten eine Schuldurkunde ausstellen, so wären regelmäßig Zweifel darüber zulässig, ob er dieselbe am Verfalltage einzulösen im Stande-

sein wird, und, was die Hauptsache ist, es wäre auf diese Weise möglich, Güterquantitäten zu beziehen, welche die Kaufkraft des eignen Landes überstiegen. Da jedoch, wenn man die Sache bei Lichte besieht, der heute ankommende Baumwolleballen bloß mit der Schuldurkunde über einen gestern bereits consumirten Baumwolleballen bezahlt werden kann, so wird unmöglich mehr bezogen werden können, als das eigene Land zu kaufen im Stande ist."

Die Regel im internationalen Handel ist, wie schon vorher erwähnt, daß der Absender der Waaren einen Wechsel auf den Empfänger ausstellt. Daraus werden selten Ueberführungen der Märkte entstehen, wenn die Wechsel mit Metallgeld bezahlt werden müssen, weil dieses das Kapital, das in den Waaren steckt, in sich trägt. Wo aber mit gegen Wechsel erlangten ungedeckten Banknoten bezahlt werden kann, da wird die Ueberführung über die Kaufkraft des Landes nicht ausbleiben. In dieser Erleichterung liegt das Uebel, von dem der Handel von Zeit zu Zeit geplagt wird. Das Auffallendste in dem vorstehenden Satze ist der Irrthum, in welchem Herr Dr. Hertzka den heute angekommenen Ballen Baumwolle mit der Schuldurkunde für den gestern consumirten Ballen glaubt bezahlen und dadurch verhindern zu können, daß mehr importirt werde, als das eigene Land zu zahlen im Stande ist. Heißt das nicht neue Schulden durch alte ausgleichen? Wenn es noch hieße, den neuen Ballen mit den aus dem consumirten Ballen verfertigten Stoffen bezahlen!

Es wäre überflüssig, noch andere unzutreffende Darstellungen aus dem ersten Theil des Buchs hervorzuheben; sie sind gegen das Papiergeld gerichtet und können keinen Schaden thun.

II.

Das Folgende betrifft den zweiten Theil des Buchs. Herr Dr. Hertzka hält den Uebergang Oesterreichs zur Goldwährung

noch leichter, als man sich die Durchführung des Währungswechsels in Deutschland vorgestellt hatte. Bekanntlich hielt man diese in Berlin so leicht wie Kinderspiel. Jawohl, es war Kinderspiel, aber nicht weil es leicht war, sondern weil die, welche den Uebergang betrieben, Kinder waren, Kinder an Einsicht, Kinder an Ueberlegung, Kinder an Erfahrung. Das muß Jeder erkennen, der in Betracht zieht, daß die Meisten derselben für diesen Uebergang schon agitirten, ehe die französischen Kriegsentschädigungsgelder bedungen waren. Durch diese war er aber erst möglich geworden. Eines kleinen Landes Bedarf würde auf dem Edelmetallmarkt nicht viel Veränderung verursacht haben. Die Umwandlung der Währung eines großen Staates, wie Deutschland, hätte aber ohne die Kriegsentschädigungsgelder alle Verhältnisse aus ihren Angeln reißen müssen. Ohne diese Hülfe würde man bald ganz stecken geblieben sein; denn von den neu ausgeprägten 1400 Millionen Mark Gold erhielt man direct und indirect aus Frankreich wohl 1000 Millionen zu den 100 Millionen, die man schon besaß. Aus der neuen Production und dem Vorrath anderer Nationen werden höchstens 300 Millionen entnommen worden sein. Wären die Regierungen dieser anderen Nationen darüber im Klaren gewesen, daß ein so bedeutender Währungswechsel ohne Beeinträchtigung des allgemeinen Werthmessers und der Interessen aller Nationen nur bei dem Fließen einer neuen, mächtigen Quelle im Wege der Alternativ-Währung vollzogen werden könnte, so würden sie gleich eine Conferenz beantragt haben, um Nachtheile von sich abzuwenden. Die Welt sieht mit Erstaunen, wie viele Finanzmänner wirklich im Dunkeln über diese Fragen waren. Noch erstaunlicher ist aber der Leichtsinn, mit welchem einige Doctrinäre, ungeachtet der unvermeidlichen enormen Opfer, zu dem Währungswechsel antreiben, als ob von der Goldwährung alle Cultur und Wohlfahrt abhinge. In diesem Wahn ist auch Herr Dr. Hertzka befangen. Er sagt selbst, in dem Kapitel, worin von den Vorzügen des einen Metalls über das andere die Rede

ist: „Die Arbeit vergangener Jahrtausende ist in den Edelmetallen aufgestapelt“ und, hinge es von ihm ab, er würde die Hälfte davon der abendländischen Cultur zu Liebe verschleudern. Ist denn diese nicht mit Hülfe der Ersparnisse der vergangenen Jahrtausende entstanden? Was hat die Cultur mit den Eigenschaften des Münzmetalls zu schaffen? Ist die abendländische Cultur nicht bei dem Gebrauch des Silbers als Münzmetall zu ihrer Höhe gekommen?

Man hat in neuerer Zeit außerordentliche Fortschritte in häuslichen Einrichtungen gemacht, gegen welche Einem die alten wie Barbarei erscheinen. Was würde man wohl dazu sagen, wenn Einer vorschlüge, Wien in Brand zu stecken, um die Häuser mit größerer Bequemlichkeit wieder aufzubauen? Fort mit ihm, hinter Schloß und Riegel, damit seine Einfälle nicht gefährlich werden, würden wohl die Meisten sagen. Aber was bedeutet der Werth der Häuser von Wien im Vergleich mit der in Silbergeld aufgestapelten Arbeit von Jahrtausenden?

Zum Einzelnen übergehend wird es zweckmäßig sein, die von Herrn Dr. Hertzka vorgebrachten Gründe in folgender Reihe zu erörtern: A. die Einwendungen gegen Silberwährung, B. die gepriesenen Vortheile der Goldwährung, C. die angeblichen Nachtheile der Alternativ-Währung, D. die Interessen und besonderen Verhältnisse Oesterreichs.

A.

Gegen die Silberwährung wird die Schwere des Silbers und dessen Entwerthung vorgebracht. Das specifische Gewicht, welches Herr Dr. Hertzka in dem folgenden Satze hervorhebt:

Seite 225. „Das specifische Gewicht des Goldes ist nämlich beinahe doppelt so groß als das des Silbers; ersteres ist $19^1/_4$, letzteres $10^1/_2$ mal so schwer als Wasser. Bei einer Werthrelation von 1:19 repräsentirt also ein Stück Gold das 35fache des Werthes eines gleich großen Stückes Silber.“

kommt nur bei der Größe der einzelnen Münzstücke in Betracht. Man kann darüber streiten, ob ein silbernes oder goldenes Fünfmarkstück eine angenehme Größe habe. Eine Landmann zieht wohl das silberne, eine Dame das goldene vor. Bei Summen Geldes, die hier nur in Betracht kommen können, kommt es nicht auf die Größe der Stücke, sondern bloß auf die Schwere im Verhältniß zum Werth an. Diese war beim Silber, nach dem seit Anfang dieses Jahrhunderts bestandenen Werthverhältniß, nur 15½ bis 16 mal schwerer als beim Gold. Die Einwendung der Schwere wird jedoch Jeder als eine leere erkennen, der betrachtet, daß Gold zu kleinen Zahlungen untauglich ist und daß man sich zu größeren Zahlungen, selbst an kleineren Handelsplätzen, nicht des Metalls, sondern der Bankanweisungen bedient. Man würde auch größere Summen Goldes in die Banken tragen und sich Noten dafür holen, wenn man sich der Bankanweisungen nicht bedienen wollte. Es hängt ja auch nur von dem Willen der Staatsangehörigen ab, auf Einrichtungen zur Ausgabe vollgedeckter Geldscheine in den Münzstätten oder Banken zu dringen. Damit würden allerdings die Münzstätten und Banken nicht von der Mühe befreit. Diese kann aber nicht als eine große Belästigung angesehen werden, weil die Schwankungen des Baarvorraths bei vollgedeckten Noten gering sind. Davon liefert die alte Hamburger Bank, in welchen man Silberbarren niederlegte, und Zahlungen durch Uebertragung des Werths von einer Rechnung auf die andere leistete, einen Beweis. Eine gleiche Einrichtung könnte in Reichsbankstellen getroffen werden, welchen für ihre Mühen der Genuß der Münzgebühr überlassen werden sollte. Dieser würde denselben einen ansehnlichen Gewinn abwerfen, da sie nur den kleinsten Theil der bei ihnen niedergelegten Barren zum Umlauf ausmünzen zu lassen brauchten. Die Abnutzung der Münzen würde dadurch vermindert und man könnte statt des Zählens das Wiegen, wie bei den Barren, einführen. Damit wäre die Unbequemlichkeit des Silbers beseitigt.

Dieser Vorwand muß aber ganz verstummen, wenn man den stufenartigen Fortschritt der Silberproduction mit der unstätigen Goldausbeute vergleicht, welcher erstere doch eine größere Werthstabilität als letztere verbürgt. Herr Dr. Hertzka giebt selbst eine bemerkenswerthe Darstellung davon in dem folgenden Satze:

Seite 256. „In der That schätzte man die Goldproduction in dreieinhalb Jahrhunderten von 1500 bis 1848 auf nicht ganz 18 Millionen Gulden, von 1848 bis 1875 aber auf annähernd 250 Millionen Gulden im Jahresdurchschnitte, während die Silberproduction von 38 Millionen Gulden im Mittel der dreieinhalb Jahrhunderte bis 1848 bloß auf 120 Millionen Gulden im Mittel der letzten 28 Jahre stieg. Während also beim Gold eine Zunahme der Production um nahe das 14fache zu berechnen ist, stieg die Silberproduction um wenig mehr als das Dreifache. Daraus geht nun allerdings unwiderleglich hervor, daß die Goldproduction in weit stärkerem Maße zugenommen hat, als die Silbergewinnung. Aber wenn daraus ein Schluß auf die Preisbeständigkeit der beiden Edelmetalle gezogen werden dürfte, so könnte dieser doch offenbar nur dahin gehen, daß wegen dieser Productionsverhältnisse der Werth des Goldes im Verhältnisse zum Silberwerthe nothwendigerweise hätte sinken müssen. Merkwürdigerweise ist aber gerade das Entgegengesetzte eingetreten. Trotz unverhältnißmäßiger Zunahme der Goldproduction ist das Gold gegen Silber kostbarer geworden. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts galt ein Pfund Gold im Durchschnitt nicht ganz 12 Pfund Silber; in der Zeit der höchsten Goldproduction dagegen und, nachdem dieselbe eine totale Umwälzung in den Edelmetall-Vorräthen der ganzen Welt hervorgerufen hatte, waren für ein Pfund Gold noch immer mehr zu erhalten als 15 Pfund Silber und jetzt sind nahezu 20 Pfund des weißen Metalls dafür zu kaufen. Die große Steigerung der Goldproduction hat offenbar den Werth des Goldes nicht verringert, zum

mindesten nicht ausgiebiger verringert als die verhältnißmäßig viel bescheidenere Silberproduction den Werth des Silbers."

Hier kann man fragen, hat sich die Silberproduction nicht gerade so vermehrt, wie man es angesichts der zugenommenen Bevölkerung hätte wünschen müssen? Wie unstät war dagegen die Goldproduction! Uebrigens liegt zwischen den Zeiten, wo das Werthverhältniß von Gold zu Silber 1:12 und 1:15 stand, die Entdeckung Amerikas, was an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben durfte. Die aus dieser entstandene Wertherniedrigung des Silbers war wie ein Wasserfall, nach dessen Sturz sich der Strom dem vertieften Flußbett des Handels in unvergleichlicher Weise angepaßt hat. Die Verweisung auf die geringe Werthveränderung des Goldes in der Zeit der höchsten Goldproduction ist unzutreffend, da diese allein der in Amerika und Frankreich damals in voller Kraft bestehenden Alternativ-Währung zuzuschreiben war. Wer weiß, wo der Goldwerth seinen Boden gefunden hätte, wenn die Alternativ-Währung in diesen großen Staaten nicht bestanden hätte! Auch der Fall des Silbers zum Gold in diesem Jahre, von 15½ zu 1 auf 20 zu 1, kann nicht in Betracht kommen, da dieser der aus Gegenwehr gegen die deutschen Münzmaßregeln erfolgten Einstellung der Silberausprägungen in Frankreich zuzuschreiben ist; denn der Goldvorrath Frankreichs wäre immer noch nicht erschöpft, wenn auch alles Silber, das Deutschland, die skandinavischen Staaten und Holland übrig hatten und das Amerika in den letzten Jahren producirte, nach Frankreich geflossen wäre.

Die Ignorirung der ebenerwähnten Umstände in der hervorgehobenen Darstellung des Herrn Dr. Hertzka zeigt deutlich seine Absicht den Leser zu täuschen. Am wenigsten durfte auf die Werthverminderung des Silbers seit dessen Demonetisation in Deutschland hingewiesen werden, um eine Unbeständigkeit des Silberwerthes zu zeigen. Diese Werthverminderung ist den Gesetzgebern und nicht der Production des Metalls beizumessen.

Herr Dr. Hertzka betont auf Seite 260 die verminderte

Kaufkraft beider Metalle, um damit den Gebrauchswerth des Silbers zu Münzen herabzusetzen. Diese abnehmende Kaufkraft der Edelmetalle, die weniger dem zunehmenden Edelmetall-Vorrath als der wachsenden Bevölkerung der Erde beizumessen ist, wirkt von selbst einer Ueberproduction der Edelmetalle entgegen. Indem die Kosten des Lebensunterhaltes der Menschen in dem Maße, wie die Volksmenge zunimmt, steigen, muß für die auf die Production der Edelmetalle verwendete Arbeit immer weniger von anderen Verbrauchsgegenständen zu erhalten sein. Die Befürchtung, daß jemals ein Ueberfluß an Silber entstehen könne, ist also ganz unbegründet. So triftig der Grund der abnehmenden Kaufkraft der Edelmetalle wäre, wenn er angeführt würde, um die Einziehung von Papiergeld und ungedeckten Banknoten, mit welchen die Kaufkraft des Geldes ja noch weiter vermindert wird, zu empfehlen, so schlecht ist er, wenn damit die Demonetisation des Silbers gerechtfertigt werden soll. Wäre das Silber auch mit allen möglichen Erleichterungen für die wenigen Personen, die es in den Münzstätten und Banken zu handhaben hätten, etwas unbequemer als das Gold, sollte man es darum mit großem Verlust verschleudern, um es los zu werden? Kann dieser Verlust anders als durch neue mühsame Arbeit ersetzt werden? Man wird erstaunt sein, in dem folgenden Satz zu lesen, zu welchen Opfern dieser Goldfanatismus bereit wäre:

Seite 261. „Bis zu dem Zeitpunkt allerdings, wo die sämmtlichen Staaten der abendländischen Civilisation zur Goldwährung übergegangen, ihres überschüssig werdenden Silbervorrathes ledig sein werden, sind weitgehende Preisfluctuationen, die im großen Ganzen dem Silber sehr schädlich sein werden, allerdings mit Sicherheit vorauszusehen. Wenn insbesondere die Länder der lateinischen Münzconvention die Silberprägungen gänzlich einstellen, mit ihrem Silbervorrath auf dem Markt erscheinen und Gold dafür zu kaufen beginnen werden, ist ein ferneres ausgiebiges Fallen des Silberpreises

unmöglich zu vermeiden. Wie weit dieses gehen wird, läßt sich mit Bestimmtheit nicht einmal annähernd vorhersagen, aber groß werden die Fluctuationen in diesem Falle jedenfalls sein und keine andere Grenze als die in dem Silberbedarf Ostasiens gelegene haben."

B.

Durch die Widerlegung der gegen die Silberwährung erhobenen Einwendungen sind die gepriesenen Vorzüge der Goldwährung theilweise erledigt. Es erscheint jedoch zweckmäßig sie noch besonders zu erörtern. Unter denselben wird die Bequemlichkeit oben an gesetzt. Herr Dr. Hertzka betont Seite 251, daß es heut zu Tage nur den Minderbemittelten möglich sei, ihr Vermögen mit sich zu führen. Wer denkt denn aber wohl daran, sein Vermögen mit sich zu führen? Soviel man täglich auszugeben pflegt, kann Jeder an Silbermünzen ohne Belästigung in der Tasche tragen. Daß die Wochenlöhne des englischen Arbeiters, wie Herr Dr. Hertzka sagt, in Sovereigns bezahlt werden, kann demselben unmöglich angenehm sein. Er muß sie ja doch wieder in Silbermünzen umwechseln lassen, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Dasselbe müßten die Hausfrauen thun, wenn sie Goldstücke erhielten, denn größere Rechnungen werden in den Städten periodisch und dann meistens durch Anweisungen bezahlt. Den Landleuten ist in der Regel das Silber lieber als das Gold. Und wofür hätte man denn Banknoten, wenn Alles in Metall bezahlt werden sollte? Diese sind so sehr verbreitet, daß die Kaufleute blitzwenig Goldstücke zu sehen bekommen. Wären sie vollständig gedeckt, so wären auch Jedem die Scheine eben so lieb als das Gold, gleichviel mit welchem Metall sie gedeckt wären. Das Bequemlichkeits-Moment ist also eine leere Phrase.

Die Eigenschaft der Werthstabilität kann dem Gold am wenigsten zuerkannt werden. Ließe man den Goldmünzen nicht eine

offene Thür, so müßte das Gold, so lange es noch auf der Oberfläche der Erde oder in geringer Tiefe gefunden wird, mehr schwanken, als die schwankendsten Verbrauchsartikel, die durch den Land- oder Bergbau erzielt werden. Man möchte es gern haben, aber man könnte es nicht schaffen, soviel man auch dafür geben wollte, wenn es nicht gefunden würde. Wie Herr Dr. Hertzka selber sagt: während vierthalb Jahrhunderten wurden nur für 18 Millionen Gulden pro Jahr hervorgebracht und dann wieder in einer Periode von 28 Jahren für 250 Millionen Gulden pro Jahr im Durchschnitt. Fällt das nicht in die Augen? Die ganze Production während des letzteren Zeitraums berechnet Herr Dr. Hertzka also auf 7 Milliarden Gulden. Man erinnere sich auch der Angaben des Herrn Chevalier: Im Anfang dieses Jahrhunderts 100 Millionen, in den 50er Jahren 1000 Millionen, gegenwärtig 500 Millionen Franken pro Jahr.

Als Summe des jetzigen Goldmünzen-Umlaufs in der ganzen Welt kann auf keinen Fall mehr als 10 Milliarden Mark herausgerechnet werden, wie von dem Schreiber dieses in dem Aufsatz in Nr. 1656 der „Deutschen Zeitung" in Wien gezeigt worden ist. Für diese Frage haben wir in den bekannten Ausmünzungen in den Goldwährungsländern einen Leitfaden, der nicht weit irre führen kann. Nur hinsichtlich der Frage, wieviel Goldmünzen in den Silberwährungsländern umlaufen mögen, könnte man weiter von einander abweichen. Die von der deutschen Regierung veröffentlichte Thatsache, daß von den in Deutschland seit etwas über 100 Jahren geprägten 500 Millionen Mark Goldmünzen bei der Einziehung nur der fünfte Theil zum Vorschein kam, ist aber sehr lehrreich. Legt man ähnliche Verhältnisse für die übrigen Silberwährungsländer zu Grunde, so kann der ganze Goldmünzen-Umlauf in denselben nicht hoch angeschlagen werden. Kann nun der Umlauf in der ganzen Welt nicht über 10 Milliarden Mark angenommen werden, so ergiebt sich, daß nicht allein die in den letzten 28 Jahren mehr producirten 4 Milliarden, sondern auch

aller früherer Vorrath zum Vergolden und zu Schmuckſachen verwendet worden iſt. Man kann alſo den gegenwärtigen Verbrauch pro Jahr zu dieſen Zwecken unmöglich auf weniger als 200 Millionen Mark in allen Ländern zuſammen anſchlagen. Sänke nun die Production wieder auf ihren Betrag im Anfang dieſes Jahrhunderts herab, ſo müßten dem Goldmünzen-Umlauf jährlich mindeſtens 100 Millionen Mark für jene Zwecke entzogen werden, während die Geldbedürfniſſe ſtets wachſen. Das zeigt doch, daß ſich das Silber wegen der fortſchreitenden Production deſſelben zum Werthmeſſer beſſer als das Gold eignet.

Erwägt man die erwähnten Umſtände, ſo muß man auf den Gedanken kommen, daß die frühere kleine und überhaupt ſchwankende Production des Goldes die Urſache iſt, warum dieſes in Vorzeiten nicht allgemeiner als Währungsmetall gebraucht wurde und wo es eingeführt wurde, ſich ſelten halten konnte, denn damals, wo man noch keine Banknoten kannte, hatte man weit mehr Urſache, leichtere Münzen zu wünſchen als jetzt. Zu allen Zeiten, ſeitdem ſich Städte gebildet haben, haben zahlreiche Perſonen größere Summen zu zahlen gehabt.

Die Landſtrecken, wo in dieſem Jahrhundert das meiſte Gold gefunden wurde, waren früher unbewohnt. Aus den Tiefen der Erde durch eigentlichen Bergbau wurde am wenigſten Gold gewonnen. Jene Landſtrecken werden aber auch einmal erſchöpft werden, wie die früheren Fundorte auf dem europäiſchen Continent, von welchen jetzt keine Spur mehr zu finden iſt. Es kann alſo einmal eine Zeit kommen, wo ſich ein wirklicher Mangel an Gold fühlbar macht, nachdem eine größere Anzahl von Staaten die Goldwährung angenommen hat. Die geprieſenen Vorzüge des Goldes als Werthmeſſer ſind alſo bloße Täuſchungen.

Es wäre große Thorheit geweſen, wenn, wie Herr Dr. Hertzka Seite 269 ſagt, zahlreiche Staaten wiederholt die größten Opfer gebracht hätten, um in den Beſitz der Goldwährung zu gelangen. Dieſe Behauptung verſtößt aber auch gegen die Wahrheit. Wo

ist denn die große Zahl? Von denen, die es in dieser Zeit versucht haben, zur Goldwährung überzugehen, hat es noch keiner fertig gebracht. Die deutsche Regierung ist zurückgeschreckt, als der Silberpreis vor einigen Monaten, gegen ihre Erwartung, so stark sank. Nachdem sich der Werth wieder etwas gebessert hat, hat sie von Neuem mäßige Quantitäten Silber an den Markt gebracht, weil die Einführung der Goldwährung einmal gesetzlich beschlossen ist. Gesetze werden ungern widerrufen. Der begangene Irrthum ist aber von Seiten des Bundesraths insofern eingestanden worden, als aus dessen Mitte die Aeußerung gekommen ist, das Gold sei zu theuer geworden, um mehr zu kaufen und als man die Demonetisation der Thalerstücke hinausschob. Fehlte es im Reichstag nicht an Einsichtigen in dieser besonderen Frage, so würden Vorschläge zur Aenderung des Gesetzes wohl schon aus demselben hervorgegangen sein. Die holländische Regierung läßt das Project der Goldwährung vorläufig auf sich beruhen. Die französische Regierung beschränkt sich darauf, durch Einstellung der Silberausprägungen ihr Gold hinter Schloß und Riegel zu halten, bis die deutsche Regierung einen Ausweg für ihr Silber gefunden hat. Die skandinavischen Regierungen behelfen sich mit ungedeckten Banknoten.

Herr Dr. Hertzka sagt selbst Seite 283 seines Buchs, daß es nicht vernünftig wäre, die Goldwährung einzuführen, wenn die Goldausbeute aufhören sollte. Er ginge aber doch ein gutes Stück weiter, als andere erfahrene Leute bei der jetzigen verminderten Production. Da bietet sich denn die Frage, was daraus entstehen würde, wenn man die Sache auf die Spitze treiben wollte? Mit den Paar hundert Millionen, die aus der jährlichen Ausbeute zu Münzzwecken übrig blieben, könnte man doch nur langsame Fortschritte machen, da alle der Goldwährung zugethanen Staaten darauf Anspruch erheben. Wollte man nun nicht Geduld haben, so müßte das Silber verschleudert werden. Vor Allen müßte Großbritannien mit seinem Goldvorrath herhalten. Dann

würden wir einen unerhörten Zinsfuß erleben, sowohl in den Ländern, die das Gold hergeben sollen, als in denen, die den erlangten Vorrath festhalten wollten. Der Mangel des Zahlungsmittels für die bei geringerem Begehr für Gold eingegangenen Verbindlichkeiten, um das man sich durch Ueberbietung von Zinsen risse, würde die Preise aller Waaren und Werthpapiere plötzlich herabdrücken. Schreckenerregende Zahlungseinstellungen müßten folgen und wenn der Zinsfuß, nachdem sich Preise und Geldumlauf einander angepaßt hätten, auch wieder sinken müßte, so wären doch große Kapitalien eingebüßt worden, der Leichtsinn wäre mit dem Ruin des Handelsstandes bezahlt worden, der auch andere Klassen in Mitleidenschaft ziehen müßte. Die gegenwärtige Trägheit des Handels, wodurch sich große Vorräthe von Gold in Banken angesammelt haben, begünstigt den Währungswechsel, sonst würde man den Einfluß auf den Zinsfuß, selbst bei dem jetzigen langsamen Vorgehen mit dem Währungswechsel gewahr werden. Uebrigens ist auch jetzt bemerkbar, wie das Gold, welches die deutsche Regierung aus den vorhandenen Reservoirs schöpft, zum Theil gleich wieder dahin zurückfließt. Wird der Banknoten-Umlauf wieder vermehrt, so wird diese Rückströmung stärker werden.

C.

Der Rechtfertigung der Alternativ-Währung mögen hier die folgenden Darstellungen des Herrn Dr. Hertzka vorhergehen, womit derselbe zeigen will, daß die einfache Gold- oder Silberwährung den Vorzug verdiene, die aber weit mehr zur Anempfehlung der Alternativ-Währung dienen:

Seite 288. „Die Preisrelation zwischen Gold und Silber ist im geschichtlichen Verlauf nicht bloß den größten Schwankungen unterworfen gewesen, sondern sie hat sich im Allgemeinen auch dauernd verrückt. Unter steten Schwankungen allerdings, aber im großen Ganzen doch unaufhaltsam vor-

wärts schreitend, ist diese Werthrelation im letzten Jahrtausend von 1 zu 11 auf 1 zu 15 als Minimum gestiegen, und es liegt durchaus keine Gewähr dagegen vor, daß sie — ganz abgesehen von der gegenwärtig vielleicht nur vorübergehenden Verrückung — im nächsten Jahrtausende auf 1 zu 20 oder 1 zu 30 steigen wird."

Seite 366. „Es bedarf nun nach dem im ersten Buch Gesagten keiner Wiederholung des Nachweises, daß derartige stete Schwankungen in der Kaufkraft des Geldes, auf das alle Besitz-, Contract- und Geschäftsverhältnisse begründet sind, von überaus schädlichen Folgen auf allen wirthschaftlichen Gebieten begleitet sein müssen."

Würden die Werthschwankungen der Edelmetalle nirgends durch die Alternativ-Währung eingeschränkt, so versteht es sich von selbst, daß ebensowohl wie das Werthverhältniß in ferner Zukunft einmal auf 1 zu 30 steigen könnte, ein Rückgang auf 1 zu 11 im Bereich der Möglichkeit liegt. Letzteres Verhältniß hat schon einmal bestanden, ersteres noch nicht. Solche Schwankungen müssen natürlich nicht allein die Gleichmäßigkeit des Werthmessers in jedem Lande, sondern auch den Handel zwischen den Gold- und Silberwährungsländern stören. So haben sich im Laufe dieses Jahres alle Geschäftsleute, die sich nicht der Gefahr großer Verluste aussetzen wollten, genöthigt gesehen, ihren Handel zwischen Gold- und Silberwährungsländern einzustellen. Wer Waaren-Aussendungen von einem Gold- nach einem Silberwährungsland machte, hatte zu befürchten, daß der Ertrag durch die in der Zwischenzeit vorgehende Veränderung des Wechselkurses um viele Procente unter dem Einkaufspreis ausfallen könnte, und wer Producte von einem Silber- nach einem Goldwährungsland bezog, mußte gewärtigen, durch nachfolgende, bei viel günstigerem Wechselkurs gemachte Verschiffungen unterboten zu werden. Die Geschäfte zwischen Gold- und Silberwährungsländern waren einem Hazardspiel zu vergleichen und sie sind es noch, da die Gewinne an

Waaren, mit welchen man vor dem Uebergang zur Goldwährung in Deutschland und während die Alternativ-Währung im lateinischen Münzverband in Kraft war, vorlieb nahm, kleiner zu sein pflegten, als die Werthschwankungen der Edelmetalle und der Wechselkurse noch jetzt sind, nachdem der durch die Demonetisation des Silbers und die grundlosen Gerüchte über den Silberreichthum der Newada-Minen entstandene Schrecken beseitigt ist.

Man betrachte nun die Stetigkeit des Werthverhältnisses zwischen beiden Metallen, welche durch die Einführung der Alternativ-Währung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Frankreich bewirkt wurde. Herr Dr. Hertzka liefert selbst auf Seiten 233, 235 seines Buches eine Aufstellung davon bis zum Jahre 1867, woraus sich ergiebt, daß Silber am ungünstigsten in den Jahren vor Entdeckung der Californischen und Australischen Goldfelder, nämlich 15,83 Pfund und am günstigsten im Jahre 1859, nämlich 15,21 Pfund für 1 Pfund Gold stand. Diese Grenzen überschritt das Werthverhältniß auch nicht, bis zu dem Zeitpunkt, wo Deutschland seinen Währungswechsel einzuführen begann. Der Umfang der Schwankungen war also durch die Alternativ-Währung auf 4 pCt. beschränkt worden. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß zwischen dem in Amerika und Frankreich angenommenen Verhältniß schon ein Unterschied von 3 pCt. bestand, ohne welchen der Umfang der Schwankungen 1 pCt. wohl nicht überstiegen hätte. Ist es nun nicht eine überwältigende Wahrheit, wenn den Anhängern der einfachen Gold- oder Silberwährung entgegengehalten wird, daß die Alternativ-Währung wie ein Heilmittel einen Kranken in einen Gesunden, so den beklagten Zustand der Werthschwankungen in Stetigkeit verwandelte? Die Gegner der Alternativ-Währung können dies nicht in Abrede stellen. Einige der bekanntesten, Herr Dr. Soetbeer und Herr Bagehot, Redacteur des Londoner „Economist", haben, ebenso wie Herr Dr. Hertzka es auf Seite 296 seines Buches thut, anerkannt, daß die Alternativ-Währung die Wirkung habe, die schädlichen

Schwankungen zwischen beiden Metallen zu verhindern. Herr Dr. Soetbeer hatte bloß einzuwenden, es wäre nicht sicher darauf zu rechnen, daß die Theilnehmer an einem Alternativ-Währungs-Verband daran festhalten würden, worauf bereits entgegnet wurde, daß vernünftigerweise kein Staat dem einzigen Zwecke, zu dessen Erreichung der Verband gestiftet worden, zuwider handeln würde. Der Londoner „Economist" meinte, ein Alternativ-Währungs-Verband komme nicht den Theilnehmern daran, sondern den Ländern mit Einzelwährungen zu Statten, indem jene die Nachtheile, diese die Vortheile der Einschränkung der Werthschwankungen ernteten. Wenn die Anhänger der Einzelwährungen zugestehen müssen, daß den Ländern, wo diese bestehen, die Wohlthat der Alternativ-Währung zu Statten kommt, so kann der endliche Sieg ihrer Gegner nicht zweifelhaft sein. Der Irrthum, daß den Alternativ-Währungsländern Nachtheil aus ihrem Münzsystem entstehe, liegt auf der Hand. An einem andern Orte, in dem Heft 72/73 der „Zeit- und Streitfragen", ist von dem Verfasser dieses Aufsatzes schon gezeigt worden, daß die Staaten des lateinischen Münzverbandes einen großen Gewinn aus der Demonetisation des Silbers in Deutschland hätten ziehen können, wenn sie während der Einstellung von Silberausprägungen für Rechnung von Staatsangehörigen, das demonetisirte Silber für Staatsrechnung hätten aufkaufen und ausprägen lassen. Die Unsicherheit, bis zu welchem Grade der Silberwerth durch den Goldfanatismus herabgedrückt werden könnte, hat gewiß hauptsächlich davon abgehalten, neben dem Widerwillen das Gold gegen das von einem andern Staate abgeschaffte Silber zu vertauschen. Hätte sich aber ohne Demonetisation des Silbers in Deutschland eine Abundanz von Silber bloß durch neue Production gezeigt, so wäre es auf Seiten des lateinischen Münzverbandes unverständig gewesen, dem Silber die Thür zu verschließen. Für dieses Silber hätte man nicht das umlaufende Gold verlangt. Man hätte es bloß an den größten offenen Markt gebracht, um sich aus dem Ertrag mit den

Erzeugnissen zu versehen, welche den Bedürfnissen des Verkäufers am besten entsprochen hätten. Jede Ausbeutung einer neuen, reichen Edelmetallquelle ist ein Gewinn, von welchem die Länder der Alternativ-Währung, nächst dem Lande, das die Quelle besitzt, den Hauptvortheil ziehen. Die anderen Länder mit Einzelwährungen genießen den geringsten Vortheil davon. Denn nach jenen Ländern dauert der Absatz des abundanten Metalls so lange, bis das umlaufende verdrängt ist; sie bilden unersättliche Märkte für neue Ausbeuten, deren Ertrag zugleich einen Begehr für die einheimischen Erzeugnisse der Alternativ-Währungsländer hervorbringen muß. Den Verkäufern der neuen Ausbeute ist es nicht um das andere Metall zu thun. Sie nehmen es erst, wenn sie nichts Vortheilhafteres finden, um in einem anderen Lande Vortheilhafteres zu suchen. So gießt die neue Metallquelle das Füllhorn des Segens zugleich über das Land, in dem sie hervorspringt, und über die anderen Länder, in die sich die Production ohne Hinderniß ergießen kann. Da entsteht auf beiden Seiten unverhoffter Wohlstand. In den Ländern mit Einzelwährung dagegen ist wenig Raum für den Absatz der neuen Ausbeute. Die Verkehrskanäle derselben sind mit ihrem Währungsmetall, das nicht weichen kann, angefüllt. Auf diese erstreckt sich also der durch das Fließen der neuen Quelle entstehende Begehr nach anderen Erzeugnissen nur insofern, als ihre Geldcirculation einen Zusatz verträgt, oder mittelbar, durch den in den Alternativ-Währungs-Ländern aus dem befruchtenden Metallstrom entstehenden Wohlstand.

Ein Blick auf Californien und Australien, wo heute volkreiche Städte an Orten stehen, die vor 30 Jahren Einöden waren, gewährt ein Bild des Aufschwungs, den die Ausbeutung der Goldfelder hervorbrachte. Was aber diese angesiedelte Bevölkerung für ihr Gold kaufte, zum Verbrauch sowohl, als zur Ausstattung ihrer neuen Wohnungen, kam anfänglich hauptsächlich aus den Alternativ-Währungsländern, wohin ihr Gold floß. Ganz gewiß haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Frankreich

den größten Nutzen von dem mit dem Eindringen des Goldes entstehenden Begehr nach anderen Erzeugnissen gehabt.

Käme nun, wie damals in den 50er Jahren ein Goldstrom, jetzt ein gleich starker Silberstrom, so müßten sich die Angehörigen der Alternativ-Währungsländer freuen, daß nach kaum einem Vierteljahrhundert das Glück zum zweitenmal an ihre Thür klopfte und Einlaß begehrte. Einfältig müßten die Bewohner dieser Staaten sein, wenn sie die Thür verschlössen; denn was herein will, ist ein Strom wie der Nil, der eine befruchtende Substanz auf seinen Ufern zurückläßt.

Da sagen nun die Gegner der Alternativ-Währung, die Länder, wo sie besteht, müssen die Münzkosten jeden Währungswechsels tragen. Welche Kurzsichtigkeit! Das ist doch klar, daß diejenigen, die sich mit dem producirten Metall etwas anschaffen wollen, es erst auf ihre Kosten ausmünzen lassen müssen. Was dann mit dem ausgemünzten Metall gekauft wird, muß jedenfalls dem Verkäufer einen Nutzen einbringen, sei es, daß Erzeugnisse des Landes oder die umlaufenden Münzen aufgekauft werden. Das Letztere wird erst dann geschehen, wenn der Markt nichts Vortheilhafteres darbietet. Dann aber wird für die umlaufenden Münzen des andern Metalls ein Agio bezahlt werden, das den Besitzern derselben zufallen muß. Ohne Vortheil für das Alternativ-Währungsland kann also der Münzwechsel gar nicht vollzogen werden.

Herr Dr. Hertzka ist ganz im Unklaren über diese Vorgänge, wie der folgende Satz zeigt:

Seite 291. „Von ausschlagender Bedeutung aber erscheint uns, daß die angebliche Begünstigung der Schuldner durch die Alternativ-Währung mit einem positiven Verlust für die Gesammtheit verbunden ist; daß in Wahrheit gar nicht die Schuldner es sind, denen man dasjenige giebt, was den Gläubigern entzogen wird, sondern daß den Gewinn aus der Alternativ-Währung lediglich das Ausland oder im Falle eines

kosmopolitischen Münzbundes jener Theil der Gesellschaft zieht, der das höher werthige Metall rechtzeitig und kostenlos gegen das in Entwerthung begriffene austauscht. Die Umwechselung geht nämlich keineswegs so kostenlos von Statten, wie Wolowski meint, sie ist vielmehr mit ganz unermeßlichen Verlusten für das davon betroffene Verkehrsgebiet verbunden. Zur Vereinfachung der Untersuchung sehen wir einstweilen von dem utopischen Weltmünzbund ab und untersuchen wir den Einfluß der Alternation auf ein einzelnes Land, etwa auf Frankreich. Zwar die Regierung Frankreichs hatte in der ersten Hälfte des Jahrhunderts keine Kosten daran gewendet, um die Circulation des Landes mehr und mehr mit Silberthalern zu sättigen, gleichwie sie in den 50er und zu Anfang der 60er Jahre nichts daran zu wenden hatte, um Napoleons in hunderten Millionen Stücken in Verkehr zu bringen. Aber das französische Volk hat sowohl das Abströmen als das Zuströmen des Goldes bezahlt mit der vollen und ganzen Differenz der jeweiligen Kurswerthe beider Metalle. Auf den ersten Blick erscheint es zwar nicht recht klar, was der Franzose dabei verlor, wenn er beispielsweise im Jahre 1860 für vier silberne Fünffrankstücke ein goldenes Zwanzigfrankstück erhielt. In London, wie überhaupt auf den Edelmetallmärkten, waren allerdings diese Silberfranks mehr werth als die Goldfranks, aber in Frankreich kaufte man sie nicht um einen Heller mehr als für den Napoleon. So scheint es, aber so ist es in Wahrheit nicht. Im selben Momente war allerdings die Kaufkraft des Napoleond'or und der Zwanzig-Silberfranken in Frankreich die nämliche, denn daß es so sei, konnte das Gesetz erzwingen; aber es sank allmälig die Kaufkraft beider, als das höherwerthige Metall außer Landes ging. Und schließlich hatten die Franzosen für 5 Milliarden Silber, 5 Milliarden Gold in Händen, für welche sie im eigenen Lande wie im Auslande um die volle Kursdifferenz weniger zu kaufen vermochten als zuvor."

(322)

Jeder, der dieſen Satz mit Aufmerkſamkeit geleſen hat, wird erkannt haben; daß Herr Dr. Hertzka, dem es auf den erſten Blick nicht recht klar war, was der Franzoſe dabei verlor, wenn er im Jahre 1860 für vier ſilberne Fünffrankſtücke ein goldenes Zwanzigfrankſtück erhielt, niemals in's Klare gekommen iſt. Wie konnte das Geſetz erzwingen, daß die Kaufkraft des Napoleond'or und der Zwanzig-Silberfranken die nämliche ſei? Das hat noch kein Anhänger der Alternativ-Währung behauptet und noch kein anderer Anhänger der Einzelwährung, außer Herrn Dr. Hertzka, geſagt. Das Geſetz beſtimmte bloß, daß ein Napoleond'or bei Bezahlung von Schulden für zwanzig Franken zu rechnen ſei. Jedem blieb die Freiheit, zwanzig Silberfranken beſſer als den Napoleond'or zu verwerthen, wenn er es konnte. Nun wurden mit dem Gold aus den neuen Quellen in den 50er Jahren ſoviel franzöſiſche Erzeugniſſe gekauft, als man vortheilhaft verwenden konnte. Die angeſpornte Induſtrie und der ſteigende Wohlſtand in Frankreich vermehrte dann auch den Begehr für die Erzeugniſſe der Silberwährungsländer, zu deren Bezahlung das Silber außer Landes ging. Solange man in Frankreich mit zwanzig Silberfranken nicht mehr als mit einem Napoleond'or kaufen konnte, war es für jeden Verkäufer gleichgültig, mit welchen Münzen er bezahlt wurde. Es ſchadete auch dem Verkäufer franzöſiſcher Erzeugniſſe nicht, daß er mit Napoleons zu 20 Franken bezahlt wurde, als man den Beſitzern der Silberfranken nach und nach ein Agio bezahlte; denn mit den Napoleons konnte er alle Schulden tilgen, die er zu irgend einer früheren Zeit contrahirt hatte, und je mehr Gold aus den neuen Quellen eingeführt wurde, deſto größer war ſein Abſatz von eigenen Erzeugniſſen. Daß die Beſitzer von Silberfranken ein Agio erzielten, mußte noch obendrein deren Wohlſtand und Verbrauchsfähigkeit vermehren. Der Währungswechſel war alſo ſowohl für die franzöſiſche Induſtrie, als für die Beſitzer der franzöſiſchen Silbermünzen mit Gewinn verbunden. Und ſchließlich hatten, nicht wie Herr Dr. Hertzka

meint, die Franzosen für 5 Milliarden Silber 5 Milliarden Gold erhalten, sondern sie hatten so viel mehr von Gold erhalten, als an den nach den Goldländern abgesetzten französischen Erzeugnissen und an dem verkauften Silber gewonnen wurde. Dadurch aber, daß die Goldwährung sich über ein größeres Gebiet verbreitete, wurde das Fallen des Goldes verhindert und indem die Silberwährung in ein kleineres Gebiet eingeengt wurde, verschwand die steigende Tendenz des Silbers. Im Verhältniß zu anderen Erzeugnissen mögen beide Edelmetalle überall an Werth verloren haben, ohne daß die Summe des umlaufenden Metallgeldes im Verhältniß zur Bevölkerung der Erde wesentlich zugenommen hat. Der Luxus im Allgemeinen, namentlich aber mit Edelmetallen, scheint mehr als die Summe des umlaufenden Metallgeldes gewachsen zu sein. Der Bedarf an Geld pro Kopf hat sich durch Erleichterung des Verkehrs und Errichtung von Banken und Ausgleichsstellen vermindert.

Eine der von den Einzelwährungs-Anhängern am öftesten gebrauchten Einwendungen ist die, daß man den Werth zweier Gegenstände, deren Productionskosten verschieden sind, nicht fixiren könne. Diese Einwendung ist besonders in Großbritannien im Schwange. Es ist eine so abgedroschene Redensart, daß man sie mit den einem Papageien beigebrachten Brocken der menschlichen Sprache vergleichen könnte. Der Verfasser dieses hatte darauf in einer Kritik eines Aufsatzes des Herrn Chevalier in der »Revue des deux mondes« entgegnet, es sei nicht der Gedanke der Anhänger der Alternativ-Währung, die Productionskosten der beiden Metalle fixiren zu können. Wo die Alternativ-Währung eingeführt sei, enthalte man sich bloß des Gebrauchs desjenigen Metalls, das aus irgend einem Grunde über den bestimmten Werth steige, wie es bei anderen Artikeln des täglichen Gebrauchs geschehe, wenn von zweien demselben Zweck dienenden Gegenständen der eine über den gewöhnlichen Werth steige. Als ein Beispiel war der Gebrauch von Weizen und Roggen angeführt worden,

die beide zur Nahrung dienen, deren gewöhnliche Preise aber so sehr alterirt werden könnten, daß man sich veranlaßt fände, den einen als Ersatz für den andern zu gebrauchen. Wenn Herr Dr. Hertzka, was wahrscheinlich ist, diese Entgegnung gelesen hat, so zeigt er in dem folgenden Satz, daß er sie nicht verstanden hat oder nicht verstehen will.

Seite 288. „Wenn man zwischen Weizen und Korn, zwischen Korn und Gerste eine feste Werthrelation bestimmen wollte, so könnte ein solches Beginnen innerhalb gewisser Schranken nicht als unmöglich bezeichnet werden; denn der Gebrauchswerth dieser beiden Cerealiengattungen läßt sich durch chemische und physiologische Feststellung ihres Nahrungswerths annähernd genau taxiren; ihre Productionskosten stehen ebenso aus physikalischen Gründen in annähernd derselben Proportion wie ihr Nährwerth und ihr Verbrauch endlich ist ein ganz willkürlicher, auf die Dauer lediglich durch die Preisverhältnisse bedingt. Man kann es aus diesem Grunde für absolut unmöglich erklären, daß Korn jemals auf die Dauer theurer sein sollte als Weizen oder daß Weizen jemals auf die Dauer um etwa das Doppelte im Preise über Korn steigen sollte. Bei Gold und Silber kann Aehnliches nicht behauptet werden. Wohl mag die Nutzbarkeit des Goldes wegen seiner größeren Unzerstörbarkeit höher sein als die des Silbers; aber daß dieses allein nicht ausschlaggebend ist, sondern gerade bei den Edelmetallen die Seltenheit und die Productionskosten allein das Bestimmende sind, bedarf wohl keines Beweises, sonst müßte jedenfalls Eisen theurer sein als Gold und Silber. Die Productionskosten der Edelmetalle aber lassen sich bloß auf empirischem Wege und da nur annähernd in ein Verhältniß zu einander bringen."

Die Productionskosten der Edelmetalle in ein festes Verhältniß zu bringen, fällt Niemanden ein. Diese müssen sogar bei einem und demselben Metall, je nach dem größeren oder gerin-

geren Reichthum der Minen, verschieden sein. Eine ganz andere Sache ist es, zu Münzzwecken ein Werthverhältniß zwischen Gold und Silber zu bestimmen und sich des Gebrauchs desjenigen Metalls zu enthalten, welches aus irgend einer Ursache seinen angenommenen Werth übersteigt. Dadurch wird der Begehr für das seltener werdende Metall vermindert und der für das abundanter werdende vermehrt, was die Wirkung haben muß, daß der Werth der Edelmetalle von dem angenommenen Verhältniß nicht wesentlich abweichen kann, wenn das Gebiet, worin dasselbe gilt, nicht zu klein ist. Das Naturgesetz, daß Begehr und Productionskosten oder Angebot die Preise der Producte bestimmen, behält also seine volle Kraft, denn der abnehmende Begehr für das über den angenommenen Preis steigende Metall muß dessen Production auf die Minen beschränken, deren Ausbeutung dieser Preis gestattet und der zunehmende Absatz des abundanteren Metalls muß dessen fallende Tendenz aufheben. So halten sich also Angebot und Begehr immer die Wage, was die beklagten Werthschwankungen der Edelmetalle beseitigen muß, und wie Herr Dr. Hertzka selbst in seinem Buche mitgetheilt hat, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts bis zur Zeit, wo man den Währungswechsel in Deutschland beschloß, soweit beseitigt hat, als es bei der Verschiedenheit des in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Frankreich angenommenen Verhältnisses möglich war. Bei gleichem Werthverhältniß in beiden Gebieten würden die Werthschwankungen des verschiedenen Metallgeldes so unbedeutend gewesen sein, daß alle Nachtheile derselben aufgehört hätten. Die Erfahrung hat also gelehrt, daß der Werth beider Metalle in ein gewisses Verhältniß zu bringen ist und daß das Gebiet der Vereinigten Staaten von Nordamerika und von Frankreich genügend war, die größte bekannte Production von beiden Edelmetallen ohne Nachtheil für die Angehörigen dieser Staaten aufzunehmen. Der Beweis der Nützlichkeit der Alternativ-Währung ist damit vollständig. Für offene Köpfe ist es ganz überflüssig, durch weitere Beispiele zu

zeigen, wie das, was die Alternativ-Währung bewirkt, auch bei anderen Producten als den Edelmetallen immer wieder vorkommt, ohne daß es Jemand einfiele, zu behaupten, der alternirende Gebrauch zweier für denselben Zweck dienlicher Gegenstände verstoße gegen ein Naturgesetz. Im Grunde ist eine solche Alternirung nichts anderes als die Befolgung der gefunden Vernunft. Wer die Wahl zwischen zwei Heizmitteln hat, wird vernünftigerweise stets das vorziehen, womit der Zweck am billigsten erreicht wird. Bei dem Gelde, womit alle Verbrauchsgegenstände gemessen werden, ist das aber viel wichtiger, als bei einzelnen Artikeln. Wenn der Schuldner in dem steigenden Metall zahlen sollte, so würde der Gläubiger zu seinem Nachtheil gewinnen. Diesem geschieht sein Recht, wenn er in dem preishaltenden Metall bezahlt wird, welches im Vergleich mit dem steigenden das billigere ist. Es ist ganz grundlos zu sagen, daß der Gläubiger durch Zahlung mit dem eindringenden Metall benachtheiligt werde. Diesem dient seine Verbreitung, wie dem Telegraphendraht die Pfosten, zur Stütze, um seinen Werth auf der bestimmten Höhe zu erhalten.

Nun sei die Frage erlaubt: ist das, was die Alternativ-Währung leistet, nicht gerade das, was Herr Dr. Hertzka in dem folgenden Satze von dem Werthmesser verlangt?

> Seite 250. „Um diese Frage (nach der besten Münzverfassung) zu entscheiden, muß man sich den Zweck des Geldes vergegenwärtigen. Dieser besteht darin, dem Verkehr einen Werthmesser zu geben, der möglichst unveränderlich durch längere Zeit die nämliche Kaufkraft behält und der überdies in denkbar bequemster handlicher Form die Geschäfte vermittelt."

Bestände nirgends die Alternativ-Währung und hätten einige Länder die einfache Gold- und andere die einfache Silberwährung, so muß zugestanden werden, daß ein außerordentlicher Strom des einen oder des anderen Metalls durch die Grenzen des Gebietes, wo es die Währung bildet, eingeengt wäre, ebenso wie ein Mangel des einen oder anderen Metalls in seinem Währungsgebiet

fühlbar werden müßte. In beiden Fällen müßten die Werthveränderungen der Edelmetalle unter einander sowohl als im Vergleich mit anderen Gegenständen stärker sein, als wenn mittelst der Alternativ-Währung das seltenere Metall dem abundanteren Raum gewähren könnte. Das liegt auf der Hand. So dient also die Alternativ-Währung den Mangel des einen Metalls durch den Ueberfluß des andern auszugleichen und stets das Gleichgewicht herzustellen, welches die Beständigkeit der Kaufkraft der Edelmetalle bewirkt.

Die von Herrn Dr. Hertzka auf Seite 287 hervorgehobene Beschwerlichkeit der Abwechselnng von Gold und Silber in dem Umlauf besteht bloß in der Einbildung. Diese Abwechselung, die auch selten vorkommen würde, erfordert keine besonderen Einrichtungen. Befolgte man den Vorschlag, den der Verfasser dieses in dem Heft 72/73 der „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen" machte, so würde das Publikum kaum etwas davon gewahr werden.

Die Frage auf Seite 287, ob die Alternirung in Wahrheit auch vorhanden sei, ob man mit Sicherheit darauf rechnen könne, daß das aus der Circulation verschwundene Metall wieder einmal in den Verkehr gelangen werde, hat gar keine Bedeutung. Die Alternativ-Währung wird nicht der Alternirung wegen angenommen, sondern nur um die Werthschwankungen der Edelmetalle zu vermeiden. Würde eins der beiden Metalle so selten, daß es als Münze gar nicht mehr in den Verkehr käme, so wäre man von dem Uebel der Geldwerthschwankungen ganz befreit, denn dann müßte das andere Metall den Dienst als Geld in allen Ländern allein verrichten und in solcher Abundanz vorhanden sein, daß der stärkste Zuwachs unbemerkt bliebe.

D.

In Hinsicht auf Oesterreich insbesondere könnte man vielleicht einwenden, daß ihm die Edelmetalle aus den Hauptquellen nicht direct zufllössen. Das würde ihm den Vortheil der Alter-

nativ-Währung nicht rauben. Selbst wenn die Edelmetalle transatlantischer Länder zuerst nach England, dem Staate, der am meisten Verkehr mit ihnen hat, gingen, müßte das vorherrschende Metall doch nach den Staaten der Alternativ-Währung hinfließen, weil diese stets ein offenes Feld für den Absatz darbieten. Hat der Besitzer des neu producirten Metalls dort nichts zu bezahlen, so wird er für den Ertrag seiner Metallsendung einen Wechsel auf das Alternativ-Währungsland abgeben. Je stärker die Metallsendungen dahin sind, desto mehr solcher Wechsel werden an die Börse kommen und folglich den Kurs für die Verkäufer der Wechsel, also für die Abgeber des Metalls, herabdrücken. Gerade dieser Umstand ist es, der den Erzeugnissen des Landes, wohin das Metall fließt, Absatz verschafft, den sie sonst nicht gefunden hätten. Die Producenten aller Länder sind immer bemüht, Absatz für ihre Erzeugnisse zu suchen und die in den Alternativ-Währungsländern Ansässigen werden ihn, wenn eine neue reiche Metallquelle entdeckt wird, vorzugsweise finden, sei es, daß ihnen das Metall direct zufließt oder erst nach einem anderen Platze gebracht wird und in diesem durch Einfluß auf den Wechselkurs ihnen Käufer für ihre Erzeugnisse erwirbt. Den Unterschied, der sich im Wechselkurs zeigt und der die Münzkosten begreift, muß der tragen, der das Metall verwerthen will. Mag dieser Wechselkurs es auch zugleich vortheilhaft machen, das im Umlauf des Alternativ-Währungslandes befindliche andere Metall auszuführen, jedenfalls entsteht ein Begehr nach dessen eigenen Erzeugnissen und das Agio, das für das andere Metall bezahlt wird, muß in dem Lande, wo es bezahlt wird, bleiben. Dieses ist, insoweit die Wechsel zum Ankauf des anderen Metalls dienen, einem Geldwechsler zu vergleichen, der je nach dem Begehr heute die eine Sorte für die andere und morgen diese für jene, jedesmal mit einem Vortheil austauscht. Für das Alternativ-Währungsland kann niemals Nachtheil entstehen.

Daß Oesterreich bisher in keinem großen Verkehr mit den

Edelmetalle producirenden Ländern stand, ist theilweise dem Umstand zuzuschreiben, daß es Papierwährung hatte. Die Einziehung des Papiergeldes und die Einführung der Alternativ-Währung würde dazu dienen, es in lebhafteren Verkehr mit denselben zu bringen. Die Edelmetall producirenden Länder werden den indirecten Verkehr so viel als möglich zu vermeiden suchen, weil derselbe den Ertrag ihres Products vermindert. Das Alternativ-Währungsland ist sicher aufgesucht zu werden, von dem andern, das sein Metall an den Markt bringen muß.

Ob nun ein Land Silber- oder Goldwährung hat, sein Handel wird bei jeder Werthveränderung der Störung ausgesetzt sein, wenn nicht irgendwo die Alternativ-Währung besteht und die Schwankungen in Grenzen hält. Hätten sich alle europäischen Staaten Gold genug für ihre Circulation verschafft, so würden damit die Werthschwankungen zwischen den europäischen Goldländern und den außereuropäischen Silberländern nicht beseitigt sein. Im Ganzen genommen ist aber der Handel zwischen außereuropäischen und europäischen Staaten bedeutender, als der zwischen letzteren unter einander. Diese trachten alle ihren Nachbarn von Industrie-Erzeugnissen so wenig als möglich abzunehmen. Mit den außereuropäischen Ländern dagegen findet ein freier Austausch von Industrie-Erzeugnissen gegen Rohproducte von einer Bedeutung statt, die den Verkehr zwischen den europäischen Staaten weit übertrifft. An diesem außereuropäischen Handel würde Oesterreich durch Vereinigung mit einigen Staaten zu einem Alternativ-Währungsbund sicher größeren Antheil als bisher erlangen, während es durch einfache Silber- oder Goldwährung von demselben abgehalten würde. Sein Verkehr mit den außereuropäischen Staaten ist noch in der Kindheit, die leicht vor den Gefahren des weit aussehenden Handels zurückschreckt, wenn diese durch die Werthschwankungen der Edelmetalle vermehrt werden. Es würde in letzterem Falle fortfahren einen großen Theil seines Bedarfs von außereuropäischen Producten aus zweiter Hand zu beziehen. Durch

den Suezkanal ist ihm eine neue Bahn eröffnet worden, deren energische Verfolgung es nicht allein unabhängig von dem Zwischenhandel anderer Staaten mit asiatischen Producten machen, sondern ihm selbst einen bedeutenden Zwischenhandel, namentlich in werthvollen Artikeln, wie Seide und Indigo, verschaffen würde.

Uebrigens ist die Behauptung des Herrn Dr. Hertzka, Oesterreich müsse wegen seines bedeutenderen europäischen Handels zur Goldwährung übergehen, schon deshalb hinfällig, weil ihm dieser europäische Handel durch die Annahme der Alternativ-Währung, welche die Werthschwankungen der Edelmetalle beseitigt, ja erhalten bliebe. Wenn Oesterreich die Wahl hätte, die Goldwährung anzunehmen und auf den europäischen Handel beschränkt zu sein oder einem Alternativ-Währungsverband beizutreten und die Bahn zum Handel mit der ganzen Welt geebnet zu sehen, so kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß die letztere Alternative vorzuziehen wäre. Was anders als die Geltung der Alternativ-Währung im lateinischen Münzverband hat Großbritannien in den Stand gesetzt, mit seinen indischen Besitzungen, überhaupt mit allen Silberländern, ungestörten Handel zu treiben? Dieser vorige Zustand wäre augenblicklich wieder hergestellt, wenn der lateinische Münzverband allen Silberbesitzern seine Münzstätten von Neuem öffnete. Seine Dauer wäre durch den Beitritt Oesterreichs und Hollands verbürgt, ohne daß diese Staaten mehr zu thun brauchten, als das gleiche Werthverhältniß, das in jenem besteht, anzunehmen.

Der Behauptung des Herrn Dr. Hertzka, daß Oesterreich mit seiner Valuta-Herstellung durch Annahme der Alternativ-Währung nicht vorgehen könne, bis ein Münzbund zu Stande käme, wird man die Frage entgegen halten dürfen: Ist es nicht Oesterreich, das auf sich warten läßt? Es braucht nur die Verhandlungen mit Frankreich und Holland, die sich schon lange nach Bundesgenossen umsehen, aufzunehmen. Eine Verständigung mit diesen Staaten würde gewiß schnell zu Stande kommen und dann wäre

ein Bund an einander grenzender Staaten hergestellt, dessen Ausdehnung nicht allein alle denkbar große Metallströmungen aufzunehmen im Stande wäre, sondern auch die Kraft besäße, die Verirrungen anderer Staaten auf dem Münzgebiete auszubeuten und zu bestrafen.

Ebenso bedeutungslos ist die Aeußerung des Herrn Dr. Hertzka, die Rückkehr zum Gebrauch von Silbermünzen würde in Oesterreich, nach der Gewohnheit an das Papiergeld, als eine Belästigung empfunden werden, als ob die Deckung von Münzscheinen oder Banknoten diese nicht sicherer, sondern schwerer mache.

Offenbar ist nun, daß Silber zunächst an die Reihe kommen müßte, wenn Oesterreich die Alternativ-Währung einführte. Das wäre aber gerade jetzt mit besonderem Vortheil verbunden. Oesterreich hätte von dem Irrthum der Staaten, die ihr Silber los sein wollen, größeren Vortheil, als es jetzt noch möglich ist, ziehen können, wenn seine Regierung entschlossen gewesen wäre, die Gelegenheit wahrzunehmen.

Die Lage der Sache muß Oesterreich in diesem Falle auf Verständigung mit Frankreich, Holland und England hinweisen, weil diese Ursache haben, den Silberwerth wieder auf seinen vorigen Stand zu heben. Es ist zwar nur ein Theil der Engländer, der bei der Silberentwerthung Schaden leidet. Ein anderer Theil derselben könnte denken, England habe mehr Gewinn bei dem Steigen des Goldes als Schaden bei dem Fallen des Silbers. Die Zahl derjenigen, denen das Steigen des Goldes zu Statten käme, ist jedoch sehr klein. Die große Mehrzahl der englischen Bevölkerung würde durch fallende Preise und durch die beim Steigen des Goldes zunehmende Lästigkeit der Steuern leiden. Dem wahren Interesse Englands wäre durch Annahme der Alternativ-Währung am meisten gedient, aus den allgemeinen Gründen, die schon erklärt wurden, und weil eben dadurch England die Rolle des Geldwechslers für die ganze Welt noch leichter als bisher zu spielen im Stande wäre. Mag nun England dieses

einsehen oder nicht, Oesterreich wird sich sowohl in England als in Frankreich und Holland ein günstiges Feld für Aufnahme der erforderlichen Staatsanleihen schaffen, wenn es die Papierwirthschaft gegen die Alternativ-Währung vertauscht.

Darleihen, die in Silber zu zahlen und in einem bestimmten Werthverhältniß zum Gold zu verzinsen und zurückzuzahlen wären, würden jedenfalls viel vortheilhafter zu erlangen sein, als solche, die in demselben Metall, in dem sie geleistet werden, verzinst und zurückgezahlt werden sollten.

Durch die Annahme der Alternativ-Währung, welche, weil sie zunächst das angebotene Silber absorbiren würde, die Herstellung des vorigen Werthverhältnisses im Gefolge hätte, entginge Oesterreich zugleich der üblen Lage, welche durch die schon früher aufgenommenen Goldanleihen entstanden ist. Das Gold zur Verzinsung derselben muß jetzt jedesmal mit neuen Opfern angeschafft werden und fließt, da es nicht das allgemeine Zahlungsmittel ist, nach verrichtetem Dienst theilweise wieder in's Ausland. Dies wird noch fühlbarer werden, wenn der von Deutschland angeführte Goldwahn weitere Fortschritte machen sollte. Seine Blüthe ist noch nicht erloschen. Das zeigt der neueste Schritt der russischen Regierung, die künftig die Zölle in Gold erheben will. In Rußland kann dieses, da das Land selbst viel Gold producirt, leichter als in anderen Staaten ausgeführt werden. Dennoch ist es eine schädliche Maßregel, bloß die Zölle in Gold zu erheben und die Papierwirthschaft fortbestehen zu lassen. Die Goldwährung überhaupt einzuführen, wäre jetzt freilich noch schwieriger, weil ein von allen Seiten auftauchender Begehr nach Gold nicht ohne entsetzliche Handelsstörungen befriedigt werden könnte.

Die russische Maßregel sollte Oesterreich nicht von einer Verständigung mit Frankreich hinsichtlich der Alternativ-Währung abhalten. Die Aufgabe Oesterreichs, wenn sich dieses vorsetzte, die Alternativ-Währung mittelst Anleihen in vorgedachter Weise einzuführen, wird durch den Begehr nach Gold von anderer Seite

erleichtert. Das Silber muß dadurch um so billiger zu kaufen sein und muß sich nach Absorbirung des Ueberflusses wieder auf den für die Alternativ-Währung angenommenen Werth heben.

Eine Uebereinkunft zwischen mehreren Staaten die Alternativ-Währung in gleichem Verhältniß anzunehmen, wäre nicht von der Gleichheit der Münzen abhängig. Während in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Frankreich die Alternativ-Währung bestand, hatten jene, wie jetzt, den Dollar, diese den Frank als Rechnungseinheit. Es war zwar ein verschiedenes Werthverhältniß bei denselben in Geltung, aber auch bei gleichem Werthverhältniß hätten die Münzen verschieden sein können. Nun wäre es ja sehr zu wünschen, daß zwischen Deutschland und Oesterreich ein gleiches Münzsystem erhalten bliebe. Werden aber die Thaler in Deutschland eingezogen, so hört damit das bestandene Werthverhältniß zwischen den beiderseitigen Silbermünzen auf und die von Deutschland eingeführten Goldmünzen sind so verfahrene Münzen, daß man nicht erwarten kann, sie anderwärts als Vorbild dienen zu sehen. Wollte Oesterreich, wie beabsichtigt gewesen zu sein scheint, Münzen im Verhältniß von $2^1/_2$ Franken zu 1 Gulden prägen lassen, so würden diese Gulden ca. $1^1/_4$ pCt. werthvoller als die alten sein, während man doch ein minderwerthiges Papiergeld einzuziehen hat. Oesterreich hätte jetzt Gelegenheit, der ganzen Welt ein Beispiel zu geben, das Nachahmung finden dürfte. Münzen sollten in dem bestehenden Gewichtssystem einfache Glieder bilden. Aus einem Pfund reinen Edelmetalls eine Anzahl Stücke prägen zu lassen, die mit dem gebräuchlichen Gewicht nicht nachgewogen werden können, ist unzweckmäßig. Warum noch besondere Gewichte für die Münzen? Die Münzen sollten selbst Gewichtstücke sein. Die Ausprägung von Münzen abgerundeten Gewichts wäre auch viel leichter als solcher mit langen Brüchen zu vollziehen. Es könnten wohl keine besseren Münzen empfohlen werden, als Stücke von 10 Grammen Gewicht und 9 Grammen des reinen Edelmetalls, sowohl von Silber als von

Gold. Solche Stücke könnten gegenseitig zur Prüfung ihres eigenen Gewichtes dienen. Sie könnten auch zur Ermittelung des Gewichts von anderen Gegenständen gebraucht werden und die größten Summen könnten damit auf einmal in einer Wagschale abgewogen werden.

Eine silberne Münze von dem angegebenen Gewicht und Inhalt würde als ein Guldenstück zu empfehlen sein und genau den Werth von 2 Franken haben. Von diesen Gulden würden 100 gleich 81 alten Gulden sein. Ob mit solchen neuen Stücken das Papiergeld Gulden für Gulden einzuziehen wäre, müßte von den Umständen zur Zeit der Einziehung abhängen. Die in Silber zahlbaren Contracte müßten jedenfalls in jenem Verhältniß umgerechnet werden.

Eine goldene Münze von dem angegebenen Gewicht und Inhalt würde, nach dem in dem lateinischen Münzverband bestehenden Werthverhältniß, im Vergleich mit jener silbernen $15^1/_2$ Gulden oder 31 Franken werth sein. Ehe man jedoch ein Werthverhältniß festsetzte, wäre eine Verständigung mit anderen Staaten wünschenswerth. Würde ein Werthverhältniß von 1:16, wie es in Amerika bestand, angenommen und der Werth dieser Goldmünze also auf 16 Gulden festgesetzt, so käme ein britischer Sovereign genau mit 13 Gulden und ein russischer halber Imperial genau mit 10 Gulden aus. Ein halber Eagle würde Fl. 13,36, ein Zwanzigmarkstück Fl. 12,74 und ein Zwanzigfrankstück Fl. 10,32 werth sein. Entschlösse man sich in Frankreich, das Gold zum Einkauf billigen Silbers zu verwenden, so könnte daselbst das Werthverhältniß von 1:16 auch ohne Schwierigkeit eingeführt und es könnten nachher Goldmünzen von 10 Grammen Gewicht und 9 Grammen Feinheit geprägt werden, die dann zu 32 Franken zu tarifiren wären. Eine solche Münze ist schon von Herrn Chevalier empfohlen worden. Sie würde wohl zur Weltmünze werden, ließe man ihr bloß Ursprung, Gewicht und Feingehalt aufprägen.

Zöge man jedoch in Oesterreich vor, Stücke zu haben, die dem Werth nach in das Decimalsystem paßten, so wären bei dem Verhältniß von 1 : 15½ Goldstücke von 6 Grammen Gewicht und 967¾ Feinheit, die genau den Werth von 10 Gulden hätten, oder, wenn 2½ Franken für 1 Gulden gerechnet werden sollten, Stücke von 7½ Grammen und 967¾ Feinheit, die ebenfalls genau 10 Gulden werth wären, zu empfehlen.

Es sind nun noch die Nachtheile, die mit Herstellung der einfachen Silberwährung oder Einführung der einfachen Goldwährung verbunden wären, zu erörtern.

Obgleich sich der Werth des Silbers von dem Stoß, den es durch den Währungswechsel in einigen Staaten und durch die unbegründeten Gerüchte von dem Reichthum der Newada-Silberminen erhielt, einigermaßen erholt hat, werden, so lange ein Alternativ-Währungsbund nicht zu Stande gekommen ist, doch Bedenken obwalten, Darleihen zu machen, die in späterer Zeit in Silber zu verzinsen und zurückzuzahlen wären. Doch wären solche Darleihen gewiß leichter zu erhalten, als Darleihen, die wirklich in Gold zu leisten wären. Das erforderliche Silber steht zu Gebote und die Ueberzeugung, daß der Werth von Silber eine Stütze erhielte, wenn ein Staat wie Oesterreich sein Papiergeld gegen Münzen von diesem Metall einzöge, würde viel eher Eingang finden, als Unternehmer von Darleihen das Vertrauen faßten, mehrere hundert Millionen Gulden Gold in einer bestimmten Zeit gegen österreichische Schuldverschreibungen liefern zu können. Handelte es sich um Darleihen für andere Zwecke als Umlaufsmittel, an einen Staat, der eine Metallgeld-Circulation besitzt, das wäre eine andere Sache. Dann wäre nicht Gold, sondern überhaupt Kapital anzuschaffen, das in anderer Form als Gold gebraucht würde. Das eigene Geld des Landes würde zur Einzahlung dienen und immer wieder für neue Einzahlungen flüssig werden. Zur Einziehung des österreichischen Papiergeldes müßte aber das Gold selbst geliefert, also den anderen Ländern entzogen werden. Wie

niedrig die Staatspapiere auszugeben wären, um das Gold zu verschaffen, wäre schwer vorauszusehen. Je schneller die Einziehung des Papiergeldes bewerkstelligt werden sollte, desto gefährlicher wäre das Darlehen für die Unternehmer. Mit kleineren Darlehen von Zeit zu Zeit wären diese Bedenken nicht gehoben, da man stets neue Anleihen in Aussicht hätte, welche den Kurs der Staatspapiere immer wieder herabdrücken müßten. Bei dem Vorsatz, die Einziehung des Papiergeldes gegen Gold, nach und nach, in einer längeren Periode vorzunehmen, liefe auch der Staat Gefahr, daß unvorherzusehende Ereignisse den ganzen Plan vereiteln könnten. Die Unternehmer, die eine bestimmte Quantität Gold gegen Staatspapiere liefern sollten, hätten zu erwägen, nicht allein, daß noch andere Staaten außer Oesterreich zur Ausführung ihrer Beschlüsse Gold bedürfen, sondern auch, daß noch mehr Staaten dem Beispiel derselben zu folgen beschließen könnten. Wer kann dafür einstehen, daß unkundige Gesetzgeber sich nicht irre leiten lassen? Den Unternehmern von Darlehen, die in Gold zu zahlen sind, wird überall mit Erhöhung des Discontos begegnet werden. An der Vorsicht, die sie zu üben hätten, würde vermuthlich der Versuch, bedeutende Goldanleihen zu machen, schon scheitern. Gelänge er aber, so würde ohne Zweifel eine allgemeine Handelsstörung durchzumachen sein, die für alle Staaten verderblich sein müßte, und die Unternehmer müßten einen sehr günstigen Kurs bedungen haben, wenn sie ohne Schaden davonkommen sollten.

Allerdings wäre auch das Silber, mit welchem Darlehen zur Einführung der Alternativ-Währung einzuzahlen wären, durch Gold zu ersetzen. Für solche Anleihen hätte man aber ein weiteres Feld; sie würden überall eher Gunst als Besorgniß hervorrufen. Die Zahl der Käufer von Staatspapieren, wofür Silber genommen, Zinsen und Rückzahlung aber in einem festen Verhältniß zum Gold verbürgt würde, wäre größer, als die Zahl derjenigen, die Gold einzahlen sollten. Das Silber würde größ-

tentheils von den Regierungen, die es demonetisiren, geliefert werden. Diese würden, um ihre eigenen Beschlüsse durchzuführen, Erleichterungen eintreten lassen, die bei in Gold zu zahlenden Darlehen ganz wegfielen. Bei Einführung der Goldwährung in Oesterreich würde man auch das Angebot von Silber auf den Märkten vergrößert sehen, da davon im Lande selbst mehr vorhanden ist, als für Scheidemünzen erforderlich wäre.

Bei Einführung der einfachen Goldwährung in Oesterreich würde man ferner die mißliche Frage zu entscheiden haben, in welchem Verhältniß zu der bestehenden Währung der Werth der Goldmünzen auszuprägen wäre. Für die Einziehung des Papiergeldes gegen Silbermünzen ließe sich solche Vorbereitung treffen, daß während der Vollziehung derselben keine Agio-Schwankungen mehr vorkommen könnten, und den Schwankungen zwischen Silber und Gold wäre durch Annahme der Alternativ-Währung sogleich abgeholfen. Da das zur Einführung der einfachen Goldwährung erforderliche Gold gewiß nur nach und nach gesammelt werden könnte, müßte die Festsetzung des Werthverhältnisses zum Papiergeld verschoben werden, bis der Bedarf gedeckt wäre. Denn bei einer früheren Festsetzung würde jede weitere Vermehrung des Goldwerthes bis zur vollständigen Durchführung des Währungswechsels den Schuldnern zum Nachtheil gereichen. Selbst dann, wenn eine für die Einziehung des Papiergeldes genügende Quantität Gold gesammelt wäre, würden die Goldmünzen bei der Fortdauer des allseitigen Goldbegehrs theilweise wieder abfließen, bis sich die Preise in allen Goldwährungsländern dem vorhandenen Goldvorrath angepaßt hätten. Bis zu diesem Zeitpunkt wäre auf eine stetige Kaufkraft des Goldes nicht zu rechnen.

Ein richtiges Verhältniß, das weder die Gläubiger noch die Schuldner aus lange schwebenden Verträgen benachtheiligte, muß daher beim Uebergang zur einfachen Goldwährung in jetziger Zeit, wie überhaupt bei jedem Währungswechsel, der sich nicht im Wege der Alternativ-Währung von selbst vollzieht, als eine unlösbare

Aufgabe bezeichnet werden. Es war eine wahre Blindheit der gesetzgebenden Gewalt in Deutschland, das Werthverhältniß für das richtige zu halten, das in dem Moment, wo der Währungswechsel beschlossen wurde, oder auch schon längere Zeit vorher, bestand. Dieses konnte nur maßgebend sein für die Verträge, die in demselben Moment zu erfüllen waren. Daß ein Währungswechsel in einem so großen Lande wie Deutschland die Kaufkraft beider Metalle verändern und namentlich die des begehrten Metalls vermehren müsse, lag auf der Hand.

Gehen zwei Contrahenten einen Vertrag ein, der in späterer Zeit zu erfüllen ist, so laufen sie beide selbstverständlich die Gefahr, der Gläubiger, daß das, was er zu erhalten hat, im Werthe sinken und der Schuldner, daß das, was er zu liefern hat, im Werthe steigen könne. Entstehen solche Veränderungen aus der Ausbeutung der Edelmetallquellen, so müssen sich die Contrahenten darein fügen. Entstehen sie aber aus einem willkürlichen Währungswechsel, so haben die Benachtheiligten guten Grund, sich über die unverständige Ausübung der gesetzgebenden Gewalt zu beklagen. Dem Schuldner kann mit Recht nicht zugemuthet werden, daß er in Münzen eines Metalls bezahlen soll, in dem er nicht contrahirt hat und dessen Werth durch den Währungswechsel selbst im Steigen begriffen ist.

Es wird Niemand in Abrede stellen, daß die Kaufkraft des Goldes gestiegen ist, seitdem der Währungswechsel in Deutschland beschlossen wurde, und Niemand wäre im Stande vorherzusagen, wieviel das Gold noch im Werthe steigen mag, bis der Währungswechsel durchgeführt ist. Die Preise passen sich nur langsam den veränderten Verhältnissen an; daß sie in den Goldländern noch sinken müssen, ehe der Währungswechsel seine ganze Wirkung ausgeübt hat, ist ganz offenbar. Sie wären ohne Zweifel schon mehr gesunken, wenn Gold wegen der gegenwärtigen Unthätigkeit des Handels nicht ungewöhnlich abundant wäre.

Träte nun Oesterreich noch als Käufer von Gold auf, so

müßte der Werth desselben noch mehr steigen oder, was dasselbe ist, die Preise der Gegenstände, die gegen Gold verkauft werden, müßten noch mehr fallen. Oesterreich könnte dann gezwungen werden, seine Goldeinkäufe einzustellen, oder, wenn es sich nicht davon abhalten lassen wollte, seine Staatspapiere zu einem Spottpreise abzugeben. Es könnte durch den schlechten Verkauf seiner Staatspapiere noch mehr verlieren, als Deutschland durch die Verschleuderung seines Silbers einbüßen müßte. Wenn in den Goldwährungsländern alle Preise durch den vermehrten Goldbegehr herabgedrückt würden, müßte auch das Silber mitsinken, obgleich Oesterreich kein Silber an den Markt brächte. Die österreichische Währung beruht aber auf Silber und mit dem Fallen des Silbers müßte sich das Werthverhältniß ändern, in welchem die Goldmünzen auszuprägen wären, wenn man den Vorschlägen folgen wollte, die Herr Dr. Hertzka in dem folgenden Satze macht.

Seite 405. „Diese Preisverschiebung, die naturgemäß allen denen zum Nachtheil gereichen müßte, die aus alten Contracten berechtigt sind und nunmehr doch nur nach der geltenden Werthrelation in Gold bezahlt werden sollen, kann nur vermieden werden, wenn man den alten Silbergulden und die ihn repräsentirende Note gegen einen ungetheilten Goldgulden auswechselt, d. h. den neuen Goldgulden so ausprägt, daß er nach der geltenden Relation dem fünfundvierzigsten Theile eines Münzpfundes Feinsilber gleichwerthig ist, d. h. also beispielsweise

bei	einer	Werthrelation	von	1:15,5	müssen	697,5	Stück
»	»	»	»	1:16	»	720	»
»	»	»	»	1:16,5	»	742,5	»
»	»	»	»	1:17	»	765	»
»	»	»	»	1:17,5	»	787,5	»
»	»	»	»	1:18	»	810	»
»	»	»	»	1:18,5	»	832,5	»
»	»	»	»	1:19	»	855	»

bei einer Werthrelation von 1:19,5 müssen 877,5 Stück
» » » » 1:20 » 900 »
neue Goldgulden aus dem Münzpfund Feingold geschlagen werden."

Das Silber hat sich von dem Fall, den es während einer Bestürzung erlitt, soweit erholt, daß es jetzt ungefähr 17:1 steht. Durch das Auftreten Oesterreichs als Käufer von Gold könnte es aber von Neuem auf 20:1 fallen; dann würden nach dieser Aufstellung aus dem Pfund Gold 900 Goldgulden auszuprägen sein. Hier drängt sich die Frage auf: sind diese Preisschwankungen nicht einem bewegten Meere zu vergleichen, dessen Wogen desto höher stiegen, je dringender der Goldbegehr wäre? Kann es für vernünftig gelten, eine von diesen Wogen zur Grundlage einer Goldausprägung zu nehmen, die alle Vermögensverhältnisse verschieben müßte? Könnte es sich nicht ereignen, daß binnen kurzer Zeit, wenn man von dem Goldwahn zurückkäme, der Werth des Goldes wieder auf das Verhältniß von 1:17 oder gar auf 1:15½ herabsänke? Dann würden die Schuldner zum Nachtheil der Gläubiger gewinnen, wie jetzt durch den Währungswechsel in Deutschland die Gläubiger zum Nachtheil der Schuldner begünstigt werden. Solche Bewegungen könnten aber zu keiner Zeit ausbleiben, wenn ein großes Land seine Währung ändern wollte, ohne von dem Strom des Metalls, das begehrt wird, begünstigt zu sein und in ruhigem Verlauf die Alternativ-Währung durchzumachen. Die Alternativ-Währung ist das einzige Mittel, ohne Schaden für einen oder den andern Theil der Contrahenten, die auf längere Zeit Verträge schließen, zu dem Wechsel der Währung zu gelangen. Ist aber die Alternativ-Währung, wie aus dem Gesagten klar hervorgeht, das Mittel, das bewegte Meer der Edelmetallpreise in eine ebene Fläche zu verwandeln, warum sollte man sie nicht ewig fortbestehen lassen?

Berlin.
Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht)
Adler-Straße 12.

Die

Lehre über Buddha

und

das Dogma von Jesus Christus.

Vortrag im März 1876 zu Hamburg gehalten

von

Eduard Grimm.

Berlin S.W. 1877.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitzsche Verlagsbuchhandlung)

33 Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Carl Habel in Berlin.

Der Menſch, welcher zuerſt ſich anſchickte Gott zu ſuchen, darf in ſeinem Gebahren mit einem Blindgebornen verglichen werden, der plötzlich ſehend geworden. Denn der Blinde, der mit den Dingen bisher nur taſtend verkehrt hat, bedarf einiger Zeit, bis er in der neuen Welt, die vor ihm erſchloſſen liegt, ſich zurecht findet. So bringt auch ein dunkles Taſten und Fühlen in ſeinem Innern den Menſchen zuerſt auf die Spuren der Gottheit; wo aber iſt der Gott, den dem Menſchen ein geheimes Weben in ſeinem Gemüth verräth? Er ſchlägt ſeine Augen auf und glaubt in jedem Ding, das ihm entgegenſtrahlt, einen Gott zu finden. Der Eindruck der Sinne iſt ſo übermächtig, daß er des eigenen Gefühls vergeſſend ſich ſelbſt mit ſeiner Gottheit ganz in der äußeren Natur verliert. Aber allmählich erſtarkt ſein Geiſt, ſein Denken lernt die Außendinge begreifen, reiner und ſelbſtändiger wogen die Gefühle in ſeiner Bruſt; da entwirft der Menſch den Gedanken einer geiſtigen Gottheit und die äußere Natur dünkt ihm nur ein Werk aus der Hand des Unſichtbaren. So ſchreitet der Menſch ſeinen Gott ſuchend fort von der äußeren Natur bis zu dem unendlichen Geiſte, deſſen Weſen er allein in den Tiefen ſeines Gemüths richtig erfaßt; aber er braucht lange dieſen Gang zu vollenden; von der ſichtbaren Natur bis zum unſichtbaren Geiſte iſt eine gewaltige Kluft; er bedarf einer Brücke dieſe Kluft zu überſchreiten.

Wie wir einen ſchweren Gedanken in ein Bild kleiden, um ihn uns und anderen leichter begreiflich zu machen, ſo ſucht der Menſch auch für ſeine Gottheit ein Bild, ſichtbar genug, um leicht

erkannt zu werden, und doch auch geistig erhaben das geistige Wesen der Gottheit abzuspiegeln — und dieses Bild der Gottheit ist der Mensch selbst; das sichtbare Gewand, in das sich die Gedanken des unsichtbaren Wesens kleiden, ist die Geschichte des Menschen; ist es ein Wunder, wenn gerade die geistigsten Religionen diesen Weg eingeschlagen haben in Verehrung einer geschichtlichen Persönlichkeit sich dem Höchsten zu nähern? Dieser Religionen aber giebt es zwei, die Weltreligion des östlichen und die Weltreligion des westlichen Theils der Erde, ich meine den Buddhismus und das Christenthum.

Es gab eine Zeit, wo man von den Religionen keine anderen kennen zu dürfen meinte als die drei: Judenthum, Christenthum und Heidenthum. Sollte sich diese Ansicht noch irgendwo finden, so wäre es Zeit sie schleunigst zu verbannen. Die moderne Wissenschaft hat mit manchem Vorurtheil aufgeräumt, auch die Religionswissenschaft. Aber auch mit oberflächlicher Bekanntschaft fremder Religionen dürfen wir uns nicht begnügen. Vielleicht haben Sie gerade jetzt manches über den Buddhismus gelesen, oder dies und jenes Bild gesehen, mit denen bei Gelegenheit der indischen Reise des britischen Thronfolgers die Zeitungen überschwemmt wurden, etwa das Bild eines jener nicht kleinen Zähne, die als Reliquien des Buddha von seinen Gläubigen verehrt werden; ich möchte bitten auch diese Dinge zu vergessen. Ein berühmter Gelehrter der Gegenwart[1]) erzählt uns von einem zum Christenthum übergetretenen Brahmanen, der aus der Lectüre des neuen Testaments sich ein Bild entworfen, wie ein christliches Land sein müßte und der als er nach Europa kam, alles so verschieden fand von dem, was er in seinen einsamen Betrachtungen in Benares geträumt, so daß nur die Bibel ihn abgehalten habe zu seiner alten Religion zurückzukehren. Wenn ein Brahmane edel genug war trotz der tausendjährigen Auswüchse den reinen Kern der christlichen Religion nicht verkennen zu wollen, so denke ich sind wir Christen erst recht verpflichtet bei Betrachtung fremder

Religionen nicht deren lächerliche Außenseiten, sondern ihren edlen und reinen Inhalt in's Auge zu fassen. Von diesem Standpunkt aus haben wir aber alle Ursache gerade den Buddhismus hoch zu halten; denn noch 600 Jahre älter als das Christenthum hat er zuerst das Evangelium verkündet, daß alle Menschen Brüder sind und sich unter einander lieben sollen; wie später die christliche Religion, hat auch er die Grenzen der Völker übersprungen und den fernsten Landen die Segnungen der Kultur gebracht; nicht mit Waffengewalt, sondern durch die Gewalt überzeugender Predigt; noch heute zählt er von allen Religionen die meisten Bekenner auf der Erde; das wollen wir bedenken und wenn es in unserer Religion geschehen ist, so werden wir uns vielleicht weniger wundern, wenn auch in jener der Stifter der Religion von seinen Anhängern göttliche Verehrung erfahren hat. Wie aber ist es gekommen, daß beide Religionsstifter zu so hoher Stellung erhoben worden sind? Es kann uns nicht darauf ankommen zufällige äußere Einflüsse, die etwa darauf eingewirkt haben können, hier aufzuzählen. Wer die Thatsache, daß jene Männer zu göttlicher Ehre emporgehoben worden sind, richtig begreifen will, muß dieselbe vor allem aus dem inneren Wesen der betreffenden Religion zu erfassen streben. Nun ist allerdings klar, daß einer jeden Religion, die einem alten Volksglauben gegenüber tritt, daran gelegen sein muß die Person ihres Urhebers so hoch als möglich zu stellen. Je einzigartiger der Urheber, desto einzigartiger die Religion. Der Stifter ist verantwortlich für den Glauben, den er predigt; alle Angriffe, die man gegen die Religion unternimmt, sind in erster Linie gegen seine Person gerichtet. Gelingt es diese Person zu schützen, so ist auch die Religion geschützt. Erzählt das Volk von Wundern, durch welche die Heroen des alten Glaubens ihre göttliche Sendung bekundet, auch der neue Glaube wird bald von Wunderthaten seines Begründers zu berichten wissen. Aber eine solche Verherrlichung des Stifters, mag sie absichtlich sein oder nicht, kann sich doch auf die Dauer nicht halten, wenn sie

nicht aus lebendiger Verehrung und Liebe zu der Person des Stifters geflossen ist und wenn sie nicht immer wieder darin ihre Wurzel findet. Wie aber soll Anhänglichkeit und Verehrung für den Stifter entstehen, wenn derselbe nicht in seinem Leben und Wirken den Grund dazu gelegt hat? So weist uns die hohe Stellung, die man den Urhebern des Glaubens zugewiesen, mit Nothwendigkeit auf das persönliche Leben und Wirken dieser Urheber hin; was haben sie gethan, daß das Volk der Gläubigen sie so hoch erhoben hat?

Buddha und Christus, beide kamen ihr Volk zu erlösen. Die Worte „kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen“[2]) lassen sich, wie vor das Leben Jesu, so auch als Motto vor das Leben des Buddha setzen. Wir wissen, wie viel trotz der gerühmten Gleichheit aller noch heute von Standesvorurtheilen unter uns herrscht, und wie hoch es das Volk aufzunehmen pflegt, wenn ein Mann an Rede und Geberde auch dem Niedrigsten verständlich es wagt das Volk zu eigenem Urtheil und selbständiger Würdigung der Verhältnisse heranzuziehen. Denn so sehr auch die große Masse nach äußerem Gewinne geizt, so erkennt sie doch vor allem in demjenigen den echten Volksmann, der durch geistige Nahrung ihr über das Gefühl innerer Unsicherheit und Schwäche hinweghilft und ihr das an Bildung zueignet, was sie bisher mit Mißtrauen nur in der Hand einiger Bevorzugter geschaut hat. Die schlimmsten aber unter allen Vorurtheilen sind die religiösen. Wir kennen noch heute den Dünkel eifernder Gesetzesgelehrten, welche die göttliche Weisheit für sich in Pacht genommen haben und mit unübersehbarem Formelwesen die Menge überbürden möchten; wir kennen die Wuth verfolgungssüchtiger Priester, die mit dem Schreckbild künftiger Strafen die Gemüther im Zaume halten; aber wir können uns kaum noch hineindenken in jenen Hochmuth der Kin-

der Israel, mit dem sie auf Leute anderer Abstammung herabsahen, in jene peinliche Sorgfalt, mit der sie selbst jede äußere Annäherung an die Unreinen und Niederen vermieden. Und wenn ein gerades Wort gegen hierarchischen Zwang und geistigen Dünkel uns heute noch wie ein erfrischender Luftzug berührt, wie muß erst den Armen und Gedrückten Jesus Christus vorgekommen sein, der sich nicht scheute mit Zöllnern und Sündern zu Tische zu sitzen, der das gastliche Haus des Samariters nicht verschmähte, der selbst den heidnischen Hauptmann seines Glaubens vor den Juden rühmte. Aber das jüdische Volk damaliger Zeit hatte doch einen Vorzug; gleichviel welches Standes einer sein mochte, ob Fürst, Handwerker oder Tagelöhner, wenn er nur aus Abrahams Stamme war und das Gesetz hielt, so galt er gleich dem anderen vor Gott und war der göttlichen Verheißung theilhaftig. Wie anders in Indien. Das ganze Volk in eine unwandelbare Kastenordnung eingetheilt, und diese Kastenordnung aus der Gottheit selbst hervorgegangen, so daß selbst vor Gott es als ein Verbrechen galt, wenn der Abkömmling einer niederen Kaste einer höheren sich gleich achten wollte. Da tritt Buddha auf; die geheim gehaltene Weisheit der Brahmanen verkündet er auf offener Straße; er predigt in Gleichnissen und Bildern, allen verständlich; er richtet seine Predigt an das ganze Volk; auch der niedrigste Sudra, der schwarze Eingeborne, von den anderen kaum höher geachtet als das Thier, darf seiner Rede lauschen und Glied der neuen Gemeinde werden; und der dies that, war nicht ein aus Ehrgeiz und Neid vom Schmutze aufstrebender Verworfener, sondern ein Königssohn, der den väterlichen Palast, den Glanz künftiger Herrschaft, das Vorrecht seiner Kaste, der sein eigen Weib und Kind verlassen und sich in das Bettlergewand gehüllt — wir können's begreifen, wenn er Theilnahme fand und wenn ihn die große Menge, wie später Jesum von Nazaret, als Erlöser begrüßte.

Aber es kommt nicht nur darauf an, daß man erlösen will,

sondern daß man auch wirklich erlöst. Das Volk will nicht nur angeregt, sondern auch befriedigt sein. Und sie haben beide befriedigt, jeder auf seine Weise, wie es seinem Volke und seiner Zeit gemäß war.

Erlöst werden heißt von einem Drucke befreit werden, der auf der Seele lastet. Am nachhaltigsten aber lastet auf der Seele der Druck der Sündenschuld. Je inniger das Gemüth, je tiefsinniger die Religion, desto lebhafter tritt dies Schuldgefühl in den Mittelgrund. Es ist eine Eigenthümlichkeit jedes religiösen Gefühls, daß es alle Vorkommnisse des Lebens mit dem eigenen sittlichen Zustande in Verbindung setzt; alles Elend der Welt erscheint ihm in unmittelbarstem Zusammenhang mit der eigenen Sündenschuld. Denken wir uns von diesem Standpunkt aus den Menschen alleinstehend in der Welt; in dieser Welt voll ewigen Wechsels; eine jede neue Veränderung hat neues Elend in ihrem Gefolge. Woher dies Elend? Unsere Sünde hat es verschuldet. Aber der Mensch wird geboren und noch ehe er selbst etwas gethan, umfängt ihn diese Welt des Elends; woher dies Elend, das uns bereits bei der Geburt erwartet? Eine frühere Sünde hat es verschuldet, eine Sünde in einem Leben noch vor der dermaligen Geburt begangen. Und neue Sünde und neue Schuld ladet der Mensch in diesem Leben auf sein Haupt; was wird sein Loos werden, wenn er stirbt? Ein neues Dasein voll neuen Elends wird ihn treffen. So irrt die Menschenseele umher von einem Dasein zum andern, in einer endlosen Reihe von Wiedergeburten; alte Sünden büßend und zu künftiger Buße durch neue Sünden den Grund legend; die hohe oder niedere Stellung, in der man geboren ward, die Folge eines früheren Lebens; das Ziel künftiger Ruhe dem Niederen in zeitlose Ferne gerückt. Vergegenwärtigen Sie sich ein solches Leben nie endenden Elends; ersinnen Sie die furchtbarsten Bußübungen und lassen Sie den Menschen sich peinigen und doch ohne Aussicht dem Schrecken künftiger Wiedergeburten entgehen zu können; selbst das Loos des

gegenwärtigen Lebens ohne den Troſt es wenigſtens unverſchuldet tragen zu müſſen; bedenken Sie dies alles und Sie haben das Problem, vor das ſich Buddha geſtellt fand: es galt einen Weg aus dieſer Welt des Elends und der Wiedergeburten zu finden. Welcher iſt das? Buddha beſtätigt, daß das Loos des gegenwärtigen Lebens die nothwendige Folge eines früheren ſei; aber hatten die Brahmanen äußere Bußübungen gelehrt, dem Elend der Welt ſich zu entziehen, ſo verlegt Buddha den Schwerpunkt nach innen und läßt den Menſchen von innen heraus ſich befreien. Hatte man früher eine endloſe Reihe künftiger Wiedergeburten für die Niederen verkündet, ſo zeigt Buddha, wie ein jeder ſchon von dem jetzigen Stande aus den Wiedergeburten entgehen könne. Alle Exiſtenz iſt Qual, die Qual hat ihren Grund in der allgemeinen Verkettung der Dinge. Daher kommt es darauf an dieſer Verkettung der Dinge, in der immer eines die Urſache des anderen iſt, äußerlich wie innerlich zu entſagen. Dieſe Entſagung iſt der Pfad, auf dem man das höchſte Ziel erreicht. Daher die ſogenannten vier Wahrheiten des Buddhismus: Qual, Verkettung, Entſagung, Pfad.[3]) Der allgemeinen Verkettung entſagen heißt nicht nur äußeren Eindrücken ſich verſchließen, dann bliebe immer noch die Exiſtenz unſeres inneren Lebens übrig; es heißt auch dem eigenen Denken, Fühlen, Begehren entſagen, in einen Zuſtand eingehen, wo man überhaupt nicht mehr denkt, fühlt, begehrt; der Menſch muß in ſeinem ganzen Daſein verlöſchen, wie eine Lampe verlöſcht, ohne ſich wieder anzünden zu können; das iſt der Zuſtand des Nichts oder des Nirwana. Dieſer Zuſtand wird nicht erreicht durch Selbſtmord; ein ſolcher würde nur eine um ſo ſchlimmere Wiedergeburt zur Folge haben. Sondern nur ein allmähliches inneres Abſterben, ein Erſticken alles Lebens inmitten des leiblichen Lebens kann zu dieſem Ziele führen. Die ganze Lehre läßt ſich ſonach in die wenigen Worte faſſen: Iſt es eine Qual überhaupt zu exiſtiren, ſo heißt der Qual entfliehen aller Exiſtenz überhaupt entſagen; das abſolute Nichts iſt der Zielpunkt des

Buddhisten. Indem er dieses als höchstes Ziel predigt, indem er zeigt, wie ein jeder, sei er wer er sei, durch völlige Entsagung alles physischen wie geistigen Lebens in dies Nichts eingehen könne, löst Buddha innerlich das alte Kastenwesen auf, er macht einen Riß in die Kette der Wiedergeburten, und indem er das Volk von dem Elend der Wiedergeburten befreit, bringt er die Erlösung seines Volks.

Auf diese Weise hat Buddha sein Volk erlöst. Welche Erlösung hat Christus gebracht? Buddha verkündet als höchstes Ziel: Ihr sollt nicht wiedergeboren werden; Jesus fordert gerade eine Wiedergeburt, indem er spricht: Wenn Jemand nicht von neuem geboren wird, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.[4]) Dieser Grundsatz deutet hin auf eine Verschiedenheit beider in der gesammten Lebensanschauung. Nach indischer Vorstellung ist die einzelne Person des Menschen nichts als das Glied einer endlosen Reihe von Erscheinungen, in welcher diese Person bald in dieser, bald in jener Form erscheint; diese Vorstellung vorausgesetzt gab es für Buddha keine andere Ausflucht, als die Verneinung alles Daseins, das absolute Nichts zu erstreben. Wie anders war die Weltanschauung, welche Jesus vorfand und für welche er seine Erlösungslehre schuf. Dort verschwindet die einzelne Person der Gegenwart in dem Zusammenhange mit einer endlosen Vergangenheit und Zukunft, hier gilt die einzelne Persönlichkeit, selbständig und frei, wie sie in dem Leben der Gegenwart leibhaftig vor uns steht. Dort reiht sich alles aneinander in endloser Entwicklung; hier hat alles seinen Anfang, die Welt gerade so wie der Mensch, der in ihr lebt. Der Brahmane, der allmählich die alten Volksgötter abgestreift, ließ von der Gottheit redend dieselbe nicht anders gelten denn als ein unpersönliches, in der sich entwickelnden Welt sich selbst erst entwickelndes Wesen; hier fordert der Anfang der Welt, der Anfang des Menschen einen thätigen, schaffenden, persönlichen Gott, der diesen Anfang hervorruft. Und vor diesem Gott mußte sich auch das Gefühl der Sünde und der

Sündenschuld ganz anders ausnehmen. Der persönliche Gott, der alles schafft und alles regiert, mußte zugleich auch der Urheber des Sittengesetzes und der Hüter seiner Erfüllung sein. Es kam nur darauf an, wie dieser Gott der Uebertretung dieses Gesetzes, der Sünde und der aus dieser Uebertretung folgenden Schuld gegenüber sich verhalte. Nun offenbart dieser Gott dem Menschen das Gesetz in den Tiefen seines Gemüths; in den Tiefen des Gemüths allein konnte der Mensch empfinden, wie dieser Gott auf die Uebertretung des Gesetzes antworte. Was aber sagte dies Gemüth? Wir wissen aus eigener Erfahrung, wie man nur zu sehr geneigt ist, Gutes zwar bisweilen mit Gutem, aber dafür um so häufiger Böses mit Bösem zu vergelten. War es ein Wunder, wenn das, was man selbst nicht besser kannte, auch von Gott geglaubt wurde? Der Gott der Juden wechselte in seinem Benehmen zwischen Haß und Liebe. So erhaben auch das alte Testament die Langmuth und Barmherzigkeit Gottes preist den bußfertigen Menschen gegenüber, so furchtbar sind doch auch seine Schilderungen vom Zorne Gottes gegen die Verstockten.

Aber sind denn wirklich Haß und Liebe gleichwiegend im Leben? Giebt es doch ein Verhältniß des menschlichen Lebens, wo nur Liebe und kein Haß herrscht. Das ist das Verhältniß des Vaters zu seinem Kinde. Und die Liebe, die ein Vater selbst dem verstockten Kinde gegenüber bewahrt, sollte der vollkommene Gott nicht besitzen? Was an einem menschlichen Vater undenkbar ist, daß er aus Haß das Kind straft, das sollte der heilige Gott thun? Sie sehen, zu welchen Gedanken wir gelangen. Es ist ein Fehler Gott hassend und liebend zugleich zu denken, wenn nur an einem menschlichen Verhältniß nachgewiesen wird, daß Haß unbedingt schlecht, Liebe allein unbedingt gut ist; darum wird man Gott nur als einen Gott der Liebe denken dürfen und sein Verhalten gegen die Menschen zu bezeichnen giebt es kein besseres Bild als das des Vaters zu seinen Kindern.

Haß und Liebe herrschten im Menschenherzen; in beiden er-

kannte man wieder die Stimmung Gottes gegen die Menschen. Man fürchtete den Zorn des Allmächtigen; ängstlich suchte man seine Gesetze zu zergliedern und in Hunderten von kleinen Geboten zu wiederholen; eine unabsehbare Masse von Gesetzen entstand, die den gewissenhaften Menschen erst recht in Schrecken versetzte; und auf der anderen Seite war man gewissenlos genug, jeden, den Unglück traf, einen Sünder zu schelten und sein Unglück durch solchen Vorwurf erst recht bitter zu machen. Da tönt den Juden die Botschaft an das Ohr: Gott trägt nicht Haß noch Zorn in seiner Brust; er kennt nichts als die Liebe; werft allen Haß und alle Rache aus eurem Herzen, zeigt euch barmherzig, welches Unrecht auch man euch gethan, und euer Herz wird euch auch für eure Sünden von Gott Vergebung, Liebe, Erbarmen bringen. Was immer die Welt an Unglück bringt, Gottes Liebe hat es gesandt, und eure Liebe ist dazu da dies Unglück zu heben; macht eure Mitmenschen glücklich, wie Gott durch seine Liebe euch glücklich machen will — das war die Erlösung, welche Jesus von Nazaret brachte.

Dem Elend der Welt zu entgehen flüchtet Buddha in das ewige Nichts; dem Elend der Welt zu entgehen predigt Jesus die allversöhnende Liebe. Darum floh der eine aus der Welt der Wiedergeburten; der andere verlangt, daß der Mensch in der Liebe neu geboren werde. Deßhalb mischt sich Jesus hinein in das bunte Treiben der Menge, er verschmäht nicht die Genüsse des Lebens, sondern er veredelt sie; er läßt sich zu Gaste laden und enthüllt bei Tische die Geheimnisse des Himmelreichs; den Kelch mit dem Gewächs des Weinstocks weiht er noch in der Todesstunde zum heiligen Symbol seiner innigen Gemeinschaft mit den Getreuen. Der indische Buddha dagegen scheert sich das Haupt; aus Lappen, die er selbst erst aus dem Schmutze aufgelesen, näht er sich das Gewand zusammen; eine Schale ist sein einziger Haushalt, mit der er in der nächsten Stadt Speise sammelt; nur einmal des Tages speist er und nichts darf er wagen für den an-

deren Morgen übrig zu lassen.[5]) Das sind freilich Gegensätze, aber Gegensätze, die sich begreifen lassen. Wie das Judenthum nothwendig hinführte auf Jesu Christi Lehre, so konnte auch die Religion der Brahmanen nichts hervorbringen als den Buddhismus. Wie Jesus von den kleinlichen Gesetzesformeln seiner Zeit befreite und von der Angst, die der Ueberfülle der Gebote sich nicht gewachsen sah, so enthob auch Buddha sein Volk zahlloser Peinigungen und entfernte das Schreckbild künftiger Wiedergeburten; und das Gewand des buddhistischen Bettlers trug sich immer noch leichter als die Bußübungen der Brahmanen und der Kastenzwang, und auch der Laie in Indien durfte nun auf eine nicht allzuferne Befreiung vom Loos der Wiedergeburten hoffen.

So traten beide auf als die Retter ihres Volks, und was sie in der eigenen Heimath an Boden nicht gewannen, das eroberten ihre Jünger in fernen, weiten Landen. Dürfen wir uns wundern, wenn die befreiten Völker zu ihnen aufschauten wie zu den Symbolen ihrer eigenen Befreiung? Denn wir mögen uns heute wohl die Lehren beider Meister begriffsmäßig entwickeln; aber die sie zuerst verkündeten, mußten sie im Herzen tragen, mußten sie in ihrem innersten Leben erlebt haben, um mit unerschütterlichem Selbstvertrauen ihre Lehre als die unbedingte Wahrheit einer ganzen Welt gegenüber verfechten zu können. Wenn Jesus Christus von der allversöhnenden Liebe predigt, diese selbe Liebe mit ihrem versöhnenden Glanze mußte seine Brust durchglühen; und wenn Buddha das Nirwana verkündigt, auch er mußte mit aller Energie seines Willens jede Begier nach Dasein in seinem Innern überwunden haben. Darum haben die Völker zu ihnen aufgeschaut als zu den fleischgewordenen Idealen, in deren Leben sich ihre eigene Lehre verkörpert, und ist von einer solchen Hochhaltung ihrer Person bis zu göttlicher Verehrung ein so weiter Weg?

Ein jeder Mensch befindet sich einmal in einem Zustand der Entwicklung, wo er in dem verworrenen Drange seiner Geistes-

kräfte unmuthsvoll sich hin und herwendet, ohne zu wissen, wo eigentlich sein Ziel liegt. Gelingt es ihm einen Mann zu finden, sei's ein Lehrer oder ein Freund oder beides, der den Knoten seines inneren Lebens entwirrt und ihn zu klarer und bestimmter Entfaltung seiner Kräfte bringt, so daß er sich sagen kann: so und nicht anders hab' ich's gewollt, ich hab's nur nicht selbst fertig bringen können; wir werden es für selbstverständlich halten, wenn Dankbarkeit und Verehrung für den Befreier seine Seele erfüllen. Gelingt es aber einen Geistesdrang zu erschließen, der ein ganzes Zeitalter dunkel durchwogt, ist es gar ein religiöser Drang, der in sich selbst schon zur Ehrfurcht und Anbetung treibt, wer möchte es seltsam finden, wenn auch die Person eines solchen Wohlthäters mit Anbetung und Ehrfurcht gefeiert wird. Aber lassen wir Anbetung und Verehrung sich auch bis zum höchsten Grad steigern, sie sind doch nur Gefühle des Herzens; diejenige Handlung aber, durch welche eine solche Person zum höchsten Wesen, zum Gott thatsächlich erklärt wird, geschieht durch das bewußte Denken, durch den Verstand. Es ist als ob ein Volk in dunkler Vorahnung einen seiner Bürger zum Regenten bestimmt habe; aber diese Ahnung genügt doch nicht ihn zum Herrscher zu machen, sondern er muß offen, vor aller Welt dazu ernannt werden. Es ist aber leicht ersichtlich, daß der Verstand nicht einfach Ja dazu sagen wird, sondern daß er, wenngleich vom Gemüth gedrängt, doch immer in seiner Weise und mit seinen Begriffen die Gottheit jener Personen aussprechen wird. Dies wird um so mehr geschehen, je philosophischer das betreffende Zeitalter angelegt ist; und das Christenthum sowohl wie der Buddhismus fielen in eine Zeit philosophischer Spekulation, dort der griechischen hier der indischen Welt. So bietet denn das Gemüth den Stoff; der Verstand faßt ihn in seine Formeln; die Erhebung beider Stifter zu Gottheiten ist nichts anderes als die verstandesmäßige oder metaphysische Umbildung der Idee, welche das Herz in der Person des Religionsstifters verehrt.

Die Religion Jesu ist die Religion der Liebe. Der Mensch soll diese Liebe in seinem Herzen tragen. Diese Liebe vernichtet alle Schranken zwischen uns und Gott; durch sie sind wir mit Gott unmittelbar vereint. Aus dieser Liebe seines Herzens heraus verkündete Jesus die Liebe Gottes; in dieser Liebe erklärte er sich Eines mit dem Vater. Und wenn Petrus einst auf die Frage des Herrn, wofür ihn die Jünger hielten, erwiederte: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn," so mag in diesem Bekenntniß nicht nur die äußere Anerkennung Jesu als Messias, sondern auch die höhere Anerkennung seiner innigen Gottesgemeinschaft gelegen haben. Denken wir uns nun vor die Thatsache der innigen Gemeinschaft Jesu mit Gott den Verstand gestellt mit der Aufgabe sie zu erklären. Soll er sie überhaupt erklären, so bleibt ihm zuletzt keine Antwort als die: Jesus Christus ist selbst Gott. Denn die Gemeinschaft des menschlichen Herzens mit Gott ist dem Verstand eine unbegreifliche Thatsache; will er sie trotzdem begreifen, so muß er die Einheit des Herzens zu einer Einheit in seinem, in des Verstandes Sinne machen; d. h. Mensch und Gott sind Einheit in ihrer Person, sie sind ein und dasselbe Wesen. Erinnern wir uns, daß Jesus der erste war, der die Gemeinschaft des Menschen mit Gott in der Liebe predigte, gedenken wir der Beweise, die Jesus selbst in Wort und That von der innigen Gottesliebe seines Herzens gab; beachten wir, wie seine Anhänger, in ihrem Herzen noch schwankend zwischen unreinen Neigungen und dem Drang, der sie zu Gott zog, in Jesus das Ideal der Gottesliebe um so mehr erkennen mußten, je weiter sie selbst noch von demselben entfernt waren; fügen wir hinzu die Verehrung und Hingebung, mit der man seine Person betrachtete, die zum ersten Male dem Menschenherzen den wahren Weg zu Gott eröffnet; und wir werden es begreiflich finden, wie gern und emsig man an die Arbeit ging, die Gemeinschaft Jesu mit Gott auf eine dem Verstand gemäße Weise umzubilden, und wie man nicht eher ruhte, als bis Jesus Christus selbst zur Gott-

heit erhoben war. Der Verstand war geschäftig in seiner Weise auszusprechen, was das Herz ihm eingab, und so entfaltete sich im vierten und fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Lehre von der Dreieinigkeit, die Lehre von dem alten Gott, den die Väter verehrt, von Christus, dem Sohne Gottes, der dem Vater wesensgleich ist, von dem heiligen Geiste, der ausgehend vom Vater und dem Sohne und mit beiden gleichen Wesens die Menschen erfüllt und sie zu Gott zieht, d. h. dem Geist der Liebe, den die Gläubigen doch auch in ihrem Herzen fühlten und in dem auch sie sich mit Gott und Christus eins wußten; sie galten als drei Personen und doch zugleich als ein einziges göttliches Wesen; jede der drei Personen ist Gott, und doch sind es nicht drei Götter, sondern numerisch ein Gott. Das war freilich dem Verstande erst recht unbegreiflich, aber es war doch immerhin eine Art verstandesmäßiger Umbildung dessen, was ursprünglich heiligste Herzenserfahrung gewesen war. Soll ich nun noch ausführen, wie man allmählich gar manche vorchristliche Anschauungen wieder aufnehmend die christlichen Gedanken damit versetzte; wie man wieder von dem Gotte der Rache redete, der eine Sühne fordert für die Schuld der Menschen, und von dem Sohne dieses Gottes, der aus Liebe den Himmel verläßt und zum Menschen wird diese Sühne zu leisten, wie man selbst das alte Blutopfer wieder einführte und lehrte, Christi Blut auf Golgatha sei dies Opfer gewesen: es waren althergebrachte Meinungen, in die man den christlichen Gedanken einer allversöhnenden Liebe goß; und aus ihnen erwuchs endlich jene christliche Dogmatik, deren stolzen Bau und deren ineinandergreifendes Gefüge wir noch heute bewundern.

So ward Christus zum Gott — und Buddha? Auch er ward zum Gott, wenigstens zum höchsten Wesen, das die Buddhisten kannten; und wir werden nicht anstehen dies höchste Wesen Gott zu nennen, wenn auch nicht in unserem christlichen Sinne,

doch in demſelben Sinne, in welchem neuere Philoſophen unſeres Volks daſſelbe Weſen Gott genannt haben.

Der urſprüngliche Buddhismus kannte überhaupt keinen Gott. Die Religion der Brahmanen hatte mit den alten Volksgöttern ziemlich aufgeräumt und im Grunde nichts übrig gelaſſen als eine göttliche Weltſeele, aus der die ganze Welt ſich entwickelt und der ſie in zahlloſen Umkreiſungen wieder zuſtrebt. Indem Buddha den Weg zeigte aus dem Kreiſe der Wiedergeburten heraus ſofort in das Nichts überzugehen, verneinte er zugleich die endloſe Entwicklung der Welt, die der Weltſeele zuſtrebt, und ſchob die Weltſeele ſelbſt bei Seite. Wie war es einer Religion, die keinen Gott kannte und für keinen Platz hatte, möglich ſich dennoch in Buddha einen Gott herzurichten? Man könnte ſagen, der Trieb ein höheres Weſen anzubeten ſei dem Menſchen ſo eingewurzelt, daß derſelbe ſich immer wieder hervordränge. Dem gegenüber bleibt doch immer die Thatſache beſtehen, daß Buddha ſelbſt keinen Gott gelehrt hat. Daher dürfte man richtiger ſagen, daß in der Verehrung, die man für Buddha empfand, allmählich auch der Hang ein Höheres anzubeten ſich geltend gemacht habe. Darauf deutet hin der frühzeitig vorhandene Eifer der Buddhiſten die Reliquien ihres Meiſters zu ſammeln und die Stätten, an denen der Dahingeſchiedene geweilt, mit Tempeln zu ſchmücken. So viel iſt gewiß: wollten die Buddhiſten überhaupt ein Weſen verehren, ſo konnte es nur Buddha ſein. Dennoch iſt es leichter einem Gott, an den man bereits glaubt, ein anderes Weſen ebenbürtig zur Seite zu ſtellen, als da, wo man gar keinen Gott, ſondern nur Menſchen kennt, einen Gott zu ſchaffen. Aber trotz dieſer Schwierigkeiten hat auch der Buddhismus ſeinen Gott gefunden, wie es ſcheint etwas ſpät, aber auf demſelben Wege, auf dem die chriſtliche Kirche ihren Stifter zum Gott erhob; es war die Verehrung für den Stifter, für das in der Perſon des Stifters angeſchaute Ideal, die nach einem Ausdruck auf verſtandesmäßigem Wege verlangte.

Buddha hatte alle Existenz für Qual erklärt. Indem er die Lehre vom Nirwana schuf, brachte er die Erlösung aus dieser Qual. Sein Lebenswandel galt als Vorbild für alle, die nach dem Nirwana strebten; es gehörte zur Vollkommenheit dieses Vorbilds, daß er selbst bei seinem Tode unmittelbar in's Nirwana eingegangen war. So kam es, daß das Nirwana, wie es der wesentliche Bestandtheil seiner Lehre gewesen, so nun zum Höhepunkt seines Lebens wurde; daß „Buddha sein" und „in's Nirwana eingegangen sein" als gleichbedeutend galt. Freilich daß Buddha in seiner Vollendung dem Nichts gleichgeachtet wurde, scheint auf den ersten Blick gerade nicht zu besonderen Denkproblemen Anlaß zu geben. Aber der Inder war von Natur fast noch mehr zum Philosophiren aufgelegt als der Grieche, und hatte in der griechischen Welt die göttliche Liebe in Christus dem Verstande Probleme geschafft, so schaffte sie ihm bei den Indern bei Lehre Buddha's von der Entsagung. Hier wie dort galt es an Stelle einer Gemüthserfahrung einen Verstandesgrund zu setzen. Christus war eins mit Gott im Herzen; dafür setzte der Verstand die Wesenseinheit, die Gleichheit beider in der Person. Hier lag die Gemüthsthatsache in der Qual, die alles Dasein kennzeichnet; um der Qual willen sollte man entsagen. Jetzt galt es an die Stelle der Qual einen Verstandesgrund zu setzen; aus Verstandesgründen zu beweisen, daß man der Welt entsagen, das Nichts erstreben müsse. Schon Buddha hatte aus dem Verstande geschöpft, als er von der allgemeinen Verkettung der Dinge sprach. Diese Thatsache des Verstandes führte man weiter aus.[6]) Alle Dinge, die wir in der Welt kennen, sind in fortwährendem Wechsel begriffen, das wahre Sein ist unveränderlich. Diesem wahren Sein gegenüber sind daher die Dinge der Welt, die wir gewöhnlich als das Existirende ansehen, so gut wie nicht existirend; sie sind leer, nichts als Schein, etwa einer Schöpfung von Magiern vergleichbar, die der Reihe nach verschiedene Dinge hervorbringen, in denen keine Wirklichkeit ist.[7]) Die Außendinge sowohl wie

wir selbst, die beseelten Wesen, sind anzusehen wie Phantome, ähnlich dem Wiederschein des Mondes im Wasser, oder wie Bilder im Spiegel.[8]) Hinwiederum diesen Dingen gegenüber, die wir im Leben als existent betrachten, erscheint das wahre Sein als nicht existirend, als das Nichts oder als absolute Leerheit. Man sieht, wie hier die Begriffe wechseln: was wir für existent ansahen, die Welt der Erscheinungen, ist jetzt nur Schein geworden; was diesen Erscheinungen gegenüber als nichts erscheint, ist das wahre Sein. Was früher Alles war, ist jetzt das Nichts; was früher das Nichts war, ist jetzt das wahre Sein, das Alles in sich enthält. Dies letztere, das Nichts ist und Alles zugleich, dies Etwas, in welchem Sein und Nichtsein zusammenfallen, der Zustand der Indifferenz, wie ein moderner Philosoph sagt, ist jetzt das Ziel des Buddhisten, das ist das Nirwana, das ist Buddha, indem er in das Nirwana übertritt.

Es mag wie von selbst gekommen sein, daß mit dieser genaueren Ausführung des Nirwana auch die Hilfsmittel dies Nirwana zu erreichen eingehender bestimmt wurden. Schon hier läßt sich einsehen, wenn der Buddhist auch Liebe und Barmherzigkeit predigt, daß diese Tugenden doch nicht sein höchstes Ziel sein können. Man will in das Nirwana eingehen, in den Zustand, wo man sich von alldem, was wir als existent betrachten, loslöst, von den Außendingen sowohl wie von dem eigenen Ich. Dazu gehören höhere Mittel als werkthätige Liebe. Man nennt zunächst vier Stufen, welche ein Asket nach dem Nirwana strebend zu durchlaufen hat. Auf der ersten hat er die Natur der Dinge durchschaut und er genießt das Glück dieses Bewußtseins; er urtheilt und schließt noch, aber er ist frei von aller Sünde und allen Fehlern; auf der zweiten fällt schon dies Urtheilen und Schließen weg, sein Geist ist nur auf das Nirwana gerichtet, es bleibt ihm nur das Gefühl innerer Genugthuung, ohne daß er darüber urtheilte oder es begriffe; auf der dritten schwindet auch die Freude dieser Genugthuung, er wird indifferent dagegen; alle

Freude, die ihm bleibt, ist nur noch ein vages Empfinden leiblichen Wohlseins, das seinen Körper überströmt; er hat selbst die Erinnerung an die durchlaufenen Zustände verloren und besitzt nur noch ein verworrenes Bewußtsein seiner selbst. Endlich schwindet auch dies; er weiß nicht einmal von der eigenen Indifferenz; frei von Freude und Schmerz ist er dem Nirwana so nahe, als der Mensch, so lange er auf Erden lebt, nur kommen kann. In diesem Augenblick tritt jener Wechsel ein, wo die Welt des Scheins sich verkehrt in das wahre Sein, wo das Nichts in das Alles übergeht; der Asket erhält Allwissenheit und magische Kräfte; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erschließen sich vor ihm; er kennt alle früheren Wiedergeburten seiner selbst, ebenso wie die vergangenen und zukünftigen der anderen Menschen. Aber er ist bis jetzt nur an die Grenze des Nirwana gekommen; jetzt erst geht er in dasselbe ein. Er erhebt sich zur Region der Endlosigkeit im Raum, von da zur Endlosigkeit in der Erkenntniß; und immer weiter zur Region, wo nichts existirt; und da auch hier noch eine Vorstellung existiren könnte, davon nämlich, daß nichts existirt, so gelangt er endlich in die letzte Region, in die Welt ohne Formen, wo keine Vorstellung mehr existirt, nicht einmal eine Vorstellung davon, daß es keine Vorstellung giebt.[9]) Jetzt ist das völlige Nirwana erreicht. Wo ist die Person des Buddha geblieben? Er ist es eben, der in diesem höchsten Zustand sich befindet. In diesem Zustand ist er allmächtig und allwissend; er steht mit allen Welten in Verbindung, er ist seit unvordenklichen Zeiten dagewesen und ohne Ende; und doch ist er nichts weiter als eine nichts in sich enthaltende, an nichts denkende, um nichts sich bekümmernde Idee;[10]) er ist Alles und Nichts zugleich.

Stellen wir uns jetzt die Zustände, die wir von unten nach oben durchlaufen, in umgekehrter Reihenfolge vor, so steht am höchsten Buddha, in dem Zustande absoluter Leerheit oder Negation, in der Welt ohne Formen, einer Welt, wohin nicht einmal

der Gedanke reicht; von da aus geht es herab zur Region, wo nichts existirt, zur Region grenzenloser Erkenntniß, zur Region grenzenlosen Raums; und so weiter zur Welt der Gestalten und Farben, eine jede Welt in verschiedene Abtheilungen und Grade eingetheilt, bis herab durch viele Stufen hindurch zur Menschenwelt mit ihren Sünden und Leiden und weiter hinab in die niedrigsten Stufen, wo Sünder, niedriger als die Menschen, ihre Vergehen büßen.[11])

Versuchen wir es diese Stufenleiter uns räumlich vorzustellen, eine Welt immer über der anderen, und wir erhalten so und so viel Himmel, jeder mit so und so viel Abtheilungen versehen; dem entsprechend der Sünde der Menschen angemessen so und so viel Stufen unter der Erde, eine Hölle, mit verschiedenen Abtheilungen — die Siamesen zählen nicht weniger als 462 Höllen.[12]) Alle diese Räume denke man sich bevölkert; die Himmel mit überirdischen Wesen, früheren Menschen, die sich so hoch emporgeschwungen, oder auch mit den alten Volksgöttern der Inder, die sich allmählich wieder in den Buddhismus eingeschlichen; ebenso die Höllen angefüllt mit büßenden Seelen, welche von hier aus den endlosen Gang der Wiedergeburten von neuem beginnen. Das ist das Weltbild, welches die Buddhisten mit der Zeit entworfen haben, ein Bild nicht unähnlich dem alten Weltbild der Brahmanen, und doch im buddhistischen Sinne, denn Buddha thront über allen. Man sieht, der Buddhist hat Raum genug für viele höhere Wesen; an diese Wesen, mit höherer Macht begabt, richtet er seine Gebete; aber vergessen wir das eine nicht: wenn diese höheren Wesen die Macht haben seine Bitte zu erfüllen, so kommt dies doch nicht daher, daß sie bereits den höchsten Rang errungen hätten, sondern vielmehr daher, daß sie noch nicht bis zum höchsten Grad gelangt sind; indem sie thätig sind zum Wohle der Menschen, zeigen sie an, daß die letzte Stufe, die der absoluten Leerheit, von ihnen noch nicht erreicht ist. Diese letzte Stufe ist erreicht in Buddha; ein Wesen über alle Wesen steht er da, die

alten Volksgötter, Brahma und Indra dienen ihm;[13]) die höchste Macht und Erkenntniß stehen ihm zu Gebote; und doch ist er kein lebendiger, schaffender Gott, sondern eben seiner Vollendung wegen gleich dem Nirwana, dem absoluten Nichts. Die einzige Thätigkeit, die man ihm zuschreibt, ist die, daß er einst seinen Himmel verließ und auf die Erde kam die Menschen zu erlösen — der mythische Nachklang jener Liebe, welche einst den geschichtlichen Buddha trieb, Hof, Regentschaft, eheliches Glück zu verlassen, um seinen Brüdern zu helfen.

Es weht uns freilich wie eine Art christlicher Hauch entgegen, wenn wir hören, wie dieser Gott seinen Himmel verläßt der Verlornen sich zu erbarmen; und mögen auch die christlichen Mythen den buddhistischen gegenüber sich ausnehmen wie liebliche Feldblumen gegenüber den prangenden Gewächsen eines Kunstgärtners, wir glauben doch Verwandtes zu vernehmen, wenn uns erzählt wird von dem Wunder der Geburt Buddhas, von den Ehrenbezeugungen, die der neugeborne Buddha empfängt, von seiner Versuchung; wir gedenken des christlichen Mittelalters, wenn man uns berichtet von den Himmeln und Höllen des Buddhismus, von den heiligen Männern, die des Meisters Fußtapfen folgend in seine unmittelbare Nähe erhoben worden sind; der Buddhismus hat die alten Volksgötter wieder aufgenommen und unter das Scepter Buddhas gestellt, gerade so wie gar mancher griechische oder germanische Gott in der Gestalt eines mittelalterlichen Heiligen dem Himmel des Christengotts zugesellt ward; ja wer hätte von der Inkarnation des Buddha, dem Dalai Lama, dem buddhistischen Papst in Tibet hörend nicht an den Papst in Rom gedacht — es sind das alles doch nur einzelne Punkte, in denen sich die Gegensätze zu berühren pflegen. Der Buddhismus geht vom Menschen aus und erhebt sich allmählich zur Gottheit; das Christenthum geht von Gott aus und läßt diesen herniederkommen zur Menschheit. Das ist ein Unterschied, der sich am deutlichsten offenbart, wenn man das Verhältniß der Menschen zu

dem göttlichen Stifter in beiden Religionen vergleicht. Der Buddhismus hat nie vergessen, daß Buddha vor allem Mensch war, und die Singhalesen kennen noch heute 550 Lebensläufe, welche Buddha als Thier und als Mensch in den verschiedensten Gestalten zu durchlaufen hatte, ehe er als Buddha wiedergeboren wurde.[14]) Was aber einem Menschen erreichbar war, mußte auch für alle anderen erreichbar bleiben. Daher weiß die buddhistische Tradition von einer ganzen Anzahl Menschen zu erzählen, die auch den Stand eines Buddha erlangt, so daß man zuletzt genöthigt war den Stifter der Religion durch einen besonderen Namen als Adibuddha auszuzeichnen. Ja man hat ein ganzes Dogma darüber ausgebildet, was alles an einem Buddha sich verwirklichen müsse. Er muß 12 Hauptthaten verrichten, an einem bestimmten Ort, von einer bestimmten Person geboren werden; an einem anderen Ort den Beruf eines Buddha erlangen; an einem dritten sterben; jeder Buddha hat eine bestimmte Anzahl von Hauptbeinamen, und ebenso ist er mit bestimmten Kräften begabt.[15]) Ein jeder Mensch kann also Buddha werden und er selbst ist es, der sich durch eigenes Thun dazu erhebt. Selbst noch in der Anrede, welche nach der Legende Buddha vor seiner Menschwerdung an die versammelten Götter im Himmel hält, spricht er es aus: „Alles, was ihr an mir von übernatürlicher Macht seht, ist hervorgebracht durch das Werk der Tugend."[16]) Das Christenthum dagegen hat stets einen Gott gelehrt, dem der Mensch unterworfen sei; es hat Christus diesem Gott gleichgestellt, nicht als ob ein Mensch aus eigener Kraft sich so hoch erhoben, sondern zum Zeichen, daß Gott von oben herab sich der Menschheit erbarme. Je näher daher die Person Christi Gott gestellt wurde, desto weniger hat der Christ gewagt sich ihm zu vergleichen. Ja um die erbarmende Liebe Gottes in Christus als das alleinige Mittel zur Erlösung hinzustellen, hat man sogar zu Zeiten dem Menschen die Fähigkeit etwas gutes zu thun überhaupt abgesprochen. Man hat gestrebt Christo ähnlich zu werden,

aber man hat nicht daran gedacht, ihm gleich sein zu wollen. Man dürfte kaum eine kürzere Formel finden diesen Unterschied zu bezeichnen als diejenige, in welcher jede der beiden Religionen das höchste Ziel des Menschen ausspricht. Der Buddhismus sagt: werde ein Buddha; das Christenthum sagt nicht, werde ein Christus, sondern: werde wie Christus. Wir können daher sagen: der Buddhist bedarf das höchste Ziel zu erreichen keines Gottes; der Christ erlangt sein Ziel nur in und mit Gott. Insofern sind beide dem Geiste ihrer Religion treu geblieben. Buddha kannte überhaupt keinen Gott, Jesus Christus fußte mit seinem ganzen Werke auf dem Glauben an Gott.

Der Minister des Auswärtigen in Bangkok äußerte einmal zu einem deutschen Reisenden: alle Religionen könnten in zwei Classen getheilt werden, einmal diejenigen, welche andere Mächte zu Hülfe rufen, wie Kinder nach ihren Eltern schreien, und dann solche, welche die Hülfe in ihrem eigenen Geist finden.[17]) Wenn auch die Anbetung höherer Wesen dem Buddhismus auf die Dauer nicht fremd geblieben ist, so glaube ich doch, man kann den Unterschied zwischen ihm und dem Christenthum kaum besser ausdrücken. Aber es ist uns vielleicht unangenehm, daß wir Christen hier die Kinder, die Buddhisten dagegen die Erwachsenen spielen sollen. Wie kommen wir dazu diese niedere Stellung einzunehmen, und ist diese Stellung wirklich die niedere?

Beide, Buddhismus wie Christenthum, wollen von der Sündenschuld erlösen. Im gewöhnlichen Leben herrscht freilich die Ansicht, als ob eine frühere böse That durch eine spätere gute wieder aufgehoben werde. Indem der Buddhismus lehrt, daß der Mensch aus eigener Kraft sich von der Schuld befreien könne, scheint er diese Ansicht zu begünstigen. Aber wäre die Sache wirklich so einfach, die Frage nach Erlösung von der Sündenschuld würde den Menschen wenig Kopfzerbrechen gemacht haben. Vielmehr je tiefsinniger die Religion, desto lebendiger prägt sich in ihr der Gedanke aus, daß die Tugend eine Pflicht des Menschen,

die Sünde dagegen eine nie wieder einzuholende Versäumniß dieser Pflicht sei. Wenn also das Schuldgefühl, das die Sünde nach sich führt, durch eine einfache gute That nicht aufgehoben wird, wie kann dasselbe dann aufgehoben werden? Es ist ein bestimmter Gemüthszustand, das Schuldgefühl, um dessen Aufhebung es sich handelt. Das Christenthum erwiedert: dies Schuldgefühl wird aufgehoben durch vergebende Liebe; der Buddhismus sagt: das Schuldgefühl hört auf durch Eingehen in das Nichts. Somit setzt die christliche Religion an die Stelle des einen Gemüthszustandes einen anderen Gemüthszustand ein, durch welchen der erstere beseitigt wird; die buddhistische setzt nicht einen neuen Gemüthszustand ein, sondern sie läßt das Gemüth überhaupt aufhören.

Fassen wir diesen Punkt noch etwas näher in's Auge. Durch die Liebe wird die Schuld vergeben, das ist eine Gemüthserfahrung; indem das Christenthum diese Lehre verkündet, setzt es das Gemüth zum Schiedsrichter ein über die Frage nach der Erlösung des Menschen. Die Buddhisten sagen: das Schuldgefühl schwindet, sobald überhaupt alles Gefühl, das ganze Gemüth in nichts verschwindet. Diese Lösung hat nicht das Gemüth gemacht, sondern das außerhalb des Gemüths stehende Vermögen, der Verstand. Was daher die höchsten Probleme betrifft, so herrscht im Christenthum das Gemüth, im Buddhismus der Verstand. Dieser Unterschied hat wichtige Folgen. Des Christen Gebot ist Gott zu lieben; in dieser Liebe fühlt er Gott in sich und sich in Gott, in dieser Liebe allein wird er der göttlichen Vergebung gewiß. So lehrt das Gemüth über Gott; diese Gemüthsthatsachen bilden den Grundstein unserer Religion. Wie aber erscheint dieser Gott, den das Gemüth lehrt, im Lichte des Verstandes? Diese Liebe ist nicht ein schwärmerisches Sehnen in unbestimmte Ferne, sondern eine innige Gemeinschaft, in der man selbst liebt und weiß, daß man wiedergeliebt wird, ein wechselseitiges Geben und Nehmen. Darum begnügt sich das Gemüth, das sich von dieser Liebe nährt, nicht mit einem nebelhaften, in's Allgemeine verflüchtigten Bild eines

höchsten Wesens, sondern es erzwingt sich vom Verstande die Vorstellung eines persönlichen Gottes. Nur ein persönlicher Gott kann uns wiederlieben, nur er kann durch Vergebung die Sündenschuld von uns nehmen. Wenn wir daher dies Verhältniß zu veranschaulichen Gott unseren Vater und uns seine Kinder nennen, wenn wir bei diesem Vater Hilfe und Trost im Leid unseres Herzens suchen, so ist das nicht ein niederer Zustand und eines Erwachsenen unwürdig, sondern vielmehr ein Zustand, in welchem das Herz gerade zu seiner höchsten und reinsten Blüthe emporgewachsen ist. Das Gemüth erzwingt sich die Vorstellungen des Glaubens, und man war von der Souveränität des Gemüths in Sachen der Religion so sehr durchdrungen, daß man, als der Verstand einmal Einwände machen wollte, einen förmlichen Triumph des Glaubens über den Verstand in Scene setzte, indem man ausrief: Eben weil es dem Verstande thöricht ist, darum glaube ich es. Wie merkwürdig! Der Verstand, von den Christen verworfen, scheint zu den Indern geflüchtet zu sein. Ein buddhistischer Grundsatz lautet: „Alles, was mit der gesunden Vernunft oder überhaupt mit den Umständen übereinstimmt, das muß als übereinstimmend mit der Wahrheit auch zur Richtschnur genommen werden, und so hat auch Buddha, unser Lehrer, nur lehren können.“[18]) Somit wurde in der buddhistischen Religion das Denken völlig freigegeben, ja geradezu gefordert. In Folge dessen schmolz Religion und Philosophie für die Buddhisten ineinander; „ein Unterschied zwischen Religion und Philosophie in unserem Sinne existirt für den Buddhismus nicht.“[19]) Gewiß gefällt uns ein solcher Grundsatz und man dürfte wünschen, daß er wohl auch in der christlichen Kirche mehr Eingang möchte gefunden haben. Denn wenn nicht der Verstand darüber entscheiden soll, was wahr und falsch sei, wer soll es dann?

Aber nehmen wir einmal an, ein Mensch, der sein ganzes Leben im Studirzimmer zugebracht und der die Welt nur aus Büchern kennt, ließe sich's auf einmal einfallen überall in prak-

tischen Dingen mitreden und seine Bücherweisheit durchsetzen zu wollen; als einen Sonderling, nicht nur in seinen Manieren, sondern auch in seinen Ansichten würde man ihn bei Seite schieben. Er mag seine Meinung mit dem größten Scharfsinn entwickeln; was hilft es? sie taugt nicht für's Leben, wenn sie nicht der Kenntniß des wirklichen Lebens entnommen ist.

Ist es in der Wissenschaft, in der Religion anders? Was nützt es den Verstand für sich allein feierlich in seine Rechte einzusetzen, wenn ihm nicht auch die Fülle der Erfahrung zur Seite gestellt wird, die er verarbeiten soll? Ohne diesen Arbeitsstoff sich selbst überlassen, geräth er nur zu leicht in phantastische Spielereien.

Man möchte vielleicht sagen, in der Religion, wo es sich um Uebersinnliches handelt, um Dinge, die man weder sehen noch hören noch tasten kann, sei es dem Verstande noch am ehesten erlaubt über alle Erfahrung hinaus zu construiren. Und in der That, der Buddhismus hat es ja darauf angelegt die wirkliche Welt in und um uns gänzlich verschwinden zu lassen; von allem, was in dieser lebendigen Welt uns fesselt, sollte der Geist sich hinwegwenden dem Einen, Höchsten, Unerfahrbaren zu; aber was war dies Höchste? Hier können wir lernen, was der Verstand erreicht, wenn er vom Boden der Wirklichkeit losgerissen in's Wesenlose hinein seine Constructionen macht. Indem derselbe den Begriff des einen höchsten Wesens entwirft, kommt er zuletzt an einen Punkt, wo nichts mehr übrig bleibt als seine eigenen höchsten Begriffe, Sein und Nichtsein; die Einheit zu schaffen schmilzt er beide zusammen. Nun mag er dies eine höchste nennen, wie er Lust hat; in Wahrheit aber hat er nichts anderes gethan als seine eigenen letzten Begriffe aufgehoben und sich selbst damit das Todesurtheil gesprochen.

Man möchte dies bedenkend, statt eine Religion zu preisen, daß sie den Verstand frei gegeben, sie vielmehr schelten, daß sie den Verstand verführt habe. Aber wenn dieselbe nun den Ver-

stand nicht frei giebt, wie so oft in der christlichen Kirche geschehen? Werden nicht erst recht die in sich selbst und aller Erfahrung widersprechendsten Behauptungen gläubig hingenommen werden? Es scheint demnach fast so, als ob die Religion überhaupt die Feindin aller Erfahrung sei und daher, wo Erfahrungswissenschaften gelten, nicht mehr geduldet werden dürfe.

Wie aber ist es gekommen, daß gerade zu derselben Zeit, als die Reformation die christliche Religion zur ursprünglichen Reinheit zurückzuführen suchte, auch der Grund zu den modernen Erfahrungswissenschaften gelegt wurde? Wie war es unter solcher Voraussetzung einer Religion überhaupt möglich beim Volke so innige Aufnahme zu finden, beim Volke, das keine Spekulationen, sondern nur Erfahrung und zwar oft nur die gewöhnlichste, alltäglichste Erfahrung kennt? Ja ich möchte sogar fragen — da doch auf allen Gebieten geistiger Forschung die Erfahrung oft vernachlässigt worden ist — woher kommt es denn, daß gerade auf dem Gebiete der Religion die Widersprüche so grell hervortreten, sobald einmal der Boden der Erfahrung verlassen ist? Und ich habe keine Antwort als die: weil vor allem die Religion sich auf Erfahrung stützt, und zwar auf die unmittelbarste und lebendigste Erfahrung, und weil sie ohne Erfahrung überhaupt nicht verstanden werden kann. Wessen wird der Mensch früher inne, daß die Erde sich um die Sonne bewegt, oder daß Liebe und Furcht in seiner Brust wechseln? Was setzt den Menschen mehr in Aufregung: die Erkenntniß der Naturgesetze oder das Gefühl der Sündenschuld? In den Erfahrungen von Furcht und Liebe, von Sünde und Schuld haben alle Religionen ihren letzten Grund. Sie unterscheiden sich weniger durch ihre Probleme als durch die Lösungen, die sie von diesen Problemen versuchen. Die Probleme entnehmen sie immer der Erfahrung; nur die Lösung weicht hier und da von der Erfahrung ab. Auch Buddha und Christus wollten ein Problem der Gemüthserfahrung lösen, nämlich die Befreiung des Menschen von der Sündenschuld. Insofern stützten sich also beide

auf dieſelbe Erfahrung. Aber Buddha löſte die Frage auf dem Wege des Verſtands, Chriſtus auf dem des Gemüths. So gingen ſie gänzlich auseinander. Welcher von beiden iſt der Erfahrung treu geblieben?

Darf der Philoſoph es wagen eine Frage der formalen Logik auf den Schwingen der Phantaſie löſen zu wollen? Der Verſtand wird es ſich nicht nehmen laſſen auf ſeinem ureigenen Gebiete auch allein Herr zu ſein. Oder darf auf der anderen Seite der Verſtand ſich anmaßen die ſchöpferiſche Phantaſie des Dichters in Feſſeln ſchlagen zu wollen? Ja er mag klären und aufhellen mit ſeinem ruhigen Licht, was dem begeiſterten Drange des Dichters ſich entringt, aber nie wird er ſelbſt zum Dichter werden, noch wird er aus ſich heraus der Dichtung Geſetze erfinden können. Iſt es aber mit dem Gemüth nicht ebenſo? Ein jeder bleibe auf dem Gebiete, das die Natur ihm zugewieſen. Der Verſtand möge zum klaren Bewußtſein bringen, was das Gemüth unruhig durchwogt, kann er aber das Wogen des Gemüths ſelbſt erſetzen? Er ſpreche mit verſtändlichen Worten aus, wie das Gemüth im Innern bedrängt iſt und wie es über die eigene Bedrängniß ſich erhebt; aber dieſe Bedrängniß ſelbſt und die Erhebung über dieſelbe ſind doch nicht vom Verſtande geſchaffen, ſondern haben ihren Grund allein in dem Gemüthe ſelbſt. In Sachen des Verſtands herrſcht der Verſtand; in Sachen der Phantaſie die Phantaſie; in Sachen des Gemüths das Gemüth. Darum ſo großartig auch der Verſuch ſein mag jenes religiöſe Gemüthsproblem auf dem Wege des Verſtandes zu löſen; eine Frage, die das Gemüth ſtellt, kann auch nur vom Gemüth beantwortet werden. Indem Buddha die Löſung des Verſtandes brachte, machte er in doppelter Beziehung die Erfahrung zu nichte: formell, indem er das reine Denken antworten ließ, während nach den Regeln der Erfahrung das Gemüth allein antworten kann; materiell, indem er das Gemüth ſelbſt unterdrücken hieß, das Gemüth, das doch in ſeiner Liebe zum Leben die innere Triebfeder iſt, welche uns zur Erfor-

schung dieses Lebens mit seinen mannigfaltigen Gestaltungen hintreibt. Indem Christus die Lösung des Gemüths gab, blieb er nicht nur den Regeln der Erfahrung treu, sondern er stärkte zugleich dies Gemüth, indem er statt Elend und Noth ihm Lebenslust und Lebensfrische lieh, und damit legte er den inneren Grund zu aller Erfahrung, den die Erfahrungswissenschaften unserer Tage nicht vergessen sollten.

Als Sinnbilder dieser beiden Richtungen mögen die Lehren beider Religionen über die Personen ihrer Stifter gelten. Der gottgewordene Mensch der Buddhisten war nichts als ein inhaltsloser, sich selbst aufhebender Begriff, der leere Rest nach Abzug jeglicher Erfahrung; der menschgewordene Gott der Christen dagegen ist das Symbol der heiligsten Herzenserfahrung, nämlich der innigsten Verbindung Gottes mit dem Menschengeschlecht im Menschenherzen.

Man nennt die Richtung, welche Alles in Gott und Gott in Allem findet, Pantheismus, den Glauben an einen persönlichen Gott Theismus. Sofern wir Gott in uns und uns in Gott fühlen, ist auch das Christenthum pantheistisch; aber dieser Pantheismus des Christenthums ist ein Pantheismus des Gemüths; dieser Gemüthspantheismus ist der Erfahrungsstoff, welcher verarbeitet im Lichte des Verstandes zum Theismus wird. Der Pantheismus der Inder dagegen, wenn von einem solchen die Rede sein darf, ist ein Pantheismus des Verstands, in welchem der Verstand Unmögliches als wirklich setzend sich selbst unmöglich macht.

Ursprünglich vom Gemüth ausgehend wie das Christenthum wies auch der Buddhismus gar manche schöne Tugend auf; aber wie verschieden sind doch zuletzt die Tugenden, welche als letztes Ziel einen leeren Verstandesbegriff verfolgen, und die Tugenden, welche, wie sie aus dem Gemüth stammen, auch keinem anderen Zwecke als der immer reicheren und edleren Entfaltung dieses Gemüths dienen sollen. Wohl überrascht die Nächstenliebe uns

unter den Geboten des Buddhismus — und doch welch' ein Unterschied zwischen dieser Nächstenliebe und der Liebe, die das Christenthum geboten. Unter demselben Elend schmachtend wurde der Buddhist in Mitgefühl hingezogen zu seinen Brüdern; aber wenn er auch sein Leben durch Thaten der Liebe schmückte, so war dasselbe doch nicht im höchsten Sinne dieser Liebe geweiht, sondern es strebte hin nach dem absoluten Nichts; die Nächstenliebe war ihm nur ein Mittel dies höchste Ziel für seine eigene einzelne Person zu erreichen. Daher ist der Buddhismus trotz alledem nur eine Religion des Egoismus,[20]) eines Egoismus, der in seiner vollendeten Form jede Gemüthsbewegung bereits verlernt hat. Ist das die christliche Liebe, die in sich selbst Zweck ist, die Noth und Elend, Tod und Verwesung überdauert, die Liebe, welche in der Fülle ihres eigenen Lebens bei allem Ungemach sich um so fester an's Leben klammert, die wie die Eiche unserer Wälder trotz Sturm und Wetter immer tiefer ihre Wurzeln schlägt? Die Liebe ist des Lebens innerste Kraft, darum folgt dem Gemüth und Ihr habt das Leben; erstickt das Gemüth und das Leben wird Euch zum Tode. So kann ich denn den Weg, welchen der Buddhist durchschreitet, nicht besser bezeichnen als mit den Worten des Orest:

»Es ist der Weg des Todes, den wir treten:
Mit jedem Schritt wird meine Seele stiller«

während der lebensfrische Pylades geradezu das Geheimniß des Christenthums enthüllt:

»Da fing mein Leben an, als ich Dich liebte.«

Anmerkungen.

1) Max Müller Essays Bd. 1. Leipz. 1869. Vorrede S. 22.

2) Matth. 11, 28. 29.

3) W. Wassiljew, Der Buddhismus, seine Dogmen, Geschichte und Literatur. 1. Th. Uebers. von Schiefner. Peterb. 1860. S. 100.

4) Joh. 3, 3. Diese Anforderung gehört zwar dem johanneischen Christus an, ihre Geschichtlichkeit erscheint aber schon durch die hebraisirende Redensart ἰδεῖν τὴν βασ. τοῦ θεοῦ genugsam verbürgt. Eine ganz ähnliche Anforderung stellt auch der synoptische Christus bei Matth. 18, 3. Ich halte an der älteren und gewöhnlichen Erklärung des ἄνωθεν »von Neuem« fest; nach ihr übersetzen schon Peschito, Itala und Vulgata. Sie wird durch das Mißverständniß des Nikodemus in V. 3 erfordert. Erst V. 5 bestimmt Christus die Neugeburt näher nach ihrer göttlichen Causalität.

5) Wassiljew S. 16.

6) Vergl. den Unterschied zwischen dem Hinajana und Mahajana bei Wassiljew S. 128 ff.

7) Wassiljew S. 192.

8) Ders. S. 165.

9) J. Barthélemy Saint-Hilaire, Le Bouddha et sa religion ed. 3. Paris 1866. S. 135 ff.

10) Der Buddha des Mahajana und der Mystiker, s. Wass. S. 13. 137 ff.

11) Chr. Lassen, Indische Alterthumskunde. Bd. 3. Leipz. 1858. S. 389.

12) M. Duncker, Geschichte des Alterthums. Bd. 3. Aufl. 4. Leipz. 1875. S. 106 Anm.

13) In der Reliquienzelle eines Stupa auf Ceylon aus dem 2. Jahrh. v. Chr. befand sich eine goldene Statue des Buddha in sitzender Stellung, ihm zur Seite Brahma einen silbernen Sonnenschirm über ihn haltend, auf der andern Indra ihn aus einer Muschel zum König der Götter und Menschen salbend. Vergl. Lassen Bd. 2. Aufl. 2. Leipz. 1874. S. 424. 454.

14) Duncker S. 374. Vergl. Spence Hardy, a manual of Budhism. London 1860. S. 100.

15) Wassiljew S. 25.

16) Barth. St. Hil. S. 53.

17) Bastian, Reisen in Siam. Jena 1867. S. 73.

18) Wassiljew S. 20.

19) Bastian S. 73.

20) Barth. St. Hil. S. 151. Sp. Hardy S. 507.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

(374)

Ueber

das Steigen

der

Lebensansprüche.

Vortrag,

gehalten am 24. Februar 1877 zum Besten des Frauenvereins zu Halle a./Saale

von

Johannes
Prof. J. Conrad
in Halle a./Saale.

Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Carl Habel in Berlin.

Es ist wohl eine der schwierigsten Aufgaben, der Gegenwart gerecht zu werden; die Jugend pflegt sie zu überschätzen; das Alter sie zu unterschätzen; meist überwiegt die pessimistische Anschauung. Die Schwierigkeit ist für Jeden groß, ganz objektiv zu urtheilen, weil Jeder dabei Partei ist, und doch muß es als eine der wichtigsten Aufgaben für einen Jeden angesehen werden, nicht nur sich selbst zu erkennen, sondern auch seine Zeit mit ihren besonderen Eigenthümlichkeiten.

Ich möchte Sie nun hier zur Untersuchung einer Klage auffordern über eine, wie es von vielen Seiten aufgefaßt wird, Eigenthümlichkeit unserer Zeit. Eine Klage, die ja in der That in Jedermanns Munde, — der eine besondere Bedeutung nicht abzusprechen ist.

Ich meine die Klage, daß in unserer Zeit die Lebensansprüche in einer Weise gestiegen sind und noch steigen, daß sie in ein immer schärferes Mißverhältniß zu den vorhandenen Befriedigungsmitteln gerathen, wie ebenso zu den Leistungen, die, wie vielfach behauptet wird, im Gegentheil eher ab- als zunehmen. Es tritt hierbei eine Klasse, ein Stand dem andern mit Beschuldigungen gegenüber, die Aelteren den Jüngeren, der Mann der Frau u. s. w. Mit steigender Mißgunst betrachtet der Arbeiter die bessere Kleidung, die behäbigere Wohnung, die mannigfachen Genüsse der wohlhabenden Klasse und beansprucht dasselbe für sich als sein Recht, und, da er es nicht erreichen kann, leidet darunter seine Freudigkeit an der Arbeit, die Befriedigung am eigenen einfachen Familienheerd. Ihm tritt der mittlere Bürgerstand entgegen mit dem Hinweis, daß von ihm jetzt weniger geleistet werde als früher, daß schon

im jugendlichen Alter, dann als Familienvater und Mutter in Verkennung ihrer heiligsten Pflichten für rohe Vergnügungen, besonders zur Befriedigung der Trunksucht bedeutende Summen verschwendet werden, so daß auch von erheblich gesteigertem Verdienste, (wie ihn die letzten Jahre zeigten), nur wenig seiner eigenen sittlichen Hebung, der Verbesserung der Lage der Familie zugute käme. Die Hausfrau klagt über die wachsenden Ansprüche der Dienstboten, die nicht mehr mit der alten Kost, dem knapp zugemessenen Raume, der kleinen Dachkammer, vorlieb nehmen wollen, weniger Arbeit, aber umsomehr Lohn und Freiheit beanspruchen, hauptsächlich um diesen in übermäßigem Putz ohne dauernden Gewinn zu verthun. Es klagt in unsern Kreisen der Familienvater sorgenvoll über den unverhältnißmäßigen Aufwand der Kinder, für Kleidung, für Vergnügungen, über die zunehmende Genußsucht. Dann über die immer größeren Summen, die nothwendig sind zur Ausstattung, die nicht nur herbeigeführt wurden durch die Preissteigerung, sondern vor Allem, weil Alles besser, feiner, eleganter verlangt wird. — Der junge Mann, der in eine feste Stellung tritt, wird mit Schrecken gewahr, wie wenig das kärgliche Gehalt, der schwankende Gewinn eines Geschäftes im Verhältnisse steht zu den Ansprüchen, die ein neu gegründeter Hausstand heutigen Tages zu machen pflegt, und sieht sich so verhindert das Ziel zu erreichen, das ihm erst das wahre Lebensglück, die Ehe, erschließen soll.

Und wer auch selbst geneigt wäre die eigenen gewöhnlichen Bedürfnisse zu beschränken, beklagt nur zu oft die Rücksichten, die er auf seine Stellung, auf die Gesellschaft zu nehmen hat, die ihn zu Ausgaben zwingt, wovon weder er noch Andere Entsprechendes haben, und man hört wohl oft mit Unmuth ausrufen: So arg ist es noch nie gewesen, wir sind im Verfalle begriffen. Heil ist nur zu finden in der Beseitigung des Luxus, in der Rückkehr zur Einfachheit.

Solche Klagen, denen viel Berechtigtes zu Grunde liegt, sind

aber keineswegs neu; wir finden sie im classischen Alterthume weit crasser, weit berechtigter als jetzt. Man weiß, daß das römische Reich hauptsächlich am Luxus zu Grunde ging. Wir finden sie am Schlusse des Mittelalters, und in der neueren Zeit ist kein Jahrhundert, ja kaum ein Jahrzehnt, wo sie nicht in ähnlicher Weise zu Tage getreten sind; es ist ein altes Lied und doch ist's immer neu; und ist in allen jenen Zeiten darüber gesprochen und geschrieben um die Ursache, die Bedeutung der Klagen, die Mittel zur Abhülfe zu untersuchen, so ist die Frage doch immer von neuem aufzustellen, immer von neuem zu untersuchen.

Aber um das Wahre vom Falschen scheiden zu können, müssen wir uns auf einen objectiven Standpunkt erheben, und wir können dies nur durch Erörterung der allgemeinen Grundfragen. —

Ist denn überhaupt das Steigen der Lebensansprüche als etwas Schädliches anzusehen, das man unter allen Umständen bekämpfen muß? Trägt es niemals zu unserer Veredelung, zur Erhöhung unseres Glückes, m. a. W. zur Förderung unserer Culturaufgaben bei? — Und im Falle wir das bejahend beantworten sollten: Wann ist solche Steigerung berechtigt? bei welchen Bedürfnissen und wie weit? —

Auf diese allgemeinen Erörterungen werde ich mich hauptsächlich beschränken. Ich sehe es nur als meine Aufgabe an, Anhalte zur Beurtheilung zu bieten und durch Andeutungen auf unsere Verhältnisse hinzuweisen. Eine erschöpfende, abgeschlossene Untersuchung vermag hier nicht erzielt zu werden.

Die erste Frage ist also:

Ist das Steigen der Lebensansprüche überhaupt etwas Verwerfliches? — Gewiß nicht! Im Gegentheil, es ist der erste nothwendige Schritt zur Culturentwickelung, sobald ein Volk seine ökonomische Laufbahn beginnen will. Die Trägheit ist ein Grundzug der menschlichen Natur, nur durch die Noth, und zwar die unmittelbare Noth wird daher der rohe Naturmensch zur Thätigkeit bewogen; erst der Hunger treibt ihn zur Arbeit um sich die Nah-

rung zu verschaffen, Frost oder Hitze für Kleidung, Wohnung u. s. w. zu sorgen. Ist der Noth abgeholfen, so überläßt er sich wieder dem Müßiggange; eine Erweiterung der Thätigkeit ist nur zu erwarten, wenn neue Bedürfnisse in ihm angeregt werden, deren Befriedigung ihm einen höheren Genuß in Aussicht stellt als der Müßiggang; durch deren Nichtbefriedigung in ihm ein größeres Unbehagen hervorgerufen wird als ihm die aufgewendete Mühe verursacht. Erst wenn in ihm das Streben wach wird sich mehr zu schmücken, den Gaumen zu kitzeln, beginnt er mehr zu arbeiten. So lange unsere Vorfahren keine Abwechselung in Speise, Kleidung ꝛc. kannten und sich ihnen keine Gelegenheit bot, neuen Schmuck zu erlangen, war an eine ausgedehnte, gleichmäßige Arbeit nicht zu denken, war eine Entwickelung aus der tiefsten Stufe der Cultur nicht möglich. Sie verharrten im Zustande des Vegetirens, dem Thiere nahe. Erst als aus dem Süden, dem Orient her ihnen neue Genußquellen erschlossen waren, wurde eine Aenderung geschaffen, die auch wohl aus eigner Initiative möglich, aber nur äußerst langsam erfolgen konnte. — Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in in unserer Zeit in Europa für einzelne Klassen. Der neapolitanische Lazzaroni, der russische Bauer und der irische Pächter oder Arbeiter können nicht eher gehoben werden, als bis sie aufhören das dolce far niente höher zu schätzen als ein menschenwürdigeres Dasein, das nur durch Arbeit zu erlangen ist, und unmöglich so lange noch eine Schüssel Maccaroni, hier eine Kanne Schnaps das höchste Ziel des Strebens, der einzige Genuß, der über den Müßiggang hinausgeht. — Ja wir brauchen nicht einmal so weit zu gehen, auch bei uns können wir dieselbe Beobachtung machen, wie ein großer Theil der Arbeiter, wie der Handwerker die Arme ruhen läßt, wenn er schon in 4 und 5 Tagen der Woche genug verdient hat, um seinen gedrückten Ansprüchen gemäß zu leben, wenn die Familie die dürftige Kost und er noch Spirituosen genug erübrigt, um sich berauschen zu können. Man weiß wie in Fabriken, wo auf Stücklohn gearbeitet wird, vor den

Festtagen wohl das Doppelte von dem geleistet zu werden pflegt, als unmittelbar nach denselben.

Wo die Bedürfnisse des Arbeiters in angemessener Weise gesteigert sind, wo er das Streben hat seiner Familie eine bessere Wohnung, seinen Kindern eine bessere Erziehung, ja sich selbst eine bessere Kleidung zu schaffen, da arbeitet er gleichmäßiger, intensiver; und an solchen Beispielen fehlt es zum Glück nicht. Es ist dann damit jene allgemeine Erhöhung der Lebenshaltung, um den englischen Ausdruck zu brauchen, des standard of life verbunden, welche ein dauernder Gewinn für die ganze Volkswirthschaft und Culturentwicklung, der auch durch ungünstige Zeiten nicht so leicht wieder beseitigt wird.

Nur durch die Steigerung der Lebensansprüche ist der Hang zum Müßiggange zu bewältigen, m. a. W.: Der Durchschnittsmensch arbeitet nicht der Arbeit selbst wegen, sondern des Lohnes wegen, der ihm Genuß in Aussicht stellt. Die Genußfähigkeit muß daher wachsen, soll der Trieb zur Arbeit belebt werden.

Der veredelnde Einfluß der Arbeit kann auch erst dann zu Tage treten, wenn Vorsorge für die Zukunft und zur Befriedigung höherer Bedürfnisse getroffen wird. Sie nimmt allmälig selbst einen immer höheren, geistigen Charakter an, treibt zum Nachdenken, zur Erkenntniß der Natur, ihrer helfenden und uns schädlichen Kräfte und spornt den Erfindungsgeist an, sich die Ersteren zu Nutze zu machen, die Letzteren zu bewältigen und abzuwenden. — Es wird erst damit die geistige Entwickelung angebahnt. — An und für sich ist daher das Wachsen der Lebensansprüche nichts Verwerfliches, sondern Wünschenswerthes, sie ist die Vorbedingung zu jeder Culturentwickelung, weil diese Arbeit voraussetzt, die nur durch jene herbeigeführt wird.

Mit diesem ersten als nothwendig erkannten Schritte ist aber zugleich die Pandorabüchse geöffnet, denn es liegt damit die Gefahr vor, daß jene Genußfähigkeit und damit die Wünsche aller Art ins Ungemessene steigen. Ebenso erfinderisch, wie der Mensch ist,

die Natur zu bewältigen und in neuer Weise Befriedigungsmittel zu schaffen für die bisherigen Bedürfnisse, so wunderbar erfinderisch ist er auch sich immer neue Bedürfnisse anzueignen und es ist eine Grenze hierfür nicht abzusehen.

Es kann Jeder an sich sehr leicht die Beobachtung machen, wie schnell die Wünsche sich nach allen Richtungen regen, sobald wir uns mit empfänglichem Auge in der Welt umsehen; wie schnell zur Gewohnheit wird, was wir nur kurze Zeit genossen, und wie wir schmerzlich entbehren, was uns früher gänzlich unbekannt war, und darum auch nicht begehrt und entbehrt wurde. Vermögen wir jenen gesteigerten Ansprüchen nicht gerecht zu werden, so liegt die Gefahr vor (wenn nicht wahre Bildung uns zur Resignation verhilft), unsere Zufriedenheit, unser Glück einzubüßen.

Solche Gefahr liegt vor für den Einzelnen, für ganze Gesellschaftsklassen, ja für ganze Völker. Der Segen der Steigerung der Bedürfnisse ist nur unter gewissen Voraussetzungen da, das Wünschenswerthe der Steigerung hat seine bestimmte Grenze. — Reichen auch die auf's Höchste angespannten Kräfte nicht aus um so viel zu verdienen, daß damit die neuen Bedürfnisse annähernd gedeckt werden können, so war jene Anregung verfrüht, nicht ein Glück, sondern ein Unglück. Liegt nicht die Möglichkeit einer höheren Verwerthung der Arbeitskraft vor, so sind eben die Verhältnisse noch nicht genügend für den Fortschritt der Cultur geebnet. Daraus folgt, daß in einem wohlhabenderen Lande Lebensansprüche angemessen sind, die in einem ärmeren als durchaus ungerechtfertigt bezeichnet werden müssen, daß die Engländer sich mehr erlauben dürfen als wir, wir mehr als die Russen und Polen. Wie ja selbstverständlich der Wohlhabende ohne Nachtheil Bedürfnisse haben kann, die für den Armen das höchste Unglück. Auf der andern Seite ist hieraus klar, daß ein Steigen der Lebens-Ansprüche an und für sich bei einem Fortschritte der wirthschaftlichen Entwickelung, bei steigendem Wohlstande, wie ihn die Neu-

zeit unzweifelhaft bei uns zeigte, seine volle Berechtigung haben kann. Es kommt nur auf die Richtung an, welche diese Entwickelung nimmt.

Es ist hierbei ganz selbstverständlich, daß Lebensansprüche, Ausgaben schädlich wirken müssen, welche andere, nützlichere, nothwendigere beeinträchtigen oder unmöglich machen. Gewiß ist an und für sich ein Glas Bier oder Wein, eine feinere Kleidung 2c. nichts Verwerfliches; die Ausgabe dafür kann durchaus angemessen, resp. indifferent sein. Wenn aber dadurch die Beschaffung einer gesunden Nahrung beeinträchtigt oder unmöglich gemacht wird, so wirkt sie in hohem Maße schädlich.

Es kommt ferner dabei in Betracht, ob der einzelne Mensch, ob die Gesellschaftsklasse, das Volk bereits genügend vorbereitet und fähig ist, um das Begehrte entsprechend zu verwerthen. Es liegt ja tief in der menschlichen Natur begründet, daß das, was wir nicht haben, wie das Verbotene einen doppelten Reiz für uns hat; das ist beim Kinde, das ist bei den Ungebildeten und noch mehr bei den Halbgebildeten der Fall. Wie das Kind leidenschaftlich nach der Violine verlangt, die es schön spielen hört, nach dem Glase herben Weins, den es Andere genießen sieht, und bei der Erlangung arg enttäuscht ist, so meinen so oft die Einzelnen, wie ganze Klassen, daß sie leicht glücklich sein könnten, wenn sie nur erlangten was Andere haben, während es doch hauptsächlich das eigene Innere ist, welches das Glück bestimmt, und nur ein entsprechend vorbereiteter, ausgebildeter Sinn sich das Gebotene so anzueignen vermag, daß dadurch Genuß und Befriedigung erreicht wird. „Die Schranken der Geisteskräfte haben dem Menschen seine Fähigkeit für erhöhten Genuß ein für alle mal festgestellt", sagt Schopenhauer.

Die nothwendige Consequenz ist, daß je mehr diese Fähigkeit ausgebildet ist, m. a. W. je höher die Bildung steigt, um so mehr Lebensansprüche berechtigt sind, so weit dem nicht die erwähnten wirthschaftlichen Schranken entgegenstehen. Und auch

dieses findet Anwendung auf den Einzelnen, Gesellschaftsclassen und ganze Völker. Es sind deshalb die Lebensansprüche auch in dieser Hinsicht nur relativ zu beurtheilen.

Ein Beispiel wird dies leicht in das rechte Licht setzen. Stellen Sie sich vor, Einer unserer Vorfahren, der vor mehreren hundert Jahren gelebt hat, erstünde aus dem Grabe und sähe sich in der jetzigen Welt um; wie würde er sich über die Lebensansprüche, den Luxus unserer Zeit wundern.

Nehmen wir an, er käme garnicht auf den Bahnhof, sähe nicht die Eisenbahn, den Telegraphen, die Post im Dienste auch des einfachsten Arbeiters, so würde er doch staunen über das (nach unsern Begriffen doch wenig luxuriöse) Straßenpflaster, gar die Straßenbeleuchtung (wenn nicht gerade Mondschein im Kalender). — Sicher würde er sich, auch wenn er erst vor fünfzig Jahren die Augen zugemacht hätte, sehr auf die Seite unseres Magistrates stellen und die heutigen Klagen des Publikums in Bezug darauf als sehr unberechtigte Ansprüche zurückweisen. Wie würde er sich über den Luxus selbst unserer Arbeiter wundern, wenn er sie vor ihrer bescheidenen Tasse Kaffee mit zinnernen Löffeln träfe, da er vielleicht sich noch gar keines Löffels bediente oder eines hölzernen; über das weiße Brod, das ihm nur etwas klein vorkommen würde. Wenn er den Mann eine Pfeife Tabak rauchen, die Frau im baumwollenen Kleide sähe, wie sie Zucker und verhältnißmäßig viel des früher so theuren Gewürzes verwendet. Wenn Abends eine Lampe statt des alten Kienspahnes angezündet und eine Zeitung zur Hand genommen würde.

Die nach unseren Anschauungen einfache, fast ärmliche Einrichtung mit einem alten Sopha, weißen Vorhängen, Tisch- und Handtüchern, Bildern, besonders der Angehörigen an der Wand und gar daneben eine tickende Uhr, müßten ihm als höchster Luxus erscheinen, weil es zu seiner Zeit, wo nicht unbekannt, so doch nur wenig Bevorzugten ausschließlich vorbehalten war, während sich die Gegenwart längst daran gewöhnt hat, das als etwas selbst-

verständliches, zum Leben Gehöriges anzusehen, das Jeder genießt, der nicht in Dürftigkeit lebt. Man sieht das als berechtigte Lebensansprüche an.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts wurde bekanntlich die Königin von Frankreich von ihren Hofdamen sehr beneidet, weil sie mehr als zwei leinene Hemden besaß, und noch ein Jahrhundert später beschenkten Fürstinnen Fürsten mit einem leinenen Hemde, das als sehr werthvolle Gabe geschätzt wurde. Noch im 16. und 17. Jahrhundert eifern Schriftsteller in Deutschland und England gegen die Unsitte des Kutschenfahrens, das damals beim Adel aufkam, als verweichlichenden und entsittlichenden Luxus. Wie lange ist es her, daß Schuh und Strümpfe, Hand- und Taschentücher bei der Arbeiterclasse für großen Luxus gehalten wurden, dann zur Gewohnheit geworden sind. In England wird Weizenbrod und tägliche Fleischkost als nothwendiger Lebensbedarf angesehen, der selbst dem Almosenempfänger und Gefangenen selten versagt wird; bei uns würde das bei einem sehr großen Theile der Bevölkerung als unberechtigter Lebensanspruch bezeichnet werden müssen.

Nach Allem, die ganzen Culturverhältnisse bedingen es, ob gewisse Lebensansprüche als berechtigt anzuerkennen sind oder nicht. Die Gewohnheit giebt in dieser Hinsicht der Zeit ein bestimmtes Gepräge. Die Verhältnisse ändern sich, damit Anspruch und Gewohnheit. Es entstehen dadurch Conflicte mannigfacher Art und vielfach unberechtigte Klagen.

Die alten Leute können sich in die Neuzeit nicht finden, sie verwerfen als unberechtigt, was den Jüngeren, mit einem anderen Bildungsgange, als unumgänglich, und vielfach mit Recht, erscheint. Die Arbeitgeber perhorresciren leicht jede Erhöhung der Ansprüche, die oft nur berechtigter Fortschritt, wie die Ansprüche an bessere Luft in den Arbeitsräumen, bei den Dienstboten an ein heizbares Zimmer, eine ordentliche Lampe, selbst mehr Muße 2c.

Wer in ärmlicher Hütte aufgewachsen, hält für Luxus, was für einen unter günstigeren Verhältnissen Geborenen einfach die Lebensluft, in der er allein gedeihen und leistungsfähig bleiben kann.

Dem Gesunden erscheint die warme Kleidung, ein stärkendes Getränk überflüssig, was dem Schwachen Lebensbedürfniß. Dem Handwerker das Buch, das für den Mann der Wissenschaft das Handwerkszeug oder nothwendige Anregung und Erfrischung ist.

Lassen Sie mich, bevor ich in dieser Hinsicht auf einzelne Punkte näher eingehe, sofort einem Einwande entgegentreten, den man so häufig zur Vertheidigung des Luxus anführt. Es ist die Behauptung, daß der Luxus nothwendig sei, um, wie man sich ausdrückt, das Geld unter die Leute zu bringen, den Arbeitern Beschäftigung zu geben, — eine Auffassung, die gerade bei den Reichen ebenso häufig als unberechtigt ist.

In unserer Zeit läßt Niemand die Ersparnisse todt liegen, sondern bringt sie zur Anwendung unter die Leute, entweder, indem er sie selbst produktiv anlegt, oder Andern damit ein Darlehn gewährt, die es ihrerseits volkswirthschaftlich verwerthen. Wenn auch einer der reichsten Leute des Landes durch Beseitigung des crassesten Luxus jährlich hunderttausend Thaler weniger ausgiebt, so ist diese Summe darum nicht der Volkswirthschaft verloren, sondern er wird damit den Bau von Eisenbahnen, den Betrieb von Bergwerken, die Anlage von neuen Fabriken, oder ländliche Meliorationen unterstützen, indem er Actien kauft, Hypotheken-Darlehen gewährt ꝛc.

Wäre dieser Ausweg nicht, so müßte jede erhebliche Vermögensverschiedenheit unbedingt schädlich wirken, was nicht nothwendig. Sie thut es nur, und in unserer Zeit thatsächlich oft, durch übertriebenen Luxus, der Niemand fördert, und schädlich wirkt, indem Kapital und Arbeit auf eine unschöne und auf unsicheren Füßen stehende Luxusindustrie concentrirt wird, welche in anderer Anlage weit nützlicher und nachhaltiger gewirkt hätten. —

Es ist deshalb die Luxusausgabe an und für sich keineswegs wünschenswerth, und wenn die Kaiserin Eugenie ihre Hofdamen zwang bei jedem Feste in einem neuen seidenen Kleide zu erscheinen, um damit die Seidenindustrie zu fördern, so ist das eine ebensolche Thorheit, als wie sie jener englische König beging, der befahl, die Todten nur in Wolle gekleidet zu begraben, um der Wollenindustrie aufzuhelfen.

Der Bau eines neuen Schlosses, das nicht ein praktisches Bedürfniß befriedigen soll, auch nicht bestimmt ist als monumentales Kunstwerk zu wirken, ist volkswirthschaftlich ebenso wenig zu rechtfertigen, als jene Beschäftigung der Berliner Arbeiter im Jahre 1848, wo man Gruben aufwerfen ließ, wie man sagt, nur um sie am anderen Tage wieder zuzuwerfen.

Waren wir so zu dem Resultate gekommen, daß die Hebung der Lebensansprüche an und für sich für den Fortschritt der Cultur unerläßlich, und dann, daß die Gefahr, die angemessene Grenze zu überschreiten, eine sehr große, so haben wir nun die wichtige Untersuchung anzustellen: Welche Lebensansprüche die meiste Berechtigung haben. Selbstverständlich werden dies diejenigen sein, welche das Glück des Menschen wahrhaft zu steigern angethan sind und zur Veredelung des Menschen beitragen, ihn auf eine höhere Stufe zu bringen vermögen. Wir müssen dabei kurz die Frage im Allgemeinen berühren: Werden denn die Menschen überhaupt zufriedener, glücklicher auf unserer Culturstufe, wenn sie ihre Lebensansprüche erhöhen, auch vorausgesetzt, daß die Möglichkeit der Befriedigung vorliegt?

Einige Beispiele werden uns am schnellsten zur Klarheit führen. Darüber wird wohl nur eine Stimme sein: daß man ebenso vergnügt sein kann bei einem Glase Bier, wie bei einem Glase Wein. — Das Glück der Kinder in der Weihnachtszeit ist sicher ebenso groß gewesen in der ärmlichen Hütte unter einer dürftigen Pyramide mit wenig Lichtern, ein paar Aepfeln und einigen Holzfiguren, als dort im Palaste unter dem prächtig

geschmückten Tannenbaume mit hochaufgethürmten, kostbaren Geschenken. Ob hier die Puppe von Holz mit Kattun, dort von Wachs mit Seide bekleidet, sie werden die gleiche rührende Freude erzeugt haben. — Und vielleicht wurde es dem Familienvater hier ebenso schwer die zur Bescheerung nöthigen Thaler, wie dort die Groschen zusammenzubringen, und Beide standen vielleicht mit gleicher Sorge da, ob sie im Stande sein würden im nächsten Jahre den Ansprüchen der Kinder wieder in gleicher Weise gerecht zu werden. — Das wird Jeder gern zugestehen, der sich darin umgeschaut hat, daß die Fröhlichkeit beim Tanze in einer Bauernschenke, bei einer einzigen Fidel größer und allgemeiner zu sein pflegt, als bei der Musik eines ganzen Orchesters im schön decorirten Ballsaale. Und daß nirgends die Langeweile so groß ist als bei den luxuriösen Hoffesten in der Residenz, wo Niemand sich frei bewegt, Niemand sich unbefangen seiner Natur, seiner Neigung hingiebt, sondern in steife Formen gezwängt den Rücksichten für Andere lebt, die selbst garnichts davon haben; und das Alles bei der kostbarsten Toilette, den auserlesensten Speisen und Getränken.

Wie oft und schön haben unsere Dichter die tiefe Wahrheit besungen, daß das wahre, stille Glück mehr zu finden in der Hütte, als im Palaste. —

Das kann man von alten Leuten ja auch so oft hören: Wie viel fröhlicher waren wir früher bei unseren einfachen, harmlosen Vergnügungen, als die jetzige Jugend mit ihrem Aufwande und ihren großen Ansprüchen. Wie oft wünscht ein reichgewordener Mann sich das friedliche Glück früherer Einfachheit und Sorglosigkeit zurück.

Und doch, wenn er zurückversetzt würde, wenn die Alten mit ihren Erlebnissen und gesteigerten Bedürfnissen wieder in ihre frühere Einfachheit zurückkehrten, sie würden sehr enttäuscht sein, sie bedürfen jetzt zu ihrem Glücke einer anderen Luft.

Gerade so wie man von einem Erwachsenen nicht verlangen

kann, daß er sich mit der Beschäftigung des Kindes begnügen, er bei Kinderspielen seine Befriedigung finden solle. Vertauschen sie die oben besprochenen Kinder an den Weihnachtstischen, sie hätten die Freude bei Beiden gestört. Die aus dem reichen Hause würden an der Pyramide, den Holzfiguren nichts Besonderes, der Freude Werthes finden. Die aus der Hütte würden von dem Lichterbaum geblendet nicht zur unbefangenen Freude kommen; die von Seide strotzenden Puppen würden sie sich nicht herzhaft anzufassen getrauen. Jeder fühlt das Mißverhältniß. Der Mensch ist, wie erwähnt, von der Gewohnheit abhängig, Jeder kann nicht plötzlich aus seiner gewohnten Atmosphäre heraustreten, ohne sein inneres Gleichgewicht zu verlieren und damit sein Glück, seine Zufriedenheit einzubüßen. Aber, wird man, wie nahe liegt, einwenden: so lasse man Jeden bei völliger Einfachheit, suche nicht die Ansprüche zu steigern, sondern sie herabzudrücken. Man braucht den Luxus nicht um glücklich zu sein.

Hat aber eine richtige Steigerung der Lebensansprüche nicht doch ihre Berechtigung? Trägt der Luxus in angemessener Form nicht doch zur Erhöhung des Lebensglückes bei? Fördert er nicht in edler Form auch die Veredelung des Menschen?

Sicherlich! Und der Schluß aus jenen angeführten und nahe liegenden Beispielen wäre sehr voreilig. Mit einer gewissen Wehmuth denken wir allerdings oft an die Anspruchslosigkeit unserer Kindheit zurück, wo uns die Holzpuppe erfreuen konnte, wo uns ein Stock genügte um in unserer Phantasie ein Pferd hervorzuzaubern und damit völlig zufrieden und glücklich stundenlang herum zu galoppiren. Und doch, würden wir uns wünschen ein Kind geblieben zu sein? Gewiß nicht! Das innere Gefühl sträubt sich dagegen, man empfindet, daß man jetzt höher, menschenwürdiger dasteht, jede Empfindung ist tiefer; mit ganz anderem Bewußtsein wird jede Freude, wenn auch natürlich zugleich jeder Schmerz aufgefaßt, das Leben ist reicher, gehaltvoller. Und

ein solches kann schon viel Trauriges zu verzeichnen haben und doch weit vorzuziehen sein einem solchen, das weder Trauriges noch Schönes aufzuweisen hat und einem unbeschriebenen Blatte gleich sieht.

Wie der Erwachsene zum Kinde, so verhält sich der Culturmensch zum Wilden; die Cultur bereichert — bessert, indem sie das Gefühl verfeinert, die Ansprüche an Sittlichkeit erhöht. Schon Dav. Hume sagte: „Gewerbfleiß, Wissenschaft und Menschlichkeit sind durch ein unauflösliches Band miteinander verknüpft, und sind, wie Vernunft und Erfahrung zeigt, nur in Zeiten höherer Cultur zu finden."

Ob der Einzelne durch die Bildung gewinnt, wirklich glücklicher wird, ist zweifelhaft, es hängt das von seinem Naturell ab, ob er durch die größere Eindrucksfähigkeit nur im höheren Maaße Schmerz empfindet, oder ob er mehr an Freudigkeit gewinnt. Es hängt das auch von den Schicksalsschlägen ab, die ungleich vertheilt, den Einen mehr treffen als den Andern. —

Dagegen wird die Verallgemeinerung und Erhöhung der Bildung stets der Gesammtheit zugute kommen, zunächst: durch die Schaffung der äußeren Bedingungen zu einem glücklicheren Leben, dann durch die Verallgemeinerung der Fähigkeit aus jenen Bedingungen Nutzen zu ziehen, für den Einzelnen selbst, wie besonders durch die Rückwirkung auf die Erziehung und damit auf die Gesammtheit.

Vergegenwärtigen wir uns an besonderen Beispielen die Wirkung der Bildung, mit der ja die Steigerung der Genußfähigkeit und damit der Lebensansprüche in der einen oder anderen Weise Hand in Hand geht, und halten wir uns zunächst an die schlagendsten Beweise: Was für einen höheren Genuß hat der von der Musik, dessen Ohr geübt, geschult ist, der außerdem theoretisch den Werth des Kunstwerks genau zu beurtheilen versteht, als jeder Andere, dem ein tieferes Verständniß dafür abgeht?

Die Bedeutung dieser Kunst für den Menschen selbst, den tiefen Einfluß, den sie auf ihn auszuüben vermag, den unendlichen, reinsten Genuß, den sie gewähren kann, haben unsere Dichter so oft besungen, daß es kaum nöthig hier darauf näher einzugehen. Auch ohne tieferes Verständniß kann sich kaum Jemand dem Einflusse einer schwungvollen Tanzmusik entziehen. Sie elektrisirt das jugendliche Gemüth, wie ein kräftiger Marsch den Soldaten. Sie ruft dagegen den tiefsten Schmerz im gebeugten, zerrissenen Gemüthe hervor, und treibt dann schneller die Thränen in die Augen, als ein trauriges Lied; — denn — „wie bebt das Herz, trifft eine frohe Weise aus ferner Jugendzeit an unser lauschend Ohr"; — und wer hätte nicht schon den tiefen Eindruck empfunden, den ein Lied auf der Orgel ausübt, wenn man in einem schönen Dome die erhabenen Räume auf sich hat wirken lassen und an einem stillen Plätzchen in ruhiger Sammlung den Tönen lauscht? Wer aber noch dabei nichts zu fühlen vermag, der wird wohl am Grabe eines theuren Todten von einem gesungenen Chorale erfahren, welche Macht die Kunst auf ein empfängliches, vorbereitetes Gemüth ausüben kann, wie sie den Menschen bis in sein Innerstes zu ergreifen, das bessere Ich zu erwecken und herauszukehren vermag.

Einen wachsenden und allgemeineren Anspruch auf diesen Genuß wird man nicht als unberechtigt bezeichnen dürfen, sondern als ein erfreuliches Zeichen sittlichen Fortschritts. Es ist Aufgabe, den Sinn für Musik und edle Musik (denn man spricht auch von frivoler, sinnlicher Musik) zu wecken, zu verallgemeinern, diesen Genuß immer mehr Menschen zu verschaffen, die Uebung in Gesangvereinen zu pflegen und dort die Erholung suchen zu lassen.

Sehr unberechtigt ist aber der Anspruch der Eltern, daß alle Kinder, auch die Unbegabtesten, Musik ausüben sollen, sich und Andern zur Plage, nur weil es zum guten Tone, wie man zu meinen scheint, zur Bildung gehört. Während doch Zeit und Geld wahrlich besser angewendet werden könnten, und während

durch den gewöhnlichen Unterricht nur eine gewisse Fertigkeit, nicht aber Verständniß für Musik geweckt wird, was wiederum zu erreichen ist, ohne daß durch eigene Ausübung die Mitwelt gemartert wird; ja durch das mechanische Einüben wird jeder musikalische Sinn nur zu leicht unterdrückt. So daß jetzt weder die eigene Genußfähigkeit, noch die Fähigkeit Andern Genuß zu bereiten erzielt wird, sondern von Beiden das Gegentheil.

So wie die Musik vermag aber jede Kunst auf ein entsprechend vorbereitetes Gemüth nicht nur erfreuend, sondern auch erhebend, bessernd zu wirken. Die Malerei, wie die Dichtkunst. Niemand läugnet den tief demoralisirenden Einfluß unsittlicher Bilder, eines laxen Roman's u. s. w. Sollte deshalb nicht auch im Gegensatze hierzu die Darstellung oder Lektüre eines Schiller'schen, Körner'schen Drama's unedle Neigungen zu unterdrücken, edlere Regungen zu wecken und dauernd zu fördern vermögen? Und die katholische Kirche weiß sehr wohl den Einfluß der Bilder auf den Menschen zu schätzen und zu verwerthen. Der Anspruch aller Klassen an diesen Errungenschaften der Kultur mehr und mehr Theil zu nehmen, ist nur angemessen, aber auch der Anspruch, zugleich so viel als möglich würdig vorbereitet und in der richtigen Weise empfänglich gemacht zu werden; was von besonderer Bedeutung ist, da Jeder weit empfänglicher von Natur für das Schlechte als für das Gute, es weit leichter ist die unedlen als die edlen Regungen zu wecken. Jedes solches Mittel ist ein zweischneidiges Schwert, und die Gefahr ist groß, damit den Verfall anzubahnen und zu beschleunigen. In dieser Gefahr schweben wir in der Gegenwart.

Ich kann mich auf ein Beispiel beschränken. Man gehe ins Theater, um die Offenbach'schen Operetten oder die so überaus beliebte Fledermaus zu sehen, und man wird gewahren, was sich das Publikum bieten läßt, man hat Gelegenheit, das Gemeine meist noch gemeiner gespielt zu sehen. Man scheut sich nicht selbst die Jugend hinzusenden und wundert sich, ist entsetzt, wenn

die Neigung Wurzel schlägt, das Leben in der dort geschilderten Weise zu würzen, wenn sich die Genußsucht ausbildet.

Selbstverständlich läßt sich Gleiches in der Lektüre nachweisen.

Berechtigt erscheint hier entschieden, daß man der Masse, von welcher man die Kenntniß des Lesens und Schreibens verlangt, auch Gelegenheit giebt davon Gebrauch zu machen, und Muße, Raum und Beleuchtung dazu gewährt. Ein Punkt, der von der Dienstherrschaft, wie von den größeren Arbeitgebern nur zu wenig gewürdigt wird, da man vergißt, daß dies der beste und einzige Ersatz ist für andere Erholung und Abwechselung, die der nun einmal geistig angeregte Mensch bedarf, daß solche Hilfe die mechanische Arbeit erleichtert. Man vergißt, daß die Frage, ob Bildung zu verallgemeinern sei oder nicht, bereits entschieden ist, und nachdem der erste Schritt gethan, ein Rückwärts oder selbst Stillstand unmöglich, daß man mit dem Faktor rechnen muß, und es gilt auch hier diese Ansprüche in die rechte Richtung zu leiten.

Wie steht es aber mit den Lebensansprüchen in materieller Hinsicht?

Wer die Berechtigung des Steigens geistiger Ansprüche zugesteht, kann nicht das Wachsen der Anforderungen feinerer Lebensbedürfnisse materieller Art ohne Weiteres verdammen. Auch sie können das menschliche Glück erhöhen, vorausgesetzt daß die Möglichkeit der Befriedigung vorliegt. Der innere Mensch steht in engster Beziehung zur Außenwelt.

Wessen Blick verschärft, wessen Empfindung verfeinert ist, bedarf auch um sich glücklich zu fühlen einer verfeinerten Umgebung. Wer an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnt ist, kann sich nicht wohl fühlen, wo er diese nicht findet. Wessen Schönheitssinn entwickelt ist, kann nicht zur Behaglichkeit kommen in einem geschmacklos ausgestatteten Raume. Ebenso hat aber auch umgekehrt die verfeinerte Umgebung einen großen Einfluß auf das ganze Gemüthsleben.

In einer Gemäldegalerie oder gar in einem schönen Dome verletzt jedes rohe Wort mehr als sonst, und auch der Ungebildete kann sich dem Eindrucke nicht entziehen, er nimmt sich zusammen, ebenso, wenn er im Sonntagsstaat einhergeht, in einer bessern Restauration mehr als in einer dunkeln Spelunke. Weist man dem Arbeiter, dem Dienstboten eine gute Wohnung an, so wird er, nicht immer, aber im Allgemeinen auch darauf achten, daß sie ordentlich und rein gehalten wird, er wird selbst suchen sie zu schmücken, mit Bildern, Blumen 2c., sie mit bessern Möbeln einrichten. Der Spiegel zwingt ihn mehr auf seine eigene Kleidung zu achten, und das wirkt weiter.

Doch wir wollen einzelne Punkte näher betrachten. Fassen wir zunächst den Putz, den Schmuck ins Auge, die ja besonders angegriffen werden.

Fast eben so weit als man Spuren menschlichen Daseins, menschlicher Thätigkeit zurück verfolgen kann, reichen auch die Zeugnisse, die Nachweise, daß Schmuck verwendet wurde, daß die Menschen sich geputzt haben. Bei Völkern, die viele Jahrtausende vor uns gelebt haben, über die uns alle historischen Ueberlieferungen fehlen, von denen an ihren Opfer- und Wohnungsplätzen, in ihren Gräbern uns nur wenige Reste aufbewahrt blieben, finden wir Schmucksachen, Armspangen, Halsbänder u. s. w. von für jene Verhältnisse merkwürdiger Kunst, als Zeichen, welchen Werth man solchen Luxusgegenständen beilegte. Bekanntlich existirt ebenso gegenwärtig kein Volk, es mag auf noch so tiefer Stufe stehen, wo nicht Schmuck zur Anwendung käme. Es ist bekannt, wie die Neger, Südsee-Insulaner, Indianer u. s. w. die höchste Freude an Glasperlen, Korallenhalsbändern, Ringen und dergl. haben, und sich, obwohl sonst fast unbekleidet, damit behängen; und steigt die Cultur, so nimmt auch diese Neigung zum Luxus nicht ab, sondern zu.

Woher kommt diese Neigung des Menschen sich zu schmücken, hat sie ihre Berechtigung?

Vor allem wird man sagen müssen, daß das, was so allgemein verbreitet ist, in der menschlichen Natur seine feste Begründung haben muß, und was so als den Menschen natürlich anerkannt ist, muß deshalb auch als gerechtfertigt erscheinen; es heißt gegen Windmühlen kämpfen, sich hiergegen aufzulehnen. Aber doch ist es von Bedeutung genau zu untersuchen, was für Zwecke der Mensch dabei verfolgt, was für Motive dahinter liegen.

Einmal will der Mensch für seine Nebenmenschen anziehender sein, er will ihnen gefallen, dann will er vor andern etwas voraus haben, über sie hinausragen, und außerdem hat er seine eigene Freude daran, wenn er sich selbst schöner findet und meist noch mehr, als wenn er etwas anderes Schönes vor sich hat. Bald überwiegt nun der eine, bald der andere Zweck, und der Mensch wird dadurch auf die wunderlichsten Einfälle gebracht.

Hier ziehen sich die Menschen die goldenen Ringe durch die Ohren, dort durch die Nase, hier an die Arme, dort an die Beine, hier färben sich die Damen die Backen, dann gar die Haare roth, die Augenbrauen schwarz, dort bei den Negern die Backen blau, die Zähne schwarz, hier hält man Dieses, dort Jenes für ein Mittel Andern anziehender zu erscheinen, hier Dieses dort Jenes für schön. Es giebt wiederum Ketzer, die Beides nicht für schön halten.

Aber das nicht allein. Der Bauer in gewissen Gegenden Westphalens zieht bei feierlichen Gelegenheiten eine größere Zahl von Jacken übereinander, und je vornehmer und reicher er ist, um so größer ist die Zahl derselben; etwas südlicher machen es die Frauen ebenso mit einer großen Menge Röcke; in Altenburg wird besonderer Werth auf die Zahl und Breite der Bänder beim Kopfputze gelegt; man denke an die noch nicht so ferne Mode der Krinolinen, die um so beneidenswerther, je kolossaler der Umfang, während in unserer Zeit das Gegentheil verfolgt wird, und die Dame den Preis erzielt hat, die sich am engsten einschließen und

doch dabei noch gehen kann. Bald erhebt sich der Kopfputz zu einem gewaltigen Berge gen Himmel, bald werden Zöpfe übereinander gethürmt, wie Taue bei emporgezogenem Anker, bald sitzen die Hüte im Nacken, bald auf der einen Seite, bald renommirt man durch die Größe, bald durch die Kleinheit derselben.

Doch so viel Beispiele man auch aus der Gegenwart für die Wunderlichkeit der Erfindungsgabe des Menschen in dieser Beziehung anführen kann, eine auch nur oberflächliche Untersuchung führt bald zu der Ueberzeugung, daß unsere Zeit doch keineswegs schlimmer, ja noch ungleich besser ist, als frühere Jahrhunderte.

Es ist bekannt, wie am Schlusse des Mittelalters Pluderhosen von kolossalem Umfange mit 60 Ellen Tuch und noch mehr, dann Schuhe mit fußlangen Schnäbeln den Stolz der Männer ausmachten; und Allonge-Perrücken und Stuartskragen wie die Toupets zur Zeit Marie Antoinette dürften kaum in diesem Jahrhundert wieder aufzuerstehen Aussicht haben.

Weshalb geschah und geschieht dergleichen?

Daß die Menschen durch die langen Schnabelschuhe, durch Krinoline oder durch das Gegentheil schöner, anziehender werden, kann sich doch wahrlich Niemand einbilden. — Es ist nur die Sucht sich auszuzeichnen, vor Andern etwas voraus zu haben. Es gehört zum guten Tone, die neue Mode aufs genaueste mitzumachen, ja sie bis auf die Spitze zu treiben, und unsere Damen würden so manchesmal nicht wenig darüber erschrecken, wenn sie wüßten, welche Personen die Tonangeberinnen gewesen.

Diese Motive der reinsten, leersten Eitelkeit können auf besondere Berechtigung, unserer Ansicht nach, keinen Anspruch machen.

Dagegen hat offenbar das Streben sich anziehender zu machen, zur Verschönerung der Welt das Seinige beizutragen, seine hohe Berechtigung. Es ist aber klar, daß nur, wenn dies wirklich geschieht, wenn die bezweckte Wirkung erreicht wird, das Mittel als berechtigt anerkannt werden kann, und darin täuschen sich die Menschen so unendlich oft.

Eine alte Jungfer, die sich jugendlich anputzt, erreicht das Gegentheil, sie wirkt abstoßend. Eine zarte Rose oder Kamelie im Haar kann leicht die Häßlichkeit des Gesichts mehr hervorheben, als daß sie verschönert. Ein plumper, reichgewordener Bauer, der sich auf's modernste geckenhaft herausputzt, wird lächerlich. Es muß eben die Persönlichkeit mit der Kleidung im Einklange stehen. Das seidene Kleid einer Dame, von der man weiß, daß sie in dürftigen Verhältnissen lebt, macht einen ganz andern Eindruck, als sie erwartet. Es hebt nicht ihr Ansehen, sondern setzt es herab. Und wie viele Mädchen würden es unterlassen, sich extrem nach der neuesten Mode zu putzen, wenn sie ahnten, wie viel besser ihnen das schlichte weiße Kleid steht, wie viel anziehender sie in einfacher Haarfrisur gerade den tüchtigsten Männern erscheinen, als in den kunstvollen, gewaltig unschönen, unnatürlichen Haarfrisuren.

Man ist zum Glück noch nicht so weit gekommen, daß nicht der bessere Theil der Bevölkerung noch den höchsten Reiz in Anspruchslosigkeit und geschmackvoller Einfachheit gerade bei den jungen Mädchen sieht.

In sehr geistvoller Weise hat der Aesthetiker Vischer in einem Aufsatze über die Mode gezeigt, wie es ihre Aufgabe, die menschlichen Formen zu heben, das Unschöne auszugleichen, das Schöne zu betonen, und Winke gegeben, wie dieses durchgeführt werden kann. Es würde mich zu weit führen, diesen übrigens sehr wichtigen Punkt hier zu erörtern, und verweise auf jenen Autor.

Der Putz, dem wir seine Berechtigung also durchaus nicht absprechen, verliert diese aber unbedingt, wenn durch den Aufwand das ganze übrige Leben leidet, wenn der Anspruch auf mehr Putz so steigt, daß dadurch die wesentlicheren Lebensbedingungen beeinträchtigt werden. Das ist nun offenbar in der Gegenwart in ausgedehntem Maße der Fall. Wohl ist, wie ich ausdrücklich hervorhob, der Kleiderluxus schon früher größer gewesen

als jetzt, dadurch unterscheidet er sich aber jetzt von allen früheren, einmal zu seinen Gunsten, daß sich im Allgemeinen die Männerwelt davon fern hält, es den Frauen allein überläßt, was früher nicht der Fall war; dann aber erheblich zum Nachtheile, daß jener Luxus alle, auch die ärmsten Klassen ergriffen hat; daß diese Ansprüche in der ärmsten Klasse wie in der höheren, im Verhältnisse zum Einkommen, einen übermäßigen Grad erreicht haben.

Es ist mir auf meinen Reisen sogar vorgekommen, als ob dieses nirgends so schlimm als gerade in Deutschland, welches gegenüber den hier in Betracht kommenden Ländern, in Bezug auf Wohlstand, sehr nachsteht. Es freute mich in England, besonders in Glasgow, Schaaren von Arbeiterkindern barfuß herumlaufen zu sehen, während ich mich davon überzeugt hatte, daß sie bei ihrer Heimkehr eine weit besser besetzte Tafel vorfinden würden, als die beschuhten Kinder bei uns in ihrem Hause. Und die romanischen Völker verstehen mit einem geringeren Aufwande ungleich mehr zu erzielen. Man denke an die Römerin, die im vollsten Sinne des Wortes sich mit Lumpen schön zu drapiren weiß, an die Französin, die aus dem unscheinbarsten Bänderkram niedliche Schleifen zu fertigen und diese in der wirksamsten Weise zu verwerthen weiß.

Einen Grund dieser Erscheinung suche ich vor allem in dem demokratischen Zuge unserer Zeit. Früher waren die einzelnen Stände streng geschieden, der Adel vom Bürger, der städtische Patrizier vom Handwerker, dieser vom Bauer und nichtzünftigen Arbeiter. Jeder Stand vermied die Gemeinschaft mit dem anderen und suchte sich wie jede Gegend auch äußerlich durch die Kleidung von anderen Ständen und Gegenden zu unterscheiden, daher die Verbreitung der Nationaltrachten, wovon wir ja hier in Halle noch einen kleinen, aber ehrwürdigen Rest vorfinden. Sogar das Gesetz bekräftigte die Schranken durch Verbot, daß der Bürger wie der Adel sich kleidete u. s. w.

Die alten Standesunterschiede und schroffen Schranken sind

gefallen, die Vorrechte der Geburt beseitigt; die Gleichheit vor dem Gesetze, die politische Gleichberechtigung sind als Errungenschaft theils dieses Jahrhunderts, theils erst der letzten Decennien zu verzeichnen. Zwei Unterschiede aber sind geblieben, und sie werden immer bleiben, weil der eine mit der Natur des Menschen zusammenhängt, das ist der Unterschied der Leistungsfähigkeit durch körperliche, noch mehr geistige Begabung, der Kenntnisse, der Bildung u. s. w. Zweitens der Unterschied, der mit unserer ganzen Culturentwickelung zusammenhängt, der Unterschied des Besitzes. In diesen Unterschied hat sich unsere Zeit noch nicht ganz hineingefunden, und die Eitelkeit spielt dabei den Meisten einen argen Streich. Die Reichen wollen etwas vor den Andern voraus haben, durch äußeren Glanz und Aufwand sich über den Mitmenschen erheben, wovon sie keinen andern Genuß haben als den geschmeichelter Eitelkeit. Die Andern aber wollen nicht nachstehen, und da es nicht alle Tage geht, so wenigstens an Sonn- und Festtagen, in einzelnen Momenten, wenigstens in Farbe, Schnitt und Form sich nicht unterscheiden, und die jetzige Industrie, die in der Nachahmung so außerordentlich groß ist, erleichtert das gewaltig. Oder, wo das nicht thunlich, da geschieht es auf Kosten des ganzen übrigen Lebens.

Das ist das Streben des armen Beamten und Officiers, mit mehr Recht des gutsituirten Gewerbestandes, das ist das Streben des Arbeiters, des Dienstboten, des Fabrikmädchens, selbst mit Aufopferung aller ihrer Ersparnisse. Der hohe Adel will hinter dem Gründer nicht zurückstehen und ruinirt sich, die Köchin nicht hinter der gnädigen Frau und kommt darüber zu keiner Ausstattung. Die Tonangebenden suchen sich zu helfen durch schnellen Modewechsel in der Farbe, den Stoffen, in der Wunderlichkeit der Formen, und der schnelle Wechsel bringt eine Unsicherheit, ein Schwanken in eine große Zahl der Gewerbe, welche der Nation jährlich Millionen kostet. Es treibt Einer den Andern, der Eine will etwas voraus haben, der Andere will nicht nachstehen. Das

wirkt unendlich tief; die schlechtesten Seiten des Menschen, die Eitelkeit, die Selbstsucht werden dadurch fortdauernd angeregt, der Sinn Aller auf eine Oberflächlichkeit und einseitige Kleinlichkeit hingeführt, die höchst beklagenswerth ist. Die Kleidung ist nicht mehr Mittel, sie wird Selbstzweck, sie spielt eine Rolle im täglichen Leben, in den Gedanken der jungen Mädchen nicht nur, sondern auch der Familienväter, die unserer an geistiger Nahrung doch nicht armen Zeit wenig würdig ist; und im Grunde hat Niemand eine innere Befriedigung davon.

Zu den genannten Gründen kommt jene tief im Menschen liegende Sucht nach Abwechselung, die bis zu einem gewissen Grade berechtigt, aber längst ausartete, so daß nicht das Streben etwas Schönes zu haben, sich geschmackvoll zu kleiden, sondern etwas Anderes, Neues zu haben, die Wahl bestimmt. Doppelt gefährlich bei uns, da wir nicht selbstschöpferisch sind, sondern die Pariser copiren, ohne zu bedenken, daß für die deutschen Typen oft nicht paßt, was den französischen ansteht.

Was uns fehlt ist vor Allem der Farbensinn, und schöne Farbenzusammenstellung kann viel gut machen, was die Wunderlichkeit der Formen verbrochen hat; und was dort als kokett angemessen erscheint, verletzt hier, wo man für kokett in unserer Sprache noch nicht einmal einen Ausdruck gefunden hat und damit hier nur wenig Glück zu machen ist.

Was dabei noch besonders verletzend wirkt, ist, daß sich so vielfach ein krasser Gegensatz herausstellt zwischen diesem Putze auf der Straße, bei festlichen Gelegenheiten und der Einfachheit, ja oft Dürftigkeit im täglichen Leben, im Hause selbst, — ein Gegensatz, über den die Engländer bei uns mit vollem Rechte spotten, da man ihn dort in der Weise nicht kennt. Für wen putzen sich unsere Damen hauptsächlich? Für das eigene Haus, die Angehörigen nur selten! Für die Straße, für Andere.

Berechtigt ist das Streben nach seinen Vermögensverhältnissen, ohne wichtigere Bedürfnisse zu beeinträchtigen, sich geschmackvoll zu kleiden. Puritanische Einfachheit und völlige Gleich-

mäßigkeit wird langweilig, — schließlich widerwärtig. Wo wir sie bei Wohlhabenden finden, ist sie meist Zeichen von Geschmacklosigkeit, und ebenso wenig lobend anzuerkennen, als der Luxus der Armen. Das Streben nicht aufzufallen ist gleichfalls zu achten, daher ist es von Niemanden zu verlangen, daß er direkt gegen den Strom schwimmen soll, wohl aber kann und soll Jeder in der Mode zu mildern und das Geschmackvolle in den Vordergrund zu stellen, das Geschmacklose zu verbannen suchen. Ich hoffe, daß die Zeit nicht ferne ist, wo der Gebildete gerade streben wird, sich durch Einfachheit, größere Gleichmäßigkeit und Geschmack auszuzeichnen. Anfänge dazu liegen bereits vor. Völlig berechtigt ist aber auch das Streben der ärmeren Klassen, sich nicht gar zu sehr von den andern zu unterscheiden. Das liegt in dem demokratischen Zuge unserer Zeit, und man unterschätzt die Bedeutung, daß die feinere Kleidung unwillkürlich zu einem gesitteteren Benehmen führt. Unterscheidet sich der Arbeiter in der Kleidung nicht wesentlich von der höheren Klasse, so wird er unwillkürlich streben, auch im Benehmen nicht erheblich abzuweichen.

Ganz ähnliche Beobachtungen wie bei der Kleidung machen wir in Bezug auf die Wohnung. Auch dort ist der Mißbrauch sehr verbreitet, daß die eigentlichen Wohnräume eng und dürftig ausgestattet sind, in denen sich für gewöhnlich die ganze Familie zusammendrängt; während bei den Bürgern die sogenannte gute Stube, bei den Wohlhabenden die eleganten Gesellschaftsräume, im Vergleiche zu den ersteren, mit unverhältnißmäßigem Luxus ausgestattet sind, wodurch das tägliche Leben beeinträchtigt wird und nur in wenigen Momenten mehr Anderen, den Gästen, als den Wirthen selbst zugute kommt, die nur das Bewußtsein als Entschädigung für die täglichen Einschränkungen haben, daß der gute Ton, der Schein gewahrt ist, man nicht hinter Anderen zurücksteht.

Gerade so wie bei uns die Schlafräume, in denen wir uns doch am meisten aufhalten, gegenüber den Wohnräumen über-

mäßig stiefmütterlich behandelt zu werden pflegen. Auch hierin ist uns der Engländer, als praktischer Mann, bedeutend voraus, bei dem sich das gesellige Leben dem gewöhnlichen Haushalte anpaßt, nicht aber umgekehrt die Hauseinrichtung sich den geselligen Bedürfnissen unterordnen muß, wie zu oft bei uns. Ebenso ist in Deutschland im gewöhnlichen Leben, und zwar durch alle Klassen hindurch, die Nahrung eine unverhältnißmäßig schlechte, im Vergleiche zu anderen Nationen und gegenüber den sonstigen Ausgaben.

Dagegen wird in dieser Hinsicht im geselligen Verkehre um so mehr extravagirt, wobei die Ansprüche unnöthig und übermäßig gestiegen, während sie im täglichen Leben vielfach hinter den berechtigten Anforderungen in Bezug auf Wohnung sowohl, wie auf die Kost zurückgeblieben sind.

Nicht ganz unbeachtet darf jener schwarze Fleck in dem socialen Leben der Menschheit bleiben, den die Cultur zwar unzweifelhaft gemildert hat, aber wie es scheint doch nicht wegzuwaschen vermag, — ich meine die Trunksucht, jenen rohesten Luxus, der fortdauernd das Glück von tausend und aber tausend Familien zerstört. Es steht, wie gesagt, unsere Zeit wie unser Land nicht besonders ungünstig da. Vor drei Jahrhunderten war die Völlerei an der Fürstentafel ebenso allgemein als jetzt in der Dorfschenke. Noch jetzt ist es den slavischen Ländern sehr gewöhnlich, daß der Bauer die ganze Woche keine Spirituosen genießt, dafür aber am Sonntag sicher im Uebermaß, während bei uns im Jahresdurchschnitte pro Kopf weit mehr consumirt wird, aber mehr gleichmäßig vertheilt und damit weit unschädlicher; wo sie tägliches mäßiges Nahrungsmittel geworden, sogar nützlich. — England steht in dieser Beziehung weit tiefer als Deutschland, weil dort an jenem Laster auch die Frau Theil nimmt, und es weit mehr durch alle Klassen dringt. Der Deutsche läßt sich meist nur in Gesellschaft und durch dieselbe zum Uebermaß verleiten, während der englische Arbeiter stehend in dem „Chop" so lange trinkt als seine Baarschaft reicht oder bis er nicht mehr stehen

kann; die Frau, das Mädchen, wo sie nicht denselben Weg einschlägt, die Flasche mit ins Bett nimmt.

Als einer der wunderbarsten Widersprüche und offenbar als ein Anachronismus ist es aber anzusehen, daß man hier in der Beziehung mehr Toleranz zeigt gegen den Studenten als gegen den Arbeiter; und es ist eins der traurigsten Zeichen unserer Zeit, daß die Trunksucht in den siebziger Jahren entschieden zugenommen hat; eine Milderung liegt nur darin, daß man wenigstens mehr zu dem edleren Getränke, dem Biere, zu greifen pflegt. Nichts bewies aber schlagender die Unreife unserer Bevölkerung und die zu optimistische Beurtheilung derselben durch unsere Volksfreunde als die Thatsache, daß die Lohnsteigerung in erster Linie dies Resultat zu Tage treten ließ. Die enorme Zunahme der Zahl der Vergnügungslokale und ihr starker Besuch zeigen deutlich, daß die oben angeführte Klage über die Zunahme der Genußsucht nicht unbegründet ist, wobei die Männerwelt im Ganzen mehr getroffen wird.

Der Gegensatz zwischen dem täglichen Leben und dem an Festtagen oder bei festlichen Gelegenheiten, von dem wir sprachen, ist ein Zeichen der Uncultur. Wir finden ihn noch weit stärker jetzt als bei uns bei unseren Vorfahren. Hier und da noch verstreut in einzelnen Gegenden als besonderer Usus, ich erinnere an die kostspieligen Hochzeiten, die mitunter wochenlang währen. Wir finden dies noch weit stärker in unserer Zeit bei den Slaven und Magyaren, die im täglichen Leben darben, um an den Festtagen zu schwelgen; die im Hause wenig auf Ordnung, Reinlichkeit und Zierlichkeit geben, um so mehr bei allen öffentlichen Gelegenheiten. Uns voraus sind entschieden die Franzosen, besonders die Engländer. Der Letztere sorgt vor allem für eine behagliche Wohnung, stattet das eigene, wenn auch kleine Haus mit allem ihm möglichen Comfort aus. In zweiter Linie steht die tägliche Nahrung, die vor allem eine kräftige, reichliche, besonders an Fleischspeisen sein muß. In Beiden, der Wohnung wie der Nahrung, findet unter den gleichen Einkommensverhält-

nissen nur äußerst wenig Abwechselung statt, verändert sich nur, wenn das Einkommen steigt. So lebt Jeder ziemlich gleichmäßig das ganze Jahr hindurch, und nur ein- bis zweimal im Jahre pflegt an allgemeinen Volksfesten eine Ausnahme gemacht zu werden. Ich erinnere an die weltberühmten Wettrennen, die sich zu Volksfesten im großartigsten Maßstabe gestalten.

Dem gegenüber halte ich ein Steigen der Lebensansprüche bei uns in allen Klassen für gerechtfertigt und finde, daß besonders den Dienstboten, den Arbeitern bessere Wohnungen, bessere Kost zu gewähren sind, daß es eine Aufgabe der Zeit ist, auf diese Berechtigung aufmerksam zu machen, allgemein den Wunsch in allen Klassen anzuregen, hier eine Verbesserung zu erarbeiten. Die wohlthätige Rückwirkung auf die Erziehung wird dann sicher nicht ausbleiben. Gelingt es dem Arbeiter sich das Heim zu einer wirklich behaglichen Stätte zu machen, so wird er weit weniger seine Zuflucht zur Kneipe nehmen und seine Lebensfreude dort, wo das wahre, dauernde Glück allein zu finden, in der Familie, im eigenen Hause suchen. Selbstverständlich ist aber so lange der Anspruch auf höhern Verdienst unberechtigt, als dieser nicht dem Hause selbst zu gute kommt.

Werfen wir noch einmal einen Blick zurück auf das Gesagte, so ergiebt sich als Resultat, daß an und für sich die Steigerung der Lebensansprüche in unserer Zeit des wirthschaftlichen Aufschwungs, — denn die augenblickliche Calamität ist nur als eine in unserer Creditwirthschaft häufig auftretende, vorübergehende wenn auch sehr langwierige Krisis anzusehen, — ihre Begründung und Berechtigung hat, daß aber die Steigerung über das Maß hinausgegangen, die Richtung in allen Klassen eine falsche und sehr beklagenswerthe, weil sie nicht auf solche Bedürfnisse gerichtet sind, welche zur innern Bereicherung des Menschen, zum Segen für Haus und Familie beitragen, sondern mehr auf äußern Schein berechnet, die schlechten Seiten im Menschen anzuregen angethan sind. Das verschlimmert die Situation noch erheblich und unterscheidet unsere Zeit von ähnlichen Perioden früherer Jahrhunderte,

daß sich jenes Mißverhältniß in allen Klassen kundgiebt und am meisten in den untersten. — Worin ist der Grund zu suchen, wodurch ist Hülfe zu erwarten:

Der Grund liegt sowohl in der modernen Creditwirthschaft wie in der modernen Bildung. Hülfe zu finden ist nur in besserer Erziehung.

Fassen wir zunächst die große Masse ins Auge. Plötzlich und ziemlich unvermittelt hat man die Bildung unter sie geworfen, mancherlei Kenntniß, aber wenig Verständniß verbreitet und eine Halbbildung erzielt, die Disharmonie in den Gemüthern hervorrufen mußte.

Der unendliche Trost des Glaubens an ein Jenseits wurde ihr gestört, wo nicht zerstört. — Kein Wunder, wenn sie nun in dem Jagen nach Genuß schon auf Erden Ersatz zu finden sucht, den man ihr sonst nicht zu geben vermochte, den sich nur sehr wenige Bevorzugte in idealer Richtung zu verschaffen vermögen. Es tritt hinzu, daß Zucht und Erziehung heutigen Tages bei dem jugendlichen Arbeiter, wie bei dem Mädchen, das in der Fabrik beschäftigt ist, schon mit dem 14. Jahre so gut wie aufzuhören pflegt. Die Lehrlingszucht des alten Zunftwesens hat auch so ziemlich ein Ende genommen, und es ist noch nicht abzusehen, welchen Erfolg die neuesten Versuche sie wieder herzustellen haben werden. So sieht das Kind sich ohne Halt den Gefahren gegenüber, die den bevorzugteren Ständen theils ganz erspart sind, theils ihnen erst im späteren Alter entgegentreten. Jene mannigfachen Kenntnisse, die Möglichkeit sich in der Welt herum zu sehen und damit kennen zu lernen, was sie Schönes zu bieten vermag, regen dann eine Begehrlichkeit an, die in keinem Verhältnisse zu dem Erreichbaren steht. Die klare Erkenntniß der eigenen Leistungsfähigkeit und dessen, was erreichenswerth und erreichbar, das Pflichtgefühl der Resignation, das jeder Mensch gebraucht, um sich die Zufriedenheit zu bewahren, ist der Masse vollständig abhanden gekommen, und das giebt sie frivolen Agitatoren waffenlos in die Hände, welche Genuß ohne Arbeit in Aussicht stellen.

Es kommt hinzu: einmal, daß die gewaltige Ausdehnung des Maschinenbetriebes die einfache Leistung des unausgebildeten, jugendlichen Arbeiters unverhältnißmäßig hoch belohnt, so daß im frühen Alter, in isolirter Stellung der hohe Verdienst einen unverhältnißmäßig großen Luxus gestattet und ihn bei dem sich selbst überlassenen, unentwickelten Charakter in rohester Weise ausbildet, während der Erwachsene, der Familienvater nur wenig mehr verdient, und dies kaum ausreicht zur Bestreitung der nothwendigen Lebensbedürfnisse, sobald die Familie sich vergrößert, geschweige denn jene zur Gewohnheit gewordenen Genüsse zu bestreiten, was dann die Unzufriedenheit hervorrufen muß.

Unsere Beamten dagegen beginnen mit einem niedrigen Gehalte, welches perpetuirlich zu steigen pflegt, wenn freilich auch da selten den wachsenden Familienbedürfnissen entsprechend, so doch weit mehr als bei dem Arbeiter. Jene Unzufriedenheit läßt nicht den richtigen Weg einschlagen, sich durch Sparen allmälig eine bessere Existenz zu erringen. Er verzweifelt an einer bessern Zukunft.

Alles wird verschärft durch jene gewaltigen Schwankungen, die eine traurige Eigenthümlichkeit der Creditwirthschaft sind. Bald ein gewaltiges Aufblühen aller Geschäfte mit bedeutendem Gewinne für die Unternehmer, erhöhtem Lohne für die Arbeiter, bald dagegen Geschäfts- und Verdienstlosigkeit, welche nur zu oft bittere Noth in unmittelbarem Gefolge haben.

Jener plötzliche Zuwachs wirkt wie ein Lotteriegewinn, ohne den Segen der Frucht saurer Arbeit, der den unbefestigten Charakter nur demoralisirt, ihn der soliden Thätigkeit entfremdet und zu extremen Genüssen verleitet, — die Sehnsucht nach dem Genusse, aber nicht die Freude am Schaffen steigert. — Nur Wenige, selbst in den höheren Klassen, denken dann daran, daß auf die fetten Kühe die mageren zu folgen pflegen, und wenn jenem Aufschwunge die plötzliche Stockung, die Handelskrisis folgt, so findet sie die Mehrzahl in allen Klassen verwöhnt und mit größeren Lebensansprüchen als den durchschnittlichen Verhältnissen, ge-

schweige den kargen entspricht. Selten genügt das perpetuirliche Sparen, um den Nachkommen ein ihrer Erziehung und daher ihren Ansprüchen genügendes Auskommen zu sichern, wenn eine größere Zahl der Erben sich in das Vermögen zu theilen hat, oder nur ein hohes Einkommen durch Gehalt oder Geschäftsthätigkeit vorhanden war. Die Leiden und Conflicte, die dann durch vorzeitigen Tod des Ernährers herbeigeführt werden, bilden ja in den modernen Romanen ein sehr gewöhnliches Motiv.

Auch in den höheren Klassen spielt leider die Bildung durch die Schule eine weit größere Rolle, als die Erziehung im Hause; nimmt sie doch einen immer größeren Theil des Tages für sich in Anspruch, daß wenig für die Familie noch übrig bleibt, weshalb wohl kenntnißreichere Jünglinge in den Strudel der Welt steigen als früher, aber schwerlich festere Charaktere, während die Versuchungen mit der Verfeinerung der Cultur nothwendig steigen.

Mit Recht sagt Friedr. Alb. Lange: Unsere Erziehung ist eine einseitige Verstandescultur, sie vernachlässigt darüber den Charakter. Die Begehrlichkeit wird damit gesteigert, die Widerstandskraft gegen die Versuchungen gemindert.

Die Aufgaben für unsere Erziehung ergeben sich demnach von selbst: Vor Allem gilt es der Jugend wirkliche Religiösität einzuflößen, denn dadurch ist ihr allein anzuerziehen: Pietät und Resignation. Doch ist es hierin leichter einzureißen als aufzubauen, und weniger durch die Schule als durch das Haus Einfluß zu üben. Bei der großen Masse ist aber in unserer Zeit auf das Haus wiederum fast nur durch die Schule zu wirken, indem erst die mit dem rechten Schulunterrichte Ausgerüsteten gegen Ende ihres Lebens ihre Erfahrungen recht verwerthen, und diese weniger ihnen selbst als ihren Kindern zu Gute kommen können. Der Weg ist langwierig, doch kann er durch mancherlei Hülfsmittel, wie Kleinkinderbewahranstalten, Fortbildungsschulen, Volksbibliotheken 2c. geebnet werden.

Was unsere Klasse betrifft, so wäre kurz Folgendes zu sagen: Zwei Wege giebt es nach Lange hauptsächlich, sich Befriedigung

zu schaffen, einmal: durch den Wechsel der Genüsse und die Steigerung des Reizes derselben. Dann: durch den Wechsel von Arbeit und Erholung.

Der Erstere, der so oft und namentlich von in Reichthum Aufgewachsenen, den verwöhnten Kindern, der jeunesse dorée eingeschlagen wird, führt nothwendig zur Blasirtheit, dem Weltüberdruß. Darum zeigen die in Reichthum Aufgewachsenen meist eine verhältnißmäßig geringe Leistungsfähigkeit und sehr selten ein zufriedenes, glückliches Leben, denn die Möglichkeit, den abgestumpften Nerven durch Steigerung der Genüsse neue Nahrung und Befriedigung zu schaffen, findet bald seine Grenze.

Dieser Weg führt zur unmäßigen Steigerung der Lebensansprüche, und die wachsende Zahl der Selbstmorde und Wahnsinnfälle zeigt das Ende und die Beliebtheit desselben in der Gegenwart. — Es ist deshalb Aufgabe, die Jugend auf den andern zu leiten: in der Arbeit die Lebensaufgabe zu sehen und hauptsächlich das Glück zu suchen; das führt von selbst zu einer angemessenen Verminderung der Lebensansprüche.

Um der Arbeit selbst aber fortdauernd einen besonderen Reiz zu gewähren, ist unumgänglich, ihr so viel möglich höhere, idealere Ziele zu stecken. Die liegen von selbst in der Lebensauffassung, daß das wahre Glück zu suchen im Glücklichmachen. So im Großen im Schaffen für die Gesammtheit, die Wissenschaft, das Volkswohl, so im Kleinen für die Familie. Könnte man den Einzelnen nur etwas mehr allgemeine Menschenliebe einflößen, sie würden dadurch am allermeisten am eigenen innern Glück gewinnen. — Diese höheren Ziele zu stecken ist nicht immer leicht; und dadurch haben wir eine Frauenfrage in unserer Zeit, weil es so schwer ist, der Thätigkeit der Mädchen unserer gebildeten Klasse dieselben zu schaffen, die von der eigenen Person abziehen und vor Kleinlichkeit und Unbefriedigtsein bewahren, — wenn ihnen der Hafen der Ehe oder nur überhaupt eine entsprechende häusliche Wirksamkeit verschlossen ist.

Es bleibt aber noch ein dritter Weg das Leben zu verschö-

nern, und der ist, im Gegensatz zu den eben erwähnten, nur einem kleinen Theile Auserwählter vorbehalten. Ihn führt uns unser Hallenser Landsmann in jenem entzückenden Märchen vom Traumjörge vor, der sich ein unsichtbares Königreich hervorzuzaubern vermochte, — das die Nachbarn allerdings nicht sahen, — denn es waren eben ganz gewöhnliche Leute. — Und Schopenhauer macht darauf aufmerksam: wie ungleich reicher das Leben eines Cervantes in enger Kerkerzelle, in der er den Don Quixote schuf, als eines Tropfes in der schönsten und reichhaltigsten Umgebung. — In diesen Beispielen ist es die Phantasie, welche so belebend wirkte.

Ganz ähnlich wie hier der Kuß der Musen vermag die Bildung, die wahre, harmonisch abgerundete die Bedingungen zu schaffen, um ein reiches inneres Leben zu gestalten und in vieler Hinsicht von der Umgebung und den Verhältnissen unabhängig zu machen. — Denn nicht, was die Welt uns von Außen bietet, sondern wie wir das Gebotene in uns zu verwerthen wissen, ist das Entscheidende für den Reichthum unseres Lebens, — für unser Glück. Der Mensch macht mit vollem Recht Anspruch auf Lebensgenuß; was die Welt wirklich Schönes gewährt, darf und soll er genießen. Hierfür die Genußfähigkeit zu erhöhen, zu verallgemeinern, liegt im wohlverstandenen Interesse der Menschheit, — nach Schopenhauer.

Dazu reicht nicht aus, nur Kenntnisse anzuhäufen, — sondern das Verständniß für alles Gute, der Sinn für alles Schöne, was Natur, Kunst und Wissenschaft uns bieten, muß angeregt und entwickelt sein, daß er das ganze Wesen des Menschen durchdringt und adelt. Darin liegt der unendliche Segen und Vorzug für das ganze Leben für Jeden, der in wirklich feiner Umgebung aufgewachsen ist, daß ihm gute Formen zur Gewohnheit und edlere Gesinnung zur Natur geworden sind; damit hängt aber der Anspruch auf eine geschmackvollere Ausstattung der Umgebung zusammen; und wo man jene verlangt, muß man auch in Bezug auf diese weitere Concessionen machen. Es ist die außerordentlich

schwierige aber lohnende Aufgabe dabei möglichst Anspruchslosigkeit zu bewahren; die Fähigkeit zu genießen nach allen Richtungen zu entwickeln und dabei doch eine Lebensauffassung auszubilden, daß mit dem Genießen nicht das Lebensglück zusammenhängt. Noch ist das zu beachten, daß es weit weniger Aufwand bedarf, wirklich feinen Geschmack zu befriedigen, als einen verbildeten; denn er braucht keinen Glanz, nicht beständigen Wechsel, die Gewohnheit stumpft ihm die Freude nicht ab. Die Bekanntschaft mit dem Bessern stört ihm nicht, wie dem Verbildeten, den Genuß des Guten. Das classische Kunstwerk kann ihm nie langweilig werden, sondern bereitet, je länger er es betrachtet, um so höhern Genuß.

In der Beziehung wird in der deutschen Erziehung viel gesündigt. Die Ausbildung der Formen, des guten Geschmacks wird viel zu sehr vernachlässigt, während wir darin von Natur den Nachbarvölkern sehr nachstehen und dadurch schon so viele Demüthigungen zu erfahren hatten. Es ist übertrieben, aber doch beachtenswerth, was uns kürzlich von einer hochstehenden Persönlichkeit Englands zugerufen wurde: „Nirgend habe ich so viele gut unterrichtete und so schlecht erzogene Menschen gefunden, als in Preußen." Der Mangel entsprechender Erziehung hat jene einseitige, übertriebene Steigerung der Lebensansprüche herbeigeführt, die die Zufriedenheit untergräbt.

Man sorgt nach Lotze mehr für Kenntnisse als allgemeine Gewandtheit des Erkennens. Statt mit den alten Griechen der Erziehung die Aufgabe zu stellen: den Menschen zu einem möglichst vollkommenen Exemplare zu entwickeln, legt man den Schwerpunkt auf die Abrichtung zu einseitiger Berufsthätigkeit.

Man sollte sich den Goethe'schen Satz zu Herzen nehmen:

Nur unsere zweideutige Erziehung macht uns ungewiß, sie erregt Wünsche, statt Triebe zu beleben.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (E. Felcht) in Berlin.

(410)

Der Mangel

eines

allgemeinen Moralprinzips

in unserer Zeit.

Von

Lic. Dr. **Friedrich Kirchner**
in Berlin.

Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Carl Habel in Berlin.

Als im Jahr 1875 der Massenmörder Thomas, um schnöden Geldgewinnes willen, über hundert Mitmenschen tödtete, Tausende hatte tödten wollen, da ging ein Schrei der Entrüstung durch die ganze civilisirte Welt. Solche Unsittlichkeit, ja Teufelei schien bisher unerhört in der Verbrechergeschichte und der „noch nie dagewesene" Fall ward in Zeitungen und Gesprächen eifrig discutirt. Da zeigten sich denn bald zwei Hauptgegensätze: die Einen machten dafür unsre unchristliche Zeit, ihren Unglauben und Mammonsdienst verantwortlich; die Andern gaben den Mangel an Bildung und Humanität als Ursache an. Beide Parteien, im Grunde einander beschuldigend, haben eine richtige Seite hervorgehoben, wie wir gleich sehen werden. Aber nur ganz vereinzelt und schüchtern wurden damals die Consequenzen der Weltanschauung eines Thomas gezogen. Nur wenigen Zeitgenossen scheint das Bewußtsein aufgegangen zu sein, daß jener Unmensch nur die Grundsätze in Praxis umgesetzt hat, welche von vielen Zeitungen täglich gepredigt, von Tausenden im Herzen getheilt werden.

Betrachten wir daher erstens den allgemeinen Charakter unserer Zeit, sodann die Wurzeln, aus denen er hervorgeht, um endlich die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer modernen Moral nachzuweisen.

Eine unbefangene Würdigung der zeitgenössischen Verhältnisse wird bei den Meisten Niedergeschlagenheit, wenn nicht Verzweiflung hervorrufen. Wohin wir blicken, überall tritt ein rastloses Haschen und Jagen nach Besitz hervor; Jeder scheint von fieberhafter Sucht nach Geld und Gut ergriffen. Genießen ist die Losung Aller, genießen in gröberer oder feinerer Form. Dahin sucht Jeder möglichst schnell und mit möglichst geringer Arbeit zu gelangen. Der

Landmann selbst, bisher sein bescheidenes, aber ruhiges Dasein auf ererbter Scholle verbringend, betheiligt sich an schwindelhaften Unternehmungen oder schlägt seinen Grundbesitz los, um als Rentier in einer kleinen Stadt ein bettelhaftes Leben zu führen. Die „werkthätigen Arbeiter", d. h. Gesellen, Tagelöhner und Dienstboten, schreiten zu immer maßloseren Forderungen fort. Aufgehetzt durch absichtliche Verdrehungen verkommener Literaten oder unbeabsichtigte Mißverständnisse edler Volksfreunde, haben sie sich zur „rothen Internationale" organisirt. Ihre sinnlosen Theorien von Gleichheit, Staatshülfe, Recht auf Genuß, ja auf Arbeit kitzeln die Großmannssucht des bornirten Arbeiters. Proudhon selbst hat treffend gesagt: „Der Socialismus ist in der Theorie ein Plagiat, in der Praxis ein Unglück!" Denn um diesen Ideen Bahn zu brechen, werden alle Autoritäten verächtlich gemacht: die gebildeten Stände, die Regierung, Kunst und Wissenschaft, Moral und Religion. — Werden solche Socialdemokraten allmählich seßhafte Meister, so ändern sie freilich oft ihre Ansicht. Der frei-gleichbrüderliche Rausch verfliegt, um häufig kleinlichster Selbstsucht und reactionärer Opposition gegen ihre früheren Gesinnungsgenossen Platz zu machen. Der Arbeitgeber wird oft ein Tyrann der Arbeitnehmer, denn durch eigene Erfahrung hat er die Sinnlosigkeit des Socialismus schnell erkannt. Nur Eins ist ihm aus jener Sturmperiode geblieben: die Gier nach schnellem, mühlosem Genuß! Er arbeitet schnell und lüderlich (die Abschaffung des Zunftzwanges erlaubt ja Jedem sich Meister zu nennen), er speculirt, spielt in Lotterien und nimmt jeden Nebengewinn gern mit. Oder er schließt lieber den eigenen Laden, bei dem er zu langsam reich werden kann, um in den großen Fabriken wieder Arbeiter zu werden. Frau und Kinder gehen auch „auf Arbeit", so kann vielleicht mehr geschafft werden. — Aber diese Bestrebungen sind Kinderspiel gegen das „Geldmachen" des großen Capitals. Die letzten Jahre haben uns ja das ekelhafte Schauspiel eines wahren Bacchanals um das goldene Kalb geboten. Der „Wiener Krach", der alle Börsen der alten und neuen Welt erschütterte, hat uns belehrt,

wohin der Mensch gelangt, wenn er kein höheres Ziel mehr kennt, als Reichthum. Da scheint er wieder in seinen rohen Naturzustand zurückzukehren, nur daß er jetzt dieselbe Grausamkeit wegen eines Nennwerths übt, die er damals zur Befriedigung seiner Naturbedürfnisse herauskehrte. Scheinen sich doch der Habgier alle Perspectiven zu verrücken: die Achtung vor sich selbst und bei Andern, die Ruhe und Zufriedenheit der Familie, das Glück der Mitmenschen, die geistigen Güter — Alles wird gesinnungslos in die Schanze geschlagen, um nur reich, bald reich zu werden. — Aber auch die „gebildeten Stände" sind von diesem Taumel ergriffen. Jeder Beamte macht höhere Ansprüche, jeder will sein Leben reicher an Comfort und Genuß gestalten. Die Zahl der Studirenden nimmt ab; die meisten Studenten eilen, die akademische Zeit möglichst mit Rücksicht auf die vielen Examina auszukaufen. Brotstudium ohne idealen Schwung treibt die Mehrzahl. Und wenn man den aus solcher Studienzeit hervorgegangenen Männern später begegnet, so sind sie meist oberflächliche Berufsroutiniers geworden. Ihre Amtsgeschäfte werden pünktlich, aber meist ohne jede Begeisterung absolvirt, der Rest des Tages gehört dem Casino, Club u. a. Den Aerzten und Juristen, wenn sie selbst höhere Interessen haben, fehlt es meist an Muße dafür; die Gelehrten dagegen werden durch ihre umfangreiche Fachwissenschaft gewöhnlich so völlig in Beschlag genommen, daß auch ihnen der Sinn für's Allgemeine verloren geht. Die Prediger leben in ihrer eigenen, der Gegenwart meist entfremdeten Welt. Doch haben sie und die Lehrer noch am meisten Interesse für Moral.

Es wäre ein Unrecht, von dem wir gewiß am weitesten entfernt sind, wollte man die großen Fortschritte der Cultur im Allgemeinen verkennen. In jahrhundertelangem Kampfe hat sich der Bürger und Bauer das Recht erworben, in der Theorie ebenso gut für einen Menschen zu gelten, wie der Adeliche; wenigstens vor dem Gesetz sind wir in unseren resp. Vaterländern gleich. Die Erfindungen haben das Leben bequemer und comfortabler gemacht, wir essen, wohnen und reisen besser als unsere Väter. Kunst und

Wissenschaft bringen durch billige und populäre Ausgaben in die niedersten Volksschichten, so daß mancher Handwerker von heute gebildeter ist, als ein Gelehrter vor drei Jahrhunderten. Photographien, Classiker, Zeitungen, Concert und Theater kann Jeder haben. Es existirt auch, Dank der Presse, eine öffentliche Meinung, welche keine Schandthat oder Thorheit ungerügt läßt und sogar die Fürsten beherrscht. Die Verketzerungssucht, die natürlich nicht ausstirbt, kann sich doch wenigstens nicht mehr durch Scheiterhaufen bethätigen, so gern sie es auch wollte. Unter uns, wenigstens den Männern, ist das Gefühl für Ehre ziemlich allgemein. Fleiß und Sparsamkeit werden geschätzt, wenn man sie auch fälschlich oft Tugenden nennt, da sie ohne Menschenliebe oft Laster sind.

Aber trotz alledem, trotz dieser Rastlosigkeit des Erwerbens, dieser offenbaren Fortschritte —: wie gering ist der Genuß, den unsere Zeitgenossen dadurch erringen: wir meinen den Genuß, der wahrhaft befriedigt. Dann natürlich kann man den Zustand eines behäbigen Bauern, der für nichts Sinn hat, als Säen und Ernten, Glück nennen — aber das Glück, das eines Menschen unwürdig ist. Die Zeiten müheloſen Gewinns sind für uns Europäer längst vorbei. Mit dem Steigen der Bevölkerung und der Civilisation sind alle Verhältnisse complicirter geworden. Wieviel Jahre bringen wir nicht zu, um nur zu Amt oder Brot zu gelangen! Wieviel Geld, Fleiß, Anstrengung kostet das. Ueber die Vorbereitungen zum Leben erreichen Viele niemals das „Leben". Denn was kostet nicht jetzt ein Hausstand. Die Folge davon ist, daß Viele lieber gar keinen gründen, andere nach reichen Mädchen haschen, die sie nicht lieben, wieder andere, denen die Liebe kein leerer Wahn, sich um Weib und Kind übermäßig abarbeiten. Aber das eheliche Glück ist doch noch häufig durch Nahrungssorgen in Frage gestellt. Dazu kommen die andern socialen Mißstände. Die Arbeitnehmer werden immer begehrlicher, unbotmäßiger; das patriarchalische Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde, Meister und Gesellen ist lange dahin. Die Arbeiter liefern schlechte Sachen

für hohen Lohn. Die alten Unterschiede der Stände sind gewichen, Jeder will ebenso reich, gebildet und vornehm scheinen, wie der Andere. — Dazu kommt die wachsende Verwilderung des Volkes. Lug und Trug, Völlerei, Unzucht, Roheit scheinen überhand zu nehmen. Die besitzende und gebildete Klasse findet sich allmählich von der besitzlosen Masse auf Tod und Leben bedroht. Instinctiv schließen sich, die ähnliche Interessen haben, gegen die Andern ab; Jeder denkt nur an sich, den Andern rücksichtslos seiner eigenen Kraft überlassend. „Hilf Dir selbst" ist der kalte Trost oder vielmehr Hohn, den wir für einander haben. Der Gegensatz von Plutokratie und Proletariat wird immer schroffer durch das römische Recht und eine, das Capital einseitig schützende Gesetzgebung. Schrankenlos beutet Einer den Andern aus, um ihn dann wie eine ausgepreßte Citrone wegzuwerfen. Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Aufhebung der Schuldhaft ermöglichen jedem Gewerbetreibenden, sich schnell zu ruiniren. Schrankenlos beutet der reiche Fabrikherr seine Arbeiter, Männer, Frauen und Kinder aus, denen in ihren rasselnden, qualmigen, dumpfen Höhlen nur der Name von Sklaven fehlt. Schrankenlos zwingt uns die Noth unseres übercivilisirten Daseins zur Ueberanstrengung unserer physischen und geistigen Kräfte in schlechten Wohnungen, bei schlechter Kost. Wer hat noch einen Feiertag zur ruhigen Selbstvertiefung? Und wer ihn hat, dem fehlt nur zu häufig die Fähigkeit, ihn recht anzuwenden. Die Meisten haben eine ungesunde Erziehung genossen; denn unsere höheren Schulen, Gymnasien wie Realschulen, sind von vernünftiger Ausbildung ihrer Zöglinge weit entfernt. Das Gymnasium quält seine Schüler Jahre lang mit zuweitgetriebenem, den meisten ganz nutzlosem Studium der alten Sprachen, während es die Neuzeit mit ihren Erfindungen, Studien und Interessen vernachlässigt; die Realschule, in's andere Extrem verfallend, überschüttet ihre Zöglinge mit einer Fluth unzusammenhängender Detailkenntnisse in den Naturwissenschaften. Beide überladen den Geist, erdrücken die Denkkraft und bringen oft Ekel an allen Wissenschaften hervor. Beide erziehen ungesunde Menschen: der classische Humanis-

mus ist ebenso einseitig, wie der moderne Realismus; beide führen zur Halbbildung, Unselbständigkeit und daher zum Materialismus. Denn beide vernachlässigen viel zu sehr die ethische und ästhetische Erziehung. Literatur, Kunst- und Culturgeschichte, Moral und allgemeine Bildung treten fast ganz in den Hintergrund. Denn wie das Gymnasium zur Fachvorschule für classische Philologen, Theologen, Aerzte und Juristen geworden, so ist die Realschule zu gleichem Behuf für moderne Philologen, Naturwissenschaftler, Mathematiker und Kaufleute ausgebildet. Dazu kommen dann die verhängnißvollen Vergünstigungen („Berechtigungen"), welche an den Besuch einer Tertia, Secunda oder gar Prima geknüpft sind von Seiten des Staates. Die Schule hat in Folge davon zahlreiche Bankhüter auf dem Halse, welche den Fortschritt der besser Begabten, die studiren wollen, hemmen. Im Volk andererseits wird eine Sucht, höhere Schulen trotz mangelhafter Begabung zu besuchen, genährt, wodurch ebenso Eitelkeit, wie Halbwisserei und Unzufriedenheit wächst. Hat nun wirklich ein kleiner Procentsatz der Schüler dem Abiturientenexamen genügt, so werden sehr viele davon durch die Douche des akademischen Trienniums mit seiner Roheit, Biergemüthlichkeit und Bummelei glücklich soweit von ihrer Wissenshöhe zurückgebracht, daß sie, wissensarm, examenscheu und demüthig, gefügige Philisterseelen in ihrem Brotberufe werden. — Von der Erziehung unserer „höheren Töchter" brauchen wir nichts zu sagen. Jeder ernste Mann ärgert sich über die thörichte Methode, die unzweckmäßige Auswahl der getriebenen Disciplinen, die geflissentliche Angewöhnung einer prüden, blasirten und doch so hohlen Weltanschauung, welche unsere jungen Mädchen entweder zu Blaustrümpfen macht oder ihnen jede Wissenschaft verleidet. Die Zimperlichkeit, mit der ihnen alle Thatsachen der Geschichte, alle Literaturproducte zugeführt werden, die Pflege eines Scheinwissens, das Absprecherei und Oberflächlichkeit befördert, rechtfertigt einigermaßen die Abneigung vieler, und nicht der schlechtesten Männer gegen das Heirathen.

Aber selbst wer, durch ideale Anlage, bessere Erziehung und

glückliche Entwickelung sich Liebe zu Kunst und Wissenschaft in's praktische Berufsleben hinübergerettet hat, findet selten Befriedigung darin. Die bildende Kunst beherrscht jetzt ebenso wenig unsere Zeit, wie die Poesie. Im 15. und 18. Jahrhundert war es anders. Da war ein neues Bild, ein neues Dichterwerk ein epochemachendes Ereigniß. Aber unsere Malerei, die vornehmlich Landschaften und Genre, vereinzelt auch historische Bilder bringt und Heiligenbilder, förmliche „Carricaturen des Heiligsten"; die technisch so vollendet arbeitet, daß sie meist der Idee entbehren zu können wähnt; unsere Poesie, die nur mittelmäßige Lyrik, undramatische Dramen, seichte Possen und Opern zeitigt; unsere Plastik, die neben seltenen Antikensujets nur Denkmalsstatuen mit obligatem Mantelwurf zu meißeln weiß; unsere Musik, deren Repräsentanten R. Wagner, Strauß und Chopin nur genannt zu werden brauchen, um ihre Verschrobenheit anzudeuten; — kann diese Kunst uns befriedigen? ganz zu geschweigen der manierirten Kunststückchen ohne Geist und Geschmack, wie Abundantia (Makart), Christus (Max) und christliche Märtyrer, die nur Unwillen in uns erregen. — Aber vielleicht bietet die Wissenschaft uns Befriedigung? Die strenge wissenschaftliche Arbeit thut es ohne Zweifel, doch die ist nur die Sache weniger. In den weiteren Kreisen, in welche die Nachwirkung der Wissenschaft durch allgemeinverständliche Werke dringt, nährt sie zum großen Theile nur Materialismus und Pessimismus. Unsere Zeit, in der Geschichte und Naturwissenschaft große Fortschritte gemacht haben, hat eine ganz einseitige Vorliebe für Sachen, Zahlen und Formeln. Die genauen, meist ganz hypothetischen Angaben der Astronomie, Geologie und Statistik interessiren die Mehrzahl der Gebildeten mehr als ästhetische, psychologische oder gar moralische Untersuchungen. „Zeit ist Geld" — ruhiges Nachdenken also, das nicht gleich in Geld umgesetzt werden kann, ist Geldverlust! Die Philosophie findet wenig Hörer, außer wenn sie sich das Modemäntelchen des Pessimismus umhängt. Mystisch-phantastische Bücher, wie Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" (schon im Titel welcher Unsinn!),

finden acht, neun Auflagen, während Schriften, welche philoso-phische Fragen logisch behandeln, kaum gelesen werden. Daran ist aber zum großen Theil unsere Presse Schuld. Anstatt ein Hort der Wahrheit und Freiheit, das beste Mittel der Volksbildung zu sein, ist unser Zeitungswesen zum großen Theil feil und ge-sinnungslos, ohne Muth und Begeisterung, ohne Consequenz und Ideal. Die meisten Blätter dienen der Parteiwuth und fördern den Classenkampf, die etwas unabhängigeren aber sind zu zaghaft, um kühne Principien offen und stetig zu vertreten, der „Revolver"- und „Reptilien-Presse" ganz zu geschweigen. Das Judenthum, im schlechten Sinne des Wortes, hat die Presse, wie die Börse und Industrie, zu seinem Monopol gemacht. Und da mit diesen Factoren die Volksvertretung zusammenhängt, können wir uns da wundern, daß wir auch dort, in den communalen und politischen Körperschaften, so wenig Erfreuliches finden?

Der allgemeine Charakter unserer Zeit, das müssen wir nach dieser Skizze zugestehen, ist friedloser Materialismus. Pessimisten der Theorie nach, Sybariten wo es geht in praxi, abwechselnd ausgenützt und ausbeutend, für die idealen Güter entweder ohne Sinn oder ohne Muße — sind unsere civilisirten Zeitgenossen bei aller Gier nach Genuß meist unglücklich, trotz aller Examina un-tüchtig, bei aller Bildung ungebildet, trotz aller Gesetze unsittlich. Warum? das wollen wir jetzt untersuchen.

Die Handlungen Einzelner und ganzer Generationen sind nur die praktische Anwendung ihrer Gedanken. Diese werden, auch wenn sie fragmentarisch und widersprechend sind, stets unsere Handlungsweise beeinflussen; aber nur wenn unsere Thaten einer einheitlichen Weltanschauung entspringen, werden sie mit Sicher-heit und Zufriedenheit geschehen. Ja, die meisten Menschen sind von Natur und Gewohnheit so unselbständig, daß ihnen mehr darauf ankommt, mit der allgemeinen Denkweise, als mit ihrem eigenen Gewissen übereinzustimmen. Den Meisten fehlt die In-telligenz, sich eine Weltanschauung selbst zu erarbeiten, und die es vermögen, haben häufig den Muth nicht, das als recht Er-

kannte trotz der abweichenden Majorität durchzuführen. In den Zeiten großer Ereignisse, wo die Wogen der Aufregung hochgehen, erhebt sich auch der Durchschnittsmensch zu Begeisterung, Idealismus und Aufopferung; im gleichmäßigen Paßgang des Alltaglebens aber versinkt er in die ihm angeborene Plattheit und Gemeinheit. Denn von Natur sind wir Alle selbstsüchtig, kleinlich und materiell, wenn uns nicht eine Idee über uns selbst hinaushebt, uns von uns losmacht und den „edlen Sklaven in uns" befreit. Zum Glück für die schwachen Charaktere herrscht nun auch gewöhnlich eine Volksmoral, welche ihnen gründliches Selbstdenken und Collision der Pflichten erspart. Aber in Uebergangsperioden, wo eine alte Gedankenwelt zerbröckelt, um eine neue zu gebären, verschieben sich alle Gesichtspunkte, nichts Sicheres giebt's mehr, „es irrt selbst im Busen der Gott." Denn jedes Volk hat, wie jeder Mensch, die drei Stufen zu durchlaufen, welche A. Comte als die theologische, metaphysische und positive bezeichnet. Auf jeder derselben fühlt sich das Individuum (resp. das Volk) wohl, nur der Uebergang von einer zur andern raubt ihm Glück und Frieden. Natürlich reichen stets Reste der früheren Stufen in die nächste allgemeingeltende hinüber. Das hellenische Volk verließ mit den Sophisten die theologische Denkweise; nur der Pöbel glaubte noch an die Götter, welche von den Komikern verspottet, den Lebemännern ignorirt, den Philosophen aber metaphysisch gedeutet wurden. Plato nannte Gott das höchste Gut, Aristoteles den ersten Beweger, die Stoa versuchte allegorische Symbolisirung. Aber auch diese Stufe wurde vom Epikureismus und Skepticismus verlassen. Die positive Anschauung, welche weder nach dem Woher noch Wohin fragt, griff immer mehr um sich, besonders in Folge des philosophisch unbegabten Römervolks, welches, beeinflußt durch seine von ihm geknechteten Griechenlehrer, schnurstracks aus der theologischen in die positivistische Stufe hinüber getreten war. — Denselben Prozeß haben die modernen Völker, besonders das deutsche, dem ja gemeiniglich die geistige Hauptarbeit zufällt, durchlaufen. Auf der theologischen Stufe

vertauschten sie ihre Götter mit dem christlichen Heiligenhimmel; die Priester wußten sich den heidnischen Anschauungen, Sitten und Ceremonien schlau zu akkommodiren, so daß viele Germanen und Kelten die Veränderung kaum bemerkten. Fanden sie doch zu Weihnachten ihr Julfest, zu Ostern die Frühlingsfeier, Aufzüge und Zauberwerk, Opfer und Schmäuse wieder! Wird doch Jesus im „Heliand" von einem Geistlichen den niedersächsischen Bauern als ein Heerkönig wie Dietrich von Bern geschildert; Geistliche sammelten die alten Heldensagen und bearbeiteten sie vom christlichen Gesichtspunkte. Seit den Kreuzzügen waren die europäischen Völker christianisirt, wie der romanisch-gothische Baustil, die Scholastik und Nationalliteratur beweisen. Alle hatten dieselbe Weltanschauung, von denselben Geistesgaben genährt. Alle versenkten sich in die Bibel, erfreuten sich an Legenden, Hymnen und Spielen, alle disputirten über Realismus und Nominalismus, alle minnten Maria und schöne Frauen, ehrten ritterliche Abenteuer mit Sarazenen und Drachen ebenso wie mönchische Weltflucht. Trotz aller Gegensätze des Mittelalters war das Denken harmonisch, das Handeln sicher. Die allmächtige Kirche garantirte den Himmel und leitete durch stets vorhandene Priester alle irdischen Verhältnisse. Familienleben und Erziehung, Denken und Sprechen, Wissenschaft und Kunst, Politik und Rechtspflege — der Klerus beherrschte Alles und Alle. Ein römischer Cult, eine römische Sprache umschloß alle Nationen Europa's. Dazu kam die Abgeschlossenheit der Einzelnen; Jeder war in seinen kleinen Kreis, seine Zunft gebannt, hier war er heimisch, hier wußte er sich verstanden und gewürdigt. Ob noch so verachtet von den Geistlichen und zertreten von den Fürsten, hatte der Bürger doch wenigstens Zunftgenossen, auf deren Achtung er rechnen durfte. — Die Reformation, welche überhaupt die kühnen Ziele ihrer ersten Anfänge bald aus den Augen verlor, hat das Mittelalter nicht überschritten. Der übergroße Autoritätsdrang dieser Periode war durch die Reformatoren nicht bekämpft, nur in andere Bahn gelenkt. Anstatt des einen Papstes in Rom hatte die Christenheit viele Päpstlein im

eigenen Lande; an Stelle der Concilienbeschlüsse traten die biblischen Bücher. Aber die Gesammtanschauung blieb dieselbe. Noch immer galt Rechtgläubigkeit für die Hauptsache, noch immer wurden Ketzer gefoltert und verbrannt, noch immer stand jeder gute Christ zum persönlich gedachten Teufel im heftigsten Gegensatz; noch immer herrschten die Theologen an Höfen, Gerichten und Universitäten. Alle Confessionen, so wüthend sie einander befehdeten, hatten dieselbe theologische Moral, die auf denselben metaphysischen Voraussetzungen ruhte.

Aber schon seit dem 10. Jahrhundert hatten sich Ansätze geregt, die theologische Stufe mit der metaphysischen zu vertauschen. Der Pantheismus eines Scotus Erigena wurde durch David von Dinanto und Amalrich von Bene unter Protection des Hohenstaufen Friedrich II. fortgesetzt. Die Araber theilten dem Abendlande neben Aristoteles auch Averroes, neben Humanismus auch Heidenthum mit. Die Eroberung von Konstantinopel (1453) trieb viele griechische Gelehrte nach Italien, wo ihre Begeisterung für Plato, Aristoteles und die Stoa freudig aufgenommen und fortgepflanzt wurde. Eine platonische Akademie entstand in Florenz, griechisch-heidnisch zu denken, zu fühlen und zu handeln war das Streben und der Stolz der Renaissance. Die kunstsinnigen Päpste Julius II. und Leo X. beförderten den Humanismus. Dazu kam, daß die Reformation das Princip der Subjectivität betonte (Jeder durfte in der Bibel forschen) und die Wissenschaften ein ganz klein wenig freier ließ. Die italienischen Naturphilosophen Cardanus, Telesius, Campanella arbeiteten den Forschungen des Kopernikus, Galilei und Kepler vor, welche unter Verketzerung von Seiten der Kirche die Erde als kleines Glied in den großen Weltorganismus einordneten. Schon versuchten einzelne kühne Geister, sich wenigstens in ihren Schriften von der geltenden Denkweise zu entfernen, wenn sie auch meist, aus Furcht vor der Kirche, nicht von der geltenden Sitte abwichen. So Montaigne, Charron und Bodin, Franzosen des 16. Jahrhunderts[1]). Auch waren die Künstler meistens schon Freidenker, aber mehr auf eigene Faust, ohne ihre Ansichten zu

verbreiten. Erst das 17. Jahrhundert brach den Bann des theologischen Zeitalters: Cartesius, Spinoza, Leibniz, dieses Dreigestirn ersten Ranges, wagte öffentlich eine Moral vorzutragen, die, in schroffem Gegensatz zur bisherigen Weltanschauung, die sittlichen Forderungen nicht mehr auf einen transscendenten Gesetzgeber, sondern auf das menschliche Wesen, wie es die natürliche Vernunft erkennt, gründeten. Die **Aufklärung**, welche Leibniz auf Grund seiner Monadologie als das höchste Ziel der sittlichen Thätigkeit hinstellte[2]), wurde fortan die Losung des 18. Jahrhunderts. Wolff und Thomasius, die englischen und französischen Deisten, die Materialisten Holbach, Helvetius und Delamettrie wichen mehr oder weniger offen von der „geoffenbarten" Moral des Christenthums ab. Alle großen deutschen Dichter, Lessing, Wieland, Herder, Schiller und Goethe schlossen sich dieser humanistischen Richtung freudig an. Und wieder fühlte sich das Zeitalter wohl in seiner geltenden Weltanschauung, welche auf Leibnizischer Grundlage ein System schönen Menschenthums aufführte. Fürsten und Bischöfe wetteiferten mit Dichtern an Liberalismus, ja der Papst hob den Jesuitenorden auf, seinen besten Diener! Auch **Kant**, so energisch er der zuletzt seicht gewordenen Popularphilosophie entgegentrat, war entschieden Rationalist. Er beschränkte die menschliche Erkenntniß auf die „Erscheinungen" der „Dinge an sich"; ob ein Gott, eine Seele, eine Welt existire, ließ er in Frage, wenn er auch später zu „praktischem Behuf", d. h. aus Inconsequenz, den „kategorischen Imperativ", Gott als die ausgleichende Macht für Gute und Böse und die Unsterblichkeit „postulirte". Aber wieder war die Geistesentwickelung an eine Grenze gelangt, welche durch das Ende des 18. Jahrhunderts bezeichnet wird. Wohl construirten Kant's Schüler: Fichte, Schelling und Hegel einen Idealismus, der, je nach der Verschiedenheit der Stifter: subjectiv, objectiv oder logisch ausgeführt wurde — aber die positivistische Strömung der dritten Stufe machte sich trotz des ungeheuren Beifalls, den jene Metaphysiker fanden, immer mehr bemerklich. Die französische Revolution, jenes Völkergewitter, hatte mit einem Schlage die alte Zeit nieder-

geschmettert. Wie vor einer Windsbraut waren die alten Vorrechte, Vorschriften und Vorurtheile verschwunden. Die Welt hatte einen König köpfen sehen, Gott absetzen hören und wurde Zeuge, wie Napoleon, der größte Sohn der Revolution, diese selbst bändigte, aber auch Fürsten absetzte und sogar den Papst in's Gefängniß schleppte. Die Wissenschaft hatte auch hier wieder vorgearbeitet: Voltaire, der kühne Vorkämpfer für Toleranz und Parlamentarismus, begann eine scharfe, oft einseitige Kritik der Weltgeschichte; Bayle und Arnold vertheidigten die Ketzer aller Zeiten, Semler begründete, gestützt auf Spinoza und Rich. Simon, die Kritik der Bibel; Newton und Kant stellten den Kosmos auf sich selber; Thomasius griff die Hexenprozesse an. Ganz neue Wissenschaften entstanden: Winckelmann begründete die Kunstgeschichte, Ad. Smith die Nationalökonomie, Lavoisier die Chemie; Mathematik, Physik, Anatomie und Botanik nahmen einen ungeahnten Aufschwung. Die Pädagogik wurde durch Locke, Rousseau und Basedow auf die Pflege einer natürlichen Menschlichkeit, als das höchste Ziel von Erziehung und Unterricht, verwiesen. Spinoza, Locke, Kant und Rousseau untersuchten die Rechte des Volkes gegenüber den Fürsten.

Aber das Blutbad, welches erst die Revolution, dann die Napoleonischen Metzeleien brachten, und der Druck des französischen Despotismus riefen in den europäischen Völkern wieder Nationalbewußtsein und Kirchlichkeit wach. Der heilige Vater wurde wieder nach Rom geführt, der Jesuitenorden neu gegründet, die „heilige Allianz" sollte Fürsten und Völker zu einer christlichen Familie verbinden. Ueberall regte sich die Reaction zu Gunsten von Thron und Altar, Feudalismus und Confession. Die Worte: Freiheit, Vernunft und Humanität wurden von den Heißspornen der Restauration gebrandmarkt, Umkehr zur Dogmatik des 16. Jahrhunderts, zur Landesväterlichkeit des achtzehnten überall geprebigt. Orthodoxie, Hegelianismus und Romantik wetteiferten mit der Aristokratie in diesen retrospectiven Tendenzen. Wieder galt Servilität gegen die Fürsten für Vaterlandsliebe, Orthodoxie für Christen-

thum, Dunkelheit für Philosophie, Schwulst und Phantastik für Poesie.

Doch auch diese trübe Reactionsepoche währte nicht lange; sie grub sich durch lächerliche Uebertreibung dessen, was sie richtig betonte, selbst schnell ihr Grab. Die durch Fichte, Schelling und Hegel angepriesene Versöhnung von Philosophie und Christenthum erwies sich bald als illusorisch. Hegelianer gerade waren jene frivolen Dichter des „Jungen Deutschlands", welche das Christenthum fanatisch angriffen, Hegelianer auch Ludwig Feuerbach, der Christenthum und Religion auf den Selbstcultus des menschlichen Egoismus reducirte. Die politische Reaction mit ihren Demagogenhetzen und Preßgesetzen, ihren Maßregelungen und Einkerkerungen hatte bald abgewirthschaftet, wie die Revolutionen von 1830, 1848 und 1868 beweisen. Die Romantik artete in platten Unsinn und verschrobenen Tiefsinn aus, so daß sich die besseren Geister dieser Richtung, wie Uhland, ganz davon abkehrten. Die moderne Kirchlichkeit steigerte sich zum fanatischen Confessionalismus; Harms erließ, wie ein zweiter Luther, 95 Thesen, Menzel zeterte gegen den Goethecultus, Hengstenberg schwang das Schwert seiner „Kirchenzeitung" gegen den Rationalismus in jeder Form.

Doch auch hier erhob sich die Wissenschaft als Prometheus gegen die Mächte der Finsterniß. Die „Linke" der Hegel'schen Schule verband sich mit Schülern Schleiermachers zu freier Kritik und Forschung auf religiösem Gebiete. Dav. Fr. Strauß schleuderte sein „Leben Jesu" wie eine Brandfackel in's orthodoxe Lager, während die von Fr. Baur gestiftete „Tübinger Schule" die neutestamentlichen Schriften und das Urchristenthum der schärfsten Kritik unterwarf. Dazu kam, daß die Naturwissenschaft, die Geschichtsschreibung, Philologie, Kunstgeschichte wahrhaft glänzende Fortschritte machten. Auf allen Gebieten des Wissens, auch auf dem der Philosophie, regte sich der mächtige Drang, vorerst das Gegebene, das Mögliche zu erforschen und sich luftiger Speculationen in's Blaue zu enthalten. Der Hegel'sche Schematismus hatte alle Nüchternen von vorschneller Systembildung abgeschreckt, man warf

sich daher eifrig auf die Geschichte der Philosophie, um durch Erforschung der Entwickelung, die das Denken durchlaufen, neue Kraft zur richtigeren Lösung der alten Fragen zu schöpfen. Nur zwei neue Systembildungen haben sich allgemeineren Beifall erworben, aber sie sind bei näherer Betrachtung unphilosophisch: der Materialismus und Pessimismus. Beide verdanken ihren Ursprung den großen Fortschritten, welche die Naturwissenschaft in diesem Jahrhundert gemacht hat; beide sind unfähig, eine gediegene Moral zu bieten.

Beginnen wir mit dem Materialismus. Wir meinen damit nicht den wissenschaftlichen, sondern den populären. Denn jener ist ein philosophisches System, das wir für falsch halten, weil es bei eingehender Prüfung einfach in Idealismus umschlägt. Atome ohne Kräfte sind ebenso undenkbar, wie Bewegung ohne Gesetze. Die Materie ist bloße Hypothese. Die Dinge an sich, also die objective Welt, ihre Prozesse, Anfänge und Ziele sind uns verborgen. Wir nehmen nur Erscheinungen wahr und schließen von unseren subjectiven Eindrücken auf objective Vorgänge. Die Versuche, die Entstehung der Welt, der Organismen, des Lebens, Bewußtseins und Denkens zu erklären, welche der Materialismus mit allzugroßer Bestimmtheit vorträgt, entbehren noch des Nachweises. Aber wir haben es hier mit dem populären Materialismus zu thun, der seine Consequenzen auf moralischem, socialem und religiösem Gebiete zieht. Hören wir einige Sätze von L. Vogt („Bilder aus dem Thierleben"): „Für die Naturforschung (?) ist die Seele kein immaterielles, von dem Körper trennbares Princip, sondern nur ein Collectivname für verschiedene Funktionen des Nervensystems, resp. des Gehirns. Die Naturforschung kennt (?) keine individuelle Fortdauer der Seele nach dem Tode des Körpers .... Der freie Wille existirt nicht, und mit ihm nicht eine Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit, wie sie die Moral und Strafrechtspflege und Gott weiß (NB. Gott ist leere Phrase für Vogt!) was noch, uns auferlegen wollen. Wir sind in keinem Augenblicke Herren unserer selbst (!), über unsere Vernunft, über

unsere geistigen Kräfte, so wenig als wir, um mich hier einigermaßen grob auszudrücken, Herren darüber sind, daß unsere Nieren eben absondern sollen oder nicht. Was wir in einem Augenblicke denken, ist das Resultat einer augenblicklichen Stimmung, der augenblicklichen Zusammensetzung unseres Gehirns — Zusammensetzung, Stimmung, die in jedem Augenblick sich ändert, Dank der großen Blutcirculation, die in dem Organe herrscht." — „Der Stoff regiert den Menschen," ruft Moleschott aus, „er ist nur ein verschwindendes Product und Moment des Kreislaufs des Lebens und vom Augenblick der Zeugung an in einem Meer von kreisenden Stoffen .... Er ist die Summe von Eltern und Amme, von Art und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung ... Der Gedanke ist eine Bewegung des Stoffes, eine Versetzung des Hirnstoffes, ohne Phosphor kein Gedanke ..., auch das Bewußtsein ist nichts als eine Eigenschaft des Stoffes! Im Unnatürlichen liegt die Sünde, nicht im Willen, Böses zu thun. Rede und Stil, Versuche und Schlußfolgerungen, Wohlthaten und Verbrechen, Muth und Halbheit und Verrath, sie alle sind Naturerscheinungen ... Das Hirn verändert sich mit den Zeiten und mit dem Hirn die Sitte, die des Sittlichen Maßstab ist." — Auch Büchner (Kraft und Stoff) kämpft für die „Würde und Unabänderlichkeit des Stoffes" und weist die Schöpfung, Immaterialität und Unsterblichkeit der Seele, die Gottesidee, moralische Verantwortlichkeit und Ueberlegenheit des Menschen über das Thier entrüstet zurück.

Wir fragen: Welche Wirkung müssen solche Sätze, ganz abgesehen von ihrer wissenschaftlichen Haltbarkeit, auf die urtheilslose Masse üben, wenn sie mit kecker Sicherheit in packendem Schlagwörterstil vorgetragen werden? Muß da nicht jeder Funke von Ehrfurcht vor allen Autoritäten, jedes moralische Gefühl erlöschen und die angeborene Selbstsucht des natürlichen Menschen in freche Gier ausarten? Zumal wenn ein förmlicher Cultus dieser „Religion des Fleisches" durch Flugschriften und Lieder verbreitet wird. Daher jene einseitige Betonung der „materiellen Interessen"

in den besitzenden Schichten, daher die mechanische Betreibung der Wissenschaften, daher das Wachsen der Socialdemokratie unter den Arbeitern. Auf diese zeitlebens Unmündigen ist die Gewalt der Stich- und Schlagwörter wahrhaft dämonisch. Wer einmal in den Flugschriften der Socialisten geblättert hat, dem schwindelt vor dem Abgrunde von Unsinn und Frechheit, der sich hier vor ihm aufthut. Die Lieder, bei den geselligen Zusammenkünften von Männern, Weibern und Kindern nach Choralmelodien gesungen, wimmeln von Gotteslästerungen und Schmähungen altehrwürdiger Gebote, Sitten und Mächte. Ludwig Feuerbach's Worte sind der Grundtext einer bis zum Ueberdruß variirten Melodie: „Der Mensch allein," sagt er, „ist und sei unser Gott, unser Vater, unser Richter, unser Erlöser, unsere wahre Heimath, unser Gesetz und Maß, das A und O unseres staatsbürgerlichen und sittlichen, unseres öffentlichen und häuslichen Lebens und Strebens. Kein Heil außer dem Menschen! .... Allerdings ist der Egoismus die Ursache aller Laster, aber auch die Ursache aller Tugenden. Denn was hat die Ehrlichkeit geschaffen? Der Egoismus durch das Verbot des Diebstahls! Wer die Tugend der Keuschheit? Der Egoismus, der den Gegenstand seiner Liebe nicht mit einem andern theilen will, durch das Verbot des Ehebruchs ... So ist der Egoismus der erste Gesetzgeber und Ursacher der Tugenden, wenn auch nur aus Freundschaft gegen das Laster (?!), nur aus Egoismus, nur deshalb, weil für ihn ein Uebel ist, was für mich ein Laster, wie umgekehrt, was für mich eine Tugend, für ihn eine Wohlthat ist." — Was Wunder, wenn diese Theorie des Egoismus, die, wenn „Egoismus" richtig als Selbsterhaltungstrieb verstanden wird, eine gewisse Wahrheit hat, von der rohen Menge in die Praxis der rücksichtslosen Eigengier umgesetzt wird? Eigenthum ist dann Diebstahl, Gemeinschaft der Güter, Weiber und Kinder, allgemeine Gleichberechtigung auf Genuß die schnellgezogene Consequenz. Weil die Kritik die Religionen ihres Wundergewandes beraubt hat, glaubt die Masse die Religion überhaupt verachten zu dürfen. Aber in der Religion wird auch die darin vorgetragene Ethik verachtet und verworfen.

Während also der frechste Egoismus das Moralprinzip der großen Masse ist, findet der Pessimismus[3]) unter den „Gebildeten", d. h. der Bourgeoisie, immer mehr Anklang. Im Gegensatz zum Optimismus, welcher, wie Leibniz es in seiner Theodicee ausdrückt, diese Welt für die denkbar beste hält, erklärt sie der Pessimismus für die möglichst schlechte und ihre Entstehung für das Urübel, aus welchem die unendlichen Leiden dieses Daseins nothwendig folgen. Pessimistische Anwandlungen hat die Menschheit schon oft gehabt: in besonders traurigen Zeiten, oder unter dem Druck einer absterbenden Civilisation pflegt man mehr Uebel als Annehmlichkeiten in der Welt zu finden. So war es zur Zeit der römischen Kaiser und als der „schwarze Tod" durch Europa zog. Aber so allgemein, wie heutzutage, waren die pessimistischen Ideen nur noch zur Zeit des Buddha verbreitet; und das indische Volk scheint dafür besonders beanlagt zu sein. Wir Europäer dagegen, die durch Klima und Bodenbeschaffenheit meist zu energischer Arbeit gezwungen sind, können unmöglich auf die Dauer Pessimisten sein. Bei uns ist diese Anschauung theils Modesache, theils Folge der Enttäuschungen, welche den hochfliegenden Hoffnungen der Revolutionen gefolgt sind. Denn Schopenhauer, der Vater des modernen Pessimismus, war, solange Hegel's Einfluß währte, eine unbekannte, grollende Größe; erst kurz vor seinem Tode († 1860) wurde er plötzlich der Zeit- und Modephilosoph. Sein eifrigster Schüler ist von Hartmann, dessen „Philosophie des Unbewußten" reißenden Absatz fand, so verworren und widersinnig auch die darin vorgetragene Mystosophie ist. — Jene pessimistische Weltanschauung, welche sich bei Schopenhauer aus seinem gallichten Temperament und der ihn zeitlebens peinigenden Verkennung erklärt, erscheint bei den meisten Nachfolgern als Coquetterie. Wir sind weit davon entfernt, Jemanden zu tadeln, wenn er bisweilen einen pessimistischen Anflug hat. Jeder Idealist, dem ja ein unerreichbares Ziel vorschwebt, wird je und dann zu pessimistischen Ergüssen geneigt sein, wenn ihm einmal Elend, Laster, Irrthum und Bosheit recht grell entgegentreten. Unsere eigenen

Aeußerungen im ersten Theil dieser Schrift mögen Vielen pessimistisch klingen, so wenig sie es sind. Nein, aber wir tadeln es und erklären es für ebenso falsch als ungesund, wenn Jemand den „Weltschmerz" so zu sagen bei sich chronisch werden läßt. Während Hutten zur Zeit der gewaltigen Reformation ausrief: „Es ist eine Freude zu leben", erklärt der Pessimist diese Erde für ein Jammerthal und die Geschichte für eine tragische Komödie. Das politische und soziale Leben, Wissenschaft und Kunst, Liebe und Freundschaft — Alles ist ihm Lug, Farce und Misere. „Das geschlechtliche Treiben der Menschheit, sagt Hartmann, in allen seinen so offenkundig durchschautwerdensollenden Masken und Verhüllungen ist so wunderlich, so absurd, so komisch und lächerlich, und doch größtentheils so traurig, daß es nur Ein Mittel giebt, alle diese Schnurren zu übersehen: wenn man mitten drin steckt, wo es einem dann geht, wie einem Trunkenen in einer Gesellschaft von Trunkenen; man findet Alles ganz natürlich und in der Ordnung." — „Die Geschlechtsbegierde, drückt sich Schopenhauer noch drastischer aus, zumal wenn durch Fixiren auf ein bestimmtes Weib, zur Verliebtheit concentrirt, ist die Quintessenz der ganzen Prellerei dieser noblen Welt." Jeder Liebende ist eben der Dupirte des Weltgeistes, der ihn zum Sklaven eines Wahns macht, blos um die Gattung zu neuer Qual zu erhalten! „Ist doch in der Welt, sagt Schopenhauer, überall nicht viel zu holen: Noth und Schmerz erfüllen sie, und auf die, welche diesen entronnen sind, lauert die Langeweile. Zudem hat in der Regel die Schlechtigkeit die Herrschaft darin und die Thorheit das große Wort. Das Schicksal ist grausam und die Menschen sind erbärmlich..." In dieser Welt, diesem Tummelplatz gequälter und geängsteter Wesen, welche nur dadurch besteht, daß eins das andere verzehrt, ist der größte Irrthum, daß wir da sind, um glücklich zu sein..., während es viel richtiger ist, Arbeit, Entbehrung, Noth und Leiden, gekrönt durch den Tod, als Zweck unseres Lebens zu betrachten.... Wenn man Jedem die entsetzlichen Schmerzen und Qualen, denen sein Leben beständig offen steht, vor die Augen bringen

wollte, so würde ihn Grausen ergreifen: und wenn man die verstocktesten Optimisten durch die Krankenhospitäler, Lazarethe und chirurgischen Marterkammern, durch die Gefängnisse, Folterkammern und Sklavenställe, über Schlachtfelder und Gerichtsstätten führen, dann alle die finsteren Behausungen des Elends, wo es sich vor den Blicken kalter Neugier verkriecht, ihm öffnen und zum Schluß ihn in den Hungerthurm des Ugolino (in Gerstenberg's Tragödie) blicken lassen wollte; so würde sicherlich auch er einsehen, welcher Art diese meilleur des mondes possibles ist!" — Alle diese Uebel entspringen aus dem Antagonismus der beiden Mächte, die uns hin- und herzerren: Schmerz (Bedürfniß) und Langeweile: ist jener Geier momentan befriedigt, so beginnt uns dieser zu nagen. Beide aber stammen aus dem Grundübel alles Seins: dem „Willen zum Leben", der sich nicht nur in uns Menschen, sondern in allen Lebewesen, allen Dingen zeigt, mögen wir ihn Gravitation der Himmelskörper, Molekularbewegung des Stoffes, Wachsen der Pflanzen, Lebensdrang der Thiere und Menschen nennen. Der ewige, all-eine Urwille in tausend Gestalten ist das Sein, das Elend. „Die Welt ist das Weltgericht!" Dies ewige, unbefriedigte Sehnen und Hinausstreben in die Unendlichkeit, dieser stete Mangel hetzt uns und alle Wesen von Genuß durch Langeweile zu neuer Gier. Daher gilt es, lehrt der Pessimismus, vor allem, dies Grundübel, diesen fatalen Lebewillen an der Wurzel zu tödten. Also sich selbst und andere zu morden? Freilich wäre das die Consequenz. Aber so radical ist der Pessimist nicht. Er fordert nur, daß wir jenen Willen lähmen, quiesciren, indem wir ihm durch rücksichtslose Entlarvung dieser Weltmaskerade (Maja) ein Motiv zu seiner Bethätigung nach dem andern nehmen. Am vollkommsten wird dies nur den genialen Persönlichkeiten gelingen, welche in sich selbst eine ideale Welt erbauen. Schopenhauer wird nicht müde, die Hoheit der Genies (wozu er natürlich gehört!) zu preisen. „Genialität ist nichts Anderes, als die vollkommenste Objektivität, d. h. objective Richtung des Geistes, entgegengesetzt der subjektiven, auf die eigene Person, d. i. den Willen,

gehenden. Demnach ist Genialität die Fähigkeit, sich rein anschauend zu verhalten, sich in die Anschauung zu verlieren, und die Erkenntniß, welche ursprünglich nur zum Dienste des Willens da ist, diesem Dienste zu entziehen, d. h. sein Interesse, sein Wollen, seine Zwecke ganz aus den Augen zu lassen, sonach seiner Persönlichkeit sich auf eine Zeit völlig zu entäußern, um als rein erkennendes Subjekt, klares Weltauge, übrig zu bleiben." Die Erlösung von dieser jammerbaren Welt findet er also für die Dutzendmenschen in der Askese, für die Genies in der Ekstase. — Hartmann, der sich trotz seines Weltschmerzes nicht von den Freuden dieses Jammerthals trennen will, fordert vom Einzelnen: „Rüstig vorwärts im Weltprozeß als Arbeiter im Weinberge des Herrn; denn der Prozeß allein ist's, der zur Erlösung führen kann". Jeder solle daher, anstatt mönchischer Selbstverneinung, den Prozeß der Gesammtaufhebung durch Mitthun beschleunigen; Jeder, ein Glied des Gesammt-Unbewußten, werde dadurch den Feierabend des Universums, die ersehnte Nacht des Nichts herbeiführen helfen. „Daher wird hier die Bejahung des Willens zum Leben als das vorläufig allein Richtige proklamirt; denn nur in der vollen Hingabe an das Leben und seine Schmerzen, nicht in feiger persönlicher Entsagung und Zurückziehung, ist etwas für den Weltprozeß zu leisten". Zuletzt, hofft Hartmann, werde der Gesammtwillen in der zur Höhe des Bewußtseins erhobenen Menschheit als einem Individuum sich concentriren, und diese durch gleichzeitigen gemeinsamen Entschluß das gesammte Wollen (d. h. die Welt) in's Nichts zurückschleudern! Abgesehen von diesem phantastischen Schlusse, den der Pessimismus mit allen Apokalypsen theilt, scheint das System seinen Grundcharakter selbst aufzugeben und einen bedeutenden Schritt zum Optimismus hin zu thun, wie denn auch Hartmann die Einheit des Optimismus und Pessimismus verkündigt. Wir lassen hier die philosophischen Widersprüche des Systems ganz beiseite[4]) und fragen nur: Wie verträgt sich solche Selbstverneinung mit unserem, wahrlich nicht allzu selbstlosen Zeitalter? Wie verträgt sich ferner die Behauptung des Schopen-

hauer'schen Alleins-Willens oder des Hartmann'schen Unbewußten mit dem modernen Subjektivismus? Den Grund dafür suchen wir in dem weibischen Charakter unserer Zeit, der es vorzieht, mit dem Strom zu schwimmen und gelebt zu werden, anstatt selbst zu denken, zu wollen und zu leben. Denn das werden uns wohl die enragirtesten Lobredner unserer Zeit zugeben, daß der Procentsatz selbstständiger Persönlichkeiten wahrhaft erschreckend klein ist. Gerade unter den „Gebildeten" oder wie wir lieber sagen: Bildungsphilistern! In politischen, communalen, ästhetischen und wissenschaftlichen, religiösen und moralischen Fragen — überall verrathen die Meisten eine „Heerdengesinnung", eine Feigheit und Indifferenz, welche geradezu scheußlich ist. Die Furcht, als Sonderling zu erscheinen oder „oben", d. h. beim Brotgeber in jeder Form, anzustoßen; die Scheu, irgendwo die Initiative zu ergreifen, hält die Verbesserung unserer Zustände vor allem auf. Einen anderen Grund für das Umsichgreifen des Pessimismus wie des Materialismus sehen wir in dem empirischen Zuge unserer Zeit, der mit dem überwiegenden Betrieb der Naturwissenschaften zusammenhängt. Das Grunddogma der Materialisten ist: „Die sinnliche Wahrnehmung ist die Quelle aller Erkenntniß"; auch der Pessimismus betrachtet blos die empirische Welt. Weil beide für die gemeine Wirklichkeit großentheils Recht haben, weil in der That unsäglich viel Elend, Jammer, Irrthum und Bosheit existirt, darum finden sie so viele Nachbeter unter uns. Dabei vergessen sie aber, daß neben und über dieser empirischen Wirklichkeit die ideale Welt des Geistes existirt, welche jene Uebel zum großen Theil aufhebt oder wenigstens lindert!

Nachdem wir die Moralprinzipien der beiden, heutzutage am meisten verbreiteten Philosophien betrachtet haben, wenden wir uns zu den Religionen, um ihren Einfluß auf die Moral kurz zu skizziren.

An den Pessimismus reiht sich als nächster Geistesverwandter der moderne Mosaismus. Ihrer jahrhundertelangen Unterdrückung gemäß, ist die Weltansicht der Juden im Allgemeinen

trübe. Es ist noch nicht lange her, daß sie von den Christen verachtet und fanatisch verfolgt, von Aemtern und Würden wie von der guten Gesellschaft ausgeschlossen waren; im christlichen Staate ohne Recht, Aussicht und Einfluß, suchten sie sich seit lange durch das einzige, was ihnen verstattet war, durch Handel und Wucher, Bedeutung zu verschaffen. Gegenüber der frommen Brutalität der Machthaber konnten sich die Juden fast nur durch schlaue Benutzung aller Mittel und Wege ihr Fortkommen sichern. Dadurch hat sich aber ihres Charakters eine Verschmitztheit und Vielgewandtheit bemächtigt, welche meist in Charakterlosigkeit ausartet. Von jugendauf geübt sich in die Leute zu schicken, ist der moderne Jude, solange er uns braucht, kriecherisch, sobald er's zu etwas gebracht, hochfahrend; er läßt sich jahrelang treten, um hernach desto fröhlicher Andere zu treten. Daß dieses Moralprinzip in unserer Zeit sehr folgenschwer wirkt, wird man leicht zugeben, wenn man bedenkt, wie die Juden immer mehr Einfluß unter uns erlangen. Man hat sie, analog der sozialdemokratischen rothen, als die „goldene Internationale" bezeichnet. Der Handel ist längst in ihrer Hand, auch das Kapital; seit ungefähr hundert Jahren kaufen sie eifrig Grundbesitz; die Presse beherrschen sie durch ihr Geld; in den meisten Vereinen und Collegien führen sie das große Wort, ja im Parlament und in den Staatsämtern wächst ihre Macht. Nimmt man nun die anderen, wenig liebenswürdigen Seiten des jüdischen Wesens hinzu: jene Neigung zum Kritteln, zur Skepsis, zum Nihilismus, jenes protzige Prunken mit etwaigen Gütern und Titeln, jene unaustilgbare Schachergesinnung, die Alles vom Gesichtspunkte des Profitchens betrachtet; jenen Mangel an edlem Stolz und Ehrgefühl, jene Leichtigkeit, mit welcher der Jude, zu Gunsten irgend eines äußeren Vortheils, auf die eigene Ueberzeugung und Persönlichkeit verzichtet —: so kann man sich vorstellen, welchen Nachtheil das Umsichgreifen des Judenthums unserem Volke bringt. Wir sind natürlich weit davon entfernt, zahlreiche Ausnahmen nicht anzuerkennen oder gar intolerante Vorschläge an diese Bemerkungen zu knüpfen. Es kommt uns

hier nur darauf an, das Moralprinzip des modernen Juden zu schildern. Dies aber ist der rücksichtslose Egoismus. Jeder Christ ist für ihn ein Feind, den zu betrügen und auszubeuten nach dem Talmud erlaubt, ja, wie viele Rabbiner lehren, Pflicht ist; mit Christen Erbarmen zu haben, wird als Unrecht gerügt, wogegen es erlaubt ist, Liebe zu heucheln, wenn es das Interesse Israels erheischt.[5]) „Wie die Menschen über den Thieren stehen, so die Juden über allen Völkern der Welt". Der Talmud verheißt ihnen eine Zeit, „da sie unermeßlich reich sein werden, alle Schätze der Welt in ihre Hand kommen, alle Völker ihnen dienen und alle Königreiche ihnen unterthänig sind". Diese fixe Idee, das auserwählte Volk zu sein, haben die Juden trotz tausendjähriger Verfolgung noch nicht abgelegt, sie leben unter uns wie ihre Väter unter den Egyptern, als ein fremdes Volk, das sie nicht lieben (trotz aller patriotischen Floskeln), das sie nur ausbeuten wollen mit schlauer Benutzung der Noth oder Geldgier der Gojim. Die 1860 in Paris gestiftete alliance Israélite umfaßt in straffer Organisation „alle Punkte des Erdkreises"; mit ihren ungeheuren Geldmitteln, ihren ausgedehnten Verbindungen mit der höchsten Aristokratie, ihrem Opfermuth für die Interessen ihres Stammes und ihrer Herrschaft über die Presse machte sie reißende Fortschritte an Macht und Ansehen, so daß Crémieux schon 1867 sagen konnte: „Wie schnell gehen wir, Kinder Israel! Wir machen Riesenschritte!" Wie groß ihr Einfluß auf unsere Journalistik ist, beweist, ganz abgesehen von den statistisch festgestellten Procentsätzen jüdischer Zeitungsbesitzer und Correspondenten, die Gereiztheit der Presse, sobald man es wagt, die Schwächen und Fehler des Judenthums zu berühren.[6]) Erwägt man aber, wohin, nach der Darwinschen Descendenzlehre, die jahrtausendlange einseitige Beschäftigung mit dem, allen Idealismus und alle Herzensgüte ertödtenden Gelde führen muß, so kann man das Moralprinzip des modernen Judenthums unschwer in vielen Zügen unseres an den Anfang dieser Schrift gestellten Zeitbildes wiedererkennen.

An die „goldene Internationale" reiht sich würdig die „schwarze,"

an das Talmudjudenthum der Ultramontanismus. Auch die katholische Kirche hatte durch den Protestantismus einige Reinigung erfahren: allzu schreiende Mißbräuche wurden abgestellt, die gröbste Unsittlichkeit beseitigt, den religiösen Bedürfnissen der Völker etwas Rechnung getragen. Aber bald folgte eine furchtbare, systematische Reaction. Der Jesuitenorden[7]) erhob sich zur Restauration des Katholizismus; nicht aber etwa des urchristlichen oder auch nur mittelalterlichen, sondern eines ganz neuen, unerhörten, so recht im schroffsten Contrast zum Protestantismus ausgebildeten, dessen Basis und Krone der Papst wurde. Das Concil zu Trient (1545 bis 1563), zur Ausrottung der Ketzer und Einigung der Kirche berufen, hat die katholische Lehre ebenso schlau als rücksichtslos mit dem Anspruch auf Unfehlbarkeit und steter Berücksichtigung der päbstlichen Prätensionen formulirt. Natürlich und künstlich wurde das religiöse Gefühl der katholischen Welt bis zur Uebereizung gesteigert. Zahllose Darstellungen verzückter, gräßlich gemarterter oder himmlisch verklärter Heiligen wurden dem Volke ausgestellt. Unwahres Pathos verband sich oft mit conventioneller Inbrunst zum Abgeschmackten, Lüsternen. Der Cultus mußte durch hohlen Pomp und endlose Cerimonien anziehend gemacht werden. Zahlreiche Orden, Andachts-Verbrüderungen und Vereine wurden zur Steigerung der modern-katholischen Ekstase gestiftet. Aber keiner hat zur Ausbreitung des Ultramontanismus soviel beigetragen, wie der Jesuitenorden. Diese Prätorianer des Papstes, die ihm erst dienten, um ihn dann für ihre Interessen zu knechten, haben, bei ausgezeichneter Organisation, mit Benutzung aller menschlichen Schwächen und Laster den Absolutismus der Fürsten gehätschelt, jeden Funken von Freiheit und Selbständigkeit vernichtet, die Völker im Interesse der Kirche zusammengehetzt, die Religion verflacht und verweltlicht, Recht und Sittlichkeit untergraben. Wie den Einzelnen, würdigen sie die Völker zu bloßen Maschinen herab; durch ihre berüchtigte Casuistik, die jedes Mittel heiligt und allen Lastern schmeichelt, werden die Gewissen erschlafft; durch Beförderung wüsten Aberglaubens, Unterdrückung jeder

Geistesregung, durch Pflege eines äußerlichen, sinnlichen Cultus, durch freches Spiel mit den heiligsten Gütern der Menschheit haben sie die katholischen Völker corrumpirt. Ihre Macht ist geradezu dämonisch. Die Erziehung der Jugend, die Dressur der Geistlichen, die Besetzung der Facultäten und Bisthümer, die Macht der Fürsten, der Bannstrahl des Papstes — Alles ist in ihrer Hand! Sie drängen sich in's Familienleben, sie beherrschen die katholische Inquisition, Mission und Presse, sie setzen Regierungen ab und ein, sie knebeln die katholische Wissenschaft durch den Papst und die weltliche Macht, durch Lehrverbot, Bücherconfiscation, Absetzung und Einkerkerung. Systematisch fälschen sie die Geschichte, verdummen sie die Geistlichen wie das Volk und erziehen sie in einer abscheulichen Moral. — Auf das 18. Jahrhundert, welches den Ultramontanismus philosophisch, historisch und politisch bekämpfte, folgte die furchtbare Restauration der Metternichtigkeit zu seinen Gunsten. Der 1773 durch einen Papst aufgehobene Jesuitenorden wurde glorreich wieder eingesetzt, feige heuchlerische Concordate lieferten dem wieder zum Territorialherrn erhobenen Papste alle Hoheitsrechte aus, kirchliche Freisinnigkeit ward ebenso hart wie politische unterdrückt, denn die Regierungen dienten, aus Furcht vor den Völkern, knechtisch den Priestern. Nachdem seit Anfang dieses Jahrhunderts jede Selbständigkeit der Bischöfe gebrochen, und schon hier und da (in Oesterreich, Spanien, Schweiz u. Preußen) versucht worden war, die alten verjährten, aber nie aufgegebenen Prätensionen in Scene zu setzen — haben die Jesuiten durch den jetzigen Papst Pio IX., einen unwissenden, abergläubischen und eitlen Mann, ihre langerstrebte „schwarze Internationale" organisirt. Schon 1854 verhöhnte das Dogma von der „unbefleckten Empfängniß Mariä", das vom Papst ohne Befragung eines Concils verkündigt wurde, den Episkopalismus; 1864 folgte Syllabus und Encyklika, ein freches Schriftstück, worin Alles, was die moderne Gesellschaft errungen hat und erringen will: Freiheit des Glaubens und Gewissens, der Wissenschaft und Presse, Gleichheit vor dem Gesetz, Unabhängigkeit der Staatsgewalt, der Schule und

Eheschließung von der Kirche, verflucht und allen Regierungen zur Beseitigung dringend anempfohlen wird. Um diesen frechsten Angriff auf Vernunft, Freiheit und Civilisation aber auch praktisch durchzuführen, haben die Jesuiten den Papst, nach vorheriger Tragikomödie des vatikanischen Concils, 1870 sich für unfehlbar erklären lassen. Der Papst ist also nicht mehr, wie früher, blos erster, sondern alleiniger Bischof; er ist Urquell aller Macht, Wahrheit und alles Rechtes. Ihm widersprechen heißt Gott sich widersetzen. Wer das nicht glaubt, ist verflucht. Von jetzt an ist alles Forschen der Wissenschaft überflüssig — der Pabst hat ja alle Wahrheit; von jetzt ist alle politische, weltliche Macht, die sich nicht ihm unterwirft, Empörung gegen Gott selbst. Glaube an den Papst ist der ganze katholische Lehrbegriff, Gehorsam gegen ihn die ganze Moral. Dieses wahnwitzige, Geschichte und Vernunft verhöhnende System wird nun durch alle Mittel, durch List und Gewalt, Lockung und Drohung, Bestechung und Verknechtung den Völkern aufgezwungen. „Mit Erstaunen und mit Grauen" haben wir es erlebt, wie fast alle Bischöfe, die sich diesem unheilvollen Dogma zuerst widersetzten, ihre Vernunft geopfert haben; unglaublich schien solche allgemeine Charakterlosigkeit. Aber wenn man ihre jesuitische Erziehung bedenkt, ihre Furcht, die gute Pfründe zu verlieren, das Vorbild, das ihnen von ihren Collegen gegeben wurde, so wundert man sich nicht mehr. Ja, bei dem Aberglauben, der Unwissenheit und Indifferenz der Massen ist es schon in wenigen Jahren gelungen, jenes Dogma populär zu machen. Werden doch die Kinder von früh auf darin erzogen, die Weiber im Beichtstuhl dafür bearbeitet, alle staatsfeindlichen Mächte wie Socialdemokratie, Bonapartismus und Carlismus gefördert, liberale Zeitideen und Schlagwörter heuchlerisch benutzt, wird doch der Protestantismus systematisch bekämpft und die Weltherrschaft des Papstes auf alle Weise angebahnt. Die französische Kriegserklärung erfolgte mit der Promulgation der Unfehlbarkeit zugleich; Napoleon III. wurde ebenso unterstützt, wie die Republik hernach bekämpft; 1873 stürzten die Ultramontanen Thiers, wie 1877 Si-

mon; sie haben den Sonderbundskrieg in der Schweiz 1847 und die Carlistischen Mordbrennereien in Spanien geleitet. Sie predigen Auflehnung gegen die unfügsame Staatsgewalt, zertreten die Nationalitäten, corrumpiren die Völker, verketzern Licht, Wissenschaft und Freiheit, entwürdigen die Religion zu rohem Mirakelspuk. Man vergleiche die Völker, welche sie seit lange beherrschen, mit den protestantischen, um die Früchte der Jesuitenarbeit zu erkennen: Verdummung, Frivolität, Aberglaube, politische und sociale Zerrüttung! Man denke an Irland, Spanien, Kirchenstaat, Oesterreich und Frankreich! Und welche Moral wird auf Grund dieses Systems den Gläubigen von Jugend auf eingepflanzt! Das Moralprinzip, die Verzichtleistung auf eigenes Erkennen und Wollen, hebt von vornherein alle Sittlichkeit auf. Das Gute wird willkürliche Menschensatzung im Interesse einer weitverzweigten herrschsüchtigen Clique. Alle Moralbegriffe müssen verwirrt werden, wenn, wie es geschieht, obligatorischer weltlicher Unterricht als Beseitigung Gottes aus Schule und Familie, Einschränkung der Hierarchie als Angriff auf Religion und Kirche gebrandmarkt wird; wenn die Forderung, daß auch die Priester den Gesetzen ihres Vaterlandes gehorchen, diokletianische Verfolgung heißt! Die Gewissen werden irre gemacht, die Phantasie durch die unsittlichste Beichtpraxis beschmutzt, die Kunst, sich und andere zu belügen, geübt und gelehrt. „Würde," sagt Träschel[8]), „die Mehrheit der Menschen nach solchen Theorien handeln, so wäre Treu und Glauben und jegliche Sicherheit aufgehoben und durch die Leichtigkeit der Sündenvergebung die Sünde zu einer Kleinigkeit gemacht!" Muß nicht alles moralische Gefühl im katholischen Volke schwinden, wenn es sieht, wie seine Bischöfe dasselbe Dogma mit Gewalt einführen, das sie kurz vorher öffentlich verabscheuten? daß sie dieselben Staatsgesetze in Preußen verfluchen, denen sie sich fröhlich in Bayern fügen? Wenn es sieht, wie seine Priester ihm fort und fort die lächerlichsten oder widerlichsten Mirakel aufbinden? Wenn Auflehnung gegen den König, Bürgerkrieg, Verleumdung u. a. gutgeheißen wird? Wenn ihm die Priester das Geld abzwacken, wie

es heißt, um den „armen Gefangenen im Vatican" vor Hunger zu schützen, in Wahrheit aber, um abgesetzte Cleriker und Wahlagitationen zu unterstützen. Gegen diese systematische Unsittlichkeit sind die anderen Moralgrundsätze des Katholicismus unschuldig: die Lehren, meinen wir, welche den Cölibat der Ehe, die geistliche Gewalt der politischen, die Armuth dem Eigenthum, Knechtsgehorsam der Selbstbestimmung vorziehen. — Man wird uns nicht vorwerfen, die Farben zu dick aufgetragen zu haben; wer den Ultramontanismus kennt, muß ihn mit uns als das System der Unsittlichkeit bezeichnen.

Diesem neuen Heidenthum steht nun diejenige Richtung in der evangelischen Kirche sehr nahe, welche wir als repristinirten Judaismus bezeichnen können, wir meinen das moderne Lutherthum. Von Schleiermacher, dem größten Theologen seit der Reformation, sind drei Richtungen ausgegangen: die negative der durch Hegel stark beeinflußten, kritischen Tübinger Schule, deren Häupter D. F. Strauß, F. Baur, Zeller und Schwegler sind und an die sich die Radicalen L. Feuerbach und B. Bauer anschließen; die Vermittlungstheologie eines Neander, Ullmann, Twesten und Dorner; und endlich die äußerste Rechte in Theologie und Kirche, deren Organ die Hengstenbergische Kirchenzeitung ist. Mit der letzten haben wir es hier vor Allem zu thun, wo es uns auf die moralischen Einflüsse der Theologie auf unsere Zeit ankommt. Die Noth der französischen Knechtschaft und die Erfolge der Freiheitskriege erweckten auch im deutschen Volke nach der langen Herrschaft des Rationalismus wieder Sinn für Kirche und Bekenntniß. Da trat jene neue Orthodoxie auf[9]), welche, Rechtgläubigkeit an die Stelle des Glaubens setzend, sich mit kühnem Sprunge in's 16. Jahrhundert stellte und mit Benutzung der Restaurationsgelüste sowie der verstreuten Reste des Pietismus, ein Staatskirchenthum gründete, das, im Bunde mit dem eben geschilderten Jesuitismus, alles Moderne: Freiheit der Forschung und Kritik, Humanismus und Union fanatisch verketzerte. Immer wieder wurde die alte Erbsündenlehre des 17. Jahrhunderts betont, um die menschliche

Natur als total verderbt und sogar der Empfänglichkeit für's Göttliche beraubt zu schildern; im Zusammenhang damit war auch die menschliche Vernunft absolut blind und unfähig, Gott zu erkennen. Daraus ergab sich ferner jene ganz mechanische Inspirationslehre, jene Vergötterung des Bibelbuchstabens, und jener Haß gegen alle historische Kritik, endlich jene crasse Forderung des Bekenntnißzwanges. Die Rationalisten, selbst Schleiermacher, wurden mit Verachtungsphrasen überhäuft und in der „Evangelischen Kirchenzeitung" durch dunkele, aber eifrige Zionswächter denuncirt, ja Wegscheider und Gesenius, Hallenser Professoren, zur Absetzung dringend empfohlen. Weit entfernt von den Altlutheranern Guericke, Scheibel, Heubner und Huschke, welche, in ihrem Gewissen durch die zwangsweise Einführung der Union verletzt, aus der Landeskirche schieden, vermied dies Neulutherthum weislich jeden Conflict mit der Staatsgewalt, um durch diese gerade Philosophie und Kritik, Rationalismus und Liberalismus zu bekämpfen. In der durch Gegensätze und geistige Kämpfe ermatteten Zeit seit 1849 kam diese Staatstheologie recht in die Mode. Zahlreiche junge Theologen, aus Furcht vor Kritik und Philosophie, schlossen sich dem Bannerträger freudig an, unter dessen Firma sie ja jene gefürchteten Geistesheroen: Hegel, Schleiermacher, Strauß u. A. nicht mehr zu studiren, sondern nur frisch und frei zu verdammen hatten! Eigenthümlich ist diesen Neulutheranern ein politisch-reactionärer Beigeschmack, der ihnen „wegen der Solidarität der conservativen Interessen" viele Landedelleute und Militärs gewinnt, eine starke Hervorhebung des „Rechtsbestandes" ihrer in Deutschland durch den Westfälischen Frieden und die Bundesacte garantirten Kirche, ein Pochen auf das Bekenntniß, als den „höchsten und ersten Schatz der Kirche". Dazu gesellt sich ein naives, groteskes Ignoriren der Wissenschaft; im Vollbesitz der Rechtgläubigkeit wissen diese Leute sich über Alles, was seit zweihundert Jahren gedacht, erforscht und aufgestellt wurde, erhaben; der Glaube ist ihnen nicht eine geistige, stets werdende Innerlichkeit, sondern eine todte Formel, die man hat oder nicht hat. Ihre Haltung,

so sehr sie sich auch als Märtyrer zu drapiren verstehen, ist durchaus aggressiv: Umkehr der Wissenschaft, Aufhebung der Union, ausschließliche Herrschaft des Neulutherthums ist ihr Ziel. „Die Professoren der Theologie sollen nicht über, sondern unter dem Bekenntnisse stehen!" Bis 1861 von der Regierung in Preußen gehegt und gepflegt, waren sie deren eifrigste Satelliten. Seitdem aber, besonders seit 1866, frondiren sie heftig, rufen wehe über die „Todtengräber der Landeskirche", beklagen den König, daß er in den Händen so böser Räthe sei, bemäkeln jeden Erlaß der Regierung und des Kirchenregiments und wühlen im Landvolk eifrig für den Sturz beider. Die Sprache der Kreuzzeitung ist so maßlos, so wenig nobel (nach Bismarcks Bezeichnung) daß man ein ultramontanes Hetzblatt zu hören glaubt. In neuerer Zeit tritt denn auch die Neigung, welche diese Leute von Anfang an für die katholische Kirche hatten, immer offener hervor. Die hierarchischen Gelüste der lutherischen Päpstlein weisen die „unsichtbare Kirche" der Reformatoren schroff zurück, die „objectiven Mächte": Kirche und „geistliches Amt" sind besser als der subjective Glaube und das demokratische Laienelement. Die Sacramente, Taufe und Abendmahl werden zum todten opus operatum herabgedrückt, der Glaube aus seiner centralen Stellung gedrängt; denn man will, wie die Katholiken, ein sacramentales Priesterthum, das kraft der Ordination ein „Gnadenmittel- und Mittleramt" zwischen Gott und Menschen sei. Ja, Vilmar und Genossen schrieben dem Pfarramt die „leibhaftige Fortsetzung des Amtes unseres Erlösers" zu, die „Kraft zu binden und zu lösen", das „Sakrament (!) der Confirmation" und wirksames Gebet. Dazu gesellt sich die Vorliebe für liturgische Andachten, Vespern, langathmige Altargebete, alterthümliche Sprüche und Lieder, ostensibles Knien, offene Sympathie für die Ultramontanen, für sichtbare Auctoritäten, äußere Kirche, besondere Tracht der „Pastoren" und magische Sacramentswirkung. Wir haben hier das ganze Wesen des Katholicismus, ohne den Muth, sich ihm auch äußerlich anzuschließen. — Außer der Erbsündenlehre werden die damit eng zusammenhängenden Dogmen

vom Teufel und vom „tausendjährigen Reich“ eifrigst cultivirt. So erklärt Vilmar: „Es kommt darauf an, wenn man recht lehren und die Seelen recht behüten will, des Teufels Zähnefletschen aus der Tiefe gesehen (mit leiblichen Augen gesehen, ich meine das ganz unfigürlich!) und sein Hohnlachen aus dem Abgrunde gehört zu haben.“ Und Dieselhof in seiner „Geschichte des Teufels (!)“ behauptet gar: „Die Sünde, die Erlösung, die Energie des Kampfes zwischen Gut und Böse, die Tiefen der Menschen- und Weltgeschichte, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Reiches Gottes — alles dies sind ohne die Voraussetzung der Existenz des Satans unlösbare Räthsel.“ — Ganz abgesehen von dem geistlichen Hochmuth und der an Werkheiligkeit streifenden Bekenntnißgerechtigkeit dieser Partei, heben wir den Dualismus hervor, der durch ihre Moral geht. Ueberall wird der Gegensatz von Gott und Welt, Urstand und Sünde, Christus und Teufel, Gläubig und Ungläubig scharf betont. So theilt z. B. A. Wuttke, einer der Gemäßigten darunter, die christliche Sittenlehre ein: „1) Das Sittliche an sich, ohne Beziehung auf die Sünde, das Ursittliche, was Gott als der Heilige will; 2) der Abfall von dem wahrhaft Sittlichen, die Sünde, die schuldvolle Verkehrung der sittlichen Idee in der Wirklichkeit, das, was der Mensch als der Unheilige will; 3) das Sittliche in seiner Erneuerung durch die Erlösung, die Wiedergeburt der sittlichen Wahrheit aus der sündlichen Verderbniß, das was Gott als der Gnädige und der Mensch als der Bußfertige will.“ Aber solcher Pragmatismus erweckt von vornherein ebenso großes Mißtrauen, wie die innige Verbindung von Ethik und Dogmatik. Hieraus erklärt es sich auch, daß unsere Zeitgenossen sich immer mehr vom kirchlichen Christenthum abwenden. Sie fürchten, ganz abgesehen von der roh-sinnlichen Auffassung der biblischen Berichte und der Lehre über die „Gottheit Christi“, die Begründung ihrer Moral auf die transscendente Weltanschauung der Bibel. Sie fassen das Christenthum nicht in der bald so bald so auftretenden Form der Kirchengeschichte, sondern in der, durch die drei ökumenischen Symbole,

welche die Dogmenbildung wesentlich abschlossen, klar formulirten Gestalt. Hiernach hat Gott die Welt in sechs Tagen erschaffen, die Erde als Centrum und den Menschen zum Herrn der Welt gesetzt, Adam und Eva nach dem Sündenfall aus dem Paradiese gestoßen und jenen mit Arbeit, diese mit schmerzvoller Geburt bestraft. Der Teufel ist in den Schriften seit dem babylonischen Exil auf Schritt und Tritt Ankläger und Feind des Menschen. Seine Werke zu zerstören wurde Gott selbst Mensch, empfangen vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria u. s. w., niedergefahren zur Hölle, auferstanden, aufgefahren zum Himmel u. s. w. Er hat uns durch sein Blut von Sünde, Tod und Teufel losgekauft. Gott ist, wie Anselm es formulirte, unendlich von uns beleidigt; er fordert dafür unendliche Satisfaction, die ihm weder ein Mensch, noch ein Engel, noch er sich selbst geben kann: daher muß ein Gottmensch für uns sterben, als Stellvertreter, unschuldig, der beide Naturen hätte. „Denn," sagt Luther, „wo ich das glaube, daß allein seine menschliche Natur für mich gelitten habe, so ist mir Christus ein schlechter Heiland und er bedarf wohl selbst eines Heilandes." Diese, von ihm juristisch vollzogene Erlösung wird dann durch den heiligen Geist angeeignet; von uns selbst, aus eigenem Wollen und Mühen, können wir (wegen der Erbsünde) absolut garnichts; er muß uns erleuchten, bekehren, heiligen, damit wir von ihm einst auferweckt und in den Himmel gebracht werden können. Die dogmatische Seite dieser Lehren geht uns hier nichts an[10]); die Moral aber, das leuchtet ein, wird dabei wenig berücksichtigt. Der ganze Proceß bleibt innerhalb der Trinität; nach Art der Gnostiker vollzieht sich im Reiche der göttlichen Wesen eine Störung, die durch Hereinziehung der Menschenwelt ausgeglichen wird. Adam und mit ihm alle Nachkommen fallen durch den Satan, dessen Fall schon seit lange geschehen ist; auf der Erde wird der große Kampf zwischen dem guten und bösen Gott ausgefochten; Christus führt ordentlich als Advokat eine juridische Sache zwischen Gott und Teufel. Gott-Vater hat jedem Menschen seit Ewigkeit sein Geschick prädestinirt,

Gott-Geist führt dies Programm an den Menschen durch, gestützt auf die von Gott-Sohn dem Gott-Vater geleistete Satisfaction. — Dies ist die Kirchenlehre, in der alle christliche Confessionen übereinstimmen. Mit Recht haben daher ernste Männer schon seit zwei Jahrhunderten, z. B. Spinoza, Lessing und Schleiermacher, für die Moral das „Christenthum Christi" im Gegensatz zum kirchlichen Dogmatismus hervorgehoben. Wir wollen es daher in unserem letzten Abschnitt auch kurz darlegen. Bevor wir aber an unsere positiven Aufstellungen gehen, müssen wir noch eine Richtung unserer Zeit charakterisiren, welche in gradem Gegensatz zu den bisher skizzirten steht. Während alle jene irgend ein Moralprincip eifrigst verfochten, verzichtet scheinbar der Indifferentismus überhaupt auf ein solches. Es giebt notorisch Tausende unter uns, die sich um moralische Fragen absolut nicht bekümmern; ja, denen die Fähigkeit, über dies oder das Skrupel zu empfinden, völlig abgeht. Sie führen ihr Dasein wie eine süße, instinctive Gewohnheit; weil sie einmal herumwandeln auf dieser Erde, suchen sie es sich möglichst bequem darauf zu machen. Sie vermeiden mit einer fast komischen Scheu alles Nachdenken über Woher? und Wohin?, über die Bestimmung des Einzelnen und der Gemeinschaft, über Gott und Unsterblichkeit, weil sie dadurch in ihrer Gemüthsruhe gestört werden. „Laissez faire, laissez vivre" ist ihre Parole. Der Pflichtbegriff ist ihnen abhanden gekommen. Zu gleichgültig für die Interessen des Geistes, versäumen sie es, sich das Höchste zu erwerben, was dem Menschen erst idealen Werth giebt, eine Ueberzeugung. Ohne diese kann von Charakter keine Rede sein, durch sie, selbst wenn sie irrig ist, wird erst der Mensch ein sittliches Wesen. Wer nun bedenkt, wie selten diese Ueberzeugungskraft bei unseren Zeitgenossen, namentlich den Gebildeten ist, wird einen wesentlichen Erklärungsgrund für die am Anfang geschilderten Mißstände gefunden haben. Forscht man aber bei solchen Leuten nach, ob sie nicht doch etwa ein Moralprincip haben, so ist es auch der Egoismus. Wie ein Angeklagter, dem „Nationalreichthum" von A. Smith huldigend, drastisch erklärte:

„Idealisten haben keine Staaten gegründet, sondern zerstört, und mit Sittensprüchlein baut man keine Eisenbahnen. Die Triebfeder des volkswirthschaftlichen Lebens ist und bleibt trotz aller Moralisten das materielle Interesse. Und in diesem Sinne nenne ich den Eigennutz im schönen Sinne des Wortes die Tugend und nicht das Laster, wenn er dahin zielt, sich selbst und seinen Mitmenschen nützlich zu werden[11])!"

Indem wir jetzt dazu übergehen, die Möglichkeit einer modernen Moral nachzuweisen, müssen wir vor allem die Hauptgesichtspunkte, die bei dieser schwierigen Frage in Betracht kommen, darlegen. Ein Moralsystem ist undenkbar ohne folgende drei Stücke: Erstens ein Moralprinzip, d. h. einen obersten Satz, aus welchem sich alle einzelnen Vorschriften ableiten lassen; sodann einen letzten Grund, aus dem alle Einzelmotive, jenem Gesetze zu folgen, herfließen; endlich ein letztes Ziel, dessentwegen wir sittlich sein wollen. Mit andern Worten: jede Moral muß ein Formalprinzip, einen objectiven Erkenntnißgrund und einen subjectiven Handlungsgrund haben. Je inniger diese drei Requisite unter sich zusammenhängen, desto höher steht ein Moralsystem; wo eins derselben ganz fehlt, ist ein System von vornherein unhaltbar. Das Moralprinzip redet von der Tugend, der objective Erkenntnißgrund weist unsere Pflicht nach, während die subjective Motivation das „höchste Gut" aufzeigt. Das Erste bietet das Gesetz, das Zweite die Norm für Gut und Böse, das Dritte den Maßstab für Lust und Unlust. So muß jede Ethik zugleich Tugend-, Pflichten- und Güterlehre sein; für die praktische Einführung kann freilich der eine oder andere Theil in den Vordergrund gerückt werden.

Betrachten wir jetzt das Moralsystem Jesu. Um dies festzustellen, haben wir uns natürlich nur an die drei ersten, älteren Evangelien zu halten; das vierte, nach Johannes benannte, (wie auch die andern neutestamentlichen Schriften) überliefert uns ein bereits von der Dogmatik gefärbtes Bild Jesu. Ueberblicken wir die Bergpredigt, jene ausführlichste Zusammenstellung von

Originalworten Jesu, so sehen wir, daß seine Religion durchaus Sittenlehre war. Von den oben angedeuteten Dogmen findet sich kein Wort; die Begriffe „Glaube, Erlösung, Sünde, Rechtfertigung, Gottessohn" werden nicht einmal genannt. Vor Allem charakterisirt Jesus sein Verhältniß zum Alten Bunde: Gesetz und Propheten (d. h. die Bibel) will er nicht abschaffen, sondern erfüllen. Aber nur, soweit sie's mit dem Moralischen zu thun haben! Die Reinigungsgesetze sind indifferent, denn nicht, was in den Menschen eingeht, verunreinigt ihn (Matth. 15, 1), das Fasten hält er für überflüssig, wenn auch nicht für verwerflich (Matth. 6, 17, Mc. 2, 20), die Sabbathheiligung ist gut, wenn sie der Sittlichkeit nicht im Wege steht (Mc. 2, 27). Aber alles dies ist gleichgültig; auf die Lauterkeit der Gesinnung allein kommt's an. Daher seine häufige Warnung vor Heuchelei und Scheinheiligkeit (Matth. 6, 19 f. 7, 12). Darum sollen seine Anhänger vor allem nach Gerechtigkeit (Rechtbeschaffenheit) streben, die besser ist, als die der Pharisäer. Gerechtigkeit aber, dieser ganz alttestamentliche Begriff, gehört zunächst in die Moral; religiös wird er durch den Grund, den Jesus dafür angiebt: „Auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel" (Matth. 5, 48). Dies ist ein religiöser Erkenntnißgrund, und zwar ganz derselbe, wie bei Plato, der ihn (Theätet. 176) als die „Aehnlichkeit mit Gott" formulirt. Welches aber ist Jesu Moralprinzip, d. h. jener oberste Satz, aus dem alle Einzelvorschriften folgen? Er lautet: „Alles, was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen, das ist das Gesetz und die Propheten" (Matth. 7, 12). Das ist also die wahre Erfüllung des Alten Bundes, die aber nicht mehr, wie beim Mosaismus, durch sklavische Furcht von außen erzwungen, sondern aus kindlicher Liebe von innen heraus erfolgen soll (Matth. 22, 37). Das Gesetz steht also nicht mehr außer und über uns, sondern ist in unseren Willen aufgenommen, wie Schiller trefflich sagt: „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron". So hat Jesus mit großen Zügen, wie es sich für einen Volkslehrer schickt, der nicht Philosoph ist,

die Autonomie der Vernunft ausgesprochen. Das ist das wesentlich Neue, das Jesus gebracht hat. Kindessinn (Matth. 18, 3), Armuth an Geist und völliger Selbstverzicht auf den eigenen Willen gegenüber dem göttlichen, der (Matth. 6, 9) auf Erden wie im Himmel gelten soll, sind die Vorbedingungen für den Eintritt in's „Reich der Himmel". Dies ist das dritte Stück an Jesu Moral, nämlich der subjective Handlungsgrund, das höchste Gut. Auch dieser Begriff ist ganz alttestamentlich, es ist die Theokratie, deren Haupt der Gott-König ist. Aber Jesus hat ihn aller sinnlichen Messiashoffnungen entkleidet und vergeistigt. Das Himmelreich ist die köstliche Perle, der Schatz im Acker. Aber auch hier ist der Gesichtspunkt durchaus moralisch: die sittliche Würdigkeit entscheidet über die Zugehörigkeit (Matth. 22, 2); Leistung ohne Lohnsucht (Matth. 20, 1), Demuth und Umkehr vom Eigenwollen, Versöhnlichkeit und Nächstenliebe bringen also in's Himmelreich, dessen Haupt Jesus als Messias sein wollte.

Es liegt auf der Hand, daß dieses Moralprinzip auch heute noch lebenskräftig ist. Eine bessere Grundregel als die Gerechtigkeit läßt sich nicht auffinden. Aber da eine so große Zahl unserer Zeitgenossen die Motivirung derselben zurückweist, haben wir den Versuch zu machen, ihnen, durch Uebertragung der Begründung in unsere Sprache, die Befolgung der Lehre Jesu zu erleichtern. Zunächst wird am Gottesbegriff Anstoß genommen mit Unrecht, wenn man ihn sich richtig construirt.[12]) Denn diese religiöse Beziehung der Sittlichkeit ist, wie uns scheint, ein unabweisliches Bedürfniß des menschlichen Gemüths. Auch Strauß (der alte und der neue Glaube) trägt schließlich Religion vor, nur daß er das „Woher" unseres religiösen Abhängigkeitsgefühls Welt nennt. Ja, selbst Duboc (Das Leben ohne Gott) feiert die „Würde des Lebens" mit religiösem Pathos. Jene Beziehung auf Gott ist nur dann nachtheilig, wenn sie, wie allerdings häufig, kritiklos das in den Religionsurkunden Gott zugeschriebene annimmt, um darauf Moralgesetze zu gründen. Dieser Anschauung erscheint mit Duns Scotus Etwas darum gut, weil es Gott ge-

boten hat, nicht, wie es richtiger ist zu sagen: als gottgeboten, weil es gut ist. Nach 2. Mose 3, 22 befahl Gott, die Israeliten sollten von den Egyptern goldene Gefäße borgen und damit entfliehen. Dies ist und bleibt Diebstahl, wenn es auch Gott (d. h. Mose) befohlen hat. Im Namen und zur Ehre Gottes (in majorem dei gloriam) haben die Priester allerorten grabezu scheußliche Dinge geboten, z. B. Menschen zu opfern und Ketzer zu verbrennen. Da wir also heutzutage die Inspiration der Bibel ebenso ansehen wie die des Korans, d. h. als einen Vorgang, der Irrthümer keineswegs ausschließt; da wir wissen, wie schnell die Priester damit bei der Hand sind, das, was sie für recht und nützlich halten, Gott zuzuschreiben: so ist die Begründung der Moral auf Gottes Befehl im Allgemeinen bedenklich. Eine bessere Grundlage bietet die menschliche Natur; was der widerspricht, ist jedenfalls unsittlich. — Sodann nimmt das moderne Bewußtsein auch an der Aufstellung des Himmelreichs als des schließlichen Ziels Anstoß. Wozu, fragt man, dieser Hinweis auf künftige Belohnung oder Bestrafung? Wird nicht dadurch die Lauterkeit des sittlichen Thuns getrübt? Soll nicht die uneigennützige Tugend ihren Lohn, die Schlechtigkeit ihre Strafe in sich selbst tragen? Werden da nicht wieder egoistische Motive eingemischt? Es ist ja richtig, Jesus hebt mehrfach hervor, wenn wir Alles gethan haben, was wir konnten, sollen wir uns für unnütze Knechte halten; doch aber verheißt er denen, die hier arm, gedrückt, traurig waren, dafür drüben Reichthum, Ehre und Wonne. Der Einsichtige vermag wohl die beiden Begriffe: Lohn und Gnade zu vereinigen, die christliche Masse, durch hierarchische Herrschgier verleitet, hat aber stets hier gedarbt und resignirt und gute Werke gethan, um dadurch ihr Conto bei Gott zu verbessern. Armuth, Cölibat, Martyrium und Demüthigungen: sind diese Dinge nicht fast immer nur als Wechsel auf die Seligkeit angesehen worden? Wir stehen nicht an, den großen Segen hervorzuheben, den die christliche Moral der Menschheit gebracht hat: Sie hat Ehe und Häuslichkeit und Kindererziehung geläutert, durch Anerkennung der Gleich-

heit aller Menschen vor Gott, die Härte der Gegensätze gemildert, Feindesliebe, Keuschheit und Versöhnlichkeit befördert. Andrerseits freilich hat das Christenthum auch Intoleranz und Fanatismus gemehrt, Werkgerechtigkeit und Heuchelei, Herrschsucht und Aeußerlichkeit, Möncherei und Mysticismus. Auch darf nicht geleugnet werden, daß eine stricte Befolgung der christlichen Moral die Civilisation völlig aufgehalten hätte. Feindesliebe, Demuth, Communismus, Armuth und Ehelosigkeit hätten jeden Wetteifer der Kräfte aufgehalten. Daher man denn, selbst von christlichem Standpunkte, diese Lehren bildlich faßte und auf Mose's 10 Gebote zurückging.

Um diese Mißstände zu beseitigen, stellte Kant seine Moral auf. Das Moralprinzip ist fast wörtlich dasselbe wie bei Jesus: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte" oder: „handle so, wie Du wünschen darfst, das Alle (Vernünftigen) wollen!" So hat Kant, wie Jesus, den Einzelwillen durch Verallgemeinerung über sich selbst erhoben und auch als höchstes Gesetz die Gerechtigkeit aufgestellt. Durch seine Theorie vom intelligiblen und empirischen Charakter des Menschen wahrt er dann die Autonomie des Moralgesetzes. Als empirisches Sinnenwesen nämlich, als Phänomenon, empfindet der Mensch das Gesetz als einen Zwang; als intelligibles Vernunftwesen, als Noumenon, ist es aber er selbst, der gebietet. Das Moralgesetz soll also, und hierin geht Kant über Jesus hinaus, nicht etwa deshalb gelten, weil Gott es will oder ein Gottgesandter, sondern weil die Vernunft es gebietet. Jede theologische Begründung zerstöre die Autonomie der Moral. Nur in jenem Falle ist der Wille als Gesetzgeber dem Gesetze unterthan. Hierin besteht des Menschen Sittlichkeit, Würde und Freiheit. Alle andern Wesen gehorchen gegebenen Gesetzen, der Mensch als freies und vernünftiges Wesen, bestimmt sich nach einem Gesetze, das er sich selbst giebt. Nur weil wir nicht reine Vernunftwesen, sondern auch mit Sinnlichkeit behaftet sind, tritt das Gesetz als Imperativ auf. Aber als kategorischer,

d. h. er gebietet ohne Beziehung auf einen Zweck oder eine äußere Beschränkung; nicht als hypothetischer, der seinen Befehl von der Erreichbarkeit irgend eines Zweckes, z. B. der Seligkeit oder Vollkommenheit, abhängig machte. Der objective Erkenntnißgrund ist also die Autonomie unserer Vernunft. Der subjective Handelsgrund d. h. die Triebfeder, dem Gesetz zu gehorchen, ist nach Kant weder die Liebe zu Gott und zum Nächsten, noch irgend ein Trieb oder eine Neigung in uns, sondern einzig und allein die Achtung vor dem Sittengesetz. Denn zunächst erregt es in uns dadurch, daß es uns demüthigt und unseren sinnlichen Trieben widerspricht, Unlust; zugleich aber, da in ihm unsere eigene Vernunft siegt, Lust. Diese Achtung übertragen wir dann auf die sittlich handelnden Personen. Stimmt nun mit dem obigen Moralprinzip der äußere Thatbestand, so heißt unsere Handlung legal; stimmt dagegen unser Motiv damit, moralisch. Der Wille, die Gesinnung allein macht also eine That moralisch, nicht der Zweck, der erstrebt oder erreicht wird. — Der einzig erlaubte Zweck des Wollens und Handelns ist die Tugend, d. h. die gesetzmäßige Gesinnung aus Achtung für das Gesetz, das an sich Gute, das höchste Gut. Hier verfällt nun Kant in offenbare Inconsequenz, indem er drei Postulate der praktischen Vernunft aufstellt, d. h. „theoretische, aber als solche nicht erweisliche Sätze, sofern dieselben einem a priori unbedingt geltenden praktischen Gesetze unzertrennlich anhängen.“ Aus dem Imperativ „Du sollst“ hatte er schon die Freiheit als die Möglichkeit, es auch zu können postulirt. Das zweite Postulat ist die Unsterblichkeit. Denn da das Gesetz Heiligkeit d. h. völlige Angemessenheit unseres Willens mit demselben fordere, wir aber stets nur Tugend haben können, so werde dieser Widerspruch durch einen endlosen Prozeß der Annäherung an die Heiligkeit aufgehoben. Drittens postulirt Kant das Dasein Gottes als des Vergelters. An sich zwar besteht kein Verhältniß zwischen Sittlichkeit und Glück, weder soll dies jene bestimmen noch umgekehrt. Trotzdem soll eine Uebereinstimmung bestehen zwischen der Tugend als dem obersten Gut und der Glückseligkeit, in welcher Ueber-

einstimmung erst das vollendete Gut liegt. Diese hängt von einem, über die Natur erhabenen, intelligenten Wesen ab. — So gewaltigen Einfluß auch die Kantische Moral gehabt hat, so leidet sie doch an einer Reihe schwerer Irrthümer. Zwar, daß er seinem Moralprincip die kategorische Form gab, hat die Würde der Moral entschieden erhöht, wenn auch von „praktischer Philosophie" zu reden nicht ganz logisch ist. Denn wenn Kant sagt: „In einer praktischen Philosophie ist es uns nicht darum zu thun, Gründe anzunehmen von dem, was geschieht, sondern Gesetze von dem, was geschehen soll, ob es gleich niemals geschieht" —: so vergißt er, daß es sich in der Philosophie immer nur um das Erkennen des Wirklichen handelt. So trägt denn auch sein ganzes Moralsystem den Charakter des Transscendenten an sich. Der kategorische Imperativ stellt eine ganz formlose Forderung auf. Denn vor jeder Handlung sollen wir erst das schwere Problem lösen, ob dieselbe zur allgemeinen Maxime werden könne. Derjenige also, der sich in einer Collision der Pflichten befindet und sich nicht einmal getraut, sein eigener Gesetzgeber zu sein, soll sich zum Gesetzgeber der Menschheit erheben! Bei so einfachen Geboten, wie „Lüge nicht, Stiehl nicht", mag das gehen, in schwierigen Lagen dagegen läßt uns dies formale Princip im Stich. — Ferner transscendirt Kant die Moral durch seinen, auch auf dies Gebiet übertragenen Unterschied von empirischem und intelligiblem Charakter. Warum soll die Empirie nicht genügen? Appellirt Kant nicht selbst an dieselbe, wenn er sagt: „Handle so, wie Du wünschen darfst, daß Alle (natürlich die Vernünftigen) handeln"? Diese Gegenüberstellung von Natur und Freiheit ist haltloser Mysticismus. Als intelligible Wesen (ein sehr wenig intelligibler Begriff!) sollen wir frei sein; in diesem Leben aber sind wir empirische Wesen, also nicht frei; aber zugleich sind wir Glieder am „mystischen Leibe" der Menschheit! Mit dieser mönchischen Idee hängt seine Opposition gegen die Glückseligkeit und die Triebe überhaupt zusammen. Ohne Interesse, ohne jede Neigung sollen wir handeln! Welche Unnatur, wie schon Schiller treffend her-

vorhob. Ein Handeln ohne Interesse ist aber auch ebenso undenkbar, wie ein Wollen ohne Motiv, ein Geschehen ohne Causalität. Dies freilich wollte Kant in der That; denn intelligible Wesen sollen ja, wie die Dinge an sich, über die „niedere" Causalität erhaben sein. Wie denn Kant daher den Willen folgendermaßen falsch definirt: „Da zur Ableitung von Gesetzen Vernunft erfordert wird, so ist der Wille nichts anderes als praktische Vernunft." Dies ist er keineswegs, sondern er fällt unter den weiteren Begriff des Begehrens, jenes Triebes neben dem theoretischen Vermögen (Vernunft). Wie Leibniz richtig sagt[13]): „Die Fähigkeit, dem Urtheil gemäß zu handeln, macht das Wesen des Willens aus." Eine Moral, welche die Glückseligkeit des Menschen ignorirt, ist ungesund und unwahr. Ungesund, weil sie Heuchler macht; unwahr, weil sie den Grundtrieb der menschlichen Natur außer Acht läßt! Auch hat sich Kant selber nicht von Eudämonismus frei gehalten. Denn wenn er sein Princip auch so formulirt: „Handle so, wie Du wünschen darfst, daß Alle wollen" — so fragen wir: Warum sollte ich überhaupt solches wünschen? Offenbar nur, weil ich Interesse für's Ganze, für sein Wohl oder sein Wohlgefallen habe. Das Wohlwollen kann also auch Kant nicht beseitigen. Die Herübernahme der Unsterblichkeit und Gottes, welche seine „Kritik der reinen Vernunft" zurückgewiesen hatte, ist ebenfalls eine Inconsequenz; diese liegt auch in seiner Geringschätzung der Seligkeit, die jede Pflichterfüllung mit sich bringt. — Die materialen Principien, d. h. die von Objecten hergenommenen verachtete Kant überhaupt. Man kann sie in subjective und objective, beide wieder in innere und äußere zerlegen. Die subjectiv-inneren Bestimmungsgründe sind entweder vom physischen oder moralischen Gefühl hergenommen: Epikur (Locke) und Hutcheson; die subjectiv-äußeren von der Erziehung oder Gesellschaft: Montaigne und Mandeville. Der objectiv-innere Bestimmungsgrund ist bei Leibniz-Wolf die Vollkommenheit, bei Aristoteles die Glückseligkeit in der vernünftigen Thätigkeit, der objectiv-äußere bei Crusius der göttliche Wille. — Formal-

principien haben auch andere Moralisten aufgestellt; Plato: „Aehnlichkeit mit Gott", die Stoiker: „Lebe naturgemäß!" Jesus: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel!" Spinoza: „Strebe nach der intellectualen Liebe Gottes, d. h. nach Erkenntniß der Nothwendigkeit." Leibniz: „Kläre Dich selbst und Andere auf!" Fichte: „Handle frei!" F. H. Jacobi: „Vertrauet der Liebe, sie nimmt Alles, aber sie giebt auch Alles." Schleiermacher: „Handle in jedem Augenblicke mit der ganzen sittlichen Kraft und die ganze sittliche Aufgabe anstrebend!" — Es würde die Grenzen dieser Schrift weit überschreiten, wollten wir hier die verlockende Aufgabe unternehmen und eine Kritik der Moralprincipien geben. Begnügen wir uns daher, einige Gesichtspunkte hervorzuheben, welche nach unserer Ueberzeugung die moderne Moral zu berücksichtigen hat.

Moral ist die Wissenschaft vom Sittlich-Guten. Unter gut verstehen wir im Allgemeinen dasjenige, dem wir Werth beilegen. Bei näherer Betrachtung giebt es überhaupt nur ein vierfaches Gutes in der Welt: das Angenehme, Nützliche, Schöne und Sittliche. Wie aber unterscheiden sich diese? Denn offenbar kann Etwas nützlich sein, ohne angenehm, Etwas schön, ohne nützlich zu sein. Zunächst lassen sich Angenehm und Schön dem Nützlichen und Guten (Sittlichen) gegenüberstellen; jene Prädikate werden dem unmittelbaren, intuitiven, diese dem vermittelten, intellectuellen Wohlgefallen an einem Objecte beigelegt. Um Etwas nützlich oder sittlich zu finden, müssen wir eine Norm oder einen Zweck kennen, dem das betreffende Object entspricht. Genügt es einem Zwecke, so heißt es nützlich, einer Norm, so heißt es gut; und dasselbe Ding kann sittlich sein, ohne uns zu nützen. Das Angenehme und Schöne dagegen erregt intuitiv Wohlgefallen oder Mißfallen; ein Ding schmeckt uns, gefällt uns, wir wissen nicht, warum? Wiederum haben wir Schön und Sittlich zusammen zu gruppiren. Denn während das Angenehme und Nützliche stets relatives Wohlgefallen erzeugen (über Geschmack ist nicht zu streiten, was mir nützt, schadet oft Andern), so erwecken jene beiden

stets mit Nothwendigkeit Beifall. Und mit dem Angenehmen gehört das Schöne und Sittliche insofern zusammen, daß alle drei an sich, ohne Rücksicht auf irgend einen Zweck gefallen. Doch sondert sich wieder das Schöne von beiden andern, insofern jenes ein rein contemplatives Gefallen erregt, diese dagegen ein interessirtes, praktisches: das Schöne begehrt man nicht, man freut sich seiner nur, das Angenehme und Sittliche aber hat praktischen Werth. Das Angenehme freilich nur beliebigen, ganz subjectiven: wir tadeln Niemanden, der z. B. Austern nicht liebt; wem aber das Sittliche gleichgültig ist, den verachten wir — das Gute hat also objectiven, nothwendigen Werth! Hierdurch erhebt es sich über die drei andern Kategorien; auch dadurch, daß sein Werth sich rationell geltend macht. Es läßt sich nie allgemein beweisen, warum dies oder das angenehm, schön oder nützlich sei. Darum theilt auch das Gute allein dem Subject von seinem Werthe mit. Denn nur beim Sittlichen verhält sich der Mensch activ, bei den andern drei passiv (er genießt das Angenehme, empfindet das Schöne, braucht das Nützliche) — beim Moralischen allein hat er zu handeln!

Was also ist das Sittlich-Gute? Eine Qualität des Menschen als handelnden (wollenden), welche wegen ihres objectiven, bleibenden Werthes Achtung erweckt.

Hieraus ergiebt sich sogleich eine Reihe von Folgerungen. Von Moral kann nur die Rede sein, wo gewollt wird. Wollen heißt vernünftig begehren. Also der Einzelne und die Menschheit können nicht eher moralisch oder unmoralisch heißen, als bis sie mit Bewußtsein nach Gründen handeln. Niemand nennt daher im Ernst Thiere gut oder böse, Niemand Wahnsinnige oder ganz kleine Kinder. Auch die Menschheit war, so lange sie nur ihren Instincten folgte, weder tugend- noch lasterhaft. Ein goldenes Zeitalter oder Paradies ist daher Mythe. Ja, stellen wir uns einen oder einige Menschen vor, die auf einer fruchtbaren Insel wohnen und alle ihre Bedürfnisse schnell befriedigen können, so wird auch bei ihnen Moral weder möglich noch nothwendig sein.

Das Sittlich-Gute resp. Böse beginnt mit der Civilisation; im Naturzustande (d. h. dem thierischen) war keine Rede davon. Und hätten die Menschen keine Bedürfnisse, keine Triebe, mit einem Worte keinen Egoismus, sie würden stets „unschuldig", d. h. unmoralisch, d. h. Thiere geblieben sein. Der Egoismus also ist der Vater der Civilisation, aber nicht der Moral; im Gegentheil, nur im Gegensatz zu ihm sucht diese in Existenz zu treten. Dies wird sich schon bei der Betrachtung der Parallelbegriffe des Sittlich-Guten herausstellen. Der erste ist die Zurechnung, d. h. die Beziehung des Werthes oder Unwerthes einer Handlung auf das handelnde Subject. Diese hängt von der Freiheit ab, die wir beim Handeln hatten. Wir haben anderswo[14]) gezeigt, daß Wahlfreiheit in dem landläufigen Sinne des Vermögens, sich unabhängig von äußerer und innerer Nothwendigkeit für oder wider Etwas mit derselben Leichtigkeit zu entscheiden, nicht existirt. Wohl können wir wählen, aber dies geschieht nie ohne Gründe, also nie ohne innere Nothwendigkeit. Und doch ist eine so durch Causalnexus bedingte That die unsere, weil der Hauptfactor der Entscheidung unser Charakter ist. Freilich muß auch dieser wieder im Causalzusammenhang als Folge von Erziehung, Lebensführung und Naturanlage angesehen werden; oder, wie Kant sagt, der empirische Charakter ist die nothwendige Folge des intelligiblen. In keinem Falle stehen wir also vor zwei gleich leichten Handlungsmöglichkeiten; sondern wer uns und alle möglicherweise vorhandenen Motive durchschaute, der könnte die Entscheidung, die wir treffen müßten, vorhersagen. Freiheit ist also nur die Möglichkeit, unabhängig von physischem oder socialem Zwange seiner Vernunft zu folgen. Je vernünftiger Jemand ist, d. h. je größeren Einfluß seine Vernunft auf seine Entschließungen hat, desto freier ist er. Nach dem Maße dieser Freiheit aber richtet sich unsere Verantwortlichkeit. Dazu gehört zunächst das volle Bewußtsein von unserem Zustande und der Bedeutung unserer That. Wahnsinn, Trunkenheit, Wuth und Schmerz rauben uns momentan das Bewußtsein. Doch würde es gerechter sein, Verbrecher deshalb

nicht freizusprechen, sondern nur etwas milder zu richten; denn oft ist dieser besinnungsraubende Zustand auch strafbar, z. B. Wuth und Trunkenheit. Ebenso verhält es sich mit unserer Unkenntniß von der sittlichen Bedeutung der That; auch da kann es strafbar sein, daß wir unwissend sind. — Ferner kommt das Verhältniß von That und Wille in Betracht. Eine unbeabsichtigte Handlung ist nicht unsittlich, während die böse Absicht, selbst wenn sie durch äußere Hindernisse nicht zur That wurde, ebenso unsittlich ist, wie die böse That selbst. Aber selbst unvorsätzliche Handlungen können unsittlich sein, wenn wir die möglichen üblen Folgen voraussahen und die That trotzdem nicht unterließen, oder wenn wir die üblen Folgen wünschen, ohne das Verbrechen direkt zu wollen. Judas wollte Jesum nicht an's Kreuz, sondern nur zum weltlichen Messiasthum bringen, David wünschte den Urias todt, ohne ihn selbst zu ermorden — aber beide handelten doch unsittlich. Endlich wird eine an sich gute That auch durch schlechte Mittel oder Bedingungen ihrer Ausführung schlecht. — Die Unterlassung aber muß ebenso beurtheilt werden wie die That, mag daß Gute aus Feigheit oder Indifferentismus unterlassen werden. Vor Allem müssen wir hervorheben, daß das Sittlich-Gute eine Qualität am Menschen ist, die Einzelthaten sind nicht atomistische, sondern nothwendige Erscheinungen des Charakters. Wie weit freilich dieser mit seinen Trieben, Grundlinien und Meinungen uns zugerechnet werden solle, ist eine metaphysische Frage, die Kant mit Paulus durch die Lehre vom radikalen Bösen (Erbsünde) zu lösen suchte. Es scheint heute Mode zu sein, daß man die Erbsünde zurückweist. In der Augustinisch-Lutherischen Form, wonach wir in Adam gesündigt hätten, ist diese Verwerfung berechtigt. In dem Sinne aber, daß jeder von uns mit den bösen Seiten seiner Eltern und Ahnen, seiner Generation und Nation geboren wird, also deren Schuld mitzutragen hat, wird kein Einsichtiger die Erbsünde verwerfen. Wie sich der, welcher eine Sünde nicht verhindert, nicht rügt, nicht richtet, der Schuld theilhaft macht, so hat jeder von uns an der Schuld unseres Volkes und unserer

Zeitgenossen mitzutragen. Denn das ist die furchtbare Gerechtigkeit in der Welt, daß die Sünde fortzeugend Böses gebiert und oft die Enkel für die Schuld ihrer Väter büßen müssen!

Da nun das Sittlich-Gute Gegenstand intellectuellen Wohlgefallens war, fragen wir weiter: Was ist die sittliche Norm, das Sittengesetz, wonach etwas als sittlich oder unsittlich erkannt wird? Alle alten Gesetzgeber: Manu, Zoroaster, Moses, Lykurg und Numa haben sich auf unmittelbare Gotteseingebung berufen; mit Recht, insofern jede Wahrheit eine Gottesgabe ist, mit Unrecht, sofern sie dadurch jede Kritik als Gotteslästerung zurückweisen wollten. Nach unserer Anschauung offenbart sich Gott nie und nirgends, außer in der menschlichen Vernunft. Natur und Geschichte, Religionen und Sitten gewinnen erst Sprache, wenn Menschen da sind, die sie zu deuten wissen. Der Unterschied von natürlichem und offenbartem Sittengesetz (lex naturalis und revelata) ist also unhaltbar. Die Vernunft allein entscheidet über das, was Moralgesetz sein soll, was vor ihr sich nicht bewährt, muß fallen, und sei es durch noch soviel Mythen und Wunder beglaubigt. Diese Regel ist keineswegs neu, man erschrecke nicht davor, sie hat immer gegolten. Oder glaubt noch irgend Jemand, Gott, der Geist ist, habe „mit seinem Finger steinerne Tafeln beschrieben"? Hat nicht vielmehr Mose seine Vernunft allein darüber befragt, welche von den in seiner Horde geltenden Sitten er zu Gesetzen erheben sollte? Ja, hat nicht die jüdische Sage, um jede kecke Frage abzuschneiden, die vorhandenen Gesetzestafeln nicht auf Gott, sondern auf Moses zurückgeführt? Nur so sichern wir die Autonomie des Moralprinzips. Aber, könnte man sagen, wo giebt es da etwas Bleibendes? Haben nicht Völker und Zeiten das Verschiedenste als sittlich geboten, Menschenopfer, Kindermord, Päderastie u. A.? Wohl, darum dürfen wir auch nicht einen bestimmt formulirten Gesetzescodex als Moralprinzip aufstellen. Aber, so gut die Geschichte der Religion und Philosophie immer neue Gestaltungen aufweist, und trotzdem ein langsamer Fortschritt menschlicher Einsicht besteht, ebenso behaupten

wir, trotz der zahlreichen Widersprüche, einen Fortschritt menschlicher Moralität. Freilich hat sich die Geschichte der Moral, sowenig wie die „Weltgeschichte", in grader Linie fortbewegt. In der Geschichte der Philosophie sehen wir immer wieder dieselben Probleme auftauchen, aber durch neue Fragestellung auch ihrer Lösung sich nähern. So müssen wir auch auf dem Gebiete der Moral die Frage nach dem Sittlich-Guten immer neustellen. Welche Qualität also des vernünftigen Menschen kann auf unbedingten und allgemeinen Beifall rechnen? Die vernunftgemäße (oder die natürliche); d. h. die Eigenschaft oder Handlung, welche subjectiv der (wahren) Natur des Menschen und objectiv der Natur der Dinge entspricht. Der Inhalt des Moralgesetzes ist also die Vernunft; seine Form, da die Vernunft durch die Sinnlichkeit oft gehemmt wird, der Imperativ.

Die menschliche Natur besteht nicht allein in der Sprache, im aufrechten Gang u. A., sondern in der Menschlichkeit, d. h. dem Ueberwiegen der Vernunft über die Triebe. Mit den Thieren haben wir den Trieb nach Selbsterhaltung, Nahrung und Genuß gemeinsam; aber während schon die höheren Thiere durch Vorstellungen (der Strafe, Belohnung, Ehre) zur Bändigung ihrer Triebe gebracht werden, so haben wir die Fähigkeit, unsere Vorstellungsmenge so groß und compact zu machen, daß wir jeden Trieb schnell und leicht in den Dienst der Vernunft zwingen. Vernunft ist das Gesetzmäßige, also das Allgemeine; die Triebe (Sinnlichkeit) das Besondere, Egoistische. Diese jener zu unterwerfen ist das wahrhaft Menschliche, Bändigung des Egoismus ist Moral. Wohl, die Sinnlichkeit ist auch Natur (naturalia non sunt turpia, heißt es) und man könnte uns einwerfen: Wie willst Du dem Säufer und Wüstling, die doch ihrer Natur folgen, Unsittlichkeit vorwerfen? — Ganz recht, wenn wir nur das subjective Kriterium gelten ließen, aber wir haben ja als höheren Maßstab die objective Natur der Dinge aufgestellt! Man blicke auf diese, um jene zu controliren. Der Wüstling folge seiner „Natur" (d. h. Sinnlichkeit), und bald wird er die Unmöglichkeit, dies

ferner zu thun, praktisch lernen! Der Egoist sorge nur für sich und ignorire die Mitmenschen, und bald wird er verlassen sein oder unschädlich gemacht, wenn er zur Schädigung Anderer fortschreitet. Die ganze Welt besteht nur durch Wechselwirkung, durch Geben und Nehmen, so fällt der Seins- und Erkenntnißgrund zusammen. Auch die menschliche Culturentwickelung beweist das. Die Civilisation ist zwar, wie wir oben sagten, aus Egoismus entstanden: um sich das Leben sicher und angenehm zu machen, haben die Menschen sich zur bürgerlichen Gesellschaft, zu gemeinsamen Gesetzen und Unternehmungen verbunden. Aber aus dem egoistisch Gegründeten entsprang bald die Moral, welche den Egoismus bekämpft. Die Gesellschaft brachte dem Einzelnen ebensoviel Pflichten als Rechte. Mag sie durch contract social oder ganz allmählich entstanden sein, alsbald sah sich, wer an ihren Vergünstigungen theilnehmen wollte, zu zahllosen Pflichten genöthigt. Doch das wäre immer erst nur ein Rechtsverhältniß, bei welchem der Egoismus ganz wohl bestehen könnte. Aber wir meinen auch, daß ein Rechtsverhältniß die erste, rohe Form und Basis der Menschlichkeit (Humanität) war. Moses' zehn Gebote enthalten außer den theokratisch-religiösen (1—4) und den juristischen (5—7), nur ein moralisches: „Laß Dich nicht gelüsten" (9 und 10), welches doch die drei vorhergehenden im Grunde ausschließt. Durch wachsende Herrschaft der Vernunft allein wird die rechtliche Verbindlichkeit zur moralischen; der Mensch erkennt, daß es ebenso schlecht ist, dem Nächsten nach dem Leben zu trachten, als ihn zu tödten, ihm sein Gut, seine Ehre, sein Weib nicht zu gönnen, als sie ihm zu nehmen; ja, je mehr die Idee des Vernünftigen, Naturnothwendigen Macht im Menschen gewinnt, desto höhere Anforderungen stellt sie an ihn: er soll nicht nur nicht tödten, nicht nur nicht tödten wollen, sondern sogar das Leben des Nächsten schützen und retten. Wie beim Einzelnen, vertieft sich bei ganzen Völkern, endlich bei der Menschheit die Moral. Nehmen wir irgend eine Tugend, z. B. die Vaterlandsliebe. Ursprünglich aus dem Selbsterhaltungstrieb des Indivi-

duums hervorgegangen, wurde die Selbstvertheidigung bald auf die Familie, dann auf die Sippe (als Blutrache) ausgedehnt; dann vertheidigte man seine Stadt, dann seinen Staat. So nützlich und egoistisch der Ursprung, so anti-selbstisch wird dies Thun, wenn der Einzelne bereitwillig auf sein eigenes Leben im Interesse des Ganzen verzichtet. Aber noch höher steigert sich diese Tugend im Weisen: er erkennt, daß sein Vaterland die Erde ist, daß jeder Mensch denselben Anspruch auf seine Hülfe hat, welche der Wilde nur den Blutsverwandten oder höchstens den Kralgenossen gewährt.

Auf diese Weise gestaltet sich allmählich die sittliche Idee: Humanität, d. h. nicht in dem Sinne des egoistischen Genusses, dem nichts menschliches fremd sein soll, der Alles genießen will, sondern in dem des Gefühls engster Zusammengehörigkeit mit allen Mitmenschen. Neben den Selbsterhaltungstrieb seiner Individualität tritt der Erhaltungstrieb des Ganzen; neben den Materialismus der Idealismus. Die Erweiterung des Horizonts lehrt uns die Solidarität des menschlichen Geschlechts. Dafür Sinn und Interesse zu wecken, ist die Aufgabe der religiösen, sittlichen und intellectuellen Erziehung. Zunächst aus Furcht vor, oder Liebe zu einem Gott, aus Rücksichten auf Lohn und Strafe; dann aus Achtung vor Autoritäten: Eltern, Lehrern, Obrigkeit; endlich aus selbstständiger Einsicht in die Nothwendigkeit, lernte die Menschheit, lernt der Einzelne gut handeln. Der Zweck der Ethik ist also die Totalität der Aufgaben, die sich aus dem Wesen des Menschen ergeben; ethisch ist der, welcher sie mit Bewußtsein und Selbständigkeit zu erfüllen strebt. Dies kann nur der sittliche Charakter. Der rohe und unmündige Mensch leidet immer an Selbstwidersprüchen, seine Triebe zerren ihn hin und her; er sucht sie durch kluge Berechnung zu befriedigen, aber Besorgnisse, Täuschungen und Schicksalsschläge lassen ihn nicht zur Ruhe kommen. Diese Unruhe wächst mit den Verhältnissen; treten die äußeren zurück, so beunruhigen uns innere. Wie oft werden unsere intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Interessen durch Andere ver-

letzt. Wir finden unser Leben fortwährend mit dem der Andern verflochten, Verdruß und Langeweile scheinen (dem Pessimisten) daher die beiden Lebenspole zu sein. Sehen wir aber näher zu, so merken wir leicht, daß die Hauptschuld an dieser Unzufriedenheit in uns liegt. Die Unklarheit der Gefühle, die Verworrenheit der Begriffe und die Unsicherheit der Werthurtheile macht, wie wir oben zeigten, die Menschen unglücklich. Nach innerer Freiheit haben wir daher vor allem zu streben. Wie aber ist die zu erlangen? Wir haben oben die falschen Wege skizzirt. Der Materialismus, Talmudismus und Ultramontanismus glaubt durch Selbstsucht, der Pessimist und dogmatische Christ durch Selbstverzicht davon frei zu werden. Wir kennen nur einen Weg: den Idealismus. Auf Grund der Selbstbehauptung Selbstverzicht! Selbsterhaltung durch Sympathie, d. h. Antheilnahme, auf Grund subjectiver Thätigkeit objective! Der Weg dazu ergiebt sich so: die Selbstbehauptung will zunächst sich allein; bald aber erweitert sich ihr Interesse zur Verwandtenliebe, dann zur Freundschaft. Unser eigenes Wohlsein wird durch das der Geliebten gesteigert. Um ihr Wohl zu erreichen, muß ich an der Erfüllung der Vorbedingungen desselben mitarbeiten. Ich erkenne, wie tausendfach verbunden die Interessen der von mir Geliebten mit denen Andrer sind. Um nicht ungeordnet und daher erfolglos zu arbeiten, muß ich mich zu einem Beruf entschließen. Dieser nützt aber ebenso dem Ganzen, wie mir selbst; indem ich Andern nütze, finde ich selbst Befriedigung. So arbeitet Jeder nach seiner Begabung in seinem Stande an den sinnlichen, politischen, intellectuellen, ästhetischen oder religiösen Interessen des Ganzen. Das Bewußtsein davon ist der wahre Kosmopolitismus, der ohne diese Berufsarbeit im kleinsten Kreise hohle Phrase bleibt. In diesem Sinne ist uns, wenn auch nur mittelbar, nichts Menschliches fremd; denn hier fällt subjective Befriedigung (Freiheit) mit dem Interesse des Ganzen zusammen.

Je mehr wir dies Ineinander erkennen, desto energischer wird in uns die Idee des Sittlich-Guten; je häufiger diese die Selbst-

sucht überwunden hat, desto fester wird unser sittlicher Charakter, der sich in immer peinlicherer Gewissenhaftigkeit, immer stärkerem Pflichtbewußtsein bekundet. Durch Einsicht in die Nothwendigkeit erstarkt in uns die innere Freiheit, die Ehrfurcht vor dem Sittengesetz und die Ergebung in unsere Schranken; durch Einsicht in den Zusammenhang unseres physischen, geistigen und sittlichen Lebens mit Andern erstarkt in uns die Nächstenliebe, die sich zunächst als Gerechtigkeit, dann als Güte beweist; durch Einsicht endlich in das höchste Ziel der Menschheit, das allgemeine Glück, erstarkt in uns das Interesse für das Ganze, welches sich in energischer Arbeit für allgemeine Civilisirung, Aufklärung und Besserung bekundet.

Zum Schluß nur noch ein Wort gegen den Einwand, der dem Leser gewiß schon lange auf der Zunge schwebt: „Das ist Alles ganz schön, aber wie denkst Du solche Grundsätze allgemein zu machen?“ Freilich habe ich mich auf keine göttliche Eingebung zu berufen, wie die alten Gesetzgeber; ich verzichte auf das handfeste Schreckmittel der Hölle ebenso wie auf die Lockspeise des Himmels; ich kann auch bei dieser Moral kein leichtes Leben versprechen, wie der Materialismus: — aber ich glaube, die Wahrheit wird allmählich von selbst zur Anerkennung gelangen. Ueberlegen wir, wodurch z. B. das Christenthum allmählich Eingang gefunden, so ist's auch nur das Naturgemäße an ihm, nicht der Dogmatismus, der ihm Eingang verschaffte. Und laßt nur zunächst die „Vernünftigen“ (wie Kant sagt) so denken, laßt erst die wieder mehr von Begeisterung für die idealen Interessen der Menschheit erfüllt sein; laßt uns 30 Jahre lang unsere Jugend in diesem Idealismus erziehen —: so werden in nicht zu langer Frist jene moralischen Irrthümer, die sich aus den Unmündigen rekrutiren, die meisten ihrer Anhänger verloren haben!

Anmerkungen.

1) Vgl. F. Kirchner, Katechismus der Gesch. d. Philosophie. Leipzig. Weber 1877. S. 220.

2) Vgl. F. Kirchner, Leibniz's Psychologie. Cöthen. Schettler 1875. S. 96.

3) Vgl. Pfleiderer, Der moderne Pessimismus. Habel 1875.

4) Vgl. F. Kirchner, Gesch. d. Philosophie. S. 341. Leipzig. Weber 1877.

5) Vgl. C. Willmanns, Die goldene Internationale. S. 51. 61. Berlin, 1876.

6) Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur. v. Scharff-Scharffenstein, Das geheime Treiben, der Einfluß und die Macht des Judenthums. Stuttg. 1871.

7) Vgl. Huber, Der Jesuiten-Orden. München 1872.

8) G. Trächsel, Der Katholicismus seit der Reformation. Berlin, Habel 1875.

9) Vgl. K. Schwarz, Zur Gesch. der neuesten Theologie. 2. A. 1856. S. 65 f. 353 ff.

10) Vgl. F. Kirchner, Zur Reform des Religionsunterrichts. Berlin, Habel 1877.

11) Bei E. Du Mont, Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers u. Darwins. Leipzig 1876. S. 105.

12) Vgl. F. Kirchner, Zur Reform des Religionsunterrichts. Berlin, Habel 1877. S. 8.

13) Vgl. Leibniz's Leben und Denken S. 251 ff. von F. Kirchner. Cöthen, Schettler 1876.

14) F. Kirchner, Freiheit des Willens. Halle, Fricke 1874.

Berlin.
Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht)
Adler-Straße 12.

Ueber

Ausbreitung und Bedeutung

der

neuen Culturbestrebungen

in Japan.

Von

Agathon

Dr. A. Wernich,

z. Z. in Rom.

Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Carl Habel in Berlin.

Es sind etwa sechs Jahre her, daß die Zeitungen aller civilisirten Nationen in Menge mehr oder weniger interessante Berichte über die Umwälzungen in Japan lieferten, und daß vor dem Publikum dieselben als interessante Zeitfrage debattirt wurden. Im natürlichen Lauf der Dinge lag es, daß allmählich jenes Culturexperiment des Ostens mehr in den Hintergrund trat, daß besonders die englische Presse seit einigen Jahren nur noch gelegentlich darauf zurückkommt. In den gebildeten Kreisen Dentschlands hat man — und wie ich glaube, mit Recht — den Fragen: „Dringt wohl die europäische Civilisation auch in das japanische Volk ein? — Auf welchen Wegen importirt man sie und in welchen Sprachen? — Wird sie eine gewisse Beständigkeit haben?“ — ein gleichbleibendes und nicht blos auf Neugier beruhendes Interesse zugewandt. Dem letzteren mit einer zusammenhängenden Darstellung entgegen zu kommen ist der Zweck der nachfolgenden Zeilen.

Unter den vielen befremdenden Räthseln, welche auch für den Gebildeten bis zur Mitte der fünfziger Jahre das japanische Inselreich umhüllten, nimmt die fast hermetische Abgeschlossenheit desselben eine hervorragende Stellung ein. Die Berichterstatter der einzigen Nation, welche fast zwei Jahrhunderte lang allein von allen Europäern dort Verbindungen hatte, die Holländer, verstanden ihr eigenes Interesse viel zu wohl, um nicht diese gänzliche Abschließung in ihrer Weise der übrigen Welt begreiflich zu machen.

Eingeschlossen auf der wenige Quadratruthen großen, künstlich aufgeschütteten Insel Desima vor Nagasaki, wissen sie nicht genug die Schwierigkeiten hervorzuheben, welche für jeden Verkehr mit dem Lande bestanden, die Schlauheit, mit welcher die Japaner allen ihren Anstalten weiter vorzudringen entgegentraten, die Wachsamkeit, welche unausgesetzt die zu besonderen Zwecken in die Stadt eingelassenen Fremden umgab und die heimliche Annäherung auch des unbedeutendsten fremden Fahrzeuges unmöglich machte. Todesstrafe stand für jeden Eingeborenen auf nicht kontrollirten Umgang mit den Fremden, für die Faktorei und ihre Schiffe erwuchsen die ernstlichsten Schwierigkeiten, wenn der Verdacht heimlichen Verkehrs auch nur rege geworden war. Auch die rein geographischen Schwierigkeiten der Annäherung an die japanischen Inseln werden von den holländischen Schriftstellern in gebührender Weise betont.

Noch jetzt dürfen wir die schon in der absoluten Entfernung beruhenden Verkehrshinderniss nicht unterschätzen. Zwei ausgezeichnete Dampfschiff-Gesellschaften, die Peninsular & Oriental S. S. Comp. und die Gesellschaft der Messageries Maritimes vermitteln zur Zeit konkurrenzweise den Verkehr zwischen London, resp. Marseille und Yokohama und machen ihre Fahrten, alle Gunst der guten Jahreszeit vorausgesetzt, in durchschnittlich 42—45 Tagen; die furchtbaren Wirbelorkane des gelben, chinesischen und japanischen Meeres sind noch jetzt im September und Oktober das Entsetzen aller Segelfahrzeuge und halten diese Meere von denselben fast frei, — was Wunder, wenn vor 25 und 30 Jahren nur wenige regelmäßig abgehende chinesische und holländische Schiffe den bedrohten Weg steuerten, wenn die Ankunft der letzteren von den von aller Welt getrennten Einsiedlern auf Desima als das größte Freudenfest gefeiert wurde. Mit Nachrichten von gestrandeten englischen, russischen und amerikanischen Fahrzeugen, die an den östlichen und südlichen Küsten beim Versuche der Annäherung zu Grunde gegangen waren, wurden die Holländer von ihren japanischen Freunden reichlich versehen und die Gründe, welche die letz-

teren für diese in ihrer Anzahl vielleicht absichtlich übertriebenen Unglücksfälle angaben, waren so entmuthigend als möglich. „Was „hülfe es uns auch, — so klagt ein Briefschreiber aus De„sima, — wenn Einige der Unsrigen vor Wißbegier und Ueber„muth so weit getrieben würden, heimlich in's Land zu schleichen. „Dicht an der Bucht, wenige Schritte hinter den letzten Häusern „der Stadt thürmen sich die Berge auf, deren wenige Pfade streng „bewacht werden, gegenüber ist ein ödes, unwirthbares Eiland; „die Brandung, welche die klippigen Ufer nach Süden umtobt, „macht jede Landung unmöglich! Und sollte es Einer wirklich „wagen, um die nördliche Spitze zu fahren, so kommt er in die „inländische See, wo Fels an Fels das Fahren gefährlich macht, „und wo an der engen Stelle von Simonoseki ihn der doppelte „Wachtposten unfehlbar sieht und anhält oder tödtet."

Diese Bedenken gegen die japanische Küste enthalten jetzt noch nichts Uebertriebenes. Schroff starrt der vulkanische Fels dem Landung Suchenden an den meisten Stellen entgegen, mit äußerster Vorsicht und nur am Tage fahrend sucht der die Inlandsee bereisende Dampfer seinen Pfad durch das Labyrinth pittoresker Klippen, Kuppen und Kegel, welche drohend die Auswege überall zu versperren scheinen. Die Enge von Simonoseki beherrscht noch jetzt die Passage vollkommen, und wenn auch das ausgezeichnete Leuchtthurmsystem der japanischen Küste seit etwa 10 Jahren sich vollkommen dem der europäischen Culturländer an die Seite stellen kann, so ist doch die natürliche Ungunst der Küstenformation so groß, daß noch im Jahre 1872 der prachtvolle Messagerie-Postdampfer „Nil" wenige Meilen südlich der Bucht von Yeddo durch einen unseligen Irrthum rettungslos unterging. Nur wenige Landungspunkte sind günstig genug, um bei der Wahl von Anlege- und Hafenplätzen in Betracht zu kommen.

Die südöstliche Insel Sikok entbehrt noch jetzt eines Hafens für europäische Schiffe vollkommen.

Auf der westlichen Insel Kiusiu besteht neben Nagasaki noch

Kagoſima. In der Inlandſee (Südſeite der Inſel Nipon) iſt Kobe-Hiogo und Oſaka hauptſächlich zu nennen, während Simonoſeki als Hafen nur von untergeordneter Bedeutung iſt. An der Weſtſeite von Nipon wurde Niigata geöffnet, die nördliche Inſel Yezo bietet den einzigen Hafen Hakodade, und an der Südoſtſpitze von Nipon hat endlich Yokohama (früher von einem etwas nördlicher gelegenen Punkt Kanagawa genannt) allen übrigen den Rang abgewonnen. Kleinere Landungsorte, wie Matoya, Doſima 2c. ſind für europäiſche Schiffe nie zu beſonderer Bedeutung gelangt.

Faſt alle japaniſchen Häfen ſind von den Reiſebeſchreibern als beſonders pittoresk geſchildert worden, — und mit Recht. Was ihnen jedoch das maleriſche Intereſſe, die landſchaftliche Schönheit verleiht, deutet zugleich die Schwierigkeiten für eine vom Hafen nach dem Inneren des Landes ſich fortpflanzende Communication an; es ſind die ſchroffen, zuweilen dicht hinter den Hafenplätzen ſich aufthürmenden Berge. Sind ſchon der Invaſionspunkte nicht viele, ſo ſind die Verbreitungsbezirke, die dem Fremdenverkehr offen ſtanden, meiſtens von außerordentlicher Beſchränkung. Ein Blick auf die Karte lehrt, wie ein Kanalſyſtem zur Verbindung mit dem Inlande wegen der Kürze und Gefährlichkeit der Flüſſe faſt nirgend exiſtirt, wie die Landverbindungen meiſtens auf eine oder zwei Straßen beſchränkt ſind, und wie oft ſelbſt dieſe noch über Gebirgspäſſe gehen. Nur Yokohama hat eine größere Ebene als Hinterland (ca. 15 geogr. Meilen lang und $3^1/_2$—$4^1/_2$ Meilen breit), überall ſonſt ſchließen die Bergketten die Küſtenbevölkerung von einem innigeren Verkehr mit den Binnenländern ab. Noch jetzt üben dieſe geographiſchen Bedingungen auf die Invaſion der europäiſchen Cultur einen unverkennbaren Einfluß aus. Während in der großen Ebene im Oſten längſt der Anblick der Fremden ſelbſt, allerlei kleine europäiſche Kleidungs- und Luxusbedürfniſſe, eine ſporadiſche Kenntniß der fremden Sprachen den Eingebornen geläufig geworden ſind, fällt hinter den meiſten

anderen Häfen wenige Meilen von der Küste die absolute Unberührtheit der Bevölkerung in hohem Grade auf.

Die Erschließung des Hafens von Yokohama mußte deshalb von ganz besonderer Bedeutung für die Ausbreitung fremden Elementes angesehen werden, und man bezeichnet deshalb sicher mit Recht das Jahr 1853 als den Wendepunkt der neueren japanischen Geschichte. Die Japaner hatten bis zu diesem Jahre einer freundlichen oder feindlichen Invasion von dieser Seite her mit großer Ruhe entgegen sehen können. Umfahrungen der Inseln von Süden oder Norden her wurden zwar immer von Zeit zu Zeit versucht, scheiterten indeß meistens an der Gefährlichkeit der Küsten, die Benutzung des Weges durch die Inlandseen war der so einfachen Controlle wegen unbemerkt nicht möglich, amerikanische Schiffe waren zuweilen wohl über den stillen Ocean verschlagen worden, dann aber meistens weit nördlich von Yokohama angelaufen und aufgefangen oder zurückgewiesen worden.

Man kann sich daher wohl von der Bestürzung und dem Staunen der Küstenbehörden an der Bay von Yeddo eine Vorstellung machen, als gegen Ende des Jahres 1853 ein ziemlich wohlconditionirtes Geschwader unter dem amerikanischen Commodore Perry vor Anker ging. Anknüpfung freundlicher Beziehungen, Freigebung mehrerer Hafenplätze, besonders an der Ostküste, womöglich Abschließung eines unabhängigen Handelsvertrages, — das etwa waren die unerhört klingenden und unausführbar scheinenden Prätensionen des Beauftragten der Vereinigten Staaten. Es gehörte die ganze Festigkeit des Wollens, die unbeugsame Rücksichtslosigkeit gegen freundliche und übelwollende Abschweifungen, die das Imponirendste im amerikanischen Nationalcharakter sind, dazu, um den Japanern gegenüber zum Ziele zu gelangen. Aber die Mission glückte: Mitte 1854 wurde ein Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten in Kanagawa unterzeichnet. Es lag in der Natur der oben kurz skizzirten Verhältnisse, daß die Bedeutung dieses Aktes für die künftigen Schicksale Japans eben so schnell

von Seiten der europäischen Mächte als von Seiten der japanischen Regierung selbst gewürdigt wurden. Während jene in überraschend kurzen Fristen ebenfalls Verträge zu schließen suchen, setzen die Japaner jedem neuen derartigen Ansinnen immer neue Schwierigkeiten und Bedenken entgegen, so daß die Verhandlungen mit den europäischen Mächten oft unterbrochen, Jahre lang hinausgeschoben werden und schließlich in einer fast willkürlich erscheinenden Reihenfolge und nach langer, mühsamer Arbeit zu einem Abschluß führen.

Während der Vertrag mit den Vereinigten Staaten ohnehin erst Ende 1854 unterzeichnet wurde, arbeitet eine russische Expedition unter Admiral Putiatine noch das ganze Jahr 1855, um zu gleichem Ziele zu gelangen; 1856 und 57 bringen Anträge die Holländer, Franzosen und Engländer, die einfach abgewiesen werden, bis 1858 die letzteren mit größtem Nachdrucke und mit den ernstlichsten Feindseligkeiten drohend, Ende des Jahres einen Vertrag zu Stande bringen, auf Grund dessen denn auch die Franzosen paktiren.

Im Jahre 1860 folgt dann der holländische und preußische Vertrag und die fremden Mächte haben sich also im Zeitraume von sieben Jahren im Lande festgesetzt. Nicht um von jetzt ab auf friedlichem Wege demselben das Glück und den Segen europäischer Civilisation zu bringen, wie allgemein bekannt. — Der Verkehr und die Verhandlungen mit den Fremden bringen der Regierung des Taikun, welcher als Majordomus bis jetzt alle Staatsgeschäfte geleitet hatte, nicht nur diplomatische Verlegenheiten, sie regen vielmehr den unzufriedenen, niederen Feudaladel so auf, daß seit 1859 fortwährend Attaquen auf die Fremden, unausgesetzte, meuchlerische Angriffe auf einzelne Angehörige der Gesandtschaften, mit theilweisem Erfolg gekrönte Versuche zu Massenermordungen derselben aufeinander folgen. Die Repressalien, die von Seiten der fremden Mächte, besonders Englands, erhoben werden, drücken das Gouvernement, die Höhe der gezahlten Summen regt auch das Volk auf, man verlangt eine allgemeine Austreibung der Fremden, die doch die Regierung als unmöglich erkennen muß, kurz,

die Stützen, die so lange die Gesellschaft und das Staatsgebäude hielten, beginnen zu wanken, zu fallen. Das fünfhundertjährige, erbliche Majordomat der Taikuns oder Sioguns (wie sie oft in europäischen Berichten genannt wurden: der weltlichen Herrscher) war längst bei dem höheren Feudaladel verhaßt, — viele unmittelbare Reichsfürsten vereinigen sich, das lästige Joch abzuschütteln und auf eigene Hand die fremde Invasion entweder zu ecrasiren oder Nutzen von ihr zu ziehen.

So wurden die fremden Kaufleute einerseits angezogen durch die ungeheuren Vortheile, die beim Waffenhandel und anderartigen Lieferungen zu verdienen waren, andererseits schwebte ihr Leben fortwährend in der dringendsten Gefahr. Die Gesandten selbst werden 1863 genöthigt, sich nach Yokohama in den Schutz ihrer Flotten zu begeben.

In diesem Jahre tritt zuerst der bis dahin den Fremden vollkommen fabelhafte, tief im Innern des Landes von einem sonderbaren Hofstaate und göttlicher Erhabenheit umgebene, wirkliche Kaiser, der Vater des jetzigen Mikado oder „geistlichen Herrschers", wie man ihn oft auch bezeichnet, auf und zwar mit einem Decret, alle Fremden zu vertreiben. Eine formidable vereinigte Flotte aller europäischen Mächte sammelt sich als Antwort im Hafen von Yokohama, die Beschießung der Stadt kann jeden Augenblick beginnen. Während hier durch heimliches Dazwischentreten mächtiger Vasallen der Ausbruch der Feindseligkeiten verhindert wird, beginnen dieselben wirklich in Kagosima, Nagasaki und Simonoseki. Das Jahr 1864 findet das Land in voller Kriegsjährung: Häfen werden bombardirt, Städte zerstört — hier schließt man mit den Fremden Lieferungsverträge ab, dort dauern die mörderischen Angriffe auf dieselben fort. Vier Jahre heftigen, blutigen Streites der unabhängigen Fürsten gegen den Taikun und gegen einander, der Fremden theils für des Taikun's Regierung, die sie gleichwohl schon wanken sahen, theils im heimlichen Bündniß mit den mächtigsten jener Fürsten, — ein Bellum omnium contra omnes — folgen,

bis endlich durch einen glücklichen Plan einsichtsvoller Männer der Sohn des inzwischen verstorbenen, den Fremden feindlichen Mikado, der eigentliche, rechtmäßige Erbkaiser aus seiner Unthätigkeit und Verborgenheit gezogen und an die Spitze der Staatsrevolution gegen den rebellischen Siogun und die noch widerstrebenden Fürsten gestellt wird. Mit Hilfe der Fremden gewinnt er im Jahre 1868 das entschiedene Uebergewicht, wird zum alleinigen absoluten Herrscher eingesetzt, hebt das Majordomat für ewige Zeit auf, bestraft die rebellischen Fürsten durch Verlust ihrer Hoheitsrechte und schließt mit den europäischen Mächten neue Verträge. Eine andere Gelegenheit, und eine geschicktere Kraft gehört dazu, um das verworrene Bild jener vier Kriegsjahre richtig zu beleuchten und die Verwickelungen bis in's Einzelne hinein zu lösen. (Siehe Anm.)

Und doch habe ich eine kurze Charakteristik dieser Periode nicht entbehren können, denn in ihr wurzeln die ersten Keime der neuen Culturbestrebungen, die wir von jetzt an im Lande aufblühen sehen. Nicht auf dem heiteren, sonnigen Boden einer Kunstschule, nicht von zarter Hand in die empfänglichen Herzen der Jugend gepflanzt, sondern auf den blutgetränkten Schlachtfeldern und Schiffen finden wir ihre ersten Spuren.

Die europäische Bewaffnung und Kriegsführung hatte den Neid und die Bewunderung der japanischen Staatsmänner und Oberbeamten erregt: schon im Jahre 1859 wird in den Verträgen das Bedürfniß ausgesprochen, praktische Kenntnisse der fremdländischen Waffen- und Munitionsfabrikation zu erwerben, und die ersten Lehrer, welche von Staatswegen engagirt wurden, sind Offiziere.

Die innere Nothwendigkeit der neuen Culturbewegung beruhte auf dem Bewußtsein der Inferiorität, sei es auf rein rechtlichem Gebiet, sei es gegenüber der ultima ratio, der Gewalt.

Um dieser letzteren gegenüber doch nicht ganz verstummen zu müssen, war die erste Nothwendigkeit, sich im modernen Sinne wehrhaft zu machen. Der Ankauf von Schiffen und Waffen, das

Engagement fremder Marine-Offiziere und Exerciermeister bildet die erste Phase der Culturbewegung. Dann kommen Architekten, Verfertiger von Arsenalgegenständen, Waffen — dann Ingenieure, Aerzte, Apotheker 2c.

Man sieht bald ein, daß alle tüchtigen Angehörigen dieser Stände eine lange und gründliche Vorbildung durchgemacht haben, daß an allen Ecken Sprachkenntnisse gebraucht werden, man überzeugt sich gelegentlich der Ambassadenreisen in Europa, daß dort für alle diese anscheinend rein praktischen Zwecke jahrelang theoretisch vorgebildet und erzogen wird. Es wird der Weg versucht, eigene Landsleute nach Europa zu senden, um den Europäern Alles abzulernen. Junge vornehme Japaner überschwemmen die Hauptstädte und Universitäten, und müssen, um hier ihre Zwecke erreichen zu können, nicht nur Sprachen, sondern auch Sitten, Gebräuche, Lebensweise 2c. lernen.

Es soll diesen jungen Leuten nicht der Vorwurf gemacht werden, als hätten sie ihre Zeit und ihre Mittel absichtlich in unzweckmäßiger Weise verwendet. Daß Einzelne vielmehr mit eisernem Fleiß und auch mit Geschick ihre Aufgaben verfolgten, ist allgemein zugestanden. Wenn aber einerseits die Sprachvorbereitung eine ungenügende war, wenn eine Welt von Nebendingen sie von ihrem Ziel vielfach ablenkte, so war es vor Allem die physische Schwäche ihrer Körperanlage, welche den Meisten die Erfüllung ihrer Aufgabe unmöglich machte. Statt mit Frische und Lebhaftigkeit ihr reformatorisches Werk nachher vollführen zu können, kehren sie kränklich und unbefriedigt in die Heimat zurück.

Es muß deshalb dieser Weg bald verlassen werden, einmal als zu kostspielig, dann aber auch, weil die Beauftragten die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllten. Man sieht ein, daß es viel sicherer und billiger ist, Schulen im Lande zu errichten, besonders da die Uebersiedelung dorthin immer weniger gefährlich wird und da sich immer mehr abenteuersüchtige Europäer an Ort und Stelle zu Instrukteuren anbieten.

Diesem Zuströmen höchst zweifelhafter Culturvertreter, besonders aus Amerika gegenüber und nicht ohne mit denselben einige schlechte Erfahrungen gemacht zu haben, beginnt die Regierung im Jahre 1869 mit Hinzuziehung der Vertreter der europäischen Regierungen und von diesen selbst auf's Freundlichste unterstützt, Lehrkräfte in Europa zu gewinnen und vertraut denselben die mit großer Opulenz eingerichteten oder noch zu gründenden Institute an. Man glaubt den kürzesten und sichersten Weg zu gehen, wenn man aus jedem Lande diejenigen Kräfte entlehnt, welche dem blühendsten Culturzweige desselben angehören. So stellt Frankreich die Instrukteure der Armee, England diejenigen für Marine- und Minenwesen, Deutschland tritt für die Naturwissenschaften, Italien für die freien Künste ein. Nur durch diese für die ostasiatische Auffassung äußerst einleuchtende eklektische Methode steht die japanische Culturbewegung so wunderbar in ihrer Art da. Oft genug hat man sie auch ihrer Entstehung nach als ein willkürliches und bizarres Experiment angestaunt und verurtheilt. Für den mit der Geschichte der Revolutionsbewegungen Vertrauten fällt, wie ich gezeigt zu haben glaube, dieser Vorwurf weg; ging auch in seinem Beginne vielleicht der Gedanke des Anschlusses an Europa von Einzelnen aus: in seiner Entwickelung hat er sich folgerichtig und mit innerer Logik vollzogen und nicht der Ehrgeiz und die Nachahmungssucht haben ihm die Wege gewiesen, sondern der eiserne Finger der Nothwendigkeit. —

Es sei mir nun gestattet, in kurzen Zügen eine Charakteristik der augenblicklich in Japan und vornehmlich in der Hauptstadt Yeddo oder Tokio, wie der Mikado sie benannt hat, bestehenden nach europäischem Muster eingerichteten Staatsanstalten zu geben.

Fast ganz in japanischen Händen und nur unterstützt von einigen europäischen Persönlichkeiten sind: das Post-, Telegraphen- und Leuchtthurmwesen, ferner die Gasanstalten in Yokohama und Tokio; wenige europäische Kräfte bedarf auch die Eisenbahn, doch

muß auch nach dem neuesten Kaufkontrakt das Lokomotivführer-Personal noch aus Europäern gebildet werden. Die Dock- und Arsenalanstalten, die Dampfschifffahrt an den Küsten und nach China bedürfen zu ihrem Betriebe eines aus Europäern gebildeten Oberpersonals, während die in mittleren Stellungen befindlichen Beamten und das technische Unterpersonal aus den Eingebornen genommen werden. Eine eigenthümliche Erscheinung bilden die aus europäischen Berathern und inländischen Oberbeamten gemischten Commissionen. Hierhin gehören gewisse Departements des Finanz-, Handels- und Hausministeriums; ein Ausschuß zur Abfassung des neuen Gesetzbuches; eine Commission zur Beaufsichtigung des Papiergeldwesens; die Prüfungscommission für Seeleute; ein Ausschuß zur Inscenirung der Industrie-Ausstellungen, theils inländischer, theils für die im Auslande kürzlich mit so großem Beifalle aufgenommenen.

Bevor ich übergehe zu den eigentlichen Unterrichtsanstalten, die ihrem Wesen nach dem Unterrichtsministerium oder dem Ministerium des Krieges und Handels unterstehen, muß ich, um nicht absichtlicher Vernachlässigung schuldig zu erscheinen, die Arbeiten und Erfolge der Mission kurz berühren, besonders auch weil nachweisbar diese Gesellschaften in vielen Ländern zu Trägern der Gesittung und civilisirter Auffassungen werden.

Ein höchst einsichtsvoller und durch seine Promenade autour du monde auch populär gewordener österreichischer Staatsminister und höherer Beamter, Herr v. Hübner, macht in seiner Reisebeschreibung sein Bedenken gegen den Standpunkt geltend, auf dem er die Culturarbeiten in Japan im Jahre 1872 vorfand. „Man „scheint mir — so äußert er sich — ohne einen sehr wichtigen Factor „vorgegangen zu sein. Kann man wohl glauben, daß man die „Religion, auf die sich doch für Europa fast die ganze Summe der „Culturbestrebungen zurückführen läßt, hier ganz wird entbehren „können? Stehen nicht alle diese Arbeiten ohne eigentlichen Halt „und Zusammenhang da?" — Man muß diese Besorgnisse bis jetzt

als unbegründet bezeichnen. Weder fühlt der moderne, dem Europäer näher stehende Japaner das geringste Bedürfniß nach religiöser Vertiefung seines Wesens, noch sieht man, daß die Missionsanstalten, wo sie bereits bestehen, als Schulen den Eingebornen gegenüber eine besondere Bedeutung haben. Da andrerseits antireligiöse Feindseligkeiten ganz aufgehört haben, läßt sich der Standpunkt des modernen Cultur-Japaners der christlichen Religion gegenüber am treffendsten als ein vollkommener Indifferentismus kennzeichnen. —

Die numerisch umfangreichste Unterrichtsanstalt (sie zählt 27 europäische Lehrer und über 600 Schüler) ist das Kaiseigakko, wörtlich „große Schule", welches eigentlich eine Universität darstellen soll, aber nach unseren Begriffen doch von einer solchen sehr verschieden ist.

Genau genommen ist es eine Dolmetscherschule mit einer englischen, einer französischen, deutschen und russischen Abtheilung und in den höheren Klassen eine auf rein praktische Ausbildung zielende Lehranstalt für Mathematik, Rechtswissenschaften, angewandte Philosophie und geognostische Fächer — ein Institut, an welchem noch viel herumexperimentirt wird.

Von Zeit zu Zeit erscheinen in unseren Zeitungen Notizen darüber, daß dieser und jener junge Gelehrte für die „Kaiserlich japanische Landesuniversität" engagirt sei. Ein deutscher Philologe oder Vertreter eines anderen gelehrten Faches würde schwerlich die Berufung an diese Lehranstalt annehmen, wenn er eine klare Anschauung der Grundsätze, nach denen dieselbe geleitet wird, und eine oberflächliche Kenntniß der Zumuthungen, welche den Lehrern dort gemacht werden, vorher erwerben könnte. Monate lang haben mir bekannte Landsleute sich gesträubt, an diesem Werk mitzubauen, bevor sie auf etwas modificirte Bedingungen hin ihre erste Vorlesung dort hielten.

Die Anstalt wurde vor 1873 als bloße Sprachschule betrachtet und darin Englisch, Französisch, Deutsch und Chinesisch gelehrt.

Im genannten Jahre durch acht ansehnliche Gebäude erweitert, wurde sie durch den Mikado persönlich ihren künftigen „höheren Zwecken" überantwortet. Dieselben bestanden darin, daß die unteren Classen als Sprach- und Dolmetscher-Schulen fortbestehen, die höheren Classen aber der Erlernung anderer Wissenszweige gewidmet sein sollten. Ein französischer Cursus in Polytechnicis, ein deutscher in Bergwissenschaften, ein englischer in Rechtskunde und Philosophie wurden in's Werk gesetzt und diese drei oder vier Fächer waren es, die dem japanischen Interpreten das stolze Wort „Universität" auf die Zunge legten. Da eine theologische Facultät nicht beliebt wurde, auch wohl nicht gut möglich war, die medicinische als besondere Akademie existirt, genügte der oberflächlichste Vergleich mit unseren Lehranstalten, um jenen Namen zu wählen und dadurch zahllose Mißverständnisse herbeizuführen. — Die weitere Entwicklungsgeschichte der kaum dem Begriffe unseres „Lyceums" entsprechenden Anstalt giebt ein treues, aber gerade deswegen so trübes Bild von japanischer Kritiklosigkeit und von fremdländischer Gewinnsucht und Erniedrigung. Die Schwierigkeit, an einer Anstalt in drei verschiedenen Sprachen zu lehren, wurde nur zu bald klar. Im Juni 1875 wurde vom Erziehungs-Departement der schon längere Zeit vorher besprochene Entschluß proclamirt, in Zukunft für die „höhere Ausbildung" nur noch eine Sprache anzuwenden, die anderen Universitätsfächer jedoch theils mit Lehrern dieser Sprache zu besetzen, theils in andere Anstalten zu verlegen, theils abzuschaffen. Es wurde demnach der bis dahin deutsch ertheilte Cursus im Minenwesen ganz aufgehoben; dasselbe Schicksal ereilte den polytechnischen Cursus in französischer Sprache, für den jedoch ein Specialcurs „in Physics" eingerichtet wurde. Die überlebende Sprache war also die englische; man würde indeß mächtig irren, wenn man die übriggebliebenen Lehrer für Engländer halten wollte. Sie waren und blieben Amerikaner; manche ganz ehrsame, aber der Wissenschaft in ihrer Weise dienende Reverends und Baccalaurei amerikanischer Universitäten; manche aber auch

„American Professors“ in des Wortes verwegenſter Bedeutung. Dieſe Leute lehren und verſtehen Alles. Engagire heute einen ſolchen Profeſſor mit gutem Gehalt für „mathematics“ und ſtelle ihm morgen die Wahl, ſein Gehalt zu verlieren oder eine Vorleſung über „ethics“ zu beginnen, und Du kannſt ſicher ſein, daß er Dich mit der letzteren erfreuen wird. — Das war das Syſtem, mit welchem der jetzt verſtorbene japaniſche Director des Kaiſeigakko jeden Unterrichtsgegenſtand praktiſch ermöglichte, von dem er oder ſeine Vorgeſetzten im Unterrichtsminiſterium läuten hörte. Die deutſchen Lehrer waren in ihrer dem Japaner unbegreiflichen Art, nur eine Sache ſo gründlich zu verſtehen, um ſie lehren zu können, den Herren am unbequemſten; deshalb wurden ſie natürlich auch zuerſt abgeſchafft.

Soweit waren die Mängel des Kaiſeigakko und ſeine verderbliche Tendenz allgemein bekannt und wurden vielfach in der Colonie beſprochen. Der eigentliche Kern des dortigen Weſens trat jedoch klarer erſt zu Tage, als ein Zeitungsartikel des „Japan Daily Herald“ (vom 26. Auguſt 1876) einige Enthüllungen darüber brachte. Er beſpricht die in's Auge gefaßte Gründung einer neuen Anſtalt, in welcher Ruſſiſch, Deutſch, Franzöſiſch, Mathematik, Schifffahrtskunde ꝛc. gelehrt werden ſollte, giebt zu, daß dieſes auf der Baſis der engliſchen „Country Colleges“ errichtete Etabliſſement ein Concurrenz-Unternehmen gegen das Kaiſeigakko ſein werde und fährt dann fort: „Das ganze Syſtem des Kaiſeigakko iſt zerrüttet. „So gut der einzelne Lehrer ſein mag, er hat keinen Halt in „ſeiner Stellung durch die Stipulationen ſeines Contracts, wenn „er nicht das Glück hat, das Wohlwollen ſeiner Schüler zu erwerben. So geſchickt er ſein mag in Erläuterungen, ſo gelehrt „in der Theorie, ſo gut er es verſtehen mag, die Wiſſenſchaft dem „Horizont der Schüler anzupaſſen, — Geſchicklichkeit, Weisheit „und Tact geben ihm nicht die geringſte Chance, wenn ſie ſich in „Gegenſatz ſtellen zur Kunſt zu gefallen und zur Augendienerei „(Plausibility and Servility).“ — Leider laſſen ſich Spuren dieſer

Auffassung des Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler auch in andere Anstalten verfolgen. Was an unseren Universitäten als gelegentliche Manifestation gegen einen unbeliebten Professor sporadisch auftritt, ist dort vollkommenes System. Hast Du Dir Anrechte auf Anerkennung erworben, so bestürmen Dich Deputationen von Schülern, wenn Dein Wille fortzugehen längst erklärt ist und wenn Deine Koffer schon zur Abreise gepackt dastehen, — hast Du die Gunst der Zöglinge verscherzt oder bist Du vielleicht einem hohen japanischen Beamten mißliebig geworden, so organisiren sie eine förmliche Spionage um Dein Thun und Treiben und drehen allerlei Fäden zu einem Strick zusammen, um Dich dadurch vom Rechtsboden Deines Contracts zu treiben. Auf welche einzig mögliche Art die medicinische Akademie diesem Unfug zu steuern vermochte, soll weiter unten zur kurzen Erläuterung kommen. — Der große Triumph des Kaiseigakko, den es in seinen Jahresberichten feiert, bestand darin, Schüler der höchsten Klassen für die Weiterbildung in Europa geschickt zu machen. „Im Juni 1875 wurden „11 Studenten des Kaiseigakko ausgewählt, um zur Fortsetzung „ihrer Studien in fremde Länder gesandt zu werden;" und „im „Juni 1876 wurde wieder eine Anzahl Studenten der höchsten „Universitätsklassen bestimmt, ihre Studien in anderen Ländern „fortzusetzen, von denen acht nach England, zwei nach Frankreich „gehen."

Die Examina wurden immer mit ziemlichem Prunk abgehalten; als Examinatoren fungirten indeß die vom „Wohlwollen der Schüler abhängigen Lehrer." Daß die spielgefechterische Taktik der Vorexamina und das wörtliche Einpauken auf die Fragen dabei zu einer hohen Blüthe entwickelt worden ist, darf kaum bezweifelt werden; denn als probeweise eine Zahl der deutschen Sprachschüler (aus den unteren Classen) zum Zweck des Uebertrittes in die medicinische Akademie einmal von anderen Lehrern examinirt wurde, ergab sich eine betrübende Unreife dieser „souveränen Schüler" auch gegenüber den mäßigsten Anforderungen. —

Zu welchen Wandlungen das Kaiseigakko noch ausersehen ist, vermag Niemand zu sagen; auch in ihm wird ja zweifellos mancher fruchtbare Keim ausgesäet; auf den Namen einer Universität hat es jedoch sicher nicht die geringste Berechtigung, und schwer wird auf seiner Entwicklung der Druck amerikanischer Alleswisserei und pauvrer Katheberkriecherei lasten.

Klarere, rein technische Zwecke verfolgen:

1) Die Militär-Unterrichtsanstalt, durch 12 französische Offiziere unter Commando eines Obersten geleitet, die jetzt hauptsächlich Kadetten- und Offiziersanstalt geworden ist und eine eigene militärärztliche Unterrichtsanstalt, sowie ein thierärztliches Lehrinstitut besitzt. — Unterrichtssprache französisch.

2) Die englische Marineschule (Naval School), eine praktische und theoretische Lehranstalt für die Marineoffiziere mit einem Personal von 12 oder 14 britischen Instruktoren. — Unterrichtssprache englisch.

3) Eine dem Minen-Departement beigegebene kleine englische Lehranstalt für das Bergfach, die ihren Angehörigen neben dem theoretischen Unterricht durch Reisen nach den Bergwerksbezirken auch die nöthige praktische Gewandtheit verleiht.

4) Ueber eine durch drei italienische Künstler neu zu organisirende Akademie der Künste ist Näheres noch nicht anzuführen, da das Unternehmen erst Ende 1876 in's Leben gerufen wurde.

5) Die im Jahre 1871 begründete medicinisch-chirurgische Akademie ist, wie dies von A. Westphal in der „Illustrirten Zeitung" und von mir in der „Klinischen Wochenschrift (1874 bis 1875)" näher ausgeführt wurde, die einzige der neueren japanischen Unterrichts-Anstalten, welche ihrem Wesen nach einer deutschen Hochschule nahe kommt. Ihre Vorschule, wie die Akademische Lehranstalt selbst auf einen vierjährigen Cursus berechnet, könnte jeden Moment, sobald administrative Vortheile dies wünschenswerth erscheinen lassen würden, von der eigentlich medicinischen Unterrichtsanstalt abgetrennt werden. Sie bietet vor Allem

Ausbildung in der deutschen und lateinischen Sprache, der Mathematik, Geographie, Europäischen Geschichte und den vorbereitenden Naturwissenschaften. Nach 8 Semestern treten die so vorbereiteten, dann etwa 19 Jahre alten jungen Leute in die eigentlich medicinische Schule ein.

Die letztere erreicht ihre Aufgabe in den nun folgenden acht medicinischen Semestern, in deren erster Hälfte Anatomie, Physiologie, Chemie, Physik, Botanik und Zoologie deutsch vorgetragen werden. Die letzten zwei Jahre sind dann dem eigentlich medicinischen Unterricht gewidmet, der in den theoretischen und praktisch-klinischen zerfällt. Die Resultate sind erfreulich und würden noch sicherer erscheinen, wenn nicht immer noch von Seiten der japanischen Behörden Versuche gemacht würden, die Studienzeit abzukürzen und grade die fähigsten Schüler vor der Zeit in anderweitige ärztliche Stellungen zu verpflanzen. Andererseits sind die administrativen Behörden den lange geäußerten Wünschen der an der Anstalt thätigen Aerzte durch den Bau eines in zweckmäßigem Pavillonstil errichteten neuen Hospitals für innere, chirurgische und gynäkologische Kranke kürzlich entgegen gekommen.

Von all' diesen Anstalten haben *keine* japanischen Unterrichts-Direktoren und eine selbständige Verfassung die französische Militärschule und die medicinische Akademie, was für die Japaner zuweilen unbequem erscheint, aber allein segensreich sein kann.

Ganz den Gegensatz zu diesen bilden die kleinen holländischen und deutschen Arztschulen im Lande, die leider noch nicht ganz aufgehoben werden konnten und sehr von der Willkür der Provinzial-Gouverneure und Direktoren abhängig sind, und die kleinen, zuweilen nur mit 1—2 ausländischen Lehrern, meistens Amerikanern, besetzten Sprachschulen. — —

Zur Orientirung über den Begriff des „Schülers" in Japan werden den Lesern einige Bemerkungen über die Heranbildung eines solchen in älterer Zeit und besonders auch über die Elementarschulen des Landes von Interesse sein. Solche finden sich überall,

selbst die kleinsten Dörfer entbehren ihrer nicht; aber noch in den größten, ja in den mit Europäern in fortwährender Berührung stehenden Plätzen sind sie fast auf demselben primitiven Standpunkt, wie bei anderen ostasiatischen Völkern, welche mit abendländischer Cultur in Berührung gekommen sind. — Dicht an einer stark belebten, staubigen, vom Geschrei der kleineren spielenden Kinder wiedertönenden Straße finden wir einen gewöhnlichen, einem sehr kleinen Hause angehörenden Raum, von noch nicht 1000 Cubikfuß Inhalt, in dem einige zwanzig Kinder mit ihrem Schulmeister zusammengepfercht sind. Aeußerlich ist die Schulhöhle gewöhnlich erkennbar durch die entsprechende Zahl von Kinderschuhen, die vor dem Eingange abgesetzt werden und durch die Verwahrlosung der Papierthüren und Fenster, deren Füllungsmaterial in zahllosen älteren und neuaufgeklebten Fetzen aus den Holzrahmen hervorhängt: ein naturgemäßes Gegengift, denn ohne diese natürliche Ventilation müßten Lehrer und Kinder ersticken. Aber auch ohne diese sichtbaren Zeichen kündigt sich die Schule auf Straßenweite an: durch das laute Nachbeten der von der tieferen Stimme des Lehrers vorgemurmelten, von den durchdringenden Kinderstimmen mit fröhlicher Unverdrossenheit nachgeplärrten Sylben und Sätze. Wer noch zweifelt, warte bis die lange gefesselte Schaar der engen Thüröffnung entströmt, das geringe Schulmaterial im schwarzen Beutel lustig schwenkend, im Nu in die wartenden Holzschuhe schlüpfend und von einem Dunst gefolgt, der fast sicht- und fühlbar, den Geruchsnerven aber sehr bemerklich dem Lokale entweicht. Uebrigens steht der Eintritt in die Lehrstunde jedem mit den japanischen Höflichkeitsbezeugungen vertrauten wohlgekleideten Fremden ohne Umstände frei.

Was wird nun hier gelehrt und gelernt? — Von Alters her besteht der ganze Lehrstoff in den Kleinkinderschulen in der Einprägung der Sylbenschrift des Katakana und der Zusammenfügung derselben zu kleinen Sinnsprüchen und Gebeten. Die Zeichen werden in großem Maßstabe von den Kindern mit Pinsel und Tusche

auf quartblattgroße Stücke groben Papiers gemalt und durch unaufhörliches, gedankenloses Wiederholen dem Gedächtniß fest eingeprägt. Für die Mädchen blieb es auch in den höheren Klassen bei dieser Ausbildung, für die Knaben wurde die Cursivschrift des Hirakana und die Erlernung einer Anzahl chinesischer Zeichen, besonders Ortsnamen, Zeichen der verschiedenen Obrigkeiten und Aemter, gerichtlicher, religiöser, topographischer und merkantiler Bezeichnungen erforderlich. Wer einige hundert derartiger Zeichen kennt, gehört anerkannt zur gebildeten Mittelklasse. Für die Frauen existirten die Zeitungen nicht; neuerdings wird auf Veranlassung der Kaiserin eine in der den Frauen verständlichen Schriftart herausgegeben.

Der Rechenunterricht beschränkt sich auf den Gebrauch der chinesisch-russischen Rechenmaschine, deren complicirtere Anwendung jedoch auch schon außerhalb des Schulhorizontes lag und selbstverständlich erlernt wurde, wenn der Knabe im eigenen Interesse etwas zu berechnen hatte, resp. in ein größeres oder kleineres Handelsgeschäft eintrat. Oft sieht man, wie die Frauen mit der Rechenmaschine geschickter umzugehen wissen, als Knaben und Männer. — Neuerdings hat bezüglich des elementaren Lehrstoffes eine entschiedene Bereicherung stattgefunden durch Aufnahme der arabischen Ziffern, ihrer richtigen Zusammenstellung und Verwerthung. In der Nähe der Schulhäuser sieht man Wände und Zäune mit den dem alten Japaner noch mysteriösen Zahlzeichen bedeckt, und wollte der Fusiyama ganz plötzlich Yeddo in einem Aschenregen begraben, so würden diese Kritzeleien der jungen Generation ein Zeugniß westlicher Cultur-Errungenschaften auf die späte Nachwelt bringen, das zu den künstlichsten Hypothesen Anlaß geben könnte. — Auch Buchstabenzeichen europäischer Form werden zuweilen schon in den Elementarschulen nachgezogen, jedoch ist die Verbreitung dieser Kunst noch auf enge Grenzen beschränkt.

Leider hat auf den Inhalt oder die Methode des in den Elementarschulen zu Lehrenden der europäische Einfluß noch gar

keine Propaganda gemacht. Statt elementarer geographischer, geschichtlicher oder naturwissenschaftlicher Kenntnisse überliefert die japanische Lehrerweisheit noch immer die beliebten Gemeinplätze von dem Werthe der Sinnsprüche: „Die Flamme leuchtet", — „Friede ernährt, Unfriede verzehrt" oder platte Umschreibungen der Moralgesetze. Es fehlt eben an jeder Anregung zur Bildung eines in geeigneter Weise vorbereiteten Elementarlehrerstandes. Einmal krankt der althergebrachte an dem Druck der gesellschaftlichen Verhältnisse: ein Dorfschulmeister gilt eben (wie ja auch noch vor gar nicht langer Zeit bei uns) als ein halber Schnurrer, der als nothwendiges Uebel ernährt und geduldet werden muß. Sein Gehalt beträgt, in günstigen Stellen, pro Kind und Monat etwa 1 Bu (= 1 Mark), Anstellungspflicht von Seiten der Gemeinden oder irgend welche Subsidien aus öffentlichen Kassen existiren nicht; alle Schulen sind reine Privatunternehmungen, wie etwa bei uns die Kleinkinderschulen für die Sprossen des besseren Mittelstandes. Dabei gilt es aber als ganz selbstverständlich, daß jedes Kind lesen und schreiben lerne, und wer diesen Bildungsmaßstab an die Japaner (bis in die unwirthbarsten Gebirgsgegenden hinauf) und die Einwohner mancher europäischen hochciviliſirten Länder anlegen will, wird zu ganz sonderbaren Schlüssen kommen. Gieb dem zerlumptesten und dürftigsten Jinrikſha' Kuli, dem fast thierähnlich aussehenden Ackerknecht im Inlande eine für diesen Zweck von einem höher Stehenden notirte Adresse und er wird Dich mit wenigen Ausnahmen an dein Ziel führen. Wie nicht genug hervorgehoben werden kann, lernt der Japaner das als nützlich und praktisch Erkannte fast ohne Anleitung und halb spielend.

Der Vortheil und Nachtheil dieser leichten Aneignung von Kenntnissen zeigt sich nirgend deutlicher als bei der Berufswahl. Die Schule führt einen nothwendigen Abschluß des Bildungsganges nicht herbei; wer in das dreizehnte Lebensjahr tritt, betheiligt sich in den niederen Ständen am elterlichen Beruf: der Schifferſohn

handhabt das Ruder, der Bauernsohn ackert, der Knabe des Handwerkers wird angehalten, nachdem er die Techniken längst kennen gelernt hat, nun bestimmte, seinen Unterhalt ermöglichende Arbeiten täglich fertig zu stellen. Für die etwas höheren Stände tritt die Fortführung des väterlichen Berufs und das Behülflichsein in demselben als eine Art Provisorium ein. Für den kleinen Handelsstand, für manche Kategorien von Beamten, für die Söhne der etwas besser situirten Landwirthe hat die neue Culturbewegung einen ähnlichen Zustand geschaffen, wie für die Nachkommen des ganz aufgehobenen Standes der Samurai. Es ist genügend bekannt, daß mit der Aufhebung der großen Vasallenthümer oder Daimiate auch die Lehnsmänner der Fürsten, die in ihren Clans herumlungernden bewaffneten Samurai gesetzlich zu existiren aufhörten. Der größte Theil der Samuraisöhne tritt, den Traditionen des vertilgten Standes entsprechend, in die Armee ein, versucht auch wohl in den besonders günstig dazu gelegenen Provinzen gelegentliche Rebellionen. Ein kleinerer richtet, wie die Söhne der früher genannten Kategorien, sein Augenmerk auf die von der Regierung begünstigte Richtung und sucht in ihr sein Fortkommen und sein Heil. Für die Fremden hat das Vorhandensein dieser in ihren Neigungen schwankenden Elemente den großen Vortheil gehabt, ein vorzügliches Material an Dolmetschern darzubieten. In keinem Hafen der Welt existiren für fast jede europäische Sprache so zahlreiche und ausgezeichnete Interpreten, wie in Yokohama; Verbreitungen fremder Sprachen, wie sie durch die Unterrichtsanstalten in Yeddo und in vielen anderen japanischen Hauptstädten vor sich gegangen sind, stehen vollkommen ohne Parallele da. Sicher trägt zur Erzielung dieser Polyglottie auch das remarkable Sprachtalent der Japaner bei; ohne die vorher angedeutete Unentschiedenheit vieler vor die Berufswahl gestellten Jünglinge würde jedoch eine annähernde Verbreitung der europäischen Sprachen unmöglich sein.

Die Schattenseite dieses Umhertastens ist bekannt und trostlos

genug, um lange bei ihr verweilen zu sollen. Es kann nicht Jemand heute Englisch und morgen Deutsch lernen wollen und beides vorzüglich verstehen. Kein angeborenes Talent und nicht der eisernste Fleiß macht es möglich, aus einem schon Jahre im väterlichen Geschäft thätigen Kaufmannssohn einen guten Techniker, aus einem durch äußeren europäischen Schliff gedrillten Diener einen brauchbaren Offiziersaspiranten, aus dem schon in die äußere Routine der väterlichen Beamtenstellung eingesprungenen Dandy einen hoffnungsvollen Studiosus zu machen. Das Alles aber verlangen die jungen Japaner von sich selbst und von den Leitern der betreffenden Bildungsinstitute; und zweifellos liegt der Todeskeim für manche der letzteren in der Naivität resp. Unredlichkeit, womit sie auf die betreffenden Zumuthungen eingehen.

Ein Beispiel für hundert. Ein junger Japaner besucht mich eines Nachmittags und eröffnet mir mit vieler sprachlicher Mühe, er habe jetzt Deutsch sprechen und schreiben gelernt aus rasendem Eifer für Medicin, besonders für innere Klinik; ich möchte ihn doch bei mir wohnen lassen und ihn in möglichst kurzer Zeit zu einem ausgezeichneten Arzt machen. Natürlich antwortete ich ihm: „Suchen Sie mit Ihren Kenntnissen Aufnahme bei der Prüfungs-„Commission unserer Schule nach. Wenn Sie dann bis zur inneren „Klinik gekommen sind, werde ich mich, weil Sie so großen Eifer „haben, Ihrer besonders annehmen. Wohnen kann Niemand bei „mir, da ich alle Räume meines Hauses brauche." Wenige Tage darauf erhielt ich folgende Stilprobe:

„Mein verehrter Lehrer! Dr. W.!

„Ich danke schön, daß ich Ihnen am vergangenen Tag an-„getroffen hatte. Entschuldigen Sie mich, daß ich damals „lange Zeit geblieben und Sie dadurch vielleicht in Arbeit „gehindert habe. Ich bitte Sie hierbei auch schriftlich, daß „Sie mich auf Ihren klinischen Unterricht mitnehmen und „ich widme mich besonders der inneren Medicin voll Eifer. „Da ich muß in der knappen Zeit die zu erlernende Sache

„prakticiren, so konnte ich mich nicht der Ordnung nach hin-
„richten. Aber es scheint mir denn nicht möglich zu sein,
„daß ich als der Akademiker in der Schule klinischen Unter-
„richt zuhören darf. Aber doch kann es wohl geschehen, daß
„ich mit dem Namen: „Ihr Parasitschüler" in das Hospital
„hingehe. Wollen Sie mir so gut sein: sage zur Schule,
„ich möge im Hospital klinischen Unterricht zuhören kommen.

Ihr ergebenster K."

Natürlich erfolgte eine Ablehnung. — In ähnlicher Weise wurde einer meiner Freunde um Zulassung zum chemischen Unterricht gebeten, nachdem sich ihm kurz vorher sein früherer „Boy" als flotter Cavallerie-Fähnrich vorgestellt hatte. Diese Neigung zum Berufswechsel wird in den höheren Beamtenkreisen übrigens systematisch cultivirt: ein tüchtiger, gut vorgebildeter Beamter muß ohne weitere Vorbereitung in jedes Departement übertreten können und in jedem leistungsfähig sein. Für die Jugend hätten solche Principien vielleicht eine weniger ernste Seite, wenn es nicht gerade mit der Gesundheit der geistig arbeitenden Stände so bedenklich bestellt wäre, wie weiter unten gezeigt werden soll. — Vorher mag der Errichtung von Töchterschulen ein Blick gegönnt sein. Die europäische und einheimische Presse hat sich mit wärmster Theilnahme dieses wichtigsten Gegenstandes aller Volkserziehung angenommen, die Kaiserin in repräsentativer Beziehung zur Hebung des weiblichen Geschlechts ihr Möglichstes gethan. Während des Jahres 1876 wurden von allen Seiten ernste Anstrengungen gemeldet, weibliche Erziehungsinstitute in's Leben zu rufen und gleichzeitig Erfolge dieses Strebens gemeldet. Besonders ging Osaka auf diesem Wege selbst der Landeshauptstadt voran. In der Frist von wenig mehr als einem Vierteljahre wurde gemeldet, „daß die Einrichtung von „Kakobas (Mädchenschulen) zu dem Zweck beabsichtigt werde, um „die heranwachsenden Kinder vor nichtswürdigen Speculanten zu „hüten", — und „daß diese Anstalten fertig gebaut und (am

„10. Septbr.) festlich eröffnet worden seien." Drei andere Städte: Shinmachi, Moriye und Matsushima folgten dem Beispiele Osakas unmittelbar. In Yeddo besuchte die Kaiserin im Laufe des Jahres mehrmals die normalen Mädchenschulen und zwar, wie berichtet wurde, nicht selten stundenlang (von 8½—11 Uhr). Eine andere hierauf bezügliche Zeitungsnachricht aus den Sommermonaten des Jahres 1876 lautet: „Dem Vernehmen nach haben die Sängerinnen „und die zweifelhaft beleumundeten Mädchen aus dem Nagasaki-„Departement bei der Regierung die Erlaubniß nachgesucht, eine „Schule auf eigene Kosten errichten und sobald als möglich eröffnen „zu dürfen." —

Auch darf nicht übergangen werden, daß die französischen Missionsschwestern sich mit großem Eifer die Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter der jungen weiblichen Bevölkerung Yokohamas angelegen sein lassen. —

Es läge wohl nahe, über die Lehrkräfte im Allgemeinen Ausführlicheres zu sagen. Indeß ist der Wechsel derselben einerseits ein ziemlich lebhafter, andererseits unterliegen die Fähigkeit der Constitution, im Lande gesund und kräftig zu bleiben, sowie die Accommodation an die Schüler und die äußeren Verhältnisse großen individuellen Schwankungen. Vielfach ist auch das Personal noch zu klein, und leider wird nicht selten von den Behörden auf die Beschaffung billiger Kräfte reflectirt. — Wichtiger ist es, über die Schüler, ihre Begabung und Leistungsfähigkeit Einiges zu berichten. Die jungen Leute, durchschnittlich im Alter von 15 bis 23 Jahren befindlich, legen eine hervorragende Intelligenz, eine schnelle Auffassungskraft, einen eisernen Fleiß an den Tag. Weniger bemerkbar ist ein besonderer Wetteifer, da dieser sich mit den japanischen Höflichkeits- und Freundschaftsgesetzen nicht vertragen würde. Was uns jedoch häufig nicht nur fremdartig, sondern geradezu störend erscheint, sind gewisse geistige und körperliche Defecte, die wir an dieser Stelle wenigstens kurz andeuten wollen.

Die alte, chinesische Methode des bloßen Auswendiglernens wurzelt noch tief im Geiste auch des gebildeten Japaners. Fast als unmittelbare Folge davon erscheint die Unfähigkeit zur Bildung von Abstractionen und Combinationen, welche oft jeden kurzen Ausdruck einer Schlußfolgerung und eines Grundgedankens unmöglich macht und uns beim Unterrichte zu weitläufigen, ermüdenden Umschreibungen zwingt. Endlich aber ist es das Fehlen eines gesunden Skepticismus, welches der wirklichen Aneignung des Gelernten eine böse Schranke zieht. Das „Jurare in verba magistri" ist nicht nur ein Höflichkeits-, sondern sogar ein Denkgesetz, dessen Beseitigung uns nur ganz allmählich gelingen kann. — Da alle Lehrinstitute zugleich Alumnate sind, welche mit Staatsmitteln unterhalten werden, ist auch die Frage der Finanzlage des Landes keine ganz nebensächliche. Eine wirklich als nothwendig sich herausstellende Beschränkung der Lehrmittel und der Unterhaltskosten der Schüler würde sicher einen ernstlichen Rückschritt zur Folge haben. Am bedenklichsten jedoch erscheinen mir gewisse physische Defecte in der Constitution der heranwachsenden Jugend. Muß dieselbe schon ganz im Allgemeinen als eine schlaffe, widerstandslose, den geringsten Schwankungen weichende bezeichnet werden, so fordern wirkliche Wachsthumskrankheiten in großer Zahl, dazu Tuberculose, die unheimliche Beriberikrankheit, Nervenstörungen ꝛc. Opfer in einer Menge, die jeden neu ankommenden europäischen Arzt in Schrecken setzt. —

Was für Hoffnungen werden also durch die Culturbestrebungen erfüllt werden? Eine Hoffnung, in welcher die Japaner sie unternahmen, und welche sie noch im Jahre 1871 ganz siegesfroh überall aussprachen, ist auf's Gründlichste getäuscht worden. Sie glaubten in drei Jahren, also im Jahre 1874, vollkommen mit der Erlernung oder Aneignung der europäischen Cultur fertig zu sein. Bestürzt sehen sie, wie Gewicht sich an Gewicht hängt, bekommen sie einen Begriff von der weiten

Ausdehnung des begonnenen Werkes und seufzen gewiß oft wie der Zauberlehrling: „Die ich rief die Geister, werd' ich jetzt nicht los!" Das haben wir Europäer natürlich vorher gewußt und vorher gesagt.

Schwieriger aber ist auch für uns die Prognose über die wirklich dauernden Erfolge unserer Arbeiten. Man darf wohl sagen, daß sie ein Schicksal haben werden wie jede Aussaat, die auf gut Glück in einen differenten Boden gesäet wird. Einiges verdorret einfach und geht spurlos zu Grunde, anderes schießt üppig in's Kraut und fällt ab zur Zeit der ersten Anfechtung, so die thörichten Nachahmungen europäischen Luxus', europäischer Ceremonien und Toiletten, der kostspieligen Gesandtschaften ꝛc. Noch anderes ersticken die Dornen des Geldmangels und der Unpopularität, dahin werden wahrscheinlich die Kunstbestrebungen, die Reise-Ausbildung in Europa, die allzu starke Vermehrung des stehenden Heeres gehören.

Aber in drei Beziehungen hat die bis jetzt angewandte Mühe, wie ich glaube, einen guten Boden gefunden. Es ist unwahrscheinlich, daß ein so bewegliches Volk wieder den Geschmack verlernen sollte an den Segnungen eines sicheren und schnellen Verkehrs, wie denn auch Post, Telegraph und Eisenbahn die ungetheilten Sympathien aller Japaner für sich haben. — Es ist kaum zu denken, daß ein so intelligentes Volk die mit größtem Enthusiasmus aufgenommenen Schätze der Naturwissenschaft wieder gegen das schnöde Blech ostasiatischer Zauberei und des absoluten Nonsens umwechseln sollte; es ist unmöglich, daß ein im Grunde humanes Volk, nachdem es die Segnungen einer milden Gesetzgebung sich zu eigen gemacht hat, zurückgreifen sollte auf die Gräuel der alten japanischen und chinesischen Justiz. Die nach diesen Richtungen ausgestreuten Saaten bringen wohl sicher gute und hundertfache Frucht. So dürfen wir, meine ich, mit Theilnahme und Wohlwollen den Wandlungen, die sich im fernen

Osten vollziehen, folgen; ihnen statt einer halb staunenden, halb verächtlichen Mißschätzung, welche auf die oft übertriebenen effecthaschenden Berichte als natürliche Reaction vielfach gefolgt ist, die wirklich verdienten Sympathien eines gebildeten Publikums zuzuwenden, ist gewiß eine lohnende Aufgabe Aller, welche längere oder kürzere Zeit ihre Kraft jenen Culturbestrebungen gewidmet haben.

Anmerkung.

Kurze Aufzählung der Kriegs-Ereignisse der Jahre 1863—1868.

1863. Ankündigungen drohender Gefahr für die Fremden. Dekret des Mikado, die Fremden zu vertreiben und die ihnen günstig gesonnenen Daimios zu bestrafen. Die neuen Gebäude der englischen Gesandtschaft werden durch Schießpulver zerstört; die Brandstifter sind wahrscheinlich durch die Behörden angeleitet. Das Attentat geht offenbar nicht gegen die Engländer allein. Eine furchtbare alliirte Flotte ankert in Yokohama-Bay. Vorsichtsmaßregeln gegen Feindseligkeiten auch von Seite der Schiffsbefehlshaber. Gefährlichkeit der Geschäftsbeziehungen und Unterbrechung des Handels. Der Siogun reist nach Kioto. Das Ultimatum wird vertagt. Kriegsähnlicher Zustand in Nagasaki. Die Fremden verlassen die Niederlassung. Angriff auf den Abbé Mermet de Cachon in Hakodade. Die amerikanische Gesandtschaft wird durch Feuer zerstört. Mikado und Siogun weisen die Entschädigungsklage zurück. Admiral Kuper erhält Befehle, Zwangsmaßregeln anzuwenden. Darauf zahlt die Regierung Entschädigung und schickt eine Vertheidigungsschrift an die englische Gesandtschaft. Geheime Verstärkung aller japanischen Festungen. Zwei japanische Kriegsschiffe greifen einen amerikanischen Steamer in Simonoseki an; ebenso wird das französische Depeschenschiff „Kienchang" daselbst attaquirt. Die deutsche Corvette „Medusa" wird beschossen und greift die Batterien an. Die amerikanische Corvette „Wyoming" rächt einen Angriff auf den „Pembroe"; ebenso die französische Fregatte „Semiramis" einen solchen auf den „Kienchang". Bombardement von Kagosima durch das britische Geschwader. Verluste auf beiden Seiten. Freundschaftliche Erfüllung der englischen Forderungen. Ermordung eines französischen Militärbeamten in Yokohama.

1864. Die Regierung versucht den Hafen von Yokohama zu schließen. Rückgängige Politik in Bezug auf eine diplomatische Sendung nach Europa. Inländische Kaufleute werden vom Handel in Yokohama zurückgeschreckt. Die Batterien vor Simonoseki feuern auf ein Dampfschiff des Siogun. Verstärkung der Befestigungen von Simonoseki. Großes Rendezvous

der vereinigten Land- und See-Macht in Yokohama. Plötzliche Zurückberufung der japanischen Gesandtschaft von Paris. Versammlung der vereinigten Streitkräfte in der Inlandsee. Simonoseki wird bombardirt, gestürmt, ihre Befestigungen zerstört. Die japanischen Geschütze werden erbeutet, die des gegenüberliegenden Forts unschädlich gemacht; der Engpaß von Simonoseki für Schiffe aller Nationen geöffnet. Die Soldaten des Daimio Choshu greifen den Palast des Mikado in Kioto an; während dessen wüthet eine zerstörende Feuersbrunst. Demolirung von Choshu's Palast in Yeddo. Choshu wird abgeschreckt, aber nicht unterworfen und bleibt ein muthiger Parteigänger. Revüe englischer und japanischer Truppen in Yokohama. Ermordung des Major Baldwin und des Lieutenant Bird in Kamakura; ein Mörder und zwei seiner Complicen werden in Yokohama hingerichtet.

1865. Denkschrift des Daimio Etzisen zu Gunsten der Ausländer an den Mikado. Das alte Edict gegen die Fremden wird später modificirt und die feindlichen Vorkehrungen rückgängig gemacht. Die japanischen Minister berathen über eine Veränderung des Edicts. Abreise der hauptsächlichsten Streitkräfte zur See und zu Lande von Japan. Ein japanisches Dampfgeschwader bombardirt die noch widerstehenden Befestigungen Choshu's. Er unterwirft sich der Regierung des Mikado und zieht sich mit seinem Sohn, dem Daimio von Nagato, in einen Tempel zurück. Der Siogun fordert starke Kriegskontributionen von seinen Untergebenen. Eine diplomatische Expedition geht zu Schiffe von Yokohama nach Osaka ab. Der Mikado giebt seine Zustimmung zu den Verhandlungen mit dem Siogun. Freundschaftlicher Verkehr der Bewohner von Hiogo gegen Offiziere und Mannschaften des Geschwaders. — Choshu wieder in offener Empörung gegen die Partei des Siogun.

1866. Beschwerde der Daimios gegen die Regierung des Siogun. Die streitenden Parteien erkennen indeß beide den Mikado an. Fremde Waffen, Munition und ein Kriegsschiff für Japan. Aufhebung des alten Edicts gegen das Verlassen des Landes. Der Daimio von Kiushu wird General-Feldmarschall und marschirt gegen die Truppen von Nagato. Satsuma steht im Geheimen dem Choshu in seinem Kampfe gegen den Siogun bei. Reisunruhen unter dem Landvolk in der Nähe von Yeddo und Yokohama. Kämpfe zwischen der Siogun-Armee und den Truppen des Choshu-Nagato. Eleganter Sieg der Nagato-Truppen. Die Streitkräfte von Nagato besetzen Buzen; Chioshu als Herr der Situation dictirt Friedensbedingungen. Bessere Ausrüstung und Einübung der Nagato-Truppen im Vergleiche zur Armee des Siogun. Ausgedehnte Feuersbrunst in Yokohama und erheblicher Verlust an Menschenleben. Bezirk des Brandes und Verlust an Eigenthum. Bedenklicher Zustand in Nagasaki während des Krieges.

1867. Einsetzung des neuen Siogun durch den Mikado in Kioto. Yoshi Hisa setzt seine Politik auf einer Daimio-Versammlung auseinander. Er ergreift die Zeichen der Macht mit Talent und Energie. Plötzlicher Tod des Mikado Kömei (Osa-h'to) in Kioto. Die großen Daimios vereinigen sich zum Widerstande gegen den Siogun. Der Siogun rechnet im Falle eines Bürgerkrieges auf französischen Beistand. Der neue Mikado und die Minister stehen auf Seite der opponirenden Daimios. Die Reise des Siogun wird auf dem Wege nach Kioto durch feindliche Daimios gehemmt. Er schickt sein Entlassungsgesuch an den Mikado. Politik, den letzteren wirklich zum Herrscher zu machen. Das Demissionsgesuch des Siogun wird unter Vorbehalt angenommen.

1868. Verbindung der Daimios zu einem Staatsstreich. Beginn einer Staatsrevolution unter der persönlichen Leitung des Mikado. Zustand von Anarchie besonders in Yeddo und seiner Umgebung. Seegefechte, Brand in Kanagawa, entscheidende Schlacht bei Fusimi; Flucht des Sioguns nach dem Castell von Yeddo. Die Stadt Yeddo wird dem Bevollmächtigten des Mikado übergeben. Besiegung der Streitkräfte des Südens in 3 Gefechten. Verzweifelter Kampf im Begräbnißplatze des Sioguns zwischen dessen letzten Anhängern und den Truppen des Mikado. Der englische Gesandte hat Audienz bei dem Mikado „Mutsh'to" und wird hierbei den vornehmsten Daimios vorangestellt. Constitution der neuen Regierung und Gesetzgebung.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Kanäle

und

Sammelbecken.

Von

Constantin Heinz,

Baumeister in Berlin.

Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Carl Habel in Berlin.

Die in der Neuzeit zur Ausführung gelangten öffentlichen Arbeiten und Unternehmungen weisen Beispiele auf, welche die größten Arbeiten des Alterthums unendlich überragen. Was sich unserer Betrachtung bei einem Vergleiche aufdrängt, ist der Unterschied in den Mitteln und Wegen zur Ausführung. In alter Zeit lag die Schaffung aller größeren Werke in der Hand des Staates, beziehentlich des Monarchen, während die größten Werke der Neuzeit (mit Ausnahme der jetzt in Angriff genommenen Trockenlegung der Zuider See) auf dem Wege freier Vereinbarung zu Stande kamen. Forschen wir nach den Gründen, so ergiebt sich einerseits, daß die übergroßen Bedürfnisse der modernen Staaten diese verhindern, die Ausführung riesiger Unternehmungen zu beginnen, andererseits, daß die fast zauberhafte Vervollkommnung und Ausbreitung der Verkehrsmittel den Ideenaustausch und jede Vereinbarung erleichtern, sowie daß die Verkehrsmittel und der Aufschwung von Handel und Industrie die Völkergrenzen niedertreten, und internationale Werke als Nothwendigkeit erscheinen lassen.

Für den vorliegenden Zweck kommen nur die zuerst erwähnten Momente in Betracht, und es ist einleuchtend, daß es auch für Deutschland unmöglich sein wird, bei fortwährend steigenden Staatsbedürfnissen friedliche Unternehmungen von großem Umfange und geringer Rentabilität oder gar mit schweren Opfern in Angriff zu nehmen.

Was somit geschaffen werden soll in dieser Richtung, findet durch die vorhergehenden Betrachtungen den Weg seiner möglichen Entstehung vorgezeichnet.

Wiederholt ist in den Parlamenten die Herstellung größerer

Wasserstraßen in Anregung gekommen, jedoch nur um Jedermann zu überzeugen, daß die Ausführung auf Kosten des Staates um so mehr frommer Wunsch bleiben muß, sofern nicht, wie es bei dem Nord-Ost-See-Kanal der Fall ist, zwingende Gründe der Landesvertheidigung die Inangriffnahme diktiren, als erwiesenermaßen die Anlagekosten von Wasserstraßen mit wenigen Ausnahmen baare Zinsen nicht abwerfen. Das Bedürfniß dieser Wasserstraßen bleibt nichts destoweniger, nur fragt es sich, ob es möglich sein wird, demselben in näherer oder fernerer Zeit zu genügen. Einen annähernden Begriff davon, was mit Staatskräften zu Stande kommen wird, geben die preußischen Etatsbewilligungen für Kanal-Neubauten. Bis zum Jahre 1874 figurirt dieser Ausdruck in den letzten zehn Jahren nicht im Staatshaushalt, sodaß daraus eine entsprechende Verwendung nicht nachweisbar ist. Von dort ab sind daselbst ausgeworfen für

1874	1875	1876	1877
Millionen Mark			
$10^1/_2$	$3^1/_4$	2	$2^1/_2$

also durchschnittlich $4^1/_2$ Millionen Mark pro Jahr, eine Summe, die nicht geeignet ist, für die Zukunft zu großen Erwartungen zu berechtigen, und welche für die jährliche Herstellung von 25 Kilometer Kanal kaum ausreichen dürfte.

Man muß sich daher die Frage vorlegen, ob es denkbar ist, Aktien-Gesellschaften etwa unter Beihilfe des Staates zu diesem Zwecke zu bilden. Aktien-Gesellschaften sind nun heutzutage leicht zusammengebracht, wo es sich darum handelt, Zinsen für die angelegten Kapitalien einzukassiren. Damit wird es jedoch bei Kanal-Anlagen, einzelne Ausnahmen abgerechnet, voraussichtlich schwach aussehen, und somit dürfte die Bildung von Aktien-Gesellschaften zu Kanalzwecken mit Aussicht auf Zinsengenuß nur in Ausnahmefällen in's Auge zu fassen sein.

Um diese Behauptung Jedermann klar zu machen, genügt es, eine Notiz über französische Wasserstraßen hier einzuschalten, welche einem Artikel der Kölnischen Zeitung entnommen ist. Da-

nach brachten die dem französischen Staate gehörigen Kanäle und schiffbaren Flüsse im Jahre 1865 an Gefällen ein rot. 5 Millionen Franken, während in demselben Jahre sich die Unterhaltungskosten auf rot. 11 Millionen Franken beliefen, und zwar 5¾ Millionen für die Flüsse und 5¼ Millionen für die Kanäle. Im Jahre 1867 sind die Tarife bedeutend ermäßigt worden, was theilweise eine ansehnliche Vermehrung der Frequenz zur Folge hatte.

In Frankreich ist man schon zufrieden, wenn die Kanalgebühren die Unterhaltungskosten decken, man verzichtet auf die Verzinsung der vom Staate gewährten Baugelder, und kann die Kanalgebühr so niedrig stellen, daß dem Schiffer nach Zuschlag der eigentlichen Transportkosten die Möglichkeit gewährt ist, die Fracht pro Centner Meile erheblich billiger zu stellen, als die Eisenbahn. Wenn das Baukapital der französischen Kanäle verzinst werden sollte, so müßte nach der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen die Kanalfracht pro Centner Meile im Jahre 1868 betragen haben:

a)	für Kapital-Verzinsung (32,75 Mill. Mark vertheilt auf 3551 Mill. Centner Meilen) . . .	92 Pf.
b)	für Unterhaltungskosten (5,62 Mill. Mark vertheilt auf 3551 Mill. Centner Meilen) . . .	16 „
c)	Transportgebühr erfahrungsmäßig	44 „
	zusammen	1 M. 52 Pf.

Unter solchen Umständen wäre eine Konkurrenz der Kanalschiffer mit der Eisenbahn natürlich absolut unmöglich. Als die französische National-Versammlung vor einigen Jahren neue große Summen zu Kanalbauten bewilligte, nahm sie aber an, daß die Baukosten sich indirekt verzinsen, und daß der Kanalschiffer nur die Unterhaltungskosten zu tragen habe. Danach beträgt

die Kanalgebühr pro Centner Meile . . .	16 Pf.
die Transportkosten	44 „
also die Kanalfracht	60 Pf.

pro Centner Meile.

Der Lauerei-Transport auf Strömen soll sich pro Centner Meile auf 0,3 Pf. stellen.

Allerdings erfreut sich der Staat New-York eines bedeutenden Ueberschusses ($2^1/_2$ Millionen Dollars) von den Kanal-Anlagen in seinem Territorium, die dortigen Verhältnisse können aber wohl kaum als für Deutschland maßgebend erachtet werden.

Wenn sich also Stimmen in der Presse vernehmen lassen, inländische Kapitalisten möchten lieber ihr Geld in inländischen Kanalbauten anlegen, als es in amerikanischen Eisenbahn-Papieren zu verlieren, so heißt das sich selbst täuschen, vom Standpunkt des Kapitalisten aus gesprochen, denn sein Geld wird er auf beiden Wegen los, ohne Zinsen zu erhalten, wenn es auch recht patriotisch erscheint, es zu vaterländischen Zwecken zu opfern. Das ist eben das Hemmniß für den Kanalbau, daß die angelegten Kapitalien sich nicht verzinsen, denn wäre es der Fall, so würden dieser Branche ebenso gut wie jeder andern Spekulation die Gelder zufließen, die sich nicht erst lange nöthigen lassen, wo es etwas zu verdienen giebt. Was durch Kanäle erreicht werden kann, sind wohlfeile Frachten, Erleichterung von Meliorationen und Vorbeugung klimatischer Verschlechterung. Andere wollen noch weiter gehen, und allen größeren Flüssen entlang Kanäle anlegen, denen die ersteren nur zur Speisung dienen sollen, da die Behauptung aufgestellt wird, durch fortwährende Wasserabnahme und Versandung der Flüsse seien die Kanäle die eigentlichen Wasserstraßen der Zukunft.

Die Erkenntniß der richtigen Sachlage war ein unbedingtes Erforderniß der weiteren Auseinandersetzungen, denen hier noch einige Zahlenangaben vorausgeschickt werden. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben im Jahre 1816 mit den Kanalbauten begonnen, und dafür 174 Millionen Dollars aufgewendet. In dieser Summe ist der Staat New-York mit $64^3/_4$ und der Staat Pennsylvania mit $50^1/_4$ Millionen Dollars einbegriffen.

Es besitzen vollendete Kanäle:

		Kilometer Kanäle	□ Kilometer Flächeninhalt
1873	Vereinigte Staaten von Nordamerika	5995	
„	darin Staat New-York	1366	121737
„	„ Pennsylvania . . .	1479	124656
„	„ Ohio	1263	103513
„	Niederlande	2453	32816
1872	Belgien	1559	29457
„	England	4580	313677
„	Frankreich	5037	528521
1874	Deutschland	2661	544433

Somit kommen auf je 10000 □ Kilometer in

den Niederlanden	748	Kilometer Kanal
Belgien	529	„ „
England	146	„ „
Frankreich	95	„ „
Deutschland	49	„ „

Die Eröffnung des ersten Kanals in Frankreich fand im Jahre 1642 statt. Fast gleichzeitig damit wurde der erste Kanal in Deutschland begonnen, wir hielten jedoch mit Frankreich nicht gleichen Schritt. Jetzt sind uns alle westeuropäischen Staaten darin weit voraus, und wir dürfen um so weniger hoffen, daß es uns in einer kurzen Spanne Zeit gelingen würde, unser Kanalnetz auf einen annähernd gleichen Stand zu bringen, den es etwa in England einnimmt, als sich die Kräfte nicht mehr so ungetheilt dem Chaussee- und Kanalbau zuwenden, wie dies ohne das Vorhandensein der Schienenstraßen der Fall sein würde. Nach Verhältniß der Größe des letztgenannten Landes fehlen uns 5288 Kilometer Kanal. Wir müßten also, um innerhalb sechzig Jahren auf den jetzt von England eingenommenen Stand zu kommen, jährlich 88 Kilometer bauen, wozu überaus wenig Aussicht vorhanden ist.

Die Wünsche der Nation erstrecken sich auf eine ganze Reihe von großartigen Bauten nebst den natürlichen, daraus resultiren-

den Abzweigungen. Es folgt hier eine kurze Erwähnung der Hauptlinien, von denen ein Theil in der dieser Schrift beigegebenen Tabelle als projektirt von der preußischen Regierung anerkannt sind:

1) Rhein-Weser-Elbe-Kanal, bereits vielfach besprochen und bearbeitet, eine wichtige Straße für den Absatz der rheinischen und westfälischen Kohle nach dem Osten.

2) Donau-Oder-Kanal würde ebenso wichtig sein für den Absatz der schlesischen Kohle nach dem Süden. Der schlesische Kohlenbergbau ist noch stets im Aufschwung begriffen, und die Grenzen der Ausdehnung des Beckens nach Osten zu noch gar nicht festgestellt, indem sich dasselbe weit nach Rußland hinein erstreckt. Die unerschöpflichen Vorräthe der Karpathen an Eisenerz im Verein mit den oberschlesischen Kohlen stellen den dortigen Gegenden für die Zukunft eine blühende Industrie in Aussicht, welcher selbstverständlich der erwähnte Kanal großen Vorschub leisten würde. Da bereits Versuche gemacht wurden, von diesen Kohlen nach Odessa zu versenden, so liegt es auf der Hand, daß mittelst Wasserfracht ein kolossaler Absatz nach Süden zu erzielen wäre. Als natürliche Fortsetzung dieses Wasserweges muß man sich einen Kanal von der Donau nach dem schwarzen Meere denken, welcher einen ununterbrochenen Wasserweg vom schwarzen Meere nach der Ostsee in Aussicht stellt.

3) Oder-Spree-Kanal ist bereits so weit als nothwendig anerkannt, daß die Vorarbeiten dazu in der Ausführung begriffen sind.

4) Donau-Elbe-Kanal, welcher eine direkte Verbindung von Hamburg mit dem schwarzen Meere in Aussicht stellt. Da auf der Moldau bereits zwei Dampfschifffahrts-Gesellschaften bestehen, und von dort ein kleiner zu Flößereizwecken dienender Kanal in die Donau führt, so geht daraus hervor, daß besondere Schwierigkeiten nicht obwalten können.

5) Oder-Weichsel-Kanal, wäre eine wichtige Verbindung für den Absatz von Getreide und sonstigen landwirthschaftlichen Pro-

dukten von Osten nach Westen, besonders auch für die Reichs-Hauptstadt mit ihrer wachsenden Bevölkerung. Ein Haupthinderniß der Kanalschifffahrt waren bisher die zu gering bemessenen Dimensionen, und müßte es Aufgabe sein, bei allen künftigen Bauten für größere Schiffe genügende Ausmessungen vorzusehen. Als nothwendige Consequenz ergibt sich alsdann die Vertiefung der vorhandenen Hauptlinien, und in erster Reihe des Ludwigs-Kanals, welcher der Aufgabe in seinem dermaligen Zustande keineswegs gewachsen ist.

Sollen wirkliche Wasserstraßen zwischen dem schwarzen Meere einerseits und der Nord- und Ostsee andererseits hergestellt werden, so müssen sie auch durch Schiffe von angemessenen Dimensionen passirbar sein.

In Frankreich hat Ende des vorigen Jahres mittelst der in London gebauten Schrauben-Yacht Elaine ein Versuch stattgefunden, eine Wasserstraße vom Mittelmeer nach der Nordsee zu konstatiren. Diese Yacht lief aus der Themse aus, ging bei Havre in die Seine, und erreichte unter Benutzung der vorhandenen natürlichen und künstlichen Wasserstraßen die Rhone hinab Marseille.

Sollen dereinst derartige Fahrten mittelst seetüchtiger Schiffe vom Schwarzen Meere nach Nord- oder Ostsee möglich sein, so dürfen wir unsere Kanäle nicht durch zu beschränkte Profile unpassirbar machen.

Nach Angabe des Geheimen Rathes Meitzen würde das deutsche Kanalnetz eine Länge von etwa 280 Meilen (2080 Kilometer) haben müssen, und einen Kostenaufwand von 140 Mill. Thalern erfordern. Daß das genannte Kapital zu diesem Zwecke keineswegs disponibel ist, liegt auf der Hand. Es wäre vielmehr anzunehmen, daß die als erforderlich in Aussicht genommenen Kanäle bei dem bisherigen Verlaufe der Dinge kaum in zwei Jahrhunderten vollendet sein werden, da voraussichtlich eintretende Kriege und regelmäßig wiederkehrende kommerzielle Krisen stets neue Verzögerungen bewirken müssen. Daß durch solchen Aufschub dem deutschen Volke wirthschaftlich großer Nachtheil zugefügt wird,

kann nach unserer Ansicht keinem Zweifel unterliegen. Es soll jedoch nicht verschwiegen werden, daß sich Stimmen vernehmen ließen, die da behaupten, die Anlage von Kanälen käme überhaupt zu spät, die Staaten thäten besser daran, etwa beabsichtigte Zuschüsse zu Kanalbauten entsprechenden Eisenbahnlinien zuzuwenden.

Der Frachtverkehr auf den Kanälen der Vereinigten Staaten von Nordamerika wird als in der Abnahme begriffen betrachtet, sodaß man sich durch die enorme Summe, welche in einem halben Jahrhundert dort zu Kanalzwecken verausgabt wurde, nicht darf täuschen lassen.

Nach Mittheilung der Norddeutschen allgemeinen Zeitung werden in Nordamerika gegenwärtig nur solche Kanäle als zur Ausführung geeignet erachtet, bei welchen folgende Bedingungen zutreffen:

1) Wenige Schleusen, theils der Kosten wegen, hauptsächlich aber, weil der Aufenthalt des Durchschleusens die Benutzung von Dampfkraft illusorisch macht.

2) Ausreichendes Speisewasser.

3) In minimo jährlich 10 Millionen Centner Frachtgut.

4) Verbindung der Endpunkte mit Eisenbahnen.

Wie man sieht, richtet sich dort das Hauptaugenmerk, wie überall bei Privat-Unternehmungen, auf die Rentabilität, welche bei uns eigentlich gar nicht zur Sprache kommt.

Wie dem aber auch sein mag, soviel steht fest, daß für eine große Zahl von Massengütern, wie Steine, Steinkohlen, Eisenerz, Salz und andere Mineralien, Braunkohlen, Holz und Holzkohlen, Getreide, Eisen, Blei, Heu, Stroh, Töpferwaaren, Schienen- und Eisenbahnschwellen, Kartoffeln, Rüben 2c. 2c., die Kanäle unersetzbar sind, es würde daher von großem Vortheil sein, wenn es gelänge, einen Weg ausfindig zu machen, den Beginn zur Herstellung eines Kanalnetzes mit einem Minimum von Opfern zu erreichen, und damit nähern wir uns dem eigentlichen Zwecke, der diesen Blättern zu Grunde liegt.

Der Lösung der gestellten Aufgabe müssen jedoch noch einige Betrachtungen voraufgehen.

Ob auf Kanälen Dampfkraft Verwendung findet oder nicht, macht natürlich einen bedeutenden Unterschied. Vorläufig wird jedoch bei uns eine solche Ausnutzung durch Dampf kaum in Rechnung gezogen, sei es nun, daß man die Frequenz für eine zu ungenügende hält, oder daß es an bahnbrechenden Beispielen dazu fehlt. Damit ist aber nur gesagt, daß bei uns die Kanäle bisher überhaupt noch nicht zur vollen Verwerthung gelangten, da es keineswegs unmöglich erscheint, daß wir von der stets fortschreitenden Technik Erfindungen zu gewärtigen haben, welche die Kanalschifffahrt in ganz anderem Lichte erscheinen lassen, als wir sie zu sehen gewöhnt sind. Es darf dabei nur an das System Larmanjat erinnert werden, wonach man die Schiffsgefäße auf dem Ufer mittelst Lokomobile auf Schienenbahn fortzieht, ganz davon abgesehen, daß die Technik der Dampfboote ebenfalls noch nicht den Höhepunkt erreicht haben dürfte. Auf amerikanischen Kanälen mit der Tauerei vorgenommene Versuche haben ein günstiges Resultat ergeben, und auf dem Erie-Kanal läuft eine ganze Anzahl von Dampfbooten. Die Ingenieure Meyer und Wernigh in Berlin haben eine Erfindung gemacht, wonach es möglich ist, die bisher erforderlichen unlenksamen und schwerfälligen Tauer durch ganz kleine, auf jedem Kanal und kleinen Flusse brauchbare Schiffe zu ersetzen, sodaß sich der Tauerei auf Kanälen ein ganz neuer Gesichtskreis eröffnet. Ferner wird darauf hingewiesen, daß es noch durchaus nicht entschieden ist, ob das Verfahren, Kanäle mittelst Heizung im Winter eisfrei zu halten, als unrentabel zu betrachten sei, es wären dafür vielmehr erst die beim Erie-Kanal gewonnenen Resultate in Betracht zu ziehen. Im günstigen Falle würde die Zeit der Benutzung sowie die Einnahme eine erhebliche Steigerung erfahren.

Es ist zu erwägen, daß viele und ausgedehnte Kanalstrecken zu Zeiten des Hochwassers bedeutende Massen aufzunehmen, und dadurch den Wasserstand der Flüsse entsprechend zu senken im

Stande sind, daß sie also gewissermaßen die natürlichsten Sammelbehälter und Schutzmittel gegen Ueberschwemmungen darstellen.

Die Heranziehung von industriellen Anlagen in Gegenden, welche erst durch Kanäle Wasserkraft erhalten, wäre nur eine Frage der Zeit. Die Industrie wird durch niedrige Arbeitslöhne konkurrenzfähig, sucht sie also sorgfältig auf, und bildet sich dort ihre Arbeiterstämme. Ganz armen Gegenden mit niedrigen Arbeitslöhnen könnten auf solche Weise reiche Erwerbsquellen und damit Wohlstand und Verkehr zugeführt werden. Die Fortschritte im Gebiete der Schiffbaukunst kommen ebenfalls den Kanälen zu Gute. Die „New-York Shipping and Commercial List" vom 5. Mai d. J. behauptet, daß Schiffe erster Klasse jetzt um 50 pCt. wohlfeiler gebaut werden können, als vor 10 Jahren. So wohlfeile Betriebsmittel müssen aber nothwendigerweise auf die Benutzung der Kanäle, den Eisenbahnen gegenüber, von großem Einfluß sein, um so mehr, als gleichzeitig die Erfindung des Professors Barff, das Eisen vor Rost zu bewahren, als schwerwiegendes Moment in die Wagschaale fällt für den Bau von eisernen Schiffen. Barff will nämlich das Eisen mittelst mehrstündiger Einwirkung überhitzten Dampfes mit Magnetoxyd überziehen, wodurch dasselbe eine fast unbegrenzte Dauer erhält, indem der Rost ihm nichts mehr anzuhaben vermag.

Nachdem sich die englische Admiralität von der Vortrefflichkeit des Stahles nach Siemens' Verfahren überzeugte, konnten alle Bedenken schwinden, welche die zweifelhafte Zuverlässigkeit des Bessemer-Stahles wach gehalten hatte. Die Admiralität bestellte nicht weniger als acht Stahlschiffe zu gleicher Zeit, womit dem Stahl unter den Schiffbau-Materialien für alle Zeit seine hervorragende Stelle angewiesen sein dürfte. Alle diese Momente zusammengefaßt, müssen von der Leistungsfähigkeit der Schiffe überhaupt, also auch der Kanalschiffe und ihrer Konkurrenzfähigkeit den Eisenbahnen gegenüber mit ihrem enormen Verschleiß an Material ein hohes Bild geben, um so mehr, wenn man annimmt,

daß damit der Höhepunkt der Schiffbaukunst keineswegs erreicht sein dürfte.

Ein ferneres Moment bilden die oft nur durch Kanalanlagen möglichen Ent- und Bewässerungen, und was Kanäle in Bezug auf territoriale und klimatische Verbesserungen werth sind, beweisen am besten die Ländereien zu beiden Seiten des Suez-Kanales. In Bezug auf Meliorationen können Kanäle unter der Voraussetzung, daß hinreichendes Speisewasser vorhanden ist, für einzelne Landstriche geradezu als Goldgruben bezeichnet werden, indem sich der Bodenwerth um das drei- und vierfache steigert. Dies ist jedoch eine Seite des Kanalwesens, welche bei uns noch in den Kinderschuhen steckt, da wir nicht durch die glühende Sonne Indiens oder Afrika's auf die Bewässerung unserer Felder hingewiesen werden. In Italien allein sind 1,000,000 Hektaren Ackerland durch die Bewässerungs-Kanäle auf einer hohen Stufe der Kultur gehalten, und was Egypten, Indien und ein großer Theil von China mit seiner enormen Bevölkerung ohne Bewässerung sein würde, wagt dort Niemand zu denken. Wir hochgebildeten und den Chinesen uns so unendlich überlegen dünkenden Deutschen wollen nicht wissen, daß dort die Bewässerung der Felder durch Kanäle seit Jahrtausenden als selbstverständlich betrachtet wird, und daß ein junger chinesischer Bauer uns mit großen Augen ansehen würde, wenn er hörte, daß wir verlangten, unsere Felder sollten uns ohne Bewässerung reiche Ernten geben. Die Versuche auf dem Marchfelde bei Wien haben dargethan, daß eine ganze Reihe von Kulturarten mit großem Erfolge bewässert werden können, während man bei uns dabei unwillkürlich nur an Kunstwiesen denkt. Im Kanton Wallis in der Schweiz soll man sogar auf steilen Berghängen Kartoffelfelder bewässern. Ueberall, wo das Speisewasser als ausreichend erscheint, müßten die Kulturzwecke schon deshalb mit in Betracht gezogen werden, weil die Wasserpacht dafür voraussichtlich einen größeren Ertrag als die Schifffahrts-Gefälle abwerfen dürfte, und somit dadurch allein eine Kanalanlage als rentabel betrachtet werden kann.

Sehr bezeichnend für das Wesen der Bewässerungs-Kanäle ist das grade vorliegende Kanalprojekt im Rhonethal, welchem man dasselbe als Ausgleichsmittel für verschiedene landwirthschaftliche Calamitäten zugedacht hat. Zunächst soll durch winterliche Ueberschwemmung die Reblaus bekämpft werden, und da bei der vorwiegend Weinbau treibenden Bevölkerung und einer Kanallänge von 300 Kilometern ein ausgedehntes Territorium berührt wird, so sind die desfallsigen Interessen allerdings von hohem Belang. Wie weit man darin zu gehen denkt, beweist die Höhe des Kanales, welcher durchschnittlich 50 Meter über dem Wasserspiegel der Rhone liegt, also an den Geländen mit Stauwasser ziemlich hoch hinauf zu reichen im Stande ist. Die Rhone soll jährlich 1630 Millionen Kbm. Wasser, und zwar in den 5 Sommermonaten 930 und in den 7 Wintermonaten 700 Millionen Kbm. abgeben, also pro Sekunde 70 resp. 30 Kbm., während der Strom durchschnittlich 400 Kbm. führt. Der Kanal würde in Folge seiner Höhenlage eine Landfläche von 220,000 Hektaren bewässern können, die zu entnehmende Wasserfläche reicht jedoch nur für 40,000 Hektaren aus.

Die Kosten des Kanales berechnet man auf 96 Millionen Mark, wovon $^2/_3$ durch die Betheiligten und $^1/_3$ durch den Staat aufgebracht werden soll. Als Pacht für Culturwasser werden 50 Mark angenommen, und zwar entweder für den Sommer oder für den Winter, während Wasserkraft zu industriellen Zwecken 160 Mark die 100 Liter 1 Meter Fallhöhe gegeben wird. Das Culturwasser erhält der Pächter für den genannten Preis bis zur Grenze seines Grundstückes zugeführt.

Es sei noch erwähnt, daß bereits von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen wurde, andere Nationen vermöchten wohlfeiler zu produciren, weil sie bei der Ausdehnung ihrer Wasserstraßen niedrigere Frachten hätten, und man machte darauf aufmerksam, daß beispielsweise die Eisenproducenten weit zweckmäßiger auf Herstellung von Kanälen, als auf Beibehaltung des Schutzzolles hingewirkt haben würden. Wenn wir es aber auch als eine Spezial-

frage für jeden einzelnen Fall betrachten, ob die Anlage einer Eisenbahn oder im gegebenen Falle eines Kanales den Vorzug verdiene, so steht doch soviel fest, daß der Konkurrenzfähigkeit der deutschen Nation durch Herstellung eines Kanalnetzes großer Vorschub geleistet wird. Es sind aber nicht nur Fabrikanten und Kaufleute, welche davon Nutzen ziehen, sondern es ist ein großer Bruchtheil der Nation.

Kommen wir nun zu den Mitteln der Ausführung, so würde es sich zunächst darum handeln, einen Verein zu bilden, welcher unter Beihilfe der Staaten einen im Minimum auf etwa sechs Millionen Mark zu bemessenden Fond zusammenbrächte, um denselben zinsbar anzulegen und zu verwalten. Zins auf Zins gerechnet würden diese sechs Millionen sich nach 45 Jahren auf 50 und nach 60 Jahren auf 100 Millionen belaufen, ausreichend, um damit sehr umfassende Arbeiten in's Leben zu rufen. Die aufgebrachte Summe von 100 Millionen wäre nun nicht ganz durch Bauten zu absorbiren, sondern es würden zu asserviren sein:

a) ein Fond, ausreichend, um aus den Zinsen die zur Unterhaltung erforderlichen Zuschüsse zu leisten, soweit die Gefälle dafür nicht genügen. Man könnte jedoch auch davon absehen, und die zur Unterhaltung erforderlichen Zuschüsse aus dem Fond b decken.

b) ein Fond, welcher durch Ansammlung der Zinsen nach einer zweiten Periode, und stets fortpflanzend, die abermalige Ausführung neuer Anlagen gestattet.

Beiträge zur Bildung des Grundkapitales würden zwar zu jedem Betrage entgegen zu nehmen sein, jedoch wird vorgeschlagen, behufs Bildung einer Centralstelle unter Mitwirkung der ursprünglichen Stifter über Beiträge von 300 Mark aufwärts zu je 300 Mark Certifikate auszustellen, welche deren Inhaber in den General-Versammlungen Stimmrecht verleihen.

Die bisher entwickelten Gesichtspunkte zeigen indessen nur die eine Seite des ganzen beabsichtigten Unternehmens, die andere Seite ist womöglich von viel größerer Tragweite.

Ehe wir jedoch dazu übergehen, die zweite Hälfte zu be-

sprechen, sei zuvörderst noch des Verhältnisses der Eisenbahnen zu den Kanälen mit einigen Worten Erwähnung gethan. Es mag sein, daß diese oder jene Kanalstrecke der Frequenz einer Eisenbahn Abbruch thut, im Großen und Ganzen sind jedoch beide Verkehrswege nicht als feindlich gegenüberstehende Elemente zu betrachten, denn sie ergänzen sich gegenseitig. Ein Beispiel dafür bietet der Kanal von Liverpool nach Manchester, der dem Zusammenwirken mehrerer Eisenbahn-Gesellschaften entsprungen ist. Jemehr sich Wohlstand und Verkehr im Großen beleben, desto größer ist die davon auf die Eisenbahnen entfallende Quote. Bauen wir Kanäle, so vermehren wir Wohlstand und Verkehr, heben somit den National-Wohlstand. Der befruchtende Thau für die Eisenbahnen geht aber vom National-Wohlstande aus. Wer das nicht glaubt, der vergleiche die Frequenz der Eisenbahnen namentlich in Oesterreich vor und nach dem sogenannten Krach. Oder aber man vergleiche in einer industriellen Gegend die Zahl der auf der Eisenbahn passirenden Achsen mit der entsprechenden Zahl eines unproduktiven Landes. Die Rheinische Eisenbahn liefert dazu auf ihren eigenen Linien Beispiele, indem im Jahre 1871 auf der Strecke nach Cleve zu z. B. täglich 7 bis 8 Züge, auf der Essener Strecke 80 bis 90 in 24 Stunden liefen.

Auch anderwärts ist man der Ansicht, daß Eisenbahnen die Kanäle keinesweges ausschließen. Die französische Enquête-Kommission für Eisenbahn- und Verkehrswesen hat im Jahre 1872 beantragt, zur Vermehrung der Kanäle in Frankreich innerhalb der nächsten acht Jahre 282 Millionen Mark zu verwenden. Vier Departements gehen dabei mit gutem Beispiel voran, indem dieselben zur Herstellung des Ost-Kanales gegenwärtig 160 Millionen Franken aufbringen.

Also nichts von Rivalität!

Davon abgesehen würden aber auch manche Handelsartikel einen gewissen Weg überhaupt nicht einschlagen, sie wären nicht konkurrenzfähig. Würden westfälische Kohlen in Berlin und dem

Osten des preußischen Staates wohl jemals Consumtionsartikel werden, ohne daß man sie zu Schiffe dorthin brächte?

Sollte es aber soweit kommen, daß das Reich sämmtliche deutsche Bahnen ankauft, was indessen kaum anders als in Folge bedeutender politischer Ereignisse denkbar ist, so würde erst recht von einer Rivalität zwischen Bahnen und Kanälen keine Rede mehr sein können.

Was den zu erreichenden Nutzeffekt auf Kanälen im Vergleiche zu demjenigen auf Eisenbahnen betrifft, so sind darüber sehr genaue Versuche angestellt worden, doch ist es unmöglich, das gewonnene Resultat in wenigen Worten wieder zu geben. In erster Reihe kommt es darauf an, ob die Bewegung der Last auf Kanälen durch Dampf oder Pferde stattfindet, sodann spielt die Schnelligkeit der Fortbewegung eine große Rolle, und drittens ist der Querschnitt des Kanales sowie die Anzahl der Schleusen von Einfluß.

Bei der Bewegung durch Pferde sind die Chancen für den Transport auf Kanälen beim langsamsten Gange die günstigsten, und verlieren mit zunehmender Schnelligkeit durch den Widerstand des Wassers, während der Widerstand auf Schienengeleisen bei jeder Schnelligkeit der nämliche bleibt.

Der Widerstand des Wassers in engen Kanälen ist größer als in weiten, und soll diese Differenz mindestens ein Fünftel betragen.

Die nachstehende Tabelle giebt das Verhältniß an zwischen dem Nutzeffekt eines Pferdes auf einer Eisenbahn und auf einem Kanal in Berücksichtigung des Maximal-Werthes seiner Tagearbeit, die im ersten Fall 160 Tonnen × 1600 Meter und im zweiten 480 Tonnen × 1600 Meter gleichgesetzt sind.

Man sieht aus umstehender Tabelle, daß bei einer Schnelligkeit von 3218 Meter in der Stunde die Arbeit des Pferdes dreimal größer ist auf einem Kanal als auf einer Eisenbahn. Da aber der Widerstand auf dem Kanal mit dem Quadrat der Schnelligkeit wächst, während er auf der Eisenbahn derselbe bleibt, so

1. Schnelligkeit in der Stunde Meter	2. Bewegte Last auf 32000 Meter Entfernung	3. Bewegte Last auf 1600 Meter Entfernung	4. Erforderliche Anzahl Pferde auf einem Kanal Stück	5. Erforderliche Anzahl Pferde auf einer Eisenbahn Stück	6. Verhältniß der Leistungen auf Kanal und Eisenbahn
3,218	24,37 Tonnen	487,50 Tonnen	1	3	1 : 0,33
4,827	„	„	3,4	4,5	1 : 0,75
6,437	„	„	8,2	6,3	1 : 1,3
8,046	„	„	18	8,7	1 : 2,7
9,655	„	„	31,8	10,6	1 : 3
11,265	„	„	53,6	13	1 : 4,1
12,874	„	„	85,6	16	1 : 5,3

wird die Arbeitsleistung gleich, wenn die Schnelligkeit 5600 Meter erreicht. Von dieser Schnelligkeit ab kann das Pferd auf einer Eisenbahn mit der nämlichen Anstrengung eine viel beträchtlichere Last ziehen, als auf einem Kanal, wie man es aus der letzten Spalte vorstehender Tabelle ersieht. Diese Spalte würde das genaue Verhältniß der Transportkosten auf beiden Wegen anzeigen, wenn auf denselben die Betriebskosten einschließlich des Betriebs-Materials, sowie die ursprünglichen Baukosten die nämlichen wären. Im Allgemeinen sind die Kosten des Baues und der Unterhaltung eines Kanales höher als bei einer Eisenbahn. Doch hängt das natürlich von jedem speciellen Falle ab.

Wie groß der Widerstand des Wassers beim Transport auf Kanälen ist, geht aus folgendem, von einem englischen Ingenieur konstatirten Umstande hervor: derselbe betrachtete ein in Bewegung befindliches schmales und sehr langes Kanalschiff, welches mit einer Schnelligkeit von 10200 Meter in der Stunde lief. Dasselbe verursachte, mittelst Pferden gezogen, eine so starke Bewegung des Wassers, daß es sich an einem Brückenpfeiler um 0,5 Meter über sein gewöhnliches Niveau erhob.

Die folgende Tabelle giebt einen Vergleich zwischen dem Nutzeffekt des Transportes auf Eisenbahnen und Kanälen, wenn man auf letzteren Pferde und auf Eisenbahnen Lokomotiven benutzt.

Es ist angenommen, daß der Kanal ohne Schleusen und die

1. Schnelligkeit in der Stunde Meter	2. In einem Tag bewegte Last auf eine Entfernung von 32,000 Meter	3. In einem Tag von einem Pferd zurückgelegter Weg in Meter	4. Erforderliche Zeit um mit der Schnelligkeit der Col. 1 die Entfernung von 32,000 Meter zurück zu legen Stunden	5. Zahl der erforderlichen Pferde um die Arbeit auf dem Kanal zu leisten. Stück	6. Entfernung, welche eine Lokomotive in der in Col. 4 angegebenen Zeit durchläuft Meter	7. Verhältniß zwischen den zurückgelegten Wegen in der nämlichen Zeit der Lokomotiven auf der Eisenbahn und den Pferden an dem Kanal	8. Verhältniß zwischen dem Nutzeffekt der Lokomotiven auf der Eisenbahn und der Pferde an einem Kanal
4,022	24,37 Tonnen	32,200	8	1	193,118	6 : 1	6 : 1
4,827	„	„	6 2/3	3—4	160,931	5 : 1	17 : 1
6,437	„	„	5	8,2	120,698	3,75 : 1	30 : 1
8,046	„	„	4	18	96,559	3 : 1	54 : 1
9,655	„	„	3 1/3	31,8	80,466	2,5 : 1	80 : 1
11,265	„	„	2 6/7	53,6	68,970	2,15 : 1	120 : 1
12,874	„	„	2 1/2	85,6	60,350	1,88 : 1	175 : 1

Eisenbahn horizontal seien, sowie daß die mittlere Schnelligkeit der Maschinen 24,000 Meter in der Stunde betrage.

Man sieht aus vorstehender Tabelle, daß eine Lokomotive, die mit einer gleichmäßigen Schnelligkeit von 32,000 M. in der Stunde fährt, in 8 Stunden die nämliche Arbeit leistet wie sechs Pferde, welche auf einem Kanal ein Schiff mit einer Schnelligkeit von 4022 M. in der Stunde ziehen. Diese Schnelligkeit entspricht dem Maximum des Nutzeffektes bei Pferden, woraus man schließen kann, wenn die Kosten einer Lokomotive nicht über diejenigen von 6 Pferden hinausgingen, so könnten die Güter für den nämlichen Preis auf einer Eisenbahn

mit einer Schnelligkeit von 24,000 M. in der Stunde wie auf einem Kanal mit derjenigen von 4000 M. transportirt werden. Es kommen jedoch bei manchen Eisenbahnen Verhältnisse in Betracht, welche die ermittelten Durchschnittssätze illusorisch machen. So muß der Fall erwähnt werden, daß es Bahnen gibt, bei welchen die bewegten Massen je nach der Richtung sehr ungleich sind, und wo die größere Masse der bewegten Güter mit dem Hauptgefälle der Bahn gleiche Richtung hat, wodurch sich natürlich die Betriebskosten bedeutend modificiren, während ein ähnliches Verhältniß bei Kanälen nicht vorkommen kann.

Wir wenden uns nun dem zweiten Theile der vorgesteckten Aufgabe zu. Bekanntlich ist neben der Beschaffung der Ausführungsmittel für Kanäle eine Hauptschwierigkeit die Speisung derselben mit der ausreichenden Wassermenge. Andererseits leiden die Anwohner aller größeren Flüsse an den Folgen periodisch wiederkehrender verheerender Ueberschwemmungen.

Es ist also der Gedanke nahe gelegt, die während einiger Tage zu viel und zu schnell abfließenden, Unheil anrichtenden Wassermassen bis zu einem gewissen Maße in riesigen Bassins anzusammeln, und nach Bedarf nach und nach an die Flüsse behufs Speisung der Kanäle beziehungsweise Verbesserung des Wasserstandes abzugeben, wie es bereits im Alterthum in Egypten geschah. Ob bei Hochwasser ein Fluß noch fünf oder sechs Fuß steigt oder nicht, entscheidet über das Wohl und Wehe von Tausenden, und Jedermann werden die Hülferufe der beiden letzten Frühjahre noch frisch im Gedächtniß sein. Andererseits wäre es eine Wohlthat für ganze Stromgebiete, zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes im Sommer durch Abgabe aus den Sammelbecken das Fahrwasser der Flüsse zu verbessern, und dadurch auch die Pegelschwankungen zu verringern, welche auf vorhandene Kanäle einen so nachtheiligen Einfluß ausüben. Es würde sich dabei handeln um die Flußgebiete der Donau, des Rheines, der Weser, Elbe, Oder und Weichsel, die nebst ihren Hauptnebenflüssen alle einen mehr oder minder veränderlichen Wasserstand haben, welcher beim

Rheine eine Differenz von 31 Fuß, gegen 1784 sogar 40 Fuß rheinisch zeigt.

Auch auf die Eisverhältnisse der Flüsse würde man mittelst der Sammelbecken einen wohlthätigen Einfluß auszuüben vermögen. Bildet sich nämlich bei kleinem oder mittlerem Wasserstande auf einem Flusse eine Eisdecke, so wird bei anhaltendem Froste das Wasser stets sinken, und die Eisdecke an Dicke zunehmen. Sobald nun das Wasser in Folge von eintretendem Thauwetter steigt, dämmt es sich oberhalb der Eisdecke auf, da es den Durchgang fast gänzlich versperrt findet, setzt oberhalb das ganze Flußthal wochenlang unter Wasser, und erfüllt unterhalb Alles mit Angst und Schrecken wegen des zu befürchtenden verheerenden Durchbruches. Mittelst der Sammelbecken hätte man es in der Hand, eine frisch gebildete Eisdecke jeden Augenblick zu sprengen, und somit einen verderblichen Eisgang zu verhindern.

Daß aber die vorgeschlagenen Anlagen nicht nur ausführbar, sondern sehr segensreich sind, das haben die Amerikaner jetzt eben am Hudson bewiesen, einem Flusse, dem sich keiner der deutschen an die Seite stellen kann. In einer Beschreibung des Hudson liest man, wenn der Rhein, die Donau, die Weser, die Elbe und die Seine in ein Bett geleitet würden, so hätte man noch lange keine solche Wassermasse, wie diejenige des Hudson ist. Durch die dort ausgeführten Arbeiten wird der Wasserstand des Flusses während der drei trockensten Monate des Jahres um einen Fuß erhöht, und was das bei Niederwasser sagen will, wird jeder Schiffer mit Vergnügen zu erläutern bereit sein.

Auch in Frankreich hat man begonnen, an einzelnen Wasserläufen Sammelteiche anzulegen. Man rechnet dort auf 100 Hektaren Regenfläche 4 Hektaren Teiche.

Solche Sammelbecken mit großen Kosten systematisch anzulegen haben unsere Staaten natürlich noch viel weniger die Mittel, als zur Anlage von Kanälen. Es wird daher kaum ein anderer Weg offen sein, die Ausführung zu bewirken, als freiwillige Beiträge zu veranlassen.

Es ist bekannt, daß das Hochwasser der Flüsse nicht jedes Jahr dieselbe Höhe erreicht, daß vielmehr die Hochwasserstände unter sich sehr bedeutend differiren. So ist beispielsweise das Hochwasser von 1784 in einigen Gegenden um beinahe 3 Meter höher gewesen, als dasjenige von 1845, während das Hochwasser von 1876 stellenweise nicht die Höhe desjenigen von 1845 erreichte. Ob auf die weitgehendsten Anforderungen gerücksichtigt werden könnte, würde lediglich von der Größe der verfügbaren Mittel abhängen, und es ließen sich im günstigsten Falle Sammelbehälter anlegen, welche nicht jedes Jahr, sondern nur bei ausnahmsweise bedeutendem Hochwasser zur Benutzung gelangen würden, während der übrigen Zeit, also vielleicht 20 bis 30 Jahre lang, kultivirt werden könnten, sodaß sich der Zinsenverlust der kostspieligen Anlagen sehr ermäßigen ließe. Es dürfte übrigens in manchen Fällen am zweckmäßigsten sein, am oberen Laufe der Flüsse dieselben streckenweise einzudämmen, und die Sammelbehälter auf kürzestem Wege dadurch herzustellen, daß man die Flüsse unterhalb der Dämme durch hohe Ueberfallwehre schließt. Wo es erforderlich ist, müßten Schleusen-Einrichtungen darin angebracht werden. (Siehe Anm.)

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika für derartige Bauten günstiger sind als bei uns, indem die Beschaffung der erforderlichen Ländereien mit geringeren Kosten verbunden sein mag. Dagegen dürfte andererseits der Betrag der Werthe, welche jedes Jahr der Zerstörung ausgesetzt sind, bei uns ein ungleich höherer sein als drüben. Abgesehen von der Verwüstung ganzer Städte und Ortschaften, stehen die der Ueberschwemmung ausgesetzten Ländereien in den Fluß-Niederungen meistens in sehr hohem Preise, und werden durch den Strom entweder vollständig oder auf viele Jahre hinaus entwerthet. Wo das aber auch nicht stattfindet, wird schon Schaden genug angerichtet, denn man hat berechnet, daß die jährlichen Ueberschwemmungen in Frankreich an Düngstoffen durchschnittlich einen höheren Werth in's Meer spülen, als

die sich auf 30 Millionen Franken beziffernde jährliche Einfuhr von Guano darstellt. Hierzu kommt nun noch, daß das plötzliche Anschwellen der Flüsse, also mit einem Worte, die Hochwasserstände, zunehmen muß, je mehr die Kultur unbebauter Ländereien bei steigendem Werthe des Bodens sich ausbreitet, weil aus einer Unzahl von Pfützen und Gräben durch die Kultur das Wasser namentlich bei schmelzendem Schnee auf kürzestem Wege nach den Flüssen gedrängt wird, während es bei unkultivirten Ländereien, wenn überhaupt, erst dann in die Flüsse gelangt, wenn das Hochwasser sich längst verlaufen hat.

Daß das starke Lichten der Waldungen die Ueberschwemmungen sowohl als die Niederwasserstände in hohem Grade befördert, ist so bekannt, daß es kaum einer Erwähnung bedarf.

Es kann daher die Antwort auf die Frage nicht zweifelhaft sein, was vorzuziehen sei, ob die einmalige Beschaffung von wohlfeilen Landstrecken am oberen Laufe der Flüsse oder die oft wiederkehrende Ueberschwemmung von theuerem Acker in den Niederungen mit allen daran geknüpften Schrecken der Bewohner.

Alles was über Kanäle und Sammelbecken gesagt wurde, wird in ein noch viel helleres Licht gestellt durch folgende einfache Betrachtung: Deutschland hatte nach den Befreiungskriegen nur halb so viele Bewohner als jetzt. Denken wir uns 50 bis 60 Jahre weiter, und nehmen an, daß sich der jetzige Stand der Bevölkerung bis dahin abermals verdoppelt, so liegt es auf der Hand, daß alle Vortheile ausgenutzt werden müssen, eine solche Menschenmasse zu ernähren, daß Alles aufgeboten werden muß, diese Ernährung zu erleichtern, gegen Störungen zu sichern, und daß die ernstesten Maßregeln vorzubereiten sind, um großen Calamitäten vorzubeugen.

Nun wird man zwar einwenden können, die Wirksamkeit der beabsichtigten Vereinigung kann ja aber erst nach vielen Jahren in's Leben treten, wer weiß, wie sich dann die Sache gestaltet. Darauf wäre einfach zu erwidern, Hülfe wird in vielen Jahren kommen oder gar nicht; jemehr die Bevölkerung zunimmt, desto

nöthiger ist die Hülfe, und die Bewässerungswerke der Chinesen und alten Egypter sind ebenfalls nicht in einem Jahrzehnt entstanden.

Die gegenwärtige Aufforderung zur Wirksamkeit richtet sich also keineswegs nur an Solche, welche etwa von einem künftig anzulegenden Kanale Vortheile erwarten, sie richtet sich vielmehr an die gesammte Nation, und verlangt die Mitwirkung sämmtlicher Handelshäuser, der industriellen Unternehmungen, der Rheder, der Eisenbahn-Verwaltungen, der Dampfschifffahrts-Gesellschaften, der Bankhäuser, der Bergwerks-Besitzer, und nimmt ferner in Aussicht die Beihülfe der Handelskammern, der Gemeinden, der Kreise, der Provinzial-Verwaltungen, der Staaten und des Reiches.

An die Nation ergeht daher der Aufruf, sich an einem Unternehmen zu betheiligen, welches auf Jahrhunderte hinaus unabsehbare Erfolge in sichere Aussicht stellt. Man säume somit nicht, Hand an ein Werk zu legen, welches zwar Dividenden nicht zu bieten vermag, das aber bestimmt ist, Jahrhunderte alte Uebel zu beseitigen, neue Verkehrswege zu eröffnen, und für Millionen Menschen, wenn auch erst in der Zukunft, eine Wohlthat zu werden, dem Einen durch Erleichterung der Zufuhr und niedrige Preise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, dem Andern durch Verminderung und in vielen Fällen gänzliche Abhaltung von Ueberschwemmungen, welche in so manchem Frühjahre über ganze Landstriche namenloses Elend bringen und Ortschaften auf viele Jahre hinaus gänzlich zu Grunde richten.

Anmerkung.

Nach Vollendung gegenwärtiger Zeilen kam uns die Bröchüre zu Gesicht: Regulirung oder Kanalisirung der deutschen Flüsse. Wiesbaden im März 1876. Ströme dort durch Wehre zu sperren, wo der stärkste Schiffahrts-Verkehr ist, scheint etwas weitgehend.

Die schiffbaren Kanäle in Deutschland.

Bemerkungen: ZK heißt Zweigkanal, SK Seitenkanal, VK Verbindungskanal.
Fl Flußschifffahrt, S Seeschifffahrt, Gem Gemischt.

Unter der Zahl Schleusen sind nur die hinter einander liegenden, also von jedem Schiffe zu passirenden Schleusen begriffen. Als Regel gilt die einfache Kammerschleuse. Andere und gekuppelte gelten für eine Schleuse. Für die Dimensionen der Schleusen sind die kleinsten von den Schiffen zu benutzenden Maße angegeben. Die Tiefe bezieht sich auf die normale Spiegelfläche.

Laufende Nr.	Bezeichnung des Kanals	Endpunkte des Kanals	Für Fluß- oder See-Schiffe	Länge in Kilometer	Zahl der Schleusen	Größe der Schleusen in Meter: Länge	Breite	Tiefe	Kleinste Tiefe des Kanales in Meter	Größte Schiffe: Tonnen	Gesperrt durch Eis: Wochen
1	Auguſtfehn-K. (ZK)	Fehnkolonie — Auguſtfehn	S	4,0	1	30,0	5,3	1,5	1,5	40	8
2	Benſer Sieltief (ZK)	Nordſee bei Benſerſiel — Eſens	S	2,5	1	—	4,6	1,0	1,0	20	8
3	Bentumer Sieltief (ZK)	Ems bei Bentumerſiel — Böhmerwald	S	6,5	1	—	3,5	1,1	0,8	10	8
4	Bökzetelerfehn-K. (ZK)	Boekzetelerfehn — Jheringsfehn Kan.	S	6,0	1	16,0	4,7	0,9	0,9	20	8
5	Breinermoor Sieltief (ZK)	Leda bei Breinermoorſiel — Breinermoor bei Leer	S	2,5	1	—	4,4	1,1	0,9	12	8
6	Breuſch-K. (ZK)	Wolnheim — Ill bei Straßburg	Fl	2,0	11	34,52	4,5	1,28	1,0	—	—
7	Bromberger-K. (VK)	Bromberg — Nakel	Fl	26,5	9	40,2	8,8	1,4	1,2	125	13
8	Colmarer-K. (VK)	Ill bei Colmar — Rhein-Rhone Kan.	Fl	13,0	1	34,52	5,2	1,88	1,6	200	—
9	Ditzumer Sieltief (ZK)	Ems bei Ditzum — Ditzumer Serlaat	Gem	7,0	1	—	5,8	0,9	0,9	12	8
10	Duisburger-K. (VK)	Ruhrort — Rhein	Fl	5,0	1	42,58	5,96	2,0	2,0	700	10—12
11	Eider-K. (VK)	Ober-Eider bei Voorde — Mündung in der Kieler Bucht bei Holtenau	Gem	32,0	5	35,2	8,0	3,4	3,2	200	6—8
12	ElbingOberländiſcher-K.(VK)	Dranſen-See bei Elbing — Schilling-See	Fl	139,0	9—11	31,33	3,14	1,9 / 2,5 / 3,1	1,26	60	19
13	Emdener Hafen Fahrwaſſer	Emden — Ems	S	3,5	1	—	11,0	4,7	3,5	600	8
14	Ems-K. (SK)	Hanekenfähr — Meppen	Fl	26,0	5	30,0	5,8	1,4	1,4	80	8—10
15	Emſter-K. (ZK)	Lehnin — Havelfluß oberhalb Brandenb.	Fl	16,5	—	—	—	—	1,2	100	9—13

Laufende Nr.	Bezeichnung des Kanals	Endpunkte des Kanals	Für Fluß- oder See-Schiffe	Länge in Kilometer	Zahl der Schleusen	Größe der Schleusen Meter Länge	Breite	Tiefe	Kleinste Tiefe des Kanales in Meter	Größte Schiffe Tonnen	Gesperrt durch Eis Wochen
16	Erft-K. (ZK)	Neuß — Rhein	Fl	4,0	—	—	—	—	1,8	350	12
17	Ernst August-K. (ZK)	Dove Elbe (Insel Wilhelmsburg) — Reiherstieg	Fl	2,5	1	18,7	4,7	2,8	1,5	16	6—8
18	Fehntjer Tief (VK)	Emden — Großefehn Kan	Gem	14,0	1	—	5,8	1,4	1,1	20	8—10
19	Fehrbelliner-K. (VK)	Gentzschleuse bei Hakenberg — Fehrbellin	Fl	8,5	1	40,8	5,6	1,3	1,3	110	9—13
20	Finow-K. (VK)	Havel bei der Voßschleuse, Liebenwalder- u. Melzerschleuse — Oder bei Hohensaaten	Fl	69,5	17	47,6 14 2schiffig 1 3schiffig	9,4	1,3	1,3	110	9—13
21	Frankenthaler-K. (ZK)	Frankenthal — Friesenheimer Durchstich	Fl	4,5	—	—	—	—	1,35	200	8
22	Friedrich Wilhelms-K. (VK)	Spree bei Neuhaus — Oder bei Brieskower See	Fl	24,0	9	40,2 1 2schiffig	5,24	1,65	1,5	120	13
23	Friedrichsgraben (großer) VK	Deime Fl. bei Labiau — Nemonien Fl. bei Wiep	Fl	19,0	—	—	—	—	1,5	134	12—16
24	Geeste-K. (VK)	Geeste Fl. — Hadeler K. bei Bederkesa	Fl	11,5	1	21,62	5,26	1,31	1,2	16	8 - 10
25	Georgsfehn-Kanäle (VK)	Bisluenz mit Süd G.F.K. — Jümme	Gem	14,0	1	21,0	5,3	1,5	1,3—2,0	20 26	8
26	GrödelElsterwerd.Fl.-K(VK)	Sächs. Gr. bei Grödel — Elsterwerda	Fl	15,5	2	42,7	5,75	1,06	1,0	25	11
27	Große fehntjer Tief u. Großefehn-K. (VK)	Fehntjer Tief — Großefehn	Gem	21,0	4,0	16,0	5—6, 6	1,4—2,0	1—4	—	8
28	Großoltborger Sieltief (VK)	Ems bei Großoltborger Siel — St. Georgswold	Gem	6,0	1	—	5,8	2,0	0,9	12	8
29	Hadler K mit der Aue (VK)	Bederkesa — Elbe bei Otterndorf	Fl	32,0	1	20,16	6,13	2,04	1,1	16	8—10
30	Havel-K.	Müritz-See — Fürstenberger Schleuse	Fl	50,42	6	—	—	—	0,89	—	8—10
31	Havelländischer-K. (VK)	Försterei Briesetang Niederneuendorfer K. — Untere Havel bei Hohenauen durch Hohenauer See	Fl	58,0	—	—	—	—	—	—	—
32	Heiser-K. (ZK)	Kolonie Heiser bis zur Lune	Fl	7,0	—	—	—	—	1,2	2	8
33	Hinte Greetsieler Tief (VK)	Hinte — Greetsiel	Gem	18,5	—	—	—	—	1,1	20	—
34	Hinter Tief (VK)	Emden — Hinte	Gem	4,5	1	—	5,9	1,1	1,1	20	8
35	Holterfehn Kanäle nebst Wiek.	Rhauderfehn K. — Holterfehn	Gem	9,5	—	—	—	—	1,4	28	8

37	Hüninger Zweig-K. (ZK)	Rhein — Rhein-Rhone-Kanal	Fl	28,2	4	—	—	—	1,6	—	8
38	Jemgumer Sieltief (VK)	Ems bei Jemgum — Bunderhammrich	Gem	7,0	1	—	4,6	0,9	0,8	10	8
39	Iheringsfehn-K. (VK)	Fehntjer Tief — Iheringsfehn	Gem	17,5	1	16	4,7	1,1	1,1	—	8
40	Ihleburger-K.	Elbe — Plauescher Kanal	Fl	30,38	3	—	—	—	—	—	8—10
41	Ihlowerfehn-K. (VK)	Fehntjer Tief — Ihlowerfehn	Gem	6,5	—	—	—	—	1,1	—	8
42	Ill Rhein-K. (VK)	Ill bei Straßburg — Kleiner Rhein	Fl	2,0	2	50	12	—	—	—	—
43	Kammer-K.	Zierker See — Havelkanal	Fl	23,48	2	—	—	—	0,89	—	8
44	Klodnitz-K. (ZK)	Gleiwitz — Münd. in die Oder bei Kosel	Fl	45,5	18	36,6	4	1,2	1,3	60	12
45	König Wilhelms-K. (VK)	Langkuppen — Kurisches Haff b. Schmelz	Fl	23,0	1	157	23,5	1,57	1,57	80	12 - 16
46	Kraffohl-K. (VK)	Kraffohlschleuse an der Nogat — Rothebude am Elbingfluß	Fl	5,5	1	174,3	11,9	1,4	1,3	90	15
47	Kubenseer-K. (VK)	Holstenaue Bebecker Schleuse bei Burg — Elbe-Bütteler Schleuse	Fl	15,0	2	—	—	—	1,3	40	6—8
48	Landwehr-K. (SK)	Spree oberhalb Berlin — Spree unterhalb Berlin	Fl	9,0	2	—	—	—	—	200	—
49	Larrelter Tief (VK)	Emden — Larrelt	Gem	4,0	1	—	4,6? 7,0?	1,1	1,1	20? 60?	8
50	Larrelt Pewsumer Tief (VK)	Larrelt — Pewsum	Gem	14,5	—	—	—	—	1,1	20	8
51	Löcknitz-K. (ZK)	Möllensee — Dämeritzsee u. Spree	Fl	7,5	—	—	—	—	1,0	90	10—13
52	Loppersum Greetsieler Tief (VK)	Loppersum — Greetsiel	Gem	16	—	—	—	—	1,1	20	8
53	Louisenstädtische-K. (VK)	Spree an der Schillingsbrücke — Landwehr-Kanal	Fl	2,17	1	—	—	—	1,57	—	8
54	Lychener-K. (ZK)	Lychen — Stolpsee und Havel	Fl	9,5	1	45,5	6	1,0	1,0	90	10—13
55	Main-Donau-K. (VK)	Main bei Bamberg — Donau	Fl	173	91	36,5	5	1,5	1,6	100	8
56	Masurische Wasserstraße (VK)	Angerburg — Niedersee u. Johannisburg	Fl	125	—	—	—	—	1,3	100	—
57	Mehe-K. (ZK)	Mehedorf — Ostsee	Fl	9	—	—	—	—	1,2	4	8
58	Neuefehn-K. (VK)	Iheringsfehn K. — Neuefehn	Gem	14	1	16	4,7	1,1	1,1	—	8
59	Niederneuendorfer-K. (VK)	Havel bei Nieder-Neuendorf — Försterei Briesetang Havell. Kanal	Fl	15	2	35	3,9	1,0	1,0	40	10—13
60	Norder Fahrwasser	Nordsee — Norden	S	—	—	—	—	—	3,0	150	—
61	Norder (Behrumer) Fehn-K. (VK)	Norden — Ostermoordorf	Gem	12	3	23,4	4,7	1,5	1,3	14	8
62	Notte-K. (ZK)	Mellensee — Dahme bei Königswusterh.	Fl	22	3	37,7	5,3	1,3	0,9	75	10—13
63	Oldersumer Sieltief (VK)	Oldersum — Fehntjer Tief	Gem	4	1	—	7,6	2,7	1,1	20	8
64	Oranienburger-K. (SK)	Havel oberhalb Oranienburg — Havel bei Pinnow	Fl	8	2	47,6	5,3	1,6	1,3	110	10—13
65	Oste Hamme-K. (VK)	Oste b. Spreckens — Hamme b. Finndorf	Fl	16	—	—	—	—	1,2	4	8
66	Osterholzer Hafen-K. (ZK)	Osterholzer Hafen — Hammefluß bei Waakhausen	Fl	2	—	—	—	—	1,2	40	3

Laufende Nr.	Bezeichnung des Kanals	Endpunkte des Kanals	Für Fluß- oder See-Schiffe	Länge in Kilometer	Zahl der Schleusen	Größe der Schleusen Meter Länge	Breite	Tiefe	Kleinste Tiefe des Kanales in Meter	Größte Schiffe Tonnen	Gesperrt durch Eis Wochen
67	Osterhusen Loppersumer Tief (VK)	Hinte — Loppersum	Gem	4	—	—	—	—	1,1	20	—
68	Papenb. Börgerwald-K.(VK)	Oberende Papenburg (Splitting) — Neubörger Esterweger K.	Fl	7	3	30	6,5	1,65	1,45	80	10
69	Papenburger Stadtkanal nebst Wieken (VK)	Oberende(Splitt.) — Unterende(Bahnh.)	Fl	30	3	30	6,5	1,65	1,80	80	10
70	desgl. mit Wieken (VK)	Unterende(Bahnh.) — Schl. im Emsdeich	Gem	4,0	1	60	10,6	3,7	3,5	300	8
71	Petkumer Sieltief (VK)	Fehntjer Tief — Petkum	Gem	2,5	1	—	7,6	2,7	1,1	20	8
72	Plauer-K. (VK)	Nigripp an d. Elbe — Plaue an d. Havel	Fl	57,5	5	49,59	8,0	1,57	1,57	225	10
73	desgl. (VK)	Derben an d. Elbe — Seedorf (Confluenz) mit voriger Linie	Fl	9,5	1	50,22	7,85	1,1	1,1	200	—
74	Rhauderfehn-K. (VK)	Esterweger — Ledafluß	Fl	98,5	2	40,5-30	4,81-6,51	1,65-1,5	1,4	80	8
75	Rhede Bellingwolde (VK)	Rhede — Fluß Aa bei Bellingswolde (Holland)	Fl	12	2	33	6,5	2,1	1,9	100	—
76	Rheinberger-K. (ZK)	Rheinberg — Rheinfluß bei Offenburg	Fl	3,5	—	—	—	—	1,1	250	10—12
77	Rheinsberger-K. (VK)	Rhein Fluß Rheinsberg u. Zechlin — Pälitzsee	Fl	16	1	45	5,5	1,3	1,3	220	10—13
78	Rhein-Main-K. (SK)	Frankfurt a/M. — Bischofsheim a/Rhein bei Mainz	Fl	35	—	—	—	—	2,0	400	—
79	Rhein-Marne-K. (VK)	Ill Kan. bei Straßburg — Xures (franz. Grenze)	Fl	104	64	34,52	5,2	1,88	1,6	200	4—6
80	do. do.	Xures — Vitry an der Marne	Fl	207	—	—	—	—	—	—	—
81	Rhein-Rhone-K. (VK)	Ill Kan bei Straßburg — Deutsch-franz. Grenze	Fl	132	87	34,52	5,2	1,88	1,6	200	4—6
82	do. do.	Deutsch-franz. Grenze — Dôle an der Saone (Rhone bei Lyon)	Fl	218	—	—	—	—	—	—	—
83	Rüdersdorfer Gewässer (ZK)	Rüd. Kalksteinbruch (alter Grund) — Dämeritzsee und Spree	Fl	9	1	45	6,7	1,2	1,2	90	10 - 13
84	Ruhrorter-K. (VK)	Ruhrorter Hafen — Ruhr	Fl	1	1	42,6	6,0	2,3	2,3	200	10—12
85	Ruppiner-K. (VK)	Kremmer-See — Havel bei Oranienburg	Fl	15	3	44,3	6,9	1,3	1,1	90	10—13
86	Saar-K. (VK)	See von Gondrexanges — Saargemünd	Fl	63,5	27	34,52	5,2	1,88	1,6	200	4—6
87	Sacrow-Paretzer-K. (SK)	Havel bei Sacrow — Havel bei Paretz	Fl	17	—	—	—	—	1,4	300	10—13

		Fehrbelliner K.	Fl	2,5	1	45	5,3	1,3	1,3	110	10—13
89	Seckenburger-K. (VK)	Einmünd. des Gr. Friedr. Gr. in den Nemonien — Gilge Fl. bei Marienbruch	Fl	6,0	—	—	—	—	1,5	134	12 – 16
90	Semkenfahrts-K. (VK)	Adolfsdorf — Bremen	Fl	21	—	—	—	—	1,0	2	8
91	Spandauer-K. (VK)	Spree bei Berlin — Havel bei Spandau	Fl	9	1	—	—	—	—	200	—
92	Spetzerfehn m. Neben-K(VK)	Iheringsfehn K. — Spetzerfehn	Gem	13,5	3	16	4,7	1,6	1,3	20	8
93	Spoy-K. (ZK)	Cleve — Rhein bei Keeken	Gem	9	1	46	7	2,4	2,3	200	10—12
94	Stecknitz-K. (VK)	Elbe bei Lauenburg — Einm. in die Trave	Fl	56	13	22	4	0,9	0,9	50	8
95	Stinkende Riede (VK)	Fehntjer Tief — Riepe	Gem	8	—	—	—	—	1,1	20	8
96	St. Jürgen-K. (VK)	Hammesl. bei Moorhausen — Wümmesl.	Fl	6	—	—	—	—	1,0	2	8
97	Storkowerk (ZK)	Scharmützel-See — Dahme Fl. bei Dolgenbrod	Fl	28	3	38,5	5	1,7	0,8	80	10—13
98	Stör-K.	Schweriner-See — Elde	Fl	25	2	—	—	—	0,94	—	10
99	Süngersiel tief (VK)	Fehntjer Tief — Simonswolde	Gem	1	—	—	—	—	1,1	20	8
100	Taggraben-K. (VK)	Atmathfluß — Mingefluß	Fl	1	—	—	—	—	1,57	80	12—16
101	Templiner-K. (ZK)	Templin — Havelfluß bei Kanneburg	Fl	13,5	3	36,6 / 110,5	5,9—26	0,9	0,7	60	10 - 13
102	Tonderscher-K. (ZK)	Tondern — Einmünd. in die Widau bei Uberg	Fl	2,5	—	—	—	—	1,5	20	8
103	Treckfahrts-K. (VK)	Emden — Aurich	Gem	23,5	3	14,7-16,1	4,1—4,7	1,8	1,1	20	8
104	Umbeckfahrts-K. (ZK)	Schlufsdorf — Hammefluß	Fl	7	—	—	—	—	1,0	2	8
105	Warfingsfehntief (VK)	Fehntjer Tief — Warfingsfehn	Gem	21	1	16	4,7	1,3	1,1	20	8
106	Weichsel-Haff-K. (VK)	Weichsel — Frisches Haff	Fl	19	2	40,3	6,28	2,04	2,04	155	13
107	Wentow-K.	Fischerwall — Havel	Fl	9,42	1	—	—	—	0,73	—	8
108	Werbelliner-K.	Werbelliner-See — Finow-Kanal	Fl	10,47	2	—	—	—	1,26	—	8—10
109	Weser-Elbe-K. (VK)	Weser b. Minden — Elbe b. Wolmirstedt	Fl	220	—	56,49	6,59 / 7,53	2,0	2,0 / 2,51	350	—
110	Wittmunder Tief (VK)	Nordsee bei Karolinensiel (Friedrichsschleuse) - Wittmund	Gem	16	2	—	5,8 / 6,4	2,9 / 1,7	1,0	16	8
111	Wolthuser Tief (VK)	Emden — Wolthusen	Gem	6,5	—	—	—	—	1,1	20	8
112	Wörpefahrts-K. (VK)	Lüschendorf Rautendorf — Lilienthal Bremen	Fl	20	—	—	—	—	1,2	2	8

Kanäle in der Ausführung begriffen:

113	Abelitz Mordorfer-K. (ZK)	Abelitz — Moordorf	S	15	2	16,8	4,0	1,5	1,4	20	8
114	Ems-Rechte-K. (VK)	Hanekenfähr — Frenswegen	Fl	21	2	33	6,5	2,1	1,9	100	—
115	Haren-Rütenbrocker-K. (VK)	Ems bei Haren — Rütenbrock an der holländ. Grenze	Fl	13	2	33	6,5	2,1	1,8	100	—
116	Hunte-Ems-K. (VK)	Sapter-Ems bei Zusammenfluß mit Barßeler-Ems — Hunte bei Oldenburg	Gem	45	4	30	5,2	1,5	1,5	50	8

Laufende Nr.	Bezeichnung des Kanals	Endpunkte des Kanals.	Für Fluß- oder See-Schiffe	Länge in Kilometer	Zahl der Schleusen	Größe der Schleusen Meter: Länge	Breite	Tiefe	Kleinste Tiefe des Kanales in Meter	Größte Schiffe: Tonnen	Gesperrt durch Eis: Wochen
117	Zweigkan. nebst Barßler Ems	Friesoythe — Hunte-Ems-K.	Gem	8	2	30	5,2	1,5	1,5	—	—
118	Nordloher-K. (VK)	Augustfehn — Nordloh	Gem	4,5	3	—	—	—	1,5	40	8
119	Papenburg Rhauderfehn-K. (VK)	Papenburger S. Wieke — Verläng. der III. Süderwieke zu West-Rhauderfehn	Fl	3	1	30	6,5	1,65	1,45	80	10
120	Spetzerfehn Voßberger-K (VK)	Spetzerfehn K. — Voßberg	Gem	2,5	1	21	4,7	1,5	1,4	20	—
121	Süd-Nord-K. (VK)	Bockholt bei Nordhorn aus dem Ems-Vechte K. — Rhede-Bellingwolder K. bei Rhede	Fl	71	12	33	6,5	2,1	1,9	100	—

Projektirte Kanäle:

1	Berlin-Rostocker-K.	Berlin — Rostock	Fl	—	24	—	—	—	2,0	400	—
2	Donau-Oder-K.	Donau bei Wien — Oder bei Oderberg	Fl	276	95	58,0	6,7	2,5	2,5	500	—
3	Elbe-Spree-K.	Elbe bei Riesa — Dahme bei Königs-Musterhausen	Fl	220	1 ge- 2 neigte Ebenen	—	—	—	2,0	300	—
4	Ems-Jade-K.	Emden — Wilhelmshafen	Gem	—	—	—	—	—	—	—	—
5	Esterwege-Neuarenberger-K.	Esterwege — Marka Fl.	Fl	11	—	30	6,5	1,65	1,45	80	—
6	Gosener-K.	Spree bei d. Dämeritz-See — Dahme durch den Seddin-See	Fl	4	1	45	5,5	1,0	1,0	90	10—13
7	Masurischer-K.	Angerapp bei Angerburg — Alle bei Allenburg	—	—	—	—	—	—	—	—	—
8	Meppen-Hoogeveen-K.	Meppen — Hebelermeer	Fl	16	3	33	6,5	2,1	1,9	100	—
9	Nied-Bieft-K.	Mosel bei Metz — Saar bei Wadgassen	Fl	69	—	—	—	—	—	—	—
10	Nordhorn-Almelo-K.	Vechte oberhalb Nordhorn — Over Ysselscher K. bei Almelo	Fl	28	1	33	6,5	2,1	1,9	100	—
11	Piccardie-Koeverdener-K.	Kolonie Piccardie — Koeverden (Holland)	Fl	25	4	33	6,5	2,1	1,9	100	—
12	Ost-Rhauderfehn-Esterwege K	Ost-Rhauderfehn K. — Esterwege	Fl	13	—	30	6,5	1,65	1,45	80	—
13	West-Rhauderf.-Esterwege-K.	West-Rhauderfehn K. — Esterwege	Fl	13	—	30	6,51	1,65	1,45	80	—
14	Rhein-Weser-K. (nördl. L.) (VK)	Ruhrort — Minden	Fl	252	—	56,49	6,59 7,53	2,0	2,0 2,51	350	—
15	Schilling-Drewens-K. (VK)	Schilling-See — Osterode	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Die Kanäle der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika

nach der

American Cyclopaedia.

1 Meile = 1,6094 Kilometer, 1 Yard = 3 Fuß = 0,914 Meter.

Namen des Staates und der Kanäle	angefangen	vollendet	Meilen lang	Oberflächen-Weite in Fuß	Grundflächen-Weite in Fuß	Tiefe in Fuß	Schleusen: Anzahl	Schleusen: Länge in Fuß	Schleusen: Weite in Fuß	Schleusen: Ganze Steigerung und Fall in Fuß	Kosten der Herstellung Dollar.	Bemerkungen
Staat New-York:												
Champlain	1817	1822	81	50	35	5	20	100	18	179	46,018,234	
Erie	do.	1825	363	70	56	7	92	110	18	654		
Oswego	1825	1828	38	do.	do.	do.	18	do.	do.	154	3,490,949	
Cayuga p. Seneca	do.	do.	23	do.	do.	do.	11	do.	do.	76	1,520,542	
Chemung	1829	1831	39	42	26	4½	53	90	15	504	1,273,261	
Crooked Lake	1833	1839	8	do.	do.	4	27	do.	do.	277	333,287	
Chenango	do.	1836	97	40	24	do.	116	do.	do.	1,015	2,782,124	
Black River	1836	1849	42	42	26	do.	109	do.	do.	1,082	3,224,779	
Genesee Valley	1826	1861	125	do.	do.	do.	112	do.	do.	1,045	5,827,813	
Oneida Lake	1832	1836	7	40	24	do.	7	do.	do.	62	64,837	
Baldwinsville	1838	1839	6	do.	24	do.	1	do.	do.	8	23,556	
Oneida River	1839	1850	20	80	60	4½	2	120	30	7	146,944	
Staat Pennsylvania:												
Duncan Island	1827	1830	46	50—60	34	6	11	180	17	582	Grundkapital: 4,457,150	
Juniata	do.	do.	127	40—60	24—30	4	66	90	15	do.		
Susquehana I.	do.	do.	41	do.	do.	do.	44	do.	17	do.		
W. Branch Div.	do.	do.	80	do.	do.	do.	43	do.	do.	115	Schulden: 3,274,600	
N. Branch Div.	do.	do.	64	do.	do.	do.	43	do.	do.	do.		
Union	1819	1827	77	43	28	4—5	132	do.	do.	501	5,907,000	
Junction	?	?	18	42	26	4	11	do.	do.	48	?	
Delaware p. Hudson	?	1829	108	48	30	6	106	100	15	1028	6,317,653	
Delavare	?	1830	60	44	26	6	32	90	11	?	?	
Lehigh	1821	1829	48	60—100	45	6	53	102	22	375	4,455,000	
Shuylkill	1816	1825	108	60—300	40—45	6	71	112	18—24	619	13,207,752	

Name des Staates und der Kanäle	angefangen	vollendet	Meilen lang	Oberflächen-Weite in Fuß	Grundflächen-Weite in Fuß	Tiefe in Fuß	Schleusen: Anzahl	Schleusen: Länge in Fußen	Schleusen: Weite in Fußen	Schleusen: Ganze Steigerung und Fall in Fußen	Kosten der Herstellung Dollar.	Bemerkungen
Susquehana II.	1827	1830	45	50	30	5	30	170	17	233	4,857,105	
Wisconisco	?	1836	12	45	28	4	7	90	17	24	512,000	
Monongahelo	?	1844	85	?	?	?	8	190	56	49	1,132,452	
Staat New-Jersey:												
Delaware p. Raritan	?	?	43	75	?	8	14	220	24	150	3,935,287	
Morris p. Essex	?	?	101	40	?	5	29	98	22	1684	2,825,997	
Staat Delaware:												
Chef. p. Delaware	?	?	126	66	?	10	3	220	24	32	3,547,561	
Staat Maryland:												
Chef. p. Ohio	1828	1850	185	52 - 60	31—42	6	74	100	15	609	11,375,000	
Staat Virginia:												
Dames p. Kawha	?	?	196	40	?	4	90	100	15	812	6,139,280	
Alexandria p. Georgetown	?	?	7	60	42	6	?	?	?	?	1,068,762	
Dismal Swamp	?	?	33	?	?	?	?	?	?	?	1,151,000	
Albemarle p. Chef.	?	?	8	?	?	?	?	?	?	?	170,000	
Staat Ohio:												
Ohio	?	?	322	40	26	4	152	87—99	15	1,207	4,695,204	
Miami p. Erie	?	?	291	50—60	?	5—6	105	?	?	907	7,454,727	
Hocking	?	?	56	?	?	?	26	?	?	203	975,481	
Walhonding	?	?	25	?	?	?	11	?	?	90	607,269	
Muskingum	?	?	91	?	?	?	12	75	16	126	1,627,318	
Staat Indiana:												
Wabash p. Erie	1832	1853	374	40	26	4	64	90	15	505	6,000,000	
Staat Illinois:												
Illinois p. Michigan	?	?	100	160	?	7	?	?	?	?	?	

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (L. Reich) in Berlin.

Unſere Münzreform.

Von

Prof. Dr. Adolph (Heinrich Gotthilf) Wagner.

Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Carl Habel in Berlin.

Unsere Münzreform.

Nach einem Vortrage im wissenschaftlichen Verein in der Singakademie zu Berlin (24. März 1877).

I.

Ein Thema, wie dasjenige, welches hier behandelt wird, gilt gewöhnlich für ein recht nüchternes, prosaisches. Ich empfinde daher einiges Bangen, ob es mir gelingen wird, ein nicht-fachmännisches Publicum ein wenig für „unsere Münzreform" zu interessiren, es wenigstens nicht allzu sehr zu langweilen. „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf", dies bekannte wahre Wort gilt nicht nur für den practischen Geldverkehr, sondern auch für die theoretische Betrachtung des Geldwesens. Grunds genug zu einiger Sorge für den Verfasser.

Indessen stelle sich der Leser die Sache auch nicht gar zu schlimm vor. Ich beabsichtige nicht, ihn in das praktische und technische Detail unserer Münzreform hineinzuführen. Auch werde ich ihn nicht mit gar zu viel statistischen Zahlen, ohne die es freilich nicht ganz abgehen kann und wird, ermüden. Zahlenstatistik muß mit dem Auge, nicht mit dem Ohre aufgenommen werden. Ich will überhaupt einen Theil der Fragen, welche mein Thema umfassen könnte, nicht näher betrachten, nämlich die Münzfrage im engeren Sinne nicht. Dafür gehe ich namentlich auf den anderen Theil, die sogenannte Währungsfrage specieller ein.

In der Münzpolitik handelt es sich nämlich um zweierlei: einmal um die Wahl des Stoffs, concret gesprochen, des oder der Metalle, aus denen wir unsere Hauptmünzen, welche allein die volle Eigenschaft des gesetzlichen Zahlmittels haben, darstellen. Daher: ob Gold oder ob Silber oder ob beide

zusammen in einem bestimmten gesetzlichen Werthverhältniß. Dies ist die Hauptfrage der Münzpolitik und auch unserer Münzreform: Die „Währungsfrage".

Nachdem der oder die Geldstoffe gewählt sind, handelt es sich um die Eintheilung des Stoffs, die Wahl des Hauptmünzstücks, die Festsetzung des Münzfußes. Dies ist die Münzfrage im engeren Sinne. Mit ihr, die mehr eine technische Specialfrage ist, werde ich mich hier nicht genauer beschäftigen.

Die Währungsfrage bietet aber nun in der That vielfache Beziehungen zu volkswirthschaftlichen und Culturfragen eines allgemeineren Interesses. Sie hat zunächst eine enorme praktische Bedeutung für unser ganzes Wirthschaftsleben und schon deswegen sollte kein Gebildeter ihr ganz unwissend gegenüber stehen oder gleichgiltig an ihr vorbeigehen. Wir haben, meines Erachtens mit Recht, uns für die Wahl der reinen Goldwährung entschieden, wo alle Hauptmünzen, welche unbedingt gesetzliche Zahlmittel sind, aus Gold, und nur die Theilmünzen, welche sich nicht wohl in Gold darstellen lassen, aus Silber und unedlen Metallen gebildet werden und dann nur für einen beschränkten Geldbetrag als legales Zahlmittel fungiren. Dies System hat namentlich das volkswirthschaftlich höchststehende Land der Gegenwart consequent ausgebildet, Großbritannien. Wir sind ihm durch unsere Münzform zur Seite getreten, und zwar mit solchem Erfolge, daß die Engländer, die jüngst noch über unser Münzelend spotteten, bereits mit einem gewissen Neide sagen: Die Deutschen, die bisher das schlechteste Geld unter den civilisirten Völkern besaßen, werden bald das beste haben. Grunds genug zum Stolz oder wenigstens zur freudigen Genugthuung für uns.

Unsere Münzreform steht aber auch in Zusammenhang mit einer der merkwürdigsten Erscheinungen der Neuzeit, mit der ungeheuren Vermehrung und Umgestaltung der Production der Edelmetalle, speciell mit der Goldproduction in unserem Zeitalter. Gerade diesen, seltsamer Weise in weiteren Kreisen nicht immer genügend gewürdigten, vielfach kaum gekannten

Zusammenhang will ich im Folgenden etwas näher darlegen. Damit wird unsere Münzreform als eine wichtige Etappe in der weltgeschichtlichen Entwickelung des Geldwesens der modernen Culturvölker erkannt werden.

Wenn ich dann endlich des unmittelbaren Zusammenhangs dieser Maßregel mit der größten geschichtlichen That der Deutschen in der Neuzeit, mit dem siegreichen Krieg gegen Frankreich gedenke, dessen schönste wirthschaftliche Frucht eben die Münzreform ist; wenn ich in dieser Reform einen sichtbaren äußeren Abschluß der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit" auf einem auch für das politische Leben der Nation hochwichtigen Gebiete erblicke, so glaube ich immerhin doch von meinem Thema mit einiger Zuversicht behaupten zu dürfen, daß es des Interesses des gebildeten Theils der Nation nicht minder werth ist, als irgend ein anderes politisches oder historisches, literarisches oder ästhetisches, naturwissenschaftliches oder psychologisches.

Aber — „nüchtern realistisch" ist gleichwohl der Gegenstand, so höre ich einwenden. In einer Hinsicht allerdings, in anderer doch auch nicht so, wie die Meisten meinen.

Die Fragen der practischen Münzpolitik hängen mit den allgemeinen Principien des Geld- und Münzwesens enge zusammen. Auf diese Principien einzugehen, ist nicht meine heutige Aufgabe. Immerhin möchte ich aber darauf hinweisen, daß man, ausgehend von einer so concreten practischen Frage wie der unserer Münzreform, in den Erörterungen über die Grundprincipien des Geldwesens bald zu Punkten gelangen würde, die man ohne Zweifel nur als solche einer wahren „Philosophie des Geldes" bezeichnen könnte. Dahin gehört z. B. die Frage nach dem Begriff und Wesen des Geldes, nach seiner ersten Entstehung — wohl zu unterscheiden von der ersten Benutzung gewisser Geldstoffe —, nach der psychologischen Erklärung des Gebrauchs des Geldes und der Münzen — u. a. m. Einem englischen Staatsmann — si non è vero è ben trovato — legt man den Ausspruch in den Mund: es seien mehr Engländer aus Grübeln über

den Geldbegriff als — aus unglücklicher Liebe verrückt geworden. Characteristisch jedenfalls für John Bull, — aber zugleich doch ein Hinweis darauf, wie die „Geldwissenschaft" — die monetary science —, zu der unser Gegenstand gehört, auch ihre tieferen Gründe hat und schließlich wirklich wieder mit allen Problemen menschlichen Seins und Wesens zusammen hängt.

Und speciell die Hauptfrage, die uns beschäftigen soll, die Goldfrage, diese prosaische Frage erinnert sie uns nicht an des Dichters Wort:

Am Golde hängt
Zum Golde drängt
Doch Alles!

Der Spruch hat heute seine alte Macht nicht verloren. Die Geschichte unseres modernen Wirthschaftslebens giebt uns nur zu reiche Belege dafür. Diejenige der großen Colonisation am stillen Ocean thut es im wörtlichsten Sinne. Wer entzieht sich so ganz dem magischen Einflusse des gleißenden Metalls? Wer wird nicht auch ein wenig Interesse übrig haben für Fragen, deren Mittelpunkt dieser wunderbare Stoff ist, welcher so merkwürdig in Leben und Weben der Einzelnen und der Völker von Urzeit her eingegriffen, an dem so viel menschliche Schuld und Sünde hängt, wie an keinem anderen irdischen Stoffe!

Freilich, wie jede andere Wissenschaft, so zerreißt auch die Nationalökonomie hier die schönen Phantasiebilder der Poesie, die uns von vergangenen „goldenen Zeitaltern" fabulirt, denen unsere eherne Zeit gefolgt sei, — ein verlorenes Paradies. Die Wissenschaft zeigt uns umgekehrt, daß wir mehr Recht hätten, in der Vergangenheit von eherner Zeit zu sprechen und heute Mitte unseres Jahrhunderts mehr denn je von einem „goldenen Zeitalter". Denn, wenn eine Epoche nach der Masse des Goldes, über die sie verfügt, sich die goldene nennen kann, so hat sicherlich keine mehr Recht dazu als die unmittelbare Gegenwart. Was sind des Priamos Schätze, was die Funde in Mykene, was die zusammengescharrten Goldmassen asiatischer Despoten der Vorzeit, welche doch muthmaßlich den Haupttheil alles vorhandenen Golds

enthielten, gegen die Summen Goldes, welche uns Californien und Australien lieferten und noch liefern! Wo hat je ein antiker Herrscher und sei es ein Alexander baare Summen in seiner Hand vereinigt, wie sie heute Eine große Bank, z. B. die Französische, besitzt! In der That, so befremdend es heute in unserer Zeit großen wirthschaftlichen Nothstands klingt, „wir schwimmen im Golde", wie niemals eine Generation vor uns. Und damit haben wir eigentlich schon den durchschlagenden Erklärungs- und Rechtfertigungsgrund unserer Münzreform hervorgehoben. Man sieht aber, daß dieser nüchterne Gegenstand doch auch Seiten hat, die eines allgemeineren Interesses nicht entbehren.

II.

„Warum haben wir überhaupt unser bisheriges Münzwesen verändert? Warum sollen wir unsere guten Thaler und Groschen fahren lassen?"

Das ist merkwürdiger Weise eine Frage, die mir sogar im Kreise hochgebildeter Männer nicht selten begegnet ist. Sie zeigt, wie die liebe Gewohnheit selbst über die übelsten Zustände leicht hinweg sehen hilft. Vielleicht bei uns guten Deutschen mehr als sonstwo. Kann ich mich doch erinnern, daß man noch vor 11 Jahren in Hamburg das Nebeneinanderbestehen von 7, sage sieben, verschiedenen Postverwaltungen als etwas „eigentlich gar nicht so Uebles" konnte bezeichnen hören. Heute begreift das wohl kein Mensch mehr. Aber solche Ansichten erklären jene Frage in unserem Münzwesen.

Der erste Grund unserer Münzreform lag in unseren ererbten Münzzuständen. Diese waren einfach ein Product unserer politischen Geschichte, des Sieges des Particularismus auch hier. Diese Zustände waren für den heimischen wie für den auswärtigen Verkehr unerträglich und eines Volkes, wie das deutsche, unwürdig, ein berechtigter Spott Seitens des Auslandes. Es galt auch hier, nachzuholen, was andere große Völker längst gethan: die Beseitigung des mittelalterlichen, bei uns später noch

schlimmer gewordenen Münzwirrwarrs, die Herstellung der nationalen Münzeinheit.

Allerdings war im deutschen Münzwesen schon vor 1866 Vieles besser geworden gegen früher, zwar nicht durch den alten Deutschen Bund, der auch hier leistungsunfähig war, aber doch durch die spontane Thätigkeit der Einzelstaaten und durch Verträge der Zollvereinsstaaten unter sich und mit Oesterreich. Im Wiener Münzvertrag von 1857 war es endlich gelungen, im weitaus größten Theil des Deutschen Bundes die reine Silberwährung gesetzlich zur einen herrschenden Währung zu machen und die Zahl der Münzfüße auf drei zu beschränken, gewissermaßen ein Analogon auf dem Münzgebiete zur Triasidee auf dem politischen. Zwei dieser Münzfüße, der norddeutsche Thaler- und der österreichische Guldenfuß, ließen sich bequem auf einander reduciren, — wie 2 : 3. Der süddeutsche Guldenfuß fügte sich zwar weniger bequem an, — wie 4 : 7. Aber in dem Thaler schuf man unter dem bezeichnenden Namen „Vereinsthaler" — ein Reichsthaler wäre ja ein Widerspruch gewesen! — wenigstens eine allgemeine grobe Silbermünze, die für den ganzen deutschen Verkehr gesetzliches Zahlmittel war. Auch sonst, in den Grundsätzen über die Prägung, über die Behandlung der Scheidemünze zeigt sich im Wiener Münzvertrag ein erfreulicher Fortschritt des deutschen Münzwesens.

Schade nur, daß zunächst schon Oesterreich seine an sich sehr rationelle Münzordnung wegen der Fortdauer seiner Finanznöthen und des Ausbruchs des italienischen Krieges von 1859 nicht practisch durchführen konnte. Es verblieb trotz seines gegentheiligen Versprechens im Wiener Münzvertrag bei seiner Papiergeldwirthschaft. Die Folge war, daß fast alles österreichische Silbergeld nach Deutschland strömte und uns hier später manche Verlegenheiten bereitete.

Im Gebiet des Deutschen Reiches blieb aber das störende Nebeneinanderstehen zweier so verschiedener Münzfüße wie des Thaler- und rheinischen Guldenfußes mit ihrer ganz ver-

ſchiedenen Untertheilung. Eine Menge alter, abgegriffener, im Gepräge kaum noch erkennbarer Münzen lief neben den neuen noch um, beſonders im Süden. Neben ihnen eine kleine Anzahl alter und neuer deutſcher Goldmünzen, eine Unzahl fremder Münzen, von dem kleinen ſchmutzigen Staatspapiergeld, von „wilden" Banknoten — nebenbei bemerkt: alle beſſer als ihr Ruf — nicht zu reden. Zum Ueberfluß war, nachdem endlich Hannover auch von der 24-Gute-Groſchen- zur 30-Silbergroſchen-Theilung des Thalers übergegangen, die preußiſche Theilung des Groſchen in 12 Pfennige in Sachſen, Hannover durch die in 10 Pfennig erſetzt. Außerhalb des Zollgebiets beſtand in Mecklenburg die Eintheilung des Thalers in 40 Schillinge.

Ein gewichtigerer Uebelſtand war aber die wiederum abweichende Geſtaltung in unſeren beiden Hauptemporien Bremen und Hamburg. Dort allein in ganz Deutſchland Goldwährung, Rechnung nach Goldthalern, dieſe eingetheilt in 72 Grote. In Hamburg war im gewöhnlichen Verkehr der Thaler aufgenommen, aber die Rechnungseinheit die Courantmark zu 16 Sh. oder 12 Sgr. Und im Großgeſchäft überhaupt keine Münze, ſondern die Währung aus aliquoten Gewichtstheilen feinen Silbers beſtehend, die Cölner Mark f. S. zu 27¾ Mark Banco gerechnet, d. h. etwas über ½ Thaler die Mark. Hamburg iſt der zweite oder dritte Welthandelsplatz, der erſte des Continents, ſein Geſchäft größer als das ganze holländiſche. Der durch Hamburg vermittelte deutſche Handel unterlag aber wegen der Nothwendigkeit ſteter Umrechnung zwiſchen der Banco- und den deutſchen Währungen in den Speſen des Wechſelgeſchäfts einem beſtändigen Durchgangszoll.

Das war der Zuſtand des deutſchen Münzweſens noch bis 1866, bezw. 1870. Er konnte nur vertragsweiſe gebeſſert werden, d. h. thatſächlich nur mit den größten Schwierigkeiten oder gar nicht.

Da ward der Norddeutſche Bund, das Deutſch Reich geſchaffen. Und auf einmal kam Abhilfe, wie überall, ſo auch

hier. In der Bundesverfassung wurde dem Bunde u. A. auch die Ordnung des Münzwesens übertragen, eine Bestimmung, die wir Jahrhunderte lang in Deutschland entbehrt hatten.

Selbstverständlich war nunmehr die Herstellung der Einheit des Münzwesens das Ziel, wie in jedem großen Staatswesen, und nur noch eine Frage der Zeit. Lebhafter beschäftigten sich die practischen und theoretischen Fachkreise und die öffentliche Meinung mit dieser Frage, welche nunmehr den Character einer bloß akademischen verlor und den einer practisch-politischen, bei der die Reichsgesetzgebung competent war, gewann.

III.

Wie aber sollte und mußte in dieser Frage der Münzreform jetzt vorgegangen werden? Darüber gingen begreiflich die Meinungen sehr auseinander. Aber deutliche Fingerzeige, die wir denn auch mit Recht beachtet haben, lieferten doch namentlich dreierlei Umstände: die veränderten Bedürfnisse des deutschen Geldverkehrs, sodann die Geldverhältnisse der anderen, mit uns immer mehr zur „Weltwirthschaft" verbundenen Culturstaaten, endlich die weltgeschichtlich bedeutsamen Umgestaltungen, die seit einem Menschenalter in der Production der edlen Metalle vor sich gegangen waren.

Der Werth der Edelmetalle wird an der Höhe der Waarenpreise gemessen. Er unterliegt erfahrungsgemäß einer allmäligen säculären Verminderung, die sich in einer entsprechenden Preissteigerung kundgiebt. Theils dieser Umstand, theils die Vermehrung des Volksreichthums, die Erhöhung der Productionskosten der Bodenproducte, die Regheit des Verkehrs erwecken daher das volkswirthschaftliche Bedürfniß nach einem werthvolleren Geldstoff, den sich aber auch erst ein reicheres Volk erlauben kann. Der Uebergang von minder werthvollen zu werthvolleren Geldstoffen ist insofern in der geschichtlichen Entwicklung fortschreitender Völker naturgemäß. Hiermit stimmt auch die geschichtliche Erfahrung

im Großen und Ganzen überein. Primitiven Zeitaltern, roheren Völkern dienten und dienen mancherlei gewöhnliche Waaren des Tauschverkehrs, besonders aber unedle Metalle, Eisen, Zinn, Kupfer, Bronce (aes) als Geldstoff. Erst später kommt das Silbergeld auf, das bei hohem Metallwerth und niedrigen Waarenpreisen, bei geringem Volksreichthum und Verkehr den Bedürfnissen oft lange am Besten entspricht. Gold dient noch gar nicht oder nur nebenbei als Geldstoff. Aber mit der Weiterentwicklung der Volkswirthschaft und Cultur, mit durchschnittlich höheren Preisen wird das Silber als allgemeines alleiniges Preismaaß und Tauschmittel immer unbequemer und das seit Alters 10 bis 12 bis 13, in neuerer Zeit 14 bis 16 mal so werthvolle Gold wird mit Recht vorgezogen und bürgert sich denn auch nunmehr in der Circulation und schließlich als eigentliche Währung allgemeiner ein. So schon im Alterthum, im Rom der Kaiserzeit, so in der modernen Welt, im reicheren Westeuropa.

Das Verkehrsbedürfniß nach Gold ist nun grade bei uns im Laufe dieses Jahrhunderts außerordentlich gewachsen, weil bei keinem anderen Culturvolke — vielleicht mit der einzigen Ausnahme des nordamerikanischen — die Umgestaltungen im Wirthschaftsleben so großartige waren. Kein europäisches Land hat seit der napoleonischen Kriegszeit in allen Zweigen seiner Production, besonders in Handel, Industrie, Bergbau, dann in der Volkszahl einen relativ so großen Aufschwung genommen als Deutschland. Gewiß stehen wir auch heute noch hinter Großbritannien und in mancher Hinsicht — obgleich m. E. lange nicht in dem oft behaupteten Umfange — hinter Frankreich im Volkswohlstand zurück. Aber die vor einem halben Jahrhundert so große Distanz gegen diese Länder ist unendlich viel kleiner geworden und jedes andere europäische Land überragen wir weit. Es ist merkwürdiger Weise auch bei unseren Gebildeten nicht allgemein bekannt, daß Deutschland nach Großbritannien der erste Bergbaustaat der Welt ist; daß Hamburg nach London und New-York und allenfalls Liverpool der erste Welthandelsplatz; daß wir

unser großes Eisenbahnnetz ganz aus eigenen Mitteln gebaut haben und im wachsenden Maaße die Gläubiger fremder Länder geworden sind. Diesem großen wirthschaftlichen Aufschwung — über den eine vorübergehende Krisis nicht täuschen darf — entsprang nothwendig ein *größeres Geldbedürfniß* und ein Bedürfniß nach einem *werthvolleren* Geldstoff zur Vermittlung der Umsätze. Auch die starke Preissteigerung rief ein solches hervor. Wir theilen diese mit der übrigen Culturwelt als eine Folge der ungeheuren Vermehrung der edlen Metalle. Andererseits haben sich in den letzten Jahrzehnten im Zeitalter des Dampfes und der Freihandelspolitik unsere ehemals niedrigen Preise der Bodenproducte mit den höheren englischen und überhaupt westeuropäischen ausgeglichen. Grade diese Preissteigerung machte einen *werthvolleren* Geldstoff als das Silber erwünscht. Das Silber reichte immer weniger zur Vermittlung der Umsätze aus. Theils war es überhaupt schwierig in größerer Menge zu beschaffen, theils war es zu voluminös und schwer für die Bedürfnisse des heutigen Verkehrs. Man bedenke, daß 10,000 Thaler grobe Silbermünze schon circa 3,7 Centner (mit der Kupferlegirung von 10 pCt.) wiegen, dieselbe Summe in Gold nur 23,8 Pfund. Wir halfen uns, in Ermangelung von Goldmünzen, die bei reiner Silberwährung sich wegen ihres schwankenden Curses auch als Handelsmünze nicht genügend einbürgern, und da uns die englischen und amerikanischen Bank- und Abrechnungseinrichtungen zur Zahlungsvermittlung fehlten, nothgedrungen mit vermehrter Papiergeld- und Banknotenausgabe, die erst durch die Goldwährung entbehrlich wurde. Alle diese Verhältnisse drängten also zum Uebergang von der Silber- zur Goldwährung hin.

In derselben Richtung wirkte das *zweite Moment*, die *Beziehungen zum Auslande* und die *Gestaltung des Münzwesens* daselbst. Mit der Entwicklung der modernen Dampftechnik im Communicationswesen und in der Industrie ist der auswärtige Handelsverkehr der Culturstaaten immer wichtiger geworden. Die Transportfähigkeit der Waare wächst in grabem

Verhältniß zu ihrem specifischen Werth, d. h. zu ihrem Werth in Proportion zu Volum und Gewicht, und zur Beschaffenheit der Communicationsmittel und der natürlichen Höhe der Transportkosten. Die wachsende Freiheit des Güterumlaufs im In- und Auslande, die Gewerbe- und Handelsfreiheit ermöglichten ebenfalls die Entwicklung des Fernverkehrs. So wurde die einzelne Volkswirthschaft aus ihrer relativen Isolirung und Selbstgenügsamkeit herausgerissen und ein Glied der Weltwirthschaft.

Deshalb wurde die Gleichheit wenigstens des Geldstoffs, der Währung, — wenn diejenige des Münzfußes oder der Eintheilung dieses Stoffes noch nicht zu erreichen war —, immer wichtiger. Dann fiel doch die eine große Störung fort, die in den beständigen Schwankungen des Werthverhältnisses beider Edelmetalle zu einander liegt. Nur Gold konnte aber mit Fug der Geldstoff der Hauptvölker der heutigen Culturepoche werden. Nur dies entsprach den Bedürfnissen des in- und ausländischen Verkehrs dieser Länder. Nur dies war in genügender Menge in Folge der neuen Production zur Verfügung. Die wichtigsten Handelsvölker hatten auch bereits Goldwährung, wie Großbritannien und — von der vorübergehenden Papiergeldwirthschaft seit dem Bürgerkriege hier abgesehen — auch Nordamerika, oder hatten wenigstens thatsächlich bei ihrer legalen Doppelwährung überwiegend Goldcirculation, wie seit der Umgestaltung des Werthverhältnisses von Gold und Silber in den fünfziger und sechsziger Jahren Frankreich und die Länder des sogenannten lateinischen Münzbundes, Italien, Belgien, die Schweiz.

Deutschland ist nun wiederum nach England der erste Staat in der Rangordnung des auswärtigen Handels, selbst Frankreich etwas, Nordamerika erheblich, alle anderen Länder weit überragend. Daher das wesentliche Interesse, mit den wichtigsten Ländern die Gleichheit des Geldstoffes durch Annahme des Goldes zu erreichen.

Mit diesem Schritt hat Deutschland aber auch einen wichtigen Einfluß auf die ganze abendländische Culturwelt

ausgeübt. Schon sind uns die stammverwandten scandinavischen Staaten gefolgt. Die Niederlande sind geneigt, das Gleiche zu thun und schrecken nur vor den Schwierigkeiten des Uebergangs zurück. Oesterreich, Rußland werden über Kurz oder Lang folgen müssen, die romanischen Länder nach unserem Vorgange vollends schließlich nichts Anderes thun können. So bereitet sich im europäisch-amerikanischen Occident durch unsere Münzpolitik die Goldära allgemein vor — und die beiden großen Hälften der Culturwelt, Occident und Orient, Europa, Amerika einer-, Asien andererseits, werden wohl in nicht ferner Zeit auch durch die Trennung in den Währungen als die Heimath der Gold- und Silberwährung sich characteristisch unterscheiden. Für unabsehbare Zeit jedenfalls das Beste, denn wie das Abendland nach seinen Wirthschaftsverhältnissen jetzt immer mehr für Gold, so ist das Morgenland ohne Zweifel für Silber noch auf lange besonders geeignet.

Aber so sehr hiernach Alles bei uns auf die Annahme des Goldes als Währung hindrängte, es ist doch zu bezweifeln, ob wir oder ob ein anderes Culturvolk, welches um die Mitte unseres Jahrhunderts einmal noch nicht Gold besaß, sobald zu demselben gelangt wäre, ohne Ein großartiges Ereigniß in der neuesten Wirthschaftsgeschichte. Dies ist die Auffindung und Ausbeutung reichster Goldlager zunächst am Ural und in Sibirien, dann von 1848 an in Californien, seit 1851 in Australien. Hierdurch ist in dem kurzen Zeitraume eines Vierteljahrhunderts in der Production und in den Vorräthen der Edelmetalle eine Umgestaltung bewirkt worden, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Und dies hat erst die Ersetzung des Silbers durch Gold unmittelbar nahe gelegt und eigentlich practisch allein ermöglicht.

IV.

Die californisch-australischen Goldfunde sind ein Ereigniß, dessen volle Bedeutung für die Wirthschafts- und Culturgeschichte, ja für die politische Geschichte der modernen Völker erst

kommende Zeiten richtig würdigen werden. Aber schon jetzt dürfen wir diese Goldfunde zu den großen Thatsachen rechnen, welche in der Weltgeschichte Epoche machen. Sie finden ihr Seitenstück nur in der Edelmetall-, speciell in der Silbergewinnung im 16. Jahrhundert durch die spanischen Eroberer Amerikas. Mit Recht wird dieses Ereigniß neben allen großen historischen Vorgängen des Reformationszeitalters, sie selbst vielfach mit beeinflussend, als ein mächtiger geschichtlicher Factor anerkannt. Vielleicht darf der Goldproduction des letzten Vierteljahrhunderts sogar eine relativ noch größere Bedeutung als der Silberproduction im 16. Jahrhundert beigemessen werden, weil sie in kürzester Zeit so ungeheuer massenhaft war und in derselben Richtung wie andere neuere Verhältnisse des Wirthschaftslebens wirkte. Man übertreibt nicht, wenn man diese Goldproduction als einen einigermaßen ebenbürtigen Factor für die Gestaltung der Volkswirthschaft und daher der Gesellschaft neben die Eisenbahnen und die Dampfschifffahrt und neben die maschinelle Technik der modernen Industrie stellt. Denn der Einfluß auf die Production der wirthschaftlichen Güter, auf Handel, Auswanderung und Colonisation, auf Preise der Waaren und auf Löhne war ein außerordentlich mächtiger. Große und vollends plötzliche Umgestaltungen des Geldwerths, wie sie aus der vermehrten Goldgewinnung hervorgingen, haben immer auf das Volksleben bedeutsam eingewirkt. Unsere unbehagliche, aber gewaltige gährende Zeit hat durch diese Goldproduction eine neue Reizung erfahren. Auch die innere und äußere politische Geschichte der Völker wurde und wird dadurch mit gestaltet. Ich will mir nur erlauben, in dieser Beziehung zwei Puncte, einen in unserer alten, einen in der neuen überseeischen Welt, kurz zu erwähnen.

Aus der Geschichte und Statistik des Handels und der Industrie in den letzten 30 Jahren läßt sich nachweisen, wie sehr das neue Gold zuerst in England, dann auf dem Continent den industriellen Aufschwung mit gefördert hat. Dadurch trug es aber zur raschen kritischen Zuspitzung der Fragen von „Kapi-

tal und Arbeit" mächtig bei. So steht die doch vielleicht tiefstgreifende Bewegung unserer Zeit, die sociale, in ursächlichem Zusammenhang mit dem neuen Golde. Wie man über diese Bewegung auch denke, welchen Verlauf man ihr auch zuschreibe, wünsche oder von ihr befürchte, — darüber kann doch wohl schon jetzt kein Zweifel sein, daß sie umgestaltend auf das moderne Rechts- und Culturleben einwirken wird, wie nur jemals eine der großen geistigen Bewegungen der Welt. Wie im sechszehnten Jahrhundert das bestehende Kirchenrecht, wie im 18. Jahrhundert das geltende Staatsrecht, so scheint in unserem und dem kommenden Jahrhundert unter dem Einfluß dieser socialen Bewegung das geschichtlich überkommene Privatrecht einer tiefgreifenden Umgestaltung entgegen zu gehen.

Wie auf die alte Culturwelt, auf old Europe, so äußert das Gold aber seinen Einfluß nicht minder auf die neue Welt. Wiederum sehen wir an einem großartigen Beispiel die Epoche machende Einwirkung der merkwürdigen Vertheilungs-, Lagerungs- und Gewinnungsverhältnisse der edlen Metalle auf die Colonisation abgelegener, bisher uncultivirter Theile unserer Erde. Dieselbe Erscheinung, wie mehrfach im Alterthum, wie in kleinem Maaße im Mittelalter, im Harz, Siebenbürgen, wie in dem weltgeschichtlich bedeutsamen Uebergang der spanischen Colonisation Amerikas.

„Am Golde hängt, zum Golde drängt doch Alles." Californien war eben aus der Herrschaft der trägen verkommenen spanisch-amerikanischen Race in diejenige des jugendkräftigen Yankee übergegangen. Europa, ermüdet und ernüchtert von einer resultatlosen politischen Bewegung, hatte Ueberfluß an Auswanderungslustigen. Der Dampf erschloß die Länder und die Oceane. Da erschallt die Märchenkunde aus dem fernen Lande am stillen Weltmeer von dem „Golde, das nur so auf der Straße zu finden sei." Und wenn das auch stets etwas Hyperbel war: ganz unrichtig war es wenigstens im Anfange nicht. Es ist die culturhistorisch wichtige Eigenthümlichkeit der Goldwäscherei, daß dabei zuerst das

Gold leicht, mit wenig mechanischer Arbeit, ohne viel Kapital noch kostspielige Werkzeuge zu gewinnen ist, und daß Einzelne, vom Glück begünstigt, wirklich wie in der Lotterie große Loose ziehen. Grade dies lockt und hat bald Tausende und aber Tausende Abenteurer in die entlegenen Gebiete des stillen Meers, erst nach Californien, bald auch nach Australien geführt. Aber der Rübezahl ist in der Sierra Nevada ein neckischer Kobold wie bei uns. Er lockt durch leichte Spielgewinnste an, zwingt jedoch bald zur alten adamischen Arbeit im Schweiße des Angesichts. Die leichte Goldgewinnung durch einfaches Waschen hört schnell auf oder wird zu unergiebig. Mühsamere Arbeit beginnt, eigentlicher Quarz-Bergbau ist das Ende und auch er wird gewöhnlich immer unrentabler. Dazu gehören Kapitalien, Werkzeuge, Maschinen, da muß man länger auf Ertrag warten. Der Arbeiter tritt wieder in den Dienst des fremden Kapitalisten. Für die Minenbevölkerung muß sich ein umfangreicher Importhandel, zu dem die hohen Waarenpreise anlocken, entwickeln. Bald entsteht eine heimische Production alles Nothwendigen an Ort und Stelle. Landwirthschaft, Industrie, Städte blühen auf in märchenhafter Raschheit und Großartigkeit. Die als Abenteurer und Goldgräber gekommen und bald wieder, mit Schätzen beladen, davon ziehen wollten, die werden nun ein seßhaft Geschlecht von Ackerbauern, Handwerkern, Kaufleuten. Damit aber sind die entlegenen Länder erst der Cultur wirklich endgiltig gewonnen. Und so verdankt der Occident in der That dem Hangen und Drängen zum Golde den Zuwachs zweier neuer großer Glieder am stillen Weltmeer, — der Ausgang eines neuen Zeitalters menschheitlicher Entwicklung.

Doch genug hiervon. Ich wollte wenigstens an ein paar Beispielen die Bedeutung des Goldes als Lebenselixir zeigen. Man wird auch einer concreten Frage, wie der unserer Münzreform, nicht gerecht, wenn man sie nicht in den großen Zusammenhang der weltgeschichtlichen Vorgänge bringt.

V.

Die Bedeutung der neuzeitlichen Goldproduction für das Geldwesen speciell läßt sich nur dadurch erfassen, daß man sie als eine der großen Epochen in der Geschichte der Edelmetalle betrachtet. Es ist für unsere modernen Geld- und Münzverhältnisse, soweit diese von der Edelmetallproduction beeinflußt sind, nicht nothwendig, hinter die Zeit der Entdeckung Amerikas zurück zu gehen. Um das Jahr 1500 war wahrscheinlich ein geringerer Vorrath Edelmetalls und speciell Goldes in Europa als in irgend einer Zeit seit circa 2000 Jahren. Das antike Metall hatte sich allmählich verloren oder war nach Asien abgeflossen. Die neue Gewinnung war in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters sehr spärlich. So beginnt mit der Entdeckung Amerikas und dem Raube, später dem Bergbau der Spanier in diesem Lande eine neue Epoche in der Geschichte der Edelmetalle.

Eine erste Periode dieser neueren Geschichte können wir jetzt wohl mit der Mitte unseres Jahrhunderts, mit der Auffindung des Goldes in Californien und Australien als abgeschlossen betrachten. Sie characterisirt sich durch eine große Preisrevolution, die nichts Anderes als eine Geldwerthverminderung ist, und bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts schon im Wesentlichen abgeschlossen gewesen zu sein scheint. Der Geldwerth war auf den dritten Theil gesunken. Die Edelmetallproduction bestand namentlich anfangs überwiegend aus Silber. Mit deswegen wohl sank der Werth des Silbers gegen Gold, von 11 : 1 Anfang des 16. auf 14—15 : 1 Ende des 17. und im 18. Jahrhundert. Nur in der Mitte des 18. Jahrhunderts fand zeitweise eine stärkere Goldgewinnung in Brasilien statt und die schon aus dem vorigen Jahrhundert datirende, aber anfangs sehr schwache russisch-sibirische Goldgewinnung erlangte seit den zwanziger und besonders seit den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts größere Ausdehnung. Die gesammte Metallausbeute von 1500 bis circa 1848 wird auf circa 12 Milliarden Thaler, wovon etwas

über zwei Drittel Silber, der Rest Gold, veranschlagt. 90 pCt. des Silbers, 70 pCt. des Goldes rührten davon aus Amerika her. Das Werthverhältniß von Gold zu Silber war in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts etwa $1 : 15.^5 — 15.^8$.

Ein sehr bedeutender Theil des neuen Metalls war natürlich im Laufe der Zeit verloren gegangen, nach Asien abgeflossen — besonders Silber —, oder stack in Geräth, Schmuck u. s. w. Man schätzt — nebenbei gesagt: man hat es hier immer nur mit ganz annäherungsweisen Veranschlagungen zu thun — um 1848, am Schluß der ersten Periode der neueren Edelmetallgeschichte, den Geldvorrath der europäisch-amerikanischen oder der sogenannten abendländischen Culturwelt auf circa $3^1/_2$ Milliarden Thaler, wovon etwa knapp ein Drittel Goldgeld, über zwei Drittel Silbergeld. Das Silber dominirte also noch durchaus und je mehr wir hinter 1848 zurück gehen, desto mehr.

Da beginnt mit der Entdeckung der Goldlager in Californien und Australien die zweite Periode in der neueren Edelmetallgeschichte. Stehen wir auch in dieser Periode noch mitten inne, so können wir sie doch schon für die letzten 25 Jahre hinlänglich genau characterisiren.

In diesem kurzen Zeitraume hat eine Vermehrung der Edelmetalle stattgefunden, wie sie die Welt noch nie gesehen und wie sie auch in den letzten Jahrhunderten nicht entfernt vorgekommen ist. Von 1849—1875 sind rund an 7 Milliarden Thaler Gold und Silber neu gewonnen worden.

Ebenso wichtig wie diese Thatsache ist die Umgestaltung in der Mengenrelation beider Metalle. Gut zwei Drittel jener Vermehrung kommen jetzt auf Gold, knapp ein Drittel auf Silber, also grade umgekehrt wie in der ersten Periode. Die Goldproduction war anfangs, in den fünfziger Jahren, absolut und relativ noch überwiegender. Sie erreichte damals jährlich 200 Millionen Thalern oder 75% und mehr von der Gesammtproduction. Sie ist in neuerer Zeit gesunken, beträgt aber

immer noch mit c. 140 Millionen Thalern jährlich mehr als jemals in früherer Zeit und auch immer noch mehr als die gleichzeitige Silberausbeute. Diese war bis Ende der 50er Jahre stabil und ungefähr nur ein Drittel der Goldproduction. Seitdem, besonders in den allerletzten Jahren hat sie, namentlich durch die Auffindung reicher goldhaltiger Silbererze in Californiens Nachbarschaft, im Staate Nevada, auch stark zugenommen, ist von 60 Million Thaler in den 50er, auf 100 Million Thaler und darüber in den 70er Jahren gestiegen und hat demnach das Uebergewicht der Goldgewinnung wieder etwas zurückgedrängt.

Im Ganzen läßt sich aber doch die neue Periode seit 1848 als das „goldene" Zeitalter bezeichnen, wie die vorhergehende als das „silberne". Die Bedeutung der geschilderten Verhältnisse ergiebt sich sofort, wenn wir, den Thatsachen gemäß, das neu gewonnene Metall, das nach den großen Geldplätzen strömt, zunächst als eine Vermehrung des Geldes ansehen. Von 1848—1876 hat sich dieses durch die neue Production — noch ohne Abrechnung von Verlusten u. s. w. — von $3^1/_2$ auf $10^1/_2$ Milliarden Thaler vermehrt, oder verdreifacht, das Goldgeld aber hat sich verfünffacht, von 1.2 auf fast 6 Millionen Thaler —, das Silbergeld hat sich nicht ganz verdoppelt — von 2.3 auf fast 4.6 Milliarden Thaler.

Nun muß man aber berücksichtigen, daß von dem neuen und zum Theil auch von dem alten Metall ein großer Betrag durch Abnutzung, Verlust, durch Verwendung zu anderen als Geldzwecken, und besonders durch Abströmung nach Asien, das uns seit den Römerzeiten vorzugsweise Silber entzieht, für das Abendland verloren gegangen ist. Annäherungsweise mag der wirkliche Geldvorrath des Occidents um 1876 auf 6.7 Milliarden Thaler veranschlagt werden, eine Zunahme um 91% seit 1848: Die Haupterklärung des gesunkenen Geldwerths. Davon sind jetzt etwa 67% Gold, 33% Silber — also die umgekehrte Production wie 1848. Das Goldgeld ist etwa von 1200 auf 4500 Million Thaler, um 275%, gestiegen, das Silbergeld hat wahrscheinlich sogar et-

was abgenommen, von 2300 ist es auf 2200 Million Thaler gesunken.

Damit habe ich einige Hauptdaten der neueren Edelmetall- und Geldstatistik vorgeführt, — vielleicht schon zu viele. Sie zeigen aber in Betreff unserer Münzreform sofort, wie das, was aus den angeführten sonstigen Gründen wünschenswerth und nothwendig war: der Uebergang zur Goldwährung, durch diese Umgestaltung der Edelmetallproduction möglich ward, ja wie, gerade wegen dieser, eigentlich die „Natur der Dinge" unsere Münzpolitik auf den eingeschlagenen Weg hinwies.

VI.

Dennoch ist daran zu zweifeln, ob wir schon jetzt oder überhaupt in naher Zukunft den Uebergang zur Goldwährung hätten bewerkstelligen können, wenn uns nicht die französische Kriegscontribution die Mittel dazu geboten hätte. Damit stellen wir unserer eigenen wirthschaftlichen Kraft wahrlich kein Armuthszeugniß aus, sondern constatiren nur die eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche bei uns einem solchen Währungswechsel im Vergleich mit anderen Ländern entgegenstanden. Diese Schwierigkeiten lagen in der Herrschaft der reinen Silberwährung bei uns, während die anderen Länder gewissermaaßen durch Zufall von selbst, in Folge einer falschen Münzpolitik, diesen Uebergang gemacht haben. Diese Länder sind nämlich vermittelst der bei ihnen bestehenden Doppelwährung zuerst factisch zur Goldcirculation gekommen und haben dann diesen Zustand legalisirt und die Goldwährung eingeführt. So Großbritannien und Nordamerika. Und so wird es eventuell auch in Frankreich gehen. Da nun auch bei uns von manchen Seiten statt der Goldwährung die Doppelwährung empfohlen worden ist und selbst noch jetzt wird, so sei über diese Frage gleichzeitig ein principielles Urtheil in aller Kürze erlaubt.

Der practisch wichtige Hauptfall der Doppelwährung, welcher hier allein betrachtet werden soll, ist der, daß nach gesetzlicher

Bestimmung die aus gewissen Mengen feinen Goldes und Silbers geprägten Münzen von Jedermann nach einem gesetzlichen Werthverhältniß in Zahlung angenommen werden müssen. So bestimmt das französische Münzgesetz von 1803 eine Werthrelation von 1 : 15.5, die wir auch in unserem Münzgesetz von 1871 bei der Umrechnung der alten Silbermünzen und der neuen Goldmünzen angenommen haben. Denn die Bewerthung des Zwanzig-Mark-Stückes mit $6^2/_3$ Thaler entspricht der Relation von 1 : 15.5. Aehnlich bestanden solche gesetzliche Relationen in anderen Ziffern in anderen Ländern, z. B. in England, Nordamerika. Bei der Doppelwährung hat dann Jedermann das Recht, sich beliebig auf den Münzstätten des Staates Gold- oder Silbermünzen nach dem legalen Münzfuß prägen zu lassen.

Welche Wirkungen nun die Doppelwährung auf das Münzwesen eines Landes ausübt, können wir in der Münzgeschichte genau verfolgen, nirgends aber besser und in statistischer ziffermäßiger Exactheit, wie in einem großen Experiment, als in Frankreich im Laufe dieses Jahrhunderts.

Nur so lange im Weltverkehr — auf den maßgebenden großen Geldmärkten — die wirkliche Werthrelation beider Metalle der gesetzlichen genau entspricht, kann wenigstens in dem Doppelwährungslande Gold- und Silbermünze beliebig nebeneinander cursiren. Sobald aber nur ganz geringe Abweichungen der wirklichen von der gesetzlichen Relation eintreten, ändert sich die Münzcirculation sofort. Es lohnt dann, das im Weltverkehr relativ billigere Metall einzuführen und prägen zu lassen, die im Inland zu niedrig tarifirten Münzen dagegen aufzusammeln, einzuschmelzen und zu exportiren. Bei den heutigen Verkehrsverhältnissen geben auch geringe Cursdifferenzen noch einen genügenden Gewinn. Man hat daher hier die richtige Regel aufgestellt: das schlechtere Geld verdrängt das bessere. Im Doppelwährungslande wandert jenes ein, dieses aus. Thatsächlich besteht die Circulation vorherrschend nur aus Münzen des weniger werthvollen Metalls.

Dies hat sich überall gezeigt. So im vorigen Jahrhundert in England, so neuerdings in Frankreich. Dort hat man dann aus der Noth eine Tugend gemacht und diese Folge einer falschen Münzpolitik schließlich legalisirt, d. h. das einmal eingebürgerte Gold zur Währung gemacht. In Frankreich wird schwerlich etwas Anderes übrig bleiben.

In diesem Lande hat man unter der Restauration und Julimonarchie fast nur Silbergeld geprägt und gesehen. Das Goldgeld betrug bei den Prägungen nur 11 pCt., im Verkehr, weil es rasch auswanderte, noch weniger. Denn Gold war nicht, wie im Gesetz, nur $15.^5$ mal, sondern $15.^6 - 15.^8$ mal so viel werth als Silber. Seit 1849 sinkt dagegen Gold unter $1 : 15.^5$, auf $1 : 15.^4$, $15.^3$, $15.^2$. Ein Zustand, der bis in die Mitte der sechsziger Jahre dauert. Die Folge war ein beständiger Abfluß von Silber und Zufluß von Gold. Von 1850—67 wurden 94 pCt. Goldmünzen, nur 6 pCt. Silbermünzen geprägt: die Erklärung für jene Massen Napoleonsd'ors mit dem Bildniß des dritten Napoleon. Seit 1867 tritt erst ein langsamer, seit 1873 ein rascher und starker Umschwung zu Gunsten des Goldes auf dem Weltmarkte ein. Sofort ändert sich das Verhältniß in Frankreich: Gold fließt ab und Silber ein. Und nur durch den Zwangscurs, den Frankreich im letzten Kriege für sein Papiergeld, d. h. für die Noten der Französischen Bank, einführte und durch die Sistirung der freien Silberprägung verhindert Frankreich die nunmehrige Wiederverdrängung des Goldes durch Silber, welche bei dem jetzigen Weltwerthverhältniß wie 1 : 17 in kürzester Frist vor sich gehen würde.

Aus diesen Verhältnissen folgt jedenfalls, daß der eigentliche Zweck der Doppelwährung, der dauernde Nebeneinanderumlauf von Gold und Silber, nicht erreicht wird, wenn man nicht im Stande ist, Abweichungen der Weltwerthrelation von der gesetzlichen zu verhüten. Man hat neuerdings wohl befürwortet, dazu internationale Vereinbarungen zu schließen. Wahrscheinlicher Weise würden auch diese solche Abweichungen nur

erschweren, nicht verhindern. An ihr Zustandekommen und vollends an ihre Aufrechthaltung ist aber wenigstens fürerst schwerlich zu denken.

Auch für ein einzelnes Land, für einen Münzbund, wie den lateinischen, und für die ganze Culturwelt sollen gewisse Vortheile der Doppelwährung nicht geläugnet werden. Wir verdanken Frankreich von 1803—1870 die relative Stabilität des Werthverhältnisses der beiden Metalle mit. Indessen vermag ich hier jetzt nicht näher auf diese Specialfrage einzugehen. Im Ganzen will ich nur meine Ansicht dahin äußern, daß das Verdict gegen Doppelwährung doch wohl richtig ist und wir recht daran thaten, zur einfachen Goldwährung überzugehen.

Jedenfalls aber ergiebt sich aus den geschilderten Verhältnissen die grundverschiedene Lage für unsere Münzreform verglichen mit der Lage von Doppelwährungsländern.

Diese waren durch den Verkehr selbst ihres überschüssigen groben Silbers entledigt und mit Gold versehen worden. Wir mußten die schwierige Operation ausführen: künstlich durch Staatsmaßregeln Gold in den Verkehr zu bringen und darin zu erhalten und das überschüssige Silber hinauszustoßen und auf dem Weltmarkte zu veräußern.

Diese Operation hat in der Münzgeschichte keines anderen Landes bisher ein würdiges Seitenstück. Sie muß in den Annalen des Münzwesens Epoche machen.

Die Schwierigkeit dieser Operation aber war es, die bis 1870 die Erörterung der Einführung der Goldwährung nicht über die Bedeutung einer akademischen Discussion hinausgelangen ließ.

Erst dem siegreichen Kriege mit Frankreich und der Fünf-Milliarden-Contribution, welche wir diesem Lande als gerechte Kriegsstrafe für frevelhaften Friedensbruch auferlegten, verdanken wir die Möglichkeit, jene Schwierigkeit verhältnißmäßig leicht zu überwinden. Wir bekamen von den Franzosen zwar nur kleine Beträge baaren Geldes, aber ein ungeheures Guthaben, durch dessen Realisirung wir das zunächst erforderliche Gold kaufen und mit welchem wir auch die Kosten der Silberveräußerung decken konnten.

Die französische Contribution wird gegenwärtig ebenso einseitig ungünstig, wie 1871 übertrieben günstig beurtheilt. Vergessen wir nicht, daß wir ihr neben vielen anderen Vortheilen das große ruhm- und segensreiche Friedenswerk, unsere Münzreform, verdanken.

VII.

Mit der Contribution waren die Mittel geboten, die nothwendige Münzreform nunmehr in richtiger Weise in Gang bringen zu können. Ich verweile bei den Einzelheiten nur noch kurz.

Die erste Aufgabe war die gesetzliche Regelung der Münzreform. Wir haben sie durch zwei Gesetze vom December 1871 und Juli 1873 bewerkstelligt. Nachdem man sich für Gold als Hauptgeldstoff entschieden hatte, war die wichtigste Frage die Wahl des Münzfußes oder die Eintheilung dieses Stoffes. Entgegen einer in den Fachkreisen und in der öffentlichen Meinung mächtigen Strömung in den sechsziger Jahren haben wir uns für ein rein-nationales und gegen ein sogenanntes internationales Münzsystem entschieden, wie letzteres etwa die Annahme des Goldfranken oder des Sovereign gewesen wäre. Viele und gewichtige Gründe sprachen für dieses Vorgehen. Ob die überwiegenden, das will ich an diesem Ort dahin gestellt sein lassen.

Nebensächlicherer Art sind die Wahl grade der Mark als Rechnungseinheit, die Ausstattung unserer Münzen, die Prägung des Silbers als Scheidemünze zu einem leichteren Münzfuße als dem Werthverhältniß von $1 : 15.5$ entspricht — nämlich nicht 90, sondern 100 Mark aus dem Pfunde feinen Silbers —, u. A. m. Ueber Einzelnes wird man gewiß streiten können. Indessen haben wir in der Hauptsache sicherlich richtig gehandelt, insbesondere z. B. in unseren Silberprägungen, bei denen nur das Fünf-Markstück, als zu groß für Scheidemünze, zu bemängeln ist. Vollständige Uebereinstimmung ist in solchen Puncten kaum zu erzielen. Gegenüber den vollendeten Thatsachen soll die Opposition

in untergeordneten Dingen verstummen und dürfen sich Alle des Errungenen erfreuen!

Des Errungenen sage ich! Damit habe ich aber freilich der Zeit etwas vorgegriffen. Denn noch stehen wir in der Durchführung unserer Münzreform und wenn wir auch die schwierigste Arbeit hinter uns haben, ein nicht geringes Stück des Wegs liegt noch vor uns. Dies betrifft die Beseitigung des Restes der alten Silbermünzen, besonders der Thaler. Ohne zu läugnen, daß es immer leicht ist, nachträglich weise zu sein, wird man offen zugestehen dürfen, daß wir bei der Durchführung der Reform Fehler gemacht haben, unter denen wir jetzt leiden. Diese Fehler entstammen freilich einer großen preußischen Tugend, der der Sparsamkeit, — welche indessen, wie ja jede Tugend nach mancher Philosophen Ansicht, durch Uebertreibung oder durch Anwendung am unrechten Ort in ihr Gegentheil umschlägt. Aus Scheu vor Zins- und Cursverlusten haben wir das neu geprägte Gold zu rasch in den Verkehr gebracht und dadurch die Ueberspeculation, die Mutter der heutigen Krisis, mit begünstigt, statt Zug um Zug mit dem Golde das alte Silbergeld einzuziehen. Und mit der Veräußerung des Silbers sind wir zu langsam vorgegangen, um Coursverluste zu vermeiden, die uns jetzt dennoch wegen der inzwischen eingetretenen höchst ungünstigen Silberconjunctur viel schwerer als vor einigen Jahren treffen.

Seit dem Jahre 1873 ist nemlich Silber ganz außerordentlich gegen Gold gesunken. Auf die Ursachen dieser Erscheinung einzugehen, ist hier nicht nothwendig. Die deutsche Entmünzung von Silber ist jedenfalls nur eine, wenn auch wohl eine sehr wichtige, der mitwirkenden Ursachen. Es genügt uns die Thatsache. Von 1:15.5 ist Silber 1873 auf 1:15.9, 1874 auf 1:16.18, 1875 auf 1:16.58 gesunken, hat im Sommer 1876 schon 1:19.9 gestanden und steht gegenwärtig ca. 1:17, etwas darüber, etwas darunter. Also ein Sinken von 10—25%. Wiederum ein Epoche machendes Ereigniß in der Geschichte der Edel-

metalle. Wahrscheinlich niemals, jedenfalls nicht seit c. 3000 Jahren hat Silber gegen Gold so tief als heute gestanden.

In Folge dessen ist der Silberthaler nicht mehr, wie 1871, wirklich 3 Mark Gold werth, sondern je nachdem nur 2 Mark 70—75 Pfennig, selbst nur 2 Mark 35—50 Pfennig. Das Reich muß ihn aber zu 3 Mark einziehen. Wieviel davon noch vorhanden, wissen wir nicht sicher. Wahrscheinlich noch 400 Millionen Mark und mehr, woran wir nach jetzigen Verhältnissen 40—60 Millionen Mark und darüber einbüßen werden.

Mag dies nun vermeidlich oder nicht vermeidlich gewesen sein: jedenfalls müssen wir jetzt diesen Verlust auf uns nehmen. Denn nur wenn wir die alte Silbermünze beseitigt und die neue Reichssilbermünze auf den Betrag beschränkt haben, der neben Gold als Scheidemünze unbedenklich cursiren kann, dürfen wir die Münzreform als abgeschlossen und gelungen bezeichnen.

Dies Ziel steht glücklicher Weise in sicherer und nicht zu ferner Aussicht. Der Abschluß der Münzreform ist nur noch eine doch bloß untergeordnete Finanzfrage. Noch hat kein Volk eine so großartige, so schwierige Reform verhältnißmäßig auch so wohlfeil bewerkstelligt. Was wir schließlich noch zusetzen, ist gewissermaßen à Conto der Contribution zu stellen.

VIII.

Wohl haben wir Deutsche Grund, uns des Erreichten zu erfreuen.

Unsere Münzgeschichte steht in nur zu naher Verbindung mit unserer politischen Geschichte. Die Münzverwirrung begleitete den politischen Niedergang unserer Nation. Aber gottlob, die Zeit der schwachen Kaiser des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, die „kaiserlose, die schreckliche Zeit" ist vorüber. Die „Reichsmark" verdrängte den „Vereinsthaler", zu dem wir herabgekommen waren im Münzwesen, wie das einstige mächtige Reich zum losen Deutschen Bunde. Der hehre Held, der längst verlorene „Reichsmarken" dem Reiche wiedergewann, der hat in der „Reichsmark" ein Wahrzeichen aufgerichtet einer neuen und

besseren Zeit, wie überall, so auch hier im Münzwesen, diesem characteristischen Spiegelbild der politischen Geschichte eines Volks und Staats. Sein kaiserliches Wappen, den Hohenzollernaar, tragen alle unsere neuen Münzen. Sein Bildniß schmückt die Mehrzahl unserer neuen Goldstücke. Sie verkünden von „Fels zu Meer" und weit in die Fremde die Macht und Herrlichkeit des neu erstandenen Reiches. Dem ersten hochbetagten Hohenzollernkaiser aber, dem es vergönnt war, auch hier Ordnung zu schaffen und neue Marksteine zu setzen, dem möge es beschieden sein, auch noch der Vollendung dieses seines großen Werks sich zu erfreuen. Es bildet dann keine der geringsten in dem reichen Kranz von Ehren, die sein greises Haupt schmücken. —

Nachwort.

In dem vorausgehenden populären Aufsatze bin ich nicht genauer fachwissenschaftlich auf die weiteren Controversen über Währungs- und Münzwesen im Allgemeinen und über unsere Münzpolitik speciell eingegangen. Hier mache ich zum Schluß noch auf ein paar besonders wichtige Streitpuncte aufmerksam.

1. Unser Uebergang zur reinen Goldwährung wird auch neuerdings noch von den Anhängern der reinen Silberwährung und mehr noch von den Anhängern der Doppel- oder, wie sie jetzt gerne genannt wird, der „Alternativwährung" angefochten. Letzteren Standpunct nimmt Schneider in dem Heft 89 der „deutschen Zeit- und Streitfragen:" — „Zur Währungsfrage. (Eine Entgegnung auf das Buch des Herrn Dr. Th. Hertzka „Währung und Handel")" ein. Es ist hier nicht der Ort, in die Discussion über diese Frage einzutreten. Ich möchte nur bemerken, daß mich auch diese Schrift nicht von der Irrigkeit unserer Münzpolitik überzeugt hat, und daß es meines Erachtens dem Verfasser auch nicht gelungen ist, die Hertzka'sche Beweisführung zu Gunsten des Uebergangs aus der Papiergeldwirthschaft zur Goldwährung grade in Oesterreich, zu widerlegen. Herr Schneider legt auf den Vor-

gang Englands viel zu wenig Gewicht, das ja auch die reine Goldwährung besitzt. Er unterschätzt die Schwierigkeiten eines wirksamen internationalen Vertrags über ein gesetzliches Werthverhältniß von Gold und Silber. Ich stimme ihm übrigens darin bei, daß durch einen solchen Vertrag zwischen einer Anzahl großer Handelsvölker die Werthschwankungen zwischen Gold und Silber eingeengt werden könnten.

Wenn man sich auf den Einfluß beruft, welchen Frankreichs legale Doppelwährung ausgeübt hat, indem in Folge derselben von 1850 an das billiger gewordene Gold dort angezogen und so für die neue Massenproduction desselben ein Absatzfeld gewonnen wurde, so ist indessen Eines nicht zu übersehen. Ein solcher Einfluß ist immer nur möglich, wenn sich das Werthverhältniß auf dem Weltmarkte um die Grenzen des gesetzlichen Werthverhältnisses herum bewegt, also z. B. etwas über oder unter 1:15.5 schwankt. Nimmt man an, das Verhältniß sei jetzt so oder ähnlich, z. B. 1:16, dem zu einer Zeit bestehenden Marktverhältniß gemäß, gesetzlich festgestellt. Im Weltverkehr ergiebt sich später eine stärkere Veränderung, z. B. wie neuerdings zeitweise, 1:18 oder 1:20. Dann wird das Land der Doppelwährung solange thatsächlich nur Silbercirculation haben. Aber auch eine entgegengesetzte Bewegung des Werthverhältnisses im Weltverkehr, in Folge irgend welcher Veränderungen der Production und Consumtion, des Angebots und der Nachfrage der Edelmetalle, ändert dann an der Metall-Ein- und Ausfuhr, der Prägung, der Circulation des Landes der Doppelwährung nichts, solange Gold nicht wieder unter 1:16 gefallen ist. Außerhalb dieser Grenze gehen alle Werthschwankungen spurlos an dem Doppelwährungslande vorbei und ist der gerühmte Einfluß des letzteren auf Ausgleichung dieser Schwankungen also auch nicht vorhanden.

Am Wenigsten kann ich den Vortheil zugeben, welchen Herr Schneider für den auswärtigen Handel des Doppelwährungslandes aus der Anziehung des billiger gewordenen Metalls ableitet. Das einströmende Gold z. B. diente in den 50er Jahren freilich in

England als Mittel zu einer verstärkten Nachfrage nach englischen Waaren, in Frankreich dagegen zunächst nur als Ersatzmittel für das überschüssige Silber. Würde letzteres neben dem Gold im Lande bleiben, so wäre eine Preissteigerung aller Waaren die Folge, welche grade den Export derselben hemmen und den Waarenimport anlocken würde.

2. Seitdem ich jenen Vortrag, nach welchem diese kleine Schrift ausgearbeitet wurde, gehalten, ist eine außerordentlich interessante Schrift erschienen, welche aus einem anderen Gesichtspuncte grade zu einer entgegengesetzten Ansicht hinsichtlich der Zweckmäßkeit des Goldes kommt: die Schrift des Wiener Geologen Prof. E. Süß, die Zukunft des Goldes (Wien, 1877). Der Verfasser sucht den Nachweis zu liefern, daß das Gold aus rein natürlichen Gründen, nämlich nach seinen dauernden natürlichen Productionsbedingungen keine Zukunft habe. Denn das Gold sei in zu spärlichen Mengen in den erreichbaren Theilen der Erdkruste verbreitet. Wahrscheinlich sei „viel mehr als die Hälfte des mit den bisherigen Mitteln überhaupt erreichbaren Goldes schon durch die Hand des Menschen gegangen". Die neuen Goldfelder seien von altersher und so nachweisbar auch jetzt schon wieder in Californien, Australien und Sibirien einer raschen Erschöpfung ausgesetzt. Die Erträge schwankten sehr. Es gebe jetzt und muthmaßlich vollends in Zukunft zu wenig Gold, als daß dieses Metall das Hauptmünzmetall der Culturwelt, geschweige der ganzen Welt werden und bleiben könne. Die natürlichen Productionsbedingungen des Silbers gestatteten dagegen eine dauernde regelmäßige Vermehrung dieses Stoffs, der sich deshalb viel besser zum Gelde eigne. Auch Prof. Süß redet einer internationalen Vereinbarung über eine periodische gesetzliche Feststellung des Werths von Gold und Silber das Wort. Eventuell räth er dem Staate, bei der Silberwährung zu bleiben und den Werth der auszuprägenden Goldmünzen im Inlande nur vom Verkehr selbst bestimmen zu lassen.

Für das Nähere muß auf die höchst geist- und kenntnißreiche

Schrift selbst verwiesen werden. Süß hat hier einen bisher in allen Discussionen über Münzpolitik zu wenig beachteten Punct hervorgehoben. Für die Kritik seiner Schrift erlaube ich mir, mich u. A. auf meine Besprechung derselben in der Jenaer Literaturzeitung zu beziehen (Nr. v. 21. Juli 1877). Man wird einwenden dürfen, daß die Geologie immer noch mit zuviel unbekannten Thatsachen rechnen muß. Die neue Goldentdeckung in Californien 1848 liefert ein Beispiel, wie wenig bekannt das Vorhandensein und die leichte Gewinnung von Gold lange Zeit bleiben kann. Die Zukunft der eigentlich bergmännischen Goldgewinnung, besonders im Quarz, möchte nach einigen Anzeichen und auch nach der Meinung anderer Geologen doch günstiger zu beurtheilen sein, als es von Süß geschieht. Auch läßt sich bezweifeln, ob wirklich, wie Süß meint, die Silberproduction bei einer dauernden Verminderung des Silberwerths gegen Gold keine bleibende starke Verminderung erleiden sollte. Ein Beispiel der Bedeutung des sinkenden Silberpreises liefern die Freiberger Hüttenwerke in Sachsen. Der Verkaufspreis des Silbers war hier 1861—1863 M. 89 (29²/₃ Thaler), 1864—1870 zwischen M. 89.34 und M. 89.56, im Jahre 1871 noch M. 89.31, dagegen 1872 86.65, 1873 86.48, 1874 85.69, 1875 83.84, im März 1876 78 M. Ein solches Sinken um über 10% muß doch allmälig die Production vermindern.

Endlich möchte aber vor allem Eines gegen Süß hervorzuheben sein. Für Perioden, welche von uns jedenfalls nach hunderte von Jahren entfernt sind, mögen seine Befürchtungen begründet und seine Schlüsse in Betreff der Münzpolitik vielleicht practisch bedeutsam sein. Für unsere Gegenwart und für die nächsten Jahrhunderte dürfte man dagegen wohl, wie ich es oben gethan habe, grade aus den jetzigen Productionsverhältnissen den Schluß für das Gold ziehen. Eben diese riesige Vermehrung der Goldgewinnung ermöglichte allein die Einführung der Goldwährung in einer größeren Reihe von Culturstaaten, drängte aber auch

darauf hin. Das scheint mir für die practische Seite der Münzfrage Ausschlag gebend.

3. Die am Schluß des Vortrags erwähnten Schwierigkeiten der vollständigen Durchführung der Goldwährung und der dieser Währung principiell und nach unseren Gesetzen entsprechenden Münzcirculation bestehen auch im Herbst 1877 noch, haben sich indessen in Folge stärkerer Einziehungen der alten Landessilbermünzen vermindert. Zu gute kam uns dabei die wieder gestiegene Nachfrage nach Silber für Ostasien, besonders für Indien, zum Theil eine Folge der dortigen Mißernten und Hungersnoth, wodurch bedeutende Geldunterstützungen von England aus nöthig wurden. Der maßgebende Londoner Silberpreis hat sich daher von seinem tiefen Fall im Sommer 1876 wieder erholt und leidlich gehalten. Gold zu Silber bewegt sich zwischen $1:17^3/_4$—$17^1/_4$. Die Einziehungen deutscher Landessilbermünzen betrugen bis incl. 1874 148.9 Million Mark, im Jahre 1875 217.6, im 1. Semester 1876 133.4, im 2. Semester 173, im 1. Semester 1877 145.9 Million Mark, im Ganzen bis 1. August 1877 839.8 Million Mark. Ein bedeutender Rest, namentlich von Thalern, wird immer noch übrig sein, vermuthlich noch über 300 Million Mark. Aber das Ende der Operation der Einziehung ist doch immer näher gerückt.

Die Prägungen der neuen Reichsmünzen sind ununterbrochen fortgegangen. Bis zum 8. Sept. 1877 waren 1517.3 Millionen Mark Goldmünzen, wovon 223.2 Millionen auf private Rechnung (meist für die Reichsbank), 409.8 Millionen Mark Silbermünzen, 35.2 Millionen Mark Nickelmünzen und 9.6 Millionen Mark Kupfermünzen, im Ganzen also 1971.8 Millionen Mark ausgeprägt worden. Die Silbermünzprägung hat den gesetzlichen Maximalbetrag (10 Mark pro Kopf der Bevölkerung) fast erreicht. An Nickel- und Kupfermünze scheint kein so großer Bedarf zu sein, als der Gesetzgeber annahm ($2^1/_2$ Mark pro Kopf). Die Goldankäufe der Reichsbank im Auslande (England) und die richtige Politik dieser Bank haben neuerdings zur Durchführung unserer Münzreform günstig beigetragen.

(562) Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Eigenthum und Erbrecht.

Von

Dr. H. v. Scheel.

Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Carl Habel in Berlin.

Die Zeit- und Streitfragen, welche wir „soziale“ zu nennen pflegen, gehen ihrem wirthschaftlichen Bestandtheile nach auf in die Frage nach der Ordnung des Eigenthums, d. h. der Abgrenzung der wirthschaftlichen Befugnisse der Einzelnen, anderen Einzelnen und der Gesammtheit gegenüber. Das Wesen des Eigenthums deutlich zu erfassen ist also gleichbedeutend mit einem wichtigen Schritt zur Erkenntniß der sozialen Fragen, deren Lösung im Interesse der friedlichen Fortentwickelung der gesellschaftlichen Zustände uns Allen am Herzen liegen muß[1]).

Nun möchte es zwar scheinen, daß über den Begriff des Eigenthums, die Nothwendigkeit dieses Institus und den Umfang dieses Rechtes Zweifel schon längst nicht mehr obwalten könnten. Denn, was Eigenthum ist, weiß jedermann; die Juristen haben es längst festgestellt, und zum Ueberfluß streiten sich die Philosophen darüber herum, ob die Begründung des Eigenthums in der Persönlichkeit des Menschen, in der Arbeit, im Gesetz zu suchen oder ob es, als für die Cultur unentbehrlich, schlechtweg als gegeben, als Forderung der Vernunft, anzunehmen sei[2]).

Nun wohl; die Einrichtungen, welche wir mit dem Namen „Eigenthum“ und, als zu diesem unmittelbar gehörig, „Erbrecht“ bezeichnen, sind unzweifelhaft die nothwendigen und natürlichen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft. Sie sind so nothwendig und natürlich für den sozialen Menschen, wie Luft und Licht für den physischen Menschen. Denn, damit eine höhere Cultur sich überhaupt entwickeln kann, ist es gewiß unentbehrlich, daß die Befugnisse der Mitglieder einer Volksgemeinschaft über die Sach-

güter, von denen sie leben, geordnet und geregelt seien: daß insbesondere die Vertheilung dieser Güter unter die Lebenden, sowie die Neu-Vertheilung derselben bei Todesfällen nach zum Voraus festgesetzten, allgemein gültigen Grundsätzen vor sich gehen. Es würden ja sonst Unsicherheit und Streit jeden Fortschritt fortwährend hemmen.

In diesem Sinne sind Eigenthum und Erbrecht, wie man zu sagen pflegt: „natürliche" und nothwendige Einrichtungen. Dennoch aber ist es ein bedeutender Irrthum, obgleich ein nicht nur sehr häufiger, sondern fast allgemein verbreiteter Irrthum, anzunehmen: es seien gerade das Eigenthum, gerade das Erbrecht, die wir anerkennen, in deren Formen wir leben, nothwendig oder einzig gerechtfertig.

Allerdings wird es uns sehr schwer, uns in die Vorstellung hineinzudenken, daß auch noch andere Formen des Eigenthuus und Erbrechts wie die unseren nicht nur vorhanden seien, sondern daß sie sich auch mit einem gesitteten menschlichen Dasein, ja vielleicht mit größerem Wohlbefinden als dem bei uns durchschnittlich vorhandenen vertragen. Wir sind ja im Allgemeinen gewohnt, unsere Eigenthumsordnung ohne weiteres Nachdenken als grundlegende Bedingung unseres Lebens, ja des menschlichen Lebens überhaupt hinzunehmen, wie die Luft die wir athmen, das Wasser welches wir trinken; — wenn nicht zufällig das eine oder das andere durch ungewohnte und unbehagliche Eigenthümlichkeiten unsere Kritik wachrufen.

Wie sehr dies der Fall ist, wie sehr wir in der Vorstellung unseres Eigenthums d. i. des Privateigenthums in seiner jetzigen Entwicklungsstufe, befangen sind, läßt sich leicht an einem Beispiel zeigen. Bekanntlich beschuldigt man die „Kommunisten" oder auch, was für das große gebildete Publikum so ziemlich dasselbe ist, die Sozialdemokraten, sie wollten das Eigenthum d. h. unser Privateigenthum zerstören, und zwar dadurch, daß sie auf „Theilung" ausgingen. Ja wir finden wohl selbst in wissenschaftlich sein-sollenden Schriften die alberne Anekdoten von Rothschild

wiederholt, der einen „Kommuniſten" damit abfertigte, daß er ihm den auf desſelben Antheil fallenden Theil ſeines Vermögens im Betrag von zwei Gulden einhändigte und dadurch den „Kommunismus" praktiſch widerlegte. Man kann ſich alſo ſo wenig in eine andere Form des Eigenthums als die uns bekannte und geläufige hineindenken, daß man den Kommuniſten, d. h. denjenigen, die Geſammteigenthum — wie der Name deutlich ſagt — wollen, nichts ſchlimmeres nachzuſagen weiß, als daß ſie für ſich Privateigenthum erwerben, alſo unſere Eigenthumsordnung conſerviren wollen. Der Begriff Eigenthum wäre danach völlig gleich dem des Privateigenthums.

Wie tief dieſe Vorſtellung wurzelt, zeigen uns ferner die bekannten Redewendungen über die „Heiligkeit des Eigenthums", von welcher man in dem Sinne ſpricht, daß das Privateigenthum, wie es jetzt bei uns beſteht, alſo: die Befugniß des Gebrauchs und eventuell Mißbrauchs einer Gütermenge durch eine beſtimmte Perſon, in dem Umfange wie er gegenwärtig ihr durch die Geſammtheit zugebilligt und verbürgt wird, nicht nur als ein „natürliches", ſondern gleichſam als ein von Gott ſelbſt geſetztes Recht gehütet werden müſſe. Wir finden es ferner z. B. ganz ſelbſtverſtändlich und „naturgemäß", daß Jemand ein Teſtament, vielleicht zu Gunſten eines entfernten Verwandten macht, oder daß ein ſolcher entfernter Verwandter, der den Erblaſſer vielleicht nie gekannt hat, durch geſetzliche Erbfolge in eine Verlaſſenſchaft eintritt; während man ſo etwas zu andern Zeiten für ganz naturwidrig gehalten hat, und vielleicht wieder einmal halten wird; anderwärts noch halten würde.

Solches iſt nun aber eine beſchränkte, einſeitige Anſchauung, die uns überall in der Beurtheilung ſozialer Verhältniſſe und Forderungen hemmt. Nicht etwa, als ob wir den letzteren, den ſozialen Reformbeſtrebungen uns ohne Weiteres hingeben, uns die Erſetzung unſerer Form von Eigenthum und Erbrecht durch eine neuere willig gefallen laſſen müßten. O nein! Aber was wir

vor allen Dingen und für alle Fälle erstreben sollten, ist ein unbefangener Standpunkt für die Beurtheilung sozialer Fragen. Nur dieser kann uns vor falschen Schritten und unliebsamen Ueberraschungen bewahren; und uns zugleich ein Urtheil ermöglichen, wo und wie weit wir sozialen Forderungen nachgeben dürfen.

Uns solchen Standpunkt in der vorliegenden Frage anzueignen, dafür ist die Vorbedingung, daß wir erkennen, wie die gegenwärtig bei uns anerkannten Formen von Eigenthum und Erbrecht nicht nur keine zu allen Zeiten und überall anerkannten, sondern verhältnißmäßig junge, sowie auch wandelbare sind. Vielleicht können wir dann auch zugeben, daß sie zum Theil sogar wandelungsbedürftige sind.

Wenn der Leser den vorliegenden Erörterungen, welche dieses zu zeigen beabsichtigen, folgt, so hat er nicht zu fürchten, dabei mit sozialistischen — privat- oder staats-sozialistischen — Umsturzplänen geängstigt zu werden. Der Grundgedanke, von dem sie ausgehen, nämlich: daß Eigenthum und Erbrecht etwas geschichtlich entwickeltes und entwickelungsfähiges seien, kann von der Wissenschaft nicht verkannt werden, und kommt — entgegen der früheren naturphilosophischen Betrachtungsweise — immer mehr zum Durchbruch; ja selbst die Reformbedürftigkeit ihrer modernen Gestaltung — ein Frage, die hier hinter dem Nachweis der Reformfähigkeit zurücktreten soll — und zwar Reformbedürftigkeit im Sinn einer Beschränkung der individuellen Willkür, einer Verengerung des Privateigenthums, in dem das Privaterbrecht inbegriffen ist, zu Gunsten des Gesammteigenthums wird nicht nur etwa von sogenannten Kommunisten und Sozialisten gefordert, sondern von Männern der Wissenschaft anerkannt, welche der „liberalen," also von Umsturz und Extremen weiter als jede andere entfernten Richtung unbestritten angehören [3]).

Vorerst wird also zu zeigen sein, daß unsere heutige Eigenthumsordnung durchaus keine natürliche in dem Sinne ist, als ob

sie mit der Persönlichkeit des Menschen, wie es die Rechtsphilosophen auszudrücken pflegen, gegeben, mit ihr unzertrennlich verbunden sei, daß sie also keine unbedingt nothwendige ist.

Nothwendig freilich ist irgend eine geordnete Herrschaft über die Gegenstände innerhalb eines gegebenen Kreises von Menschen; nothwendig ist es, daß für den Fall der Vermehrung und Verminderung dieser Personengemeinschaft die Anrechte an den Gütern festgestellt werden; und nothwendig ist es insbesondere, daß für jeden Todesfall die Vertheilung der Sachen nach festen Regeln geändert werde, so daß die Güter, mit denen der Verstorbene zu thun hatte, oder auf die seine Existenz angewiesen war, Anderen zugetheilt werden; mögen diese Anderen nun einzelne Personen oder eine Vielheit davon: Stamm, Gemeinde, Staat u. s. w. sein. Nothwendig ist also irgend eine Eigenthums- und irgend eine Erbrechts-Ordnung. Dies ist sogar der Fall noch ehe die hauptsächliche Grundlage einer höheren Kulturentwickelung: die feste Ansiedelung von den Menschen gewonnen ist, ehe es sich also um die Rechtsverhältnisse an Grund und Boden handeln kann. Denn sobald die Menschen über das rein thierische Dasein hinauskommen, wo nur der unmittelbare Genuß von Naturerzeugnissen, die ohne Werkzeuge nutzbar sind, stattfand, und — vorausgesetzt, daß die Menschen dann schon Heerdenthiere resp. soziale Wesen waren — sie anfingen Geräthe zu gebrauchen, Thiere zu zähmen und dergleichen, müssen sich Regeln gebildet haben über die Befugnisse der Einzelnen, der Familien, oder sonstiger Gemeinschaften an diesem Erwerb; und diese Regeln müssen die Anerkennung und den Schutz der Zusammenlebenden erlangt haben, weil ein Zusammenleben, ein sozialer Zustand eben sonst nicht möglich war. Anders hätte eine Entwickelung von Gemeinwesen, wie wir sie jetzt vor uns sehen, nicht stattfinden können.

In dieser Weise muß sich also Eigenthum an beweglichen Sachen schon in sehr frühen Entwicklungszeiten der Völker gebildet haben; und wahrscheinlich entwickelte sich um so eher und aus-

gedehnter ein Verfügungsrecht der Einzelnen — Privateigen — an bestimmten Gegenständen, je mehr diese dem persönlichen Bedürfnisse und Gebrauche angepaßt waren, z. B. früher an Waffen und Werkzeugen, als an Vieh und Zelten.

Leider sind unsere Nachrichten über das gesellschaftliche Leben in den frühesten Perioden der Entwicklungsgeschichte der Völker und über gegenwärtig noch vorhandene Eigenthumsverfassungen von unserer modernen Kultur unberührter Volkskreise spärlich und unvollkommen. Geschichtliche Nachrichten aus so frühen Culturstufen sind selbstverständlich nur sehr vereinzelt zu finden, und den heutigen Beobachtern „wilder" Völkerschaften fehlt es theils an Fähigkeit, theils an Unbefangenheit zu genügend glaubwürdigen Beobachtungen und Berichterstattungen. Missionäre, Kaufleute und gewerbsmäßige Länder-Entdecker, die mit solchen Stämmen in Berührung kommen, werden die großen Schwierigkeiten, welche sozialwissenschaftlichen Beobachtungen dort entgegen treten, zu überwinden kaum je im Stande sein. Wir können uns bis jetzt keine geschichtlich zuverlässige Vorstellung bilden, welche Entwicklungsformen das Eigenthum an beweglichen Sachen von den ersten Anfängen an durchlaufen hat.

So viel aber steht fest, daß von einer unumschränkten Verfügung der Inhaber, wenigstens in Betreff aller Gegenstände, die nicht dem augenblicklichen Bedarf dienen, sondern als Kapital, als Produktionsmittel anzusehen sind, nicht die Rede war. Vielmehr hatte der Stamm, die engere oder weitere Familie ausgedehnte Ansprüche daran. Ja, es scheint hier nicht einmal überall der uns so unanfechtbare Satz zuzutreffen, daß die Nächsten zum Vater die Kinder seien, sondern es wird von Völkerschaften berichtet, wo der Neffe das nächste Anrecht an den Gütern hat, und dann wiederum von Völkerschaften, wo das Stammeseigenthum sich in der Weise ausdrückt, daß bei einem Todesfall statt eines

irgendwie geordneten Erbganges die Plünderung der Verlassenschaft durch die Stammesgenossen eintritt[4]).

Also, bei beweglichen Sachen ist von Privateigenthum in unserem Sinne keineswegs schon von vornherein die Rede; das Privateigenthum an beweglichen Sachen ist keine ursprüngliche, sondern eine geschichtlich entwickelte Einrichtung; wie es ja überhaupt auch logisch unzulässig ist, in sozialen Dingen an eine ursprüngliche, natürliche, nothwendige Ordnung zu denken.

Wie verhält sich das bei unbeweglichen Sachen, bei Grund und Boden und seinem Zubehör? Wir müssen auch hier schon verstandesmäßig schließen, daß dabei nicht nur das Verhältniß im Allgemeinen dasselbe sei, d. i. eine allmälige Ausbildung und Folge der Eigenthumsformen eingetreten ist, sondern sogar voraussetzen, daß die Entwickelung noch langsamer sich gemacht habe, weil ja Grund und Boden der Aneignung nicht nur größere Schwierigkeiten entgegensetzt, sondern auch namentlich für die ausschließliche Besitzergreifung und strenge Regelung der Betheiligung daran keine Veranlassung vorlag, so lange reichlicher Raum zur Bewegung und Benutzung vorhanden.

Hier giebt uns nun auch die Rechtsgeschichte genügende Beweise dafür an die Hand, daß der Grund und Boden, die ursprüngliche Quelle aller eigenthumsfähigen Güter, bei allen Völkern und auch bei unseren Vorfahren ursprünglich Gemeingut war, d. h. als Eigenthum der Gesammtheit occupirt wurde, und daß sich aus dem Gesammteigen erst allmälig das Privateigen ableitete; und wir wissen ferner, daß noch heut ein großer Theil des europäischen Bodens und wohl der größte Theil der Erde überhaupt als Eigenthum von Gesammtheiten, nicht von Privaten besessen wird[5]).

Was zunächst unsere Kulturvölker und insbesondere die germanischen betrifft, so herrscht hier bekanntlich jetzt das Privateigenthum an Grund und Boden fast durchweg; denn man muß sagen, daß auch der Gemeinde- und Staats-Besitz heut zumeist die Natur von Privateigenthum solcher Körperschaften hat, und wenigstens

kein gemeinsam bewirthschaftetes Gesammteigen ist; während allerdings z. B. in den Allmenden und Burgergütern der Schweiz noch bedeutsame Reste der alten Form bestehen. Von Anfang aber wurde das Land überall als „gemeine Mark" in Besitz genommen, an welcher die Mitglieder der Gemeinde, die Markgenossen Nutzungsrechte hatten; und zwar in der Weise, daß der Gebrauch des Waldes und der Weide ein, oft für mehre Gemeinden, gemeinsamer war, die zum Anbau bestimmte Fläche periodisch unter die einzelnen Haushaltungen vertheilt wurde; nach Grundsätzen, die mit Ort und Zeit wechselten. Solche periodische Neuvertheilungen der Feldflur haben übrigens in nicht wenigen Gemeinden Deutschlands bis in die Mitte dieses Jahrhunderts (in der Moselgegend z. B. noch bis in das vorige Jahrzehnt) fortgedauert[6]).

Diese Eigenthumsordnung wurde dann allmälig, hier schneller dort später, durchbrochen, und zwar hauptsächlich dadurch, daß einzelne mächtige Familien Theile der Gemarkung zu ihrem ausschließlichen Gebrauch an sich rissen und sie auch für sich erblich machten; ferner dadurch, daß die Ausdehnung des Lehenswesens die Gemeinden der freien Leute und ihre Eigenthumsordnung zum großen Theil zerstörte, indem viele ursprünglich Selbstständige zu Vasallen von Lehnsherrn wurden. Dazu kam dann das Eindringen des römischen Rechts, welches mit Hülfe der Kirche und der Fürsten im Laufe des Mittelalters in die Volksrechte unserer Kulturnationen aufgenommen oder wenigstens mit seinen wirthschaftlichen Anschauungen darin herrschend wurde, und die Rechtsbegriffe bis auf den heutigen Tag immer mehr in einer dem Privateigenthum günstigen Weise umformte; obgleich dieses Rechtssystem, der Periode des sozialen Niederganges der alten Römer entstammend, die Anschauungen einer Volkswirthschaft darstellt, welche auf der Sklavenarbeit und der Ausbeutung unterworfener Provinzen beruhte und selbst der Volkswirthschaft unseres Mittelalters gegenüber höchst dürftig ausgebildet war. Schließlich hat in der neuesten Zeit die doktrinäre Gesetzgebung der sogenannten liberalen Volks-

wirthschafts-Schule mit ihren, in vielen Beziehungen ja nützlichen, Reallasten-Ablösungen, Gemeinheitstheilungen u. s. w. die letzten Reste der alten Eigenthumsverfassung vernichtet; so daß selbst leider der Wald, der am längsten der Begierde des modernen Bürgers zum „Theilen" widerstanden hatte, meist dem Privateigenthum zum Opfer fiel. Daß gerade dieses „Theilen" vielfach zum Schaden der Gesammtheit umschlug, der nun durch Waldschutzgesetze, kostspielige Aufforstungen und andere Maßregeln aus den Taschen der Steuerzahler, soweit möglich, wieder gut gemacht werden muß, ist männiglich bekannt.

So wurde also allmälig durch Gewalt und Gesetz das Gesammteigenthum zerstört und der Antheil an Grund und Boden auf eine Minderheit von Volksgenossen beschränkt; und wie es scheint, ist der Prozeß der Anhäufung des Grundeigenthums in unseren Kulturstaaten noch im Fortschreiten. Zwar wird in einzelnen Theilen Deutschlands, Frankreichs, Belgiens sogar über die „Zersplitterung" des Grundeigenthums in allzuviele Hände, welche den landwirthschaftlichen Interessen schädlich sei, geklagt; die bei weitem größte Fläche Europas aber wird vom privaten Großgrundbesitz eingenommen; mit dem übrigens auf dem Wege der Verpachtungen eine Bewirthschaftung im Kleinen vereinbar und oft verbunden ist.

Als eigenthümliche Reste des Gesammteigen wurde soeben schon auf die Allmenden und Burgergüter der deutschen Schweiz aufmerksam gemacht; und es sei noch bemerkt, daß sich grade bei diesen der allmälige Uebergang in's Privateigenthum recht deutlich verfolgen läßt. Noch in neuester Zeit sehen wir da durch Ausscheidungsverträge zwischen der Burger- und der Einwohner- d. h. der Nutzungs- und der politischen Gemeinde die alte Gemeine Mark zu einem Theil Privateigenthum der politischen Korporation — in Deutschland oft Kämmerei-Gut genannt — werden; am anderen Theil ist das Gesammteigen noch insoweit geblieben, als es in der gemeinsamen Nutzung eines Kreises von Genossen steht, die den Ertrag an Holz, an Ackerpachtgeldern

u. s. w. unter sich vertheilen. Indessen ist solcher Kreis eben nur eine Minderheit der ursprünglichen Gesammtheit, und steht dieser als Privateigenthümer seines Gesammtgutes gegenüber. Bald werden auch diese vereinzelten Reste der alten Eigenthumsform verschwinden.

Wenn wir nun aber aus unserem engeren Kulturkreise Ausschau halten nach den Eigenthumsbildungen der uns benachbarten slavischen und der außereuropäischen Völker, so werden wir vergeblich nach einer Grundeigenthums-Verfassung suchen, welche der unsrigen gleich wäre; ja es scheint, daß nur das alternde Reich der Chinesen der unsrigen gleichartige Zustände aufweist. Jedoch genügt es, innerhalb der Grenzen unseres Erdtheils zu bleiben, um Formen des Grundeigenthums zu finden, die ein von dem uns gewohnten ganz abweichendes Bild bieten. Der östliche Theil unseres Festlandes nämlich, der von slavischen Völkern bewohnt wird, ist dem privaten Grundeigenthum meist fremd. Man kann dort zwei Hauptformen des Gesammteigenthums als diejenigen bezeichnen, welche die weitesten volkswirthschaftlichen Kreise beherrschen: den Agrarkommunismus der russischen Dorfgemeinden und den südslavischen Hauskommunismus.

Der erstere erstreckt sich auf ganz Großrußland, also ein Land von ungefähr dreißig Millionen Einwohnern. Dort gehört das gesammte bäuerliche Grundeigenthum der Gemeinde, die sich seit Aufhebung der Leibeigenschaft einer großen Selbstständigkeit der Verwaltung erfreuen soll. Alle erwachsenen männlichen Gemeindegenossen haben gleiches Recht am gesammten Grundbesitz, den sie, soweit er zu Acker bestimmt ist, unter sich vertheilen und nach Bedürfniß der Neuvertheilung, wie früher in Deutschland geschah, unterwerfen; auch die Wiesen unterliegen vielfach der Vertheilung, während das übrige Land gemeinsam benutztes Gesammteigen bleibt. Im Besitz der einzelnen Familien finden sich nur Haus, Hof, Stall und Garten. Diese sind auch innerhalb derselben vererblich, aber nicht ohne Erlaubniß der Gemeinde an einen Aus-

wärtigen verkäuflich, also in dieser Weise bedingtes Privateigen, oder wie man es, den römisch-rechtlichen Anschauungen folgend zu nennen pflegt: nicht volles Eigenthum.

Beim zweiten Grundtypus, den südslavischen Hauskommunionen, welche in dem Gebiet südlich der Drau und Donau bis zum adriatischen Meere und dem Balkangebirge die vorherrschende Wirthschaftsform bilden, finden wir keine solche periodische Vertheilung des Grundeigenthums und keinen gemeinsamen Besitz aller Dorfgenossen an der ganzen Mark, sondern hier besitzt und bewirthschaftet eine Anzahl verwandter Familien, die auf einem Hofe, wenngleich oft in getrennten Häusern zusammen wohnen, gemeinsam einen Grundkomplex und den Hauptstamm der Viehherde. Die Feldbestellung, überhaupt die landwirthschaftlichen Arbeiten, wie auch die Mahlzeiten sind gemeinschaftlich; die letzteren werden in der Regel von den erwachsenen Frauen der Genossenschaft der Reihe nach besorgt, und der Abend vereinigt alle Mitglieder zu gemeinsamer Berathung und Unterhaltung im Haupthause, in welchem der Vorsteher der Kommunion wohnt. Die Vertretung nach Außen in wirthschaftlichen und in öffentlichen Angelegenheiten sowie die Leitung der gemeinsamen Arbeiten wird von dazu gewählten Genossen besorgt. Oft werden kleine Stücke Land aus dem Gesammtgut ausgeschieden und für die Bedürfnisse der Einzelhaushaltungen diesen zugetheilt; auch besitzen die besonderen Familien oft einzelne Stücke Vieh. Bewegliches Eigenthum ist innerhalb der Familien vererblich, wie überhaupt privater Erwerb der Einzelnen außerhalb der gemeinschaftlichen Arbeiten nicht ausgeschlossen ist; wohl aber der an Grundbesitz.

In der Allmende also, die noch innerhalb unseres engeren Kulturkreises existirt, dann in dem russischen Mir und in der südslavischen Hauskommunion haben wir auch in Europa gegenwärtig Formen des Gesammteigenthums, mit und in denen ein sehr bedeutender Theil der Menschen lebt. Um uns somit eine Vorstellung von der wirthschaftlichen und sozialen Möglichkeit eines

anderen als des bei uns hier in Mittel- und Westeuropa geltenden Eigenthums zu machen, haben wir weder nöthig, weit in die Geschichte zurückzugreifen, die auch bei uns dergleichen Formen zeigt, noch unsern Blick über Europa hinaus nach Java, Indien, anderwärts hin zu richten, wo ähnliche Formen des Gesammteigenthums wie die geschilderten in großer Ausdehnung sich finden. Noch weniger haben wir nöthig, uns von den sozialistischen Theoretikern den verstandesmäßigen Beweis dahin führen zu lassen, daß eine andere Grundlage zur Regelung des wirthschaftlichen Lebens als das Privateigenthum praktisch durchführbar sei[7]).

Daß mit solchen anderen Formen des Eigenthums auch andere Formen des Erbrechts verbunden sein müssen, leuchtet von selbst ein. Dieses ist ja nur ein Theil der gesammten Eigenthumsordnung, welche für die Vertheilung der wirthschaftlichen Befugnisse der Mitglieder eines gegebenen Wirthschaftskreises maßgebend ist. Insbesondere kann unter der Herrschaft des Gesammteigenthums von einer Befugniß, durch letztwillige Verfügung — Testament — den Nachfolger in die Güter zu bestimmen, nicht oder nur in sehr beschränktem Maaße die Rede sein, da das Wesen des Gesammteigenthums eben darin besteht, daß der Einzelne nicht willkürlich, weder bei Lebzeiten noch von Todeswegen in die wirthschaftliche Ordnung eingreifen kann. Sitte und Gesetz sind hier an erster Stelle, während sie in der Privateigenthums-Ordnung an zweiter Stelle sind.

Unser heutiges Erbrecht und insbesondere Testamentsrecht ist ja bekanntlich aus dem alten römischen Recht herübergenommen. Es läßt sich sehr wohl nachweisen, nicht nur wie es allmälig in unsere Eigenthumsordnung eingedrungen ist, sondern auch, wie das Testamentarische Erbrecht im römischen Rechte selbst sich erst mit der Auflösung des alten Stammes- und Familien-Verbandes entwickelt hat[8]), und wie das Testament erst in den letzten Zeiten des Römerreichs zu einer Urkunde, wie wir sie jetzt kennen, ge-

worden ist; nämlich einer schriftlichen, geheimen und erst nach dem Tode des Erblassers wirksamen Verfügung.

Andrerseits unsere moderne gesetzliche (Intestat-)Erbordnung ist nur dadurch erklärlich, daß der ursprünglich für die Besitzfolge in die Güter maßgebende wirthschaftliche Zusammenhang der Familie und des Stammes in den Hintergrund getreten ist, und noch keine neuen Grundsätze gefunden worden sind, welche die Ansprüche der Gesellschaft, der Gesammtheit an das Vermögen des Einzelnen zum Ausdruck brächte.

Solche Ansprüche der Gesammtheit sind aber in jeder Eigenthumsordnung vorhanden und können demgemäß geltend gemacht werden. Und zwar dieses nicht nur deshalb, weil Erwerb und Erhaltung von Eigenthum nicht ohne den Schutz einer höheren Gewalt, sagen wir kurz: des Staates möglich sind; sondern es giebt auch noch in einem weiteren Umfange eine fortwährende, wenn auch unsichtbare und von den Einzelnen kaum gewußte und noch weniger klar erkannte Betheiligung der Gesammtheit, welcher als einem Wirthschaftskreise der betreffende Vermögensbesitzer angehört und als deren Repräsentant der Staat auftritt, am Vermögenserwerbe. Dieser nämlich geht ja auch unter der Privateigenthums-Ordnung nicht so vor sich, daß der Einzelne seiner eigenen wirthschaftlichen Kraft und Thätigkeit, sagen wir im weitesten und durchaus guten Sinne: seiner Spekulation allein seine größeren oder geringeren wirthschaftlichen Erfolge zuschreiben dürfte, sondern es tritt von der anderen Seite, auch abgesehen von der staatlichen Institution des Privateigenthums und neben derselben, jene von der Bestimmung des Einzelnen unabhängige volkswirthschaftliche Aktion der Gesammtheit hinzu, die wir im weitesten Sinne als Conjunktur bezeichnen dürfen. Das Resultat der wirthschaftlichen Operation jeder Wirthschafts-Einheit, der Gewinn wie auch der Verlust, entsteht also theils zwar aus der in ihr einheitlich waltenden disponirenden Thätigkeit, theils aber aus den Chancen, welche die Gegenwirkung der anderen Wirthschafts-Einheiten

bietet. Wir dürfen auch sagen, jedes Einkommen setzt sich zusammen und jedes Vermögen bildet sich aus Arbeits-Einkommen und aus Renten-Einkommen und dem sich daraus ergebenden Besitze. Die Einzelwirthschaft schuldet also einen, rechnerisch freilich nicht feststellbaren Theil ihrer wirthschaftlichen Erfolge — auch Mißerfolge — der Gesammtheit[9]).

Wie nun diese letztere bei uns für Mißerfolge der Einzelwirthschaften durch Armenunterstützung und andere Hilfsanstalten eintritt — während die Steuern als ein Entgelt für die Gewährung der Grundlage des Wirthschaftens überhaupt angesehen werden dürfen, die ja ohne staatliche Ordnung in der jeweilen gegebenen Weise nicht vorhanden wäre —, so ist andererseits ein Recht der Gesammtheit auf Mitbetheiligung an den Erfolgen der Wirthschaft auf dem Wege des Erbrechts nicht zu bezweifeln. Nur daraus, daß man einen entsprechenden Ausdruck hierfür bei uns noch nicht wieder gefunden hat, ist es erklärlich, daß für unsere gesetzliche Erbfolge nur die zufälligen Abstufungen der Blutsverwandtschaft in eine gewisse logische Ordnung gebracht sind, um durch Todesfall herrenlos gewordenes Privateigenthum zu vertheilen; und daß das Prinzip des Gesammteigenthums, in Form des Erbanfalls an den Staat oder die Gemeinde des Verstorbenen, erst dann wieder auftritt, wenn sich gar Niemand mehr findet, den man allenfalls als Verwandten des Erblassers betrachten könnte.

Aus diesen Erörterungen dürfte nun dasjenige klar sein, was zunächst gezeigt werden sollte, nämlich daß es sich bei unserer heutigen Eigenthumsordnung *nicht* um sehr alte, noch weniger um von der Natur des Menschen unbedingt vorgeschriebene Einrichtungen handelt, sondern vielmehr um etwas geschichtlich entwickeltes und selbstverständlich auch in weiterer Entwickelung begriffenes. Man darf sogar sagen, daß es erst in jüngster Zeit bei unseren Völkern Regel geworden ist, daß der Einzelne in der Verfügung über die ihm von der Rechtsordnung garantirten Güter jeder Art, sowie in dem Erwerb von solchen seine Willkür innerhalb so weiter

Grenzen walten lassen darf, daß nur die allernächsten Angehörigen gegen gänzliche Vernachlässigung bei Lebzeiten des Familienhaupts, und gänzliche Entziehung des Erbes bei seinem Tode durch einige Rechtsregeln im bescheidensten Maße geschützt sind; d. h. also: seit verhältnißmäßig kurzer Zeit ist das persönliche oder Privateigenthum bei unseren germanischen und romanischen Kulturvölkern in weitem Umfange anerkannt und durchgeführt.

Die Wahrheit dieses Satzes wird noch mehr einleuchten, wenn der Leser sich daran erinnert, daß alle jene zahlreichen Beschränkungen der persönlichen wirthschaftlichen Willkür, also auch des Privateigenthums, die unter den verschiedenen Titeln bäuerlicher und grundherrlicher Lasten und Rechte, ferner als Zunftschranken und dgl. bestanden, zum großen Theil erst in diesem Jahrhundert aufgehoben worden sind, also in vielen Wirthschaftsverhältnissen das Privateigenthum noch bis in die neueste Zeit nicht völlig ausgebildet war. Es mag auch die Erwägung angestellt werden, daß der Gipfelpunkt der Bewegung zu Gunsten des Privateigenthums gegenwärtig bereits überschritten zu sein scheint, indem wir die Gesetzgeber an der Arbeit sehn, auf mehr als einem Gebiete, z. B. beim Waldeigenthum, bei der Ausnutzung der Arbeitskräfte in Fabriken, und zwar unter dem Beifall aller Einsichtigen und im wohlverstandenen conservativen Interesse der Gesellschaft, wiederum Beschränkungen der individuellen wirthschaftlichen Verfügungsrechte eintreten zu lassen. Ja, man wird sogar zugeben müssen, daß solche Eingriffe in die „Heiligkeit des Eigenthums" noch mehr werden statt finden müssen, wenn nicht die moderne Kultur dem Schicksal der alt-römischen verfallen soll, an deren Untergang nicht zum kleinsten Theile die allzu schroffe Ausbildung des Privateigenthums Schuld hatte.

Daß nämlich die Entwickelung des Eigenthumsrechts mit derjenigen der gesammten Kultur in engstem Zusammenhange steht, daß dasselbe, wie es aus dieser entsteht, so auch seinerseits wieder auf sie einen gewissen selbstständigen Einfluß übt, wird gewiß Nie-

mand in Abrede stellen wollen. Es wäre eine dankbare, bisher noch keineswegs gelöste Aufgabe, diesem Zusammenhange in's Einzelne nachzugehen. Hier soll nur versucht werden, im Allgemeinen auf den Zusammenhang der bei uns gegenwärtig herrschenden Form von Eigenthum und Erbrecht mit der Gestaltung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse durch eine vergleichende Beleuchtung der Wechselbeziehungen der beiden Hauptformen des Eigenthums in ihrer vollen Ausbildung: des Privateigenthums und des Gesammteigenthums mit den gesellschaftlichen Zuständen aufmerksam zu machen.

Vorerst können wir einerseits für die Gesammt-Eigenthums-Ordnung feststellen, daß je reiner diese ausgebildet, desto mehr sie Hand in Hand gehen muß mit wirthschaftlicher und sozialer Gleichheit. Ganz allgemein auf ein Volk ausgebreitet, wird sie auch die demokratische Staatsform zur Begleiterin haben, weil diese aus der Gleichheit der Genossen hervorgehen muß und auch nur auf ihr dauernd beruhen kann. — Ob dieser Zustand überhaupt und ob er für unsere eigenen Verhältnisse wünschenswerth sei, darüber haben wir hier durchaus nicht zu sprechen. — Erstreckt sich das Gesammteigenthum jedoch nur auf einen wenn auch bedeutenden Bruchtheil des Volks, so sind dann freilich wesentlich andere politische Einrichtungen, sogar Leibeigenschaft damit verträglich, wie das Beispiel Rußlands bis 1860 beweist. Auch Indien zeigt, daß die despotische Staatsform sich mit gewissen Formen des Gesammteigenthums verträgt.

Das Gesammteigen verträgt sich ferner, da ja verschiedene Antheils- und Vertheilungs-Systeme am Gesammtgut möglich sind, mit einiger Ungleichheit der Genossen, während allzu starke Ungleichheiten diese Ordnung nothwendig sprengen müssen, so daß dann entweder allgemein Privateigenthum oder die Beschränkung der übrig bleibenden gemeinwirthschaftlichen Einheiten durch mächtige Einzel-Eigenthümer entsteht.

Vom Gesammteigenthum unzertrennlich ist auch die Ausbrei-

tung eines ziemlich gleichmäßigen Wohlstandes unter den Genossen und das Fehlen des Proletariats, weil ja eben Besitzlose nicht vorhanden sind. — Wenn man hierbei darauf hinweisen wollte, daß der Volkswohlstand bei denjenigen Völkern, wo das Gesammteigen vorherrscht, z. B. den Slaven, eine geringe Stufe des Volksreichthums, d. h. der Fülle und Mannigfaltigkeit der Genußmittel zeigt, so wäre gegen die Behauptung der Thatsache selbst nichts, wohl aber dagegen etwas einzuwenden, wenn man dieselbe für eine Folge des Gesammteigenthums halten wollte; denn man kann als Gegensatz auf andere, sogar auf derselben Nationalität angehörige Wirthschaftskreise hinweisen, welche zwar unter der Herrschaft des Privateigenthums, aber auf keiner höheren geistigen und wirthschaftlichen Kulturstufe stehn. Auch kann in keiner Weise erwiesen werden, daß zweckmäßige Formen des Gesammteigenthums den Kulturfortschritt ausschließen.

Dem gegenüber ist nun mit der Privateigenthums-Ordnung zunächst gegeben die Möglichkeit sehr erheblicher Ungleichheiten wirthschaftlicher und gesellschaftlicher Natur unter den Einzelnen. Ebenso wird die politische Unfreiheit erst mit ihr denkbar, wenn auch keinesfalls nothwendig. Denn erst in ihr kann ein Einzelner oder eine Minderheit — welche über großen Besitz selbstständig gebieten — auf Grund wirthschaftlicher Kraft so mächtig werden, um auf dieselbe gestützt die Führung in öffentlichen Angelegenheiten den Anderen aufzuzwingen, mögen diese nun im Privat- oder Gesammteigenthum leben; wie wir auch andrerseits in der Geschichte unserer Völker sehen, daß die durch irgendwelche Umstände erlangte Uebermacht Einzelner in öffentlichen Angelegenheiten zur Auflösung des gemeinwirthschaftlichen Zustandes und zu Privateigen führt.

Ferner darf man behaupten, daß durch die Herrschaft des Privateigenthums möglich werden zwei Erscheinungen, welche zugleich Bedrohungen derselben werden: die Eigenthumslosigkeit und die Uebervölkerung.

Die Eigenthumslosigkeit in strengstem Wortsinne kann allerdings nur in Sklavenstaaten vorkommen und war z. B. im alten Rom das Loos eines sehr großen Bruchtheils der Bevölkerung. Faktisch aber ist dieselbe auch in unserer modernen Privateigenthumsordnung der Zustand eines bedeutenden Theils des Volkes. Volkswirthschaftlich genommen, müssen wir nämlich unter Eigenthumslosigkeit denjenigen Zustand verstehen, wo das Eigenthum der Person oder der Familie zu klein ist, um als Kapital benutzt oder Kapital zu werden. Es bedarf dies wohl noch einer kurzen Erläuterung. Ganz ohne Eigenthum kann ja, wenigstens in unseren Kulturländern Niemand sein, sobald er eine selbstständig wirthschaftende Person ist. Selbst dem Bettler sind einige Kleider und Geräthe unentbehrlich. Das Eigenthum an Gegenständen des persönlichen Gebrauchs und Verbrauchs ist also unter der Herrschaft des Privateigenthums allgemein verbreitet, und muß es sein; und zwar in verschiedenem Umfange je nach der Stellung der Betreffenden in der Gesellschaft. Hingegen ist es unter derselben möglich und ja auch thatsächlich, daß ein großer Theil der Bevölkerung kein über diese Güterarten — Verbrauchsgegenstände, Haushaltungsgüter — hinausgehendes Eigenthum hat, d. h. keine Güter, die als Produktionsmittel dienen und mit denen der Eigenthümer selbstständig als Unternehmer, als Antheilhaber am Nationalkapital, in die Güterproduktion und in die volkswirthschaftliche Werthschaffung eingreifen kann. Dieser Zustand kann, wie unsere heutige Gesellschaft zeigt, ein so zu sagen chronischer für einen großen Theil des Volkes werden, so daß Viele zwar Gebrauchs- und Verbrauchsgüter, aber kein Kapital erarbeiten und zu erarbeiten thatsächlich im Stande sind; mit anderen Worten, trotz Arbeit eigenthumslos bleiben.

Die Uebervölkerung wird durch die Privateigenthumsordnung insofern begünstigt, als in dieser der Zusammenhang zwischen Familienzahl und Volkskapital nicht mehr in dem Grade erforderlich und die Zerreißung dieses Zusammenhanges nicht so schnell

fühlbar wird, wie in der Gesammteigenthums-Ordnung. In letzterer kann kein Hausstand gegründet, kein Kind geboren werden, dem nicht ein Antheil am Volksvermögen und eine Stellung in der nationalen Erwerbsthätigkeit gesichert wäre, und es wird durch Sitte und Gesetz dafür gesorgt sein, daß jener Zusammenhang gewahrt bleibe. Mag dies letztere aber der Fall sein oder nicht; die Privateigenthums-Ordnung hebt denselben prinzipiell auf, falls in ihr nicht die Besitzlosen zugleich Sklaven sind. Sobald die persönliche Freiheit Aller besteht und auch auf wirthschaftlichem Gebiete zum Ausdruck gebracht ist, muß hier auch den Eigenthumslosen, von denen wir soeben sprachen, die Familiengründung gestattet werden, wenngleich die Wahrscheinlichkeit besteht, daß dieselben lebenslang kein Kapital erwerben, wirthschaftlich unselbstständig bleiben. Da sie auf die Arbeit an fremdem Kapital angewiesen sind, so kann bei diesem Theil der Bevölkerung leicht der Fall eintreten, daß jene ihm nur eine kümmerliche Existenz von Tag zu Tag gewährt, oder auch, daß er zeitweilig, ohne sein Verschulden, gar keine Verwendung, und also auch keine Mittel zum Leben findet und dann, in Ermangelung allen Rückhalts an Kapital und Kredit, ohne Unterhalt dasteht. Dann erscheint derselbe als überflüssige Arbeitskraft, und die Träger dieser Arbeitskraft erscheinen als — Uebervölkerung; und zwar stellt sich diese dann heraus als eine nothwendige Folge der wirthschaftlichen Unselbstständigkeit eines Theils der Gesellschaft in der Privateigenthums-Ordnung. Denn nicht davon kann die Rede sein, daß man die Uebervölkerung etwa dem Mangel an Vorsicht bei der Familiengründung seitens der Einzelnen zuschreiben könnte, sonst würden die Eigenthumslosen von derselben überhaupt ausgeschlossen sein; noch davon, daß die Erde unfähig wäre zur Ernährung einer so großen Menschenzahl, da ja Raum und Produktivkräfte der Erde durch die Vermittelung des Eigenthums den Menschen zugänglich werden und an und für sich ja noch keineswegs vollständig und in denkbar stärkstem Maße ausgenutzt sind.

Weiter noch müssen wir als eine Eigenthümlichkeit der Privateigenthums- der Gesammteigenthums-Ordnung gegenüber die hervorheben, daß hier der einmal erlangte Antheil des Einzelnen am Volksvermögen nicht in der Weise gesichert ist, wie dort. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Chancen zu Gewinn und Verlust des Eigenthums um so größer sind, je absoluter das Verfügungsrecht des Einzelnen innerhalb seiner wirthschaftlichen Sphäre sich geltend machen kann, d. i. je schroffer das Privateigenthum ausgebildet ist. Während das Gesammteigenthum nicht ohne große Stetigkeit des Erwerbslebens bestehen bleiben kann, ermöglicht jenes große Mannigfaltigkeit, Lebhaftigkeit, Schwankungen desselben, für den Einzelnen wie im Ganzen; natürlich ebenso im ungünstigen wie im günstigen Sinne.

Hiermit im Zusammenhange steht eine weitere Consequenz für das Privateigenthum. Aus verschiedenen Gründen nämlich, die zu erörtern hier zu weit führen würde, gilt die Regel, daß bei gleicher Freiheit und Intelligenz der Bewirthschaftung ein größeres Kapital billiger, d. h. mit mehr Reinertrag bearbeitet wird als das entsprechend verwendete kleinere. Natürlich ist diese Regel nur bis zu gewissen Grenzen, die von der Art des Kapitals abhängen, gültig. Wo sie es aber nicht mehr ist, da fällt der Umstand in's Gewicht, daß der Besitzer eines großen Kapitals sich mit einem kleineren Reinertrag begnügen kann als der kleinere Besitzer, wenn den Lebensansprüchen beiderseits genügt werden soll. Darum nun steigt mit der Freiheit des Privateigenthums die Wahrscheinlichkeit der Erhaltung und Vermehrung zu Gunsten der großen Antheile am Volkskapital. Das ist aber gleichbedeutend mit einer Konzentrirung des Vermögens in eine immer kleinere Anzahl von Händen, mit einer Zunahme der Unterschiede in der wirthschaftlichen und daher auch in der allgemeinen gesellschaftlichen Lage der Bevölkerung. Man kann also auch sagen: mit der Ausbildung des Privateigenthums, der zunehmenden Unumschränktheit desselben, wächst die Möglichkeit der Vernichtung, aber

auch der Vergrößerung und zugleich der Konzentrirung des Eigenthums.

Endlich ist noch eine Besonderheit der Privateigenthums-Ordnung, die erst in dieser denkbar ist, hervorzuheben, nämlich die Möglichkeit, daß ein Theil der arbeitsfähigen Bevölkerung ohne Arbeit von einem Einkommen lebt, welches ihm nur auf Grund seines Eigenthums, als Rente, zufließt; was zugleich eine Entwickelung der Kreditwirthschaft voraussetzt, welche es Unternehmern ermöglicht, mit fremdem geborgten Kapital zu arbeiten; da ja die Zinsen, welche Jene beziehen, vorerst durch die Unternehmer als neue Güter geschaffen sein, den Ertrag irgend einer Unternehmung gebildet haben müssen.

Die vorstehend geschilderten dürften die wesentlichen prinzipiellen Eigenthümlichkeiten einer gesellschaftlichen Ordnung sein, die wie die unsrige auf dem Privateigenthum beruht; die sich mit der Ausbildung des letzteren verändern und durch sozialpolitische Maßregeln modifiziren lassen. Diese aber, wenn sie von Grundlegender Bedeutung sind, werden immer die Eigenthums-Ordnung selbst mittelbar oder unmittelbar berühren.

Das Erbrecht konnte bei dieser Schilderung nicht als etwas Besonderes herausgehoben werden, denn es ist ja nur ein Theil der Eigenthumsordnung und muß sich dieser entsprechend gestalten. Während beim Gesammteigenthum das Erbrecht Einzelner nur in sehr beschränktem Maße zulässig ist, wird die völlige Ausbildung des Privateigen auch das Recht des Einzelnen, von Todeswegen über sein Vermögen zu verfügen, und eine gesetzliche (Intestat-)Erbordnung mit sich bringen, welche auf Vertheilung der Verlassenschaft unter die dem Verstorbenen muthmaßlich nächsten Personen hinauskommt; wobei Willkürlichkeiten nicht vermieden werden können, sobald es sich um weitere Verwandtschaftsgrade handelt. Eine Beschränkung des Erbrechts zu Gunsten der Gesammtheit resp. des Staats, wie schon jetzt in den Erbschafts-Steuern und im Abschluß des Intestat-Erbrechts bei gewissen Ver-

wandtschaftsgraden eintritt, verträgt sich übrigens auch mit der Privateigenthums-Ordnung und ist sogar eins der einfachsten und leichtesten Mittel, um deren Schroffheit zu mildern. Wir finden auch, daß geschichtlich das Privaterbrecht langsamer zur schroffen Ausbildung kommt wie das Privateigenthum.

Durch diese Darstellung dürfte nun Folgendes außer Zweifel gestellt und anschaulich gemacht sein: Erstens, daß die Begriffe Eigenthum und Erbrecht, die zwei Seiten der Eigenthumsordnung, nicht eine, ein für alle mal gegebene, naturgemäße, nothwendige Form bezeichnen, sondern eine Reihe geschichtlich vorhandener und verstandesmäßig erfaßbarer Formen enthalten; zweitens, daß unsere heutige Eigenthumsordnung nur eine dieser Formen ist und neben und nach ihr auch andere möglich erscheinen; und drittens daß diese unsere Eigenthumsordnung sich mithin auch als eine der Weiterentwickelung fähige zugleich auch theilsweis bedürftige zeigt; letzteres, weil sie als Privateigenthums-Ordnung eine Reihe von Eigenthümlichkeiten in sich birgt, wie nachgewiesen wurde, welche bei schrofferer Ausbildung sich als ebenso viele Gefahren für den Wohlstand und den Frieden der Gesellschaft erweisen. Wir können unsere Eigenthumsordnung also als Reform-fähige und Reform-bedürftige bezeichnen; in dem Sinne wie überhaupt alle sozialen Einrichtungen, als Ausflüsse freier menschlicher Thätigkeit dieses sind, und entweder durch rechtzeitige kluge Einsicht in die Zeitbedürfnisse und Leitung zum Besseren oder durch Kämpfe fortentwickelt werden.

Reden wir nun aber von Entwickelung und Reform unserer Eigenthums-Ordnung, so werden weder Fähigkeit dazu noch Bedürftigkeit danach ohne weiteres zugegeben und noch ein näherer Nachweis darüber verlangt werden können, ob denn unsere geistige und materielle Kultur möglich sei ohne die jetzige Ausbildung des Privateigenthums und dieses nicht in diesem Sinne doch eine nothwendige Einrichtung sei; da wir ja selbstverständlich die

erreichte Ziviliſation nicht wieder fahren laſſen wollen. Hierüber ſich zu verſtändigen wird noch unumgänglich ſein.

Diejenigen, welche ohne Weiteres zu behaupten geneigt ſind, daß mit unſerem Eigenthum die Kultnr ſtehe und falle, werden ſich namentlich auf die Wahrnehmung berufen, daß wir Geſammteigenthum in früheren Perioden der Völkergeſchichte und bei wenig kultivirten Völkern ſehn, auf höherer Stufe aber, namentlich auch bei den klaſſiſchen Vorbildern unſerer Kultur, den alten Griechen und Römern ein ſtark ausgebildetes Pivateigenthum vorfinden.

Dieſer Beweis für die Nothwendigkeit des Privateigenthums iſt indeſſen doch nicht als ſtichhaltig anzuerkennen. Es iſt nämlich folgendes zu erwägen: das Geſammteigenthum kann für den Kulturſtandpunkt jener niedriger ſtehenden Völker nicht als Urſache verantwortlich gemacht werden; und wenn ſich herausſtellen ſollte, daß die bisher bekannten Formen desſelben mit einer hohen Kultur unverträglich ſeien, daß dasſelbe doch nicht für andere, neu zu ſchaffende und bisher noch unbekannte und unerprobte Formen gilt. Auch iſt andrerſeits zu erwägen, daß das Privateigenthum die Ausartung und den Untergang der Kultur der Völker des Alterthums keineswegs verhindert hat, ſondern wie gerade ſeine ſehr ſchroffe Ausbildung, ſein Mißbrauch, ſeine Anhäufung in wenigen Händen die Vernichtung der Reiche des Alterthums beſchleunigt haben.

Die „Lehren der Geſchichte“ ſind auch hier als für die Zukunft maßgebende unbrauchbar; aus der Geſchichte läßt ſich für dieſe Fragen nichts beweiſen; wir müſſen die Antwort aus der Betrachtung unſerer Zuſtände ſelbſt ableiten.

In dieſer läßt ſich nun keine Begründung dafür finden, daß zur Erhaltung unſerer Kulturerrungenſchaften ein ſtarres Feſthalten gerade an den gegenwärtigen Formen von Eigenthum und Erbrecht nothwendig wäre; zumal wenn man die Fortentwickelung der Eigenthumsordnung in der Richtung ſucht, daß einem möglichſt großen Bruchtheil der Bevölkerung Antheil am Nationalkapital,

sei es in Form des Gesammt- oder des Privateigenthums gewährt werde. Und daß gerade diese Richtung, die man als theilweise Wiederbelebung des Gesammteigenthums bezeichnen kann, die in irgend einer näher zu bestimmenden Weise und Ausdehnung zu erfolgen haben wird[10]), anzustreben ist, leuchtet von selbst ein; weil eben die Gefahren und Nachtheile für unsere Gesellschaft, die wir kennen gelernt haben, nach der Seite der allzuschroffen Ausbildung des Privateigenthums hin liegen. Hierbei ist aber freilich durchaus nicht nöthig, daß wir uns behufs jener Veränderungen schon eine bestimmte ideale Eigenthumsordnung vorzeichneten, die allmälig zu verwirklichen wäre; sondern es kommt nur auf diese allgemeine Richtung an.

Daß durch die Verfolgung derselben wirkliche Kulturerrungenschaften nicht in Frage gestellt werden würden, läßt sich in einzelnen Punkten mit genügender Bestimmtheit nachweisen.

So geben uns hinsichtlich des Eigenthums an Grund und Boden gegenwärtig bestehende Zustände den Beweis an die Hand, daß die Aufhebung des Privateigenthums daran und die Ueberführung desselben in Staats-, Gemeinde- oder sonstigen Gesammtbesitz ein volkswirthschaftlicher Schaden, eine Hemmung und Verminderung der Gütererzeugung keineswegs zur Folge zu haben braucht. Wir haben heutzutage Länder vor Augen, die zu den höchstkultivirten gehören, wie England[11]), wie Italien, wie manche Theile Deutschlands und Oesterreichs, wo ein Privateigenthum an Grund und Boden thatsächlich kaum vorhanden ist. Wo nämlich nur ein verschwindender Bruchtheil der Bevölkerung an Grund und Boden mit Eigenthum betheiligt und der bei weitem größte Theil der Gesammtfläche in den Händen weniger Großbesitzer ist, wie dies in den bezeichneten Gebieten der Fall, da ist durch diese Thatsache der Beweis erbracht, daß dort wenigstens die landwirthschaftliche Kultur auch ohne alles private Grundeigenthum in mindestens ebenso guter Weise fortbestehen könnte. Denn sobald Grundbesitz zu groß ist, um durch den Besitzer selbst bewirthschaftet werden zu können,

bleibt nur die Bewirthschaftung in Pachtungen, und diese kann bei irgendwie zweckmäßiger öffentlicher Verwaltung ebenso gut durch diese als durch eine private bewirkt werden. Ja es ist sogar anzunehmen, daß Staat und Gemeinde nicht nur mindestens ebenso befähigt wären, die Pachtungen auszuthun und die Grundrente einzuziehen, wie Private, sondern daß sie auch viel mehr auf eine wirklich gemeinnützige Vertheilung der Nutzungen und Verwendnng der Erträge hinarbeiten könnten wie jene. Eine andere Eigenthumsordnung als die unsere wäre also z. B. in diesem Punkte und in großem Maßstabe volkswirthschaftlich ganz wohl möglich, und die Schwierigkeit würde nur in der Herbeiführung eines solchen Zustandes liegen. Ueber die Wünschbarkeit sprechen wir hier nicht.

Ein zweiter Punkt, in dem sich eine Weiterbildung der Eigenthumsordnung im angegebenen Sinne als unmittelbar möglich nachweisen läßt, ist das Intestat-Erbrecht, das jetzt in Bezug auf die weiteren Verwandtschaftsgrade auf einer rein logisch construirten Erbfolge-Ordnung beruht, die mit dem wirklicheu Zwecke des Erbrechts nichts zu thun hat[12]).

Der vornehmste Grund und zugleich Zweck des Erbrechts ist doch unstreitig der: daß er der Erhaltung und Förderung der wirthschaftlichen Existenz der Familie dienen soll; und zwar der Begriff der „Familie" hier im wirthschaftlichen Sinne verstanden als die bei Lebzeiten des Erblassers wirthschaftlich von ihm abhängenden Verwandten. Aus diesem in dem ganzen Wesen unserer auf Privateigenthum beruhenden Gesellschaft begründeten ersten und wichtigsten Zweck des Erbrechts geht ohne Weiteres die Forderung hervor, daß durch das Erbrecht den die Familie — in diesem Sinne — regelmäßig bildenden Personen, vor Allen dem überlebenden Ehegatten, namentlich der Ehefrau und den noch unselbständigen Kindern ein ausgedehntes Intestat- und Pflichttheils-Erbrecht gewährt werde. Diese Forderung ist eine allen anderen sowohl privat- wie volkswirthschaftlichen Rücksichten vorausgehende, weil die Familie, als einzelwirthschaftlicher Körper

in obigem Sinne die Grundlage aller unserer gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen bildet und nach der unbestrittenen gemeinsamen Ueberzeugung Aller heut mehr als je der Stärkung und Kräftigung durch alle zweckmäßigen Mittel, also auch durch das Erbrecht bedarf.

Der zweite Grundsatz, der nach dem wirthschaftlichen für die Vertheilung der Verlassenschaften maßgebend sein soll, ist aber dann: daß diese geschehe nach Maßgabe des im Volksbewußtsein anerkannten wirthschaftlichen und sittlichen Zusammenhanges der Einzelwirthschaften. Wenn man nun fragt, wie weit sich dieses Bewußtsein erstrecke, so kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß es sich nicht oder nicht mehr so weit erstreckt, als man den noch gegenwärtig geltenden Erbrechten nach anzunehmen geneigt sein könnte; welche ja die Fortpflanzung und Vertheilung der Hinterlassenschaften bis in die entferntesten, nur irgendwie noch auf Grund von Blutmischung oder Heirathen construirbaren Verwandtschaftsgrade vorschreiben, ehe sie den Staat oder die Gemeinde oder sonst eine Gesammtheit, die gegen den Erblasser wirthschaftlich und sittlich viel nähere Ansprüche erheben kann, als Erben bestellen. Eine Ausdehnung des Erbrechts auf solche entfernte Verwandte beruht, bei der heutigen volkswirthschaftlichen Entwicklung und dem heutigen Anschauungen, wo von einem so weit umfassenden Bewußtsein von Familienzusammengehörigkeit nicht die Rede ist und wo ein solches in diesem Umfange wieder zuerwecken unmöglich ist, weder auf wirthschaftlicher noch auf sittlicher Nothwendigkeit; und daraus darf man ohne Weiteres folgern, daß eine Veränderung des (Intestat-)Erbrechts in diesem Punkte nicht sowohl schädliche Folgen haben würde, als vielmehr leicht auf für den Volkswohlstand zweckmäßigere Erfolge hinaus kommen könnte[13]).

Diese Ausführungen genügen, um deutlich zu machen, daß die Reformfähigkeit unserer Eigenthumsordnung in einzelnen bestimmten Punkten sich schon jetzt klar nachweisen läßt. Wie weit

und in welcher Richtung auch eine Reformbedürftigkeit vorliegt, ist nachzuweisen hier keineswegs beabsichtigt; wenn gleich nach den vorhergehenden Erörterungen nicht zweifelhaft sein kann, daß uns gerade diejenigen Bestrebungen, welche darauf gerichtet sind, die bei uns vorhandenen Elemente des Gesammteigenthums, wie das Eigenthum des Staats und der Gemeinden an Grund und Boden, namentlich Wald[14]), und an wirthschaftlichen Anstalten, namentlich Verkehrsmitteln, zu erhalten und weiter zu entwickeln, besonders geeignet erscheinen, um die in der schroffen Ausbildung des Privateigenthums unleugbar liegenden Gefahren abzuwehren.

Eine einseitige Entwickelung in sozialen Dingen trägt immer die Gefahr eines Umschlags, einer Unterbrechung der friedlichen Entwickelung in sich. Nicht mit Unrecht hat der geistreiche Sozialisten-Führer Carl Marx in seinem von staunenswerthem Wissen und Fleiße zeugenden Buche über das Kapital[15]) ausgeführt, wie die Großindustrie, die private Großwirthschaft überhaupt, welche auf dem Zusammenwirken großer, sich in ziemlich gleicher Lebenslage befindender Mengen von Arbeitern beruht, den Keim des Kommunismus resp. der Anwendung des republikanischen Prinzips auf das wirthschaftliche Gebiet in sich trägt.

Will man aber weder denjenigen angehören, die einen solchen Umschlag für die ganze Privateigenthumsordnung hoffen, noch den Vertrauensseligen, die ihn für undenkbar halten, noch zu denjenigen gehören, denen nur daran gelegen ist, daß die gegenwärtige Ordnung sie selbst noch aushalte; sondern zu den Freunden einer stetigen, conservativen Entwickelung der Gesellschaft, so muß man vor allen Dingen davon ausgehn, daß alle unsere sozialen Institutionen nicht nur entwickelungsfähig sind, sondern auch durch rationelle Weiterentwickelung vor Einseitigkeit und danach gewaltsamen Störungen bewahrt sein wollen.

Dies auch betreffs unserer gesellschaftlichen Grundinstitutionen Eigenthum und Erbrecht in eindringliche Erinnerung zu bringen, möge den vorliegenden Blättern gelungen sein.

Anmerkungen.

Der vorliegende Aufsatz ist die Ueberarbeitung eines öffentlichen Vortrags, der vom Verfasser in Bern im Cyklus der von der Universität veranstalteten Vorträge im Saale des Großen Rathes gehalten wurde.

In den nachstehenden Anmerkungen werden die Belege zu den betreffenden Stellen des Textes gegeben, hauptsächlich mit der Absicht dem Lesepublikum der „Zeit und Streitfragen" als Orientirungsmittel dienliche Literatur zu bezeichnen.

1) Ueber die Auffassung des Verfassers betreffs der sozialen Fragen vergleiche dessen „Theorie der sozialen Frage." Jena, Fr. Mauke, 1871 und „Die soziale Frage," Vortrag im Großrathssaal zu Bern. Bern, Jent und Reinert, 1873.

2) Für die Beleuchtung der Eigenthumslehre vom juristischen Standpunkte aus ist wohl das beachtenswertheste zusammenfassende Buch: B. W. Leist, Ueber die Natur des Eigenthums. Jena, Frommann 1859. Die vorzüglichste Behandlung der Eigenthums-Lehre vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus, zugleich allgemein verständlich mit reichster Literaturangabe ist die von Adolf Wagner, (Rau-Wagner) Lehrbuch der politischen Oekonomie, I. Allgemeine oder theoretische Volkswirthschaftslehre. Leipzig, Winter 1876. §. 254ff.

3) Vergl. den anziehenden Vortrag des Berner Rechtslehrers W. Munzinger „Erbrechtliche Studien." Basel 1874; K. Umpfenbach, des Volkes Erben. Berlin 1874; Bluntschli's Artikel Eigenthum in Bluntschli-Braters Staatswörterbuch, und dessen Entwurf zu einem privatrechtlichen Gesetzbuch für den Kanton Zürich. (4. Bd. Erbrecht. S. 67).

4) Interessante Einzelheiten sind gesammelt bei Lubbock, Die Entstehung der Zivilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts, deutsch von Passow. Jena, Costenoble, 1875.

5) Ueber die Geschichte des Grundeigenthums bietet das beste Zusammenfassende Emile de Laveleye, De la Propriété et de ses formes primitives. Paris, Baillière 1874.

6) Vergl. August Meitzen, der Boden und die landwirthschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staats. 1. Band. Berlin 1868. S. 348.

7) Ueber moderne praktische Versuche den Kommunismus zu verwirklichen, s. Nordhoff, The communistic societies in the United States, London 1875.

8) Hierüber die meisterhaften Studien von Henry Summer Maine, Ancient Law, its connection with early history of society and its relation to modern Ideas, 2. englische, 1. amerikanische Ausgabe. New-York 1871, (auch französisch von Courcelle-Seneuil, Paris 1874.) Chaptre VI—VIII. (Derselbe Schriftsteller, welcher das interessante Werk über die indischen — Village communities — Dorfgemeinschaften geschrieben hat).

9) Vergl. die Ausführungen in des Verfassers Schrift: „Erbschaftsteuer und Erbrechtsreform." 2. Ausg. Jena, Fr. Mauke (E. Schenk) 1877. S. 46.

10) Vorschläge dazu bei Adolf Samter, Gesellschaftliches und Privat-Eigenthum als Grundlage der Sozialpolitik; Leipzig, Duncker und Humblot. 1877.

11) Ueber die Grundbesitz-Verhältnisse in England und Schottland sind im Jahre 1873 statistische Erhebungen angestellt worden, deren Ergebnisse in zwei parlamentarischen Blaubüchern vorliegen, die freilich nur sehr annähernd richtig sind und die wirkliche Zahl der Grundeigenthümer bedeutend zu hoch angeben. Es betrug danach die

Zahl der Besitzungen	in England u. Wales	in Schottland.
unter 1 Acre (40,49 Aren = 1,58 preußische Morgen):	703,289	103,639
diese nahmen zusammen eine Fläche ein v.	151,151	53,305 Acres
Besitzungen von 1 Acre und mehr . .	269,547	27,864
die zusammen eine Fläche einnahmen von:	32,862,459	18,903,389 Acres

Unter den kleinen Besitzungen sind auch die städtischen, mit Ausnahme von London.

In England und Wales waren 273, in Schottland 281 Großgrundbesitzer, welche je 10,000 Acres und mehr besaßen, darunter die größte Besitzung: 241,881 Acres (Herzog von Richmond). Für Italien, wo der Großgrundbesitz gleichfalls gewaltigen Umfang hat, existirt eine ähnliche Statistik noch nicht.

12) Vergl. auch in dem Heft 85, 1877, der „Zeit und Streitfragen": Angriffe auf das Erbrecht von Prof. Dr. J. Baron, der mit den bemerkenswerthen Worten — S. 31 — schließt: „Deshalb ist es die erste Aufgabe der Gesetzgebung, das Erbrecht wieder mit Ideen zu erfüllen, den „juristischen Idealismus" in dasselbe zurückzuführen; denn wir wollen die Rechtsinstitutionen nicht bloß deshalb, weil wir sie überkommen haben, sondern weil wir von ihnen überzeugt sind."

13) Mit besonderer Rücksicht auf die im Gange befindliche Ausarbeitung eines Erbrechts-Gesetzes für das Deutsche Reich hat der Verfasser dieses entwickelt in dem Aufsatze „Volkswirthschaftliche Bemerkungen zur Reform des Erbrechts" in Hirths Annalen des Deutschen Reichs 1877, S. 97 ff.

14) Vergl. des Verfasser's „Waldschutzfrage vom Standpunkt der Volkswirthschaftspolitik" in den Forstlichen Blättern, Septemberheft 1876; und „Das Recht und die Pflichten des ländlichen Grundeigenthums" in den Landwirthschaftlichen Jahrbüchern, Organ des Preuß. Landes-Oekonomie-Kollegiums. Juli 1874.

15) K. Marx, Das Kapital. I. Band. 2. Aufl. Hamburg, Meißner, 1872. S. 791 ff.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

(594)

3 2044 072 008 600

MAY 2 1879
JUN 2 1879
JAN 7 1885

MAR 19 1885

WIDENER
WIDENER
DEC 0 5
FEB 1 0 2004
CANCELLED